Memoiren

der

Senora Pepita.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe

aus dem Leben einer Tänzerin.

[illegible]

Erſter Band.

Berlin.

Verlag von Hermann Hollſtein.

Meine Memoiren und ich.

Ich habe ein Leben geführt wie wenige meines Geſchlechtes, bunt, bewegt, romantiſch, ſeltſam und wechſelvoll.

Es giebt keine Höhe, keine Tiefe des Lebens, zu der ich mich nicht emporgeſchwungen, zu der ich mich nicht herabgelaſſen hätte.

Es giebt keinen berühmten Ort in der civiliſirten Welt, an welchem ich nicht geiſtig und körperlich verweilt hätte.

Es giebt keine Handlung, keine Edelthat, keine Unthat von einiger weitgreifender Bedeutung, ſeit den letzten funfzehn Jahren, zu deren Quelle ich nicht gelangt wäre.

Dinge, die oft viel höher ſtehenden Perſonen unbekannt geblieben, habe ich bis zu ihren geheimſten Triebfedern verfolgen können.

Von manchem Myſterium wurde mir der Schleier

gelüftet, in welches mächtigere Personen einzudringen vergebens sich bemühten.

Ueber Dinge, worüber die offizielle Welt oft sehr ernsthaft das Gesicht in Falten legte, habe ich lachen müssen, denn ich sah sie kommen und wußte, warum sie kamen.

Von andern Thatsachen, deren Verlauf der Gegenwart Sorge macht, habe ich die Fäden in der Hand — ich kann Euch sagen, was Eure Sorge werth ist.

Ich habe fast alle cultivirten Länder Europa's, alle bedeutenderen Städte, alle Sitten und Unsitten ihrer Bewohner studirt.

Ich hatte stets die Hand am Pulsschlage der Zeit.

Ich habe die Völker und die Fürsten, das Leben an den Höfen und in den Salons, in der vornehmsten wie in der niedrigsten Sphäre vollkommen genau kennen gelernt.

Und dies Alles werde ich Euch in diesem Buche erzählen.

Wie? Wäre ich allwissend? —

Allwissend nicht, aber ich bin ein — Weib.

Die Welt sagt von mir, — und ich bin nicht eitel genug, um es zu bezweifeln — daß ich ein schönes Weib sei. Und was ist Frauen in diesem Falle nicht möglich? —

Es bedarf bei ihnen keiner großen Politik, um diplomatisch zu werden, und es ist eine Illusion, wenn man glaubt, die Männer wären verschwiegener als wir.

Es bedarf keines großen Verstandes, um eine Einge-

weihete zu werden, und ich habe es oft genug bewundert, wie treffend der staatskluge Oxenstierna seinem Sohne schrieb: Du glaubst nicht, mit wie wenigem Verstand die Welt regiert wird.

Ja, ich habe es erfahren, wie dumm und einfältig oft die Klugen, wie verständig nicht selten die Dummen handeln.

Wenn es wirklich ein Privilegium unseres Geschlechtes ist — neugierig zu sein, so muß ich von mir gestehen, daß ich mich dieses Privilegiums in einem hohen Grade erfreue.

Ich hatte stets seine Ohren und ein scharfes Auge, die Welt ist mir stets zu interessant erschienen, um nicht Alles das mit der höchsten Wißbegierde zu umfassen, was sie berührte.

Und welch' eine Zeit ist unsere heutige.

Wie reich an Erkenntniß, an Wissenstrieb, an theoretischer und praktischer Humanität, an Kampf, an edlen und großherzigen Empfindungen, an Ahnungen einer großen Zukunft, welches Alles sich vereint, um das Menschengeschlecht würdig seiner großen Aufgabe zu machen, die ihm Gott gestellt.

Und bei all' diesem Streben, welches die Menschheit so groß macht, wie klein erscheinen dennoch so oft die Menschen.

Ich werde auch hiervon zu erzählen haben.

Zunächst werde ich nicht vergessen, daß ich eine Spanierin bin.

Bei diesem edlen Lande Spanien, in welchem die Wunder der Tausend und Ein nie erstorben sind, werde ich beginnen, und ich bin gewiß, daß ich dem Leser meine Gefühle einflößen werde: Bewunderung, Mitleid, Erstaunen und Entsetzen.

Ich werde nicht mit vornehmen Ahnen prahlen. Jeder Spanier und jede Spanierin haben etwas von dem Blute, das groß und edel machen kann, in ihren Adern. Ich bin stolz auf dieses Blut.

Das Leben meiner Kindheit bis zu dem Zeitpunkte, wo ich in die große Welt eintrat, gleicht einem Roman.

Ich habe alle Stadien eines bewegten Lebens durchgemacht, welche den Charakter stählen, den Geist aufklären, den Verstand schärfen, das Urtheil sicher machen.

Ich war in den gefahrvollsten Situationen und habe nicht gezittert.

Ich befand mich in der Gewalt von Menschen wie Hyänen, und ich habe ihren Sinn gebrochen.

Ja, wahrlich, wenn meine erste Jugend ein Roman ist, wie ihn nur die kühnste, geistreichste Phantasie erfinden könnte, so ist mein ferneres Leben ein Tagebuch der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.

Die Aufschlüsse, die ich über viele Dinge, Charaktere und Zustände geben werde, müssen jeden denkenden Men-

schen, Mann oder Frau, Alt oder Jung, auf das Lebhafteste spannen.

Frühzeitig auf mich selbst angewiesen, von der Vorsehung im zartesten Alter in die Schule des Lebens gesandt, habe ich erst schüchtern, dann mit keckem Selbstbewußtsein den Fehdehandschuh aufgehoben, den mir die bösen Leidenschaften und Thorheiten zugeworfen.

Es giebt keine Regung in dem Herzen eines Mannes, die ich nicht belauscht hätte. In der Politik, in der Liebe, mit dem Schwerte und dem Messer in der Faust, in der Banditenhöhle, auf dem Heerwege, im Lager, im Hofe, im Kabinette, im Boudoir, inmitten der Schlacht, als Besiegter und Sieger, im Kleinmuth und in der Verzweiflung der Niederlage, im Uebermuth und in der Begeisterung des Triumphes, berauscht von Wein und Glück, von Blut und Stolz habe ich den Mann gesehen.

Ich habe gesehen, wie viel Leidenschaft, Kraft, Energie und Anstrengung die Männer für Dinge aufgewendet, die dem Weibe so nichtig sind, daß diese fast nicht minder viel Leidenschaft, Kraft und Seele daran setzten, um sie ungeschehen zu machen.

Ich hatte nur allzu oft Gelegenheit, die edle Resignation zu bewundern, mit welcher das Weib das Märtyrerthum trägt, das ihm der Despotismus, die Anmaßung, die Roheit und der Uebermuth der Männer auferlegt.

Und das Alles, wird man fragen, soll sich mir offenbart haben, während ich die Welt durchtanzte? —

O, habt Ihr auch recht verstanden, was der Tanz einer Spanierin ist?

In jedem Pas ist ein Wort, jeder Sprung eine Geschichte aus dem Buche meines Lebens. Ja, ich habe mich daran gewöhnt, im Tanze zu reden, zu denken, und Ihr könnt das Leben, die Welt, die Leidenschaften, die Thorheiten, den Kampf, das Glück, die Hoffnung und die Verzweiflung in diesem Tanze finden.

Nein, Ihr wißt noch nicht, die Ihr nicht Spanier seid, was ein spanischer Tanz bedeutet, Ihr versteht den Unterschied nicht.

Folget jener spanischen Zigeunerin, der Gitana, in das Geheimniß der Gebirge und in die Felsenklüfte einer Sierra, der Tänzerin auf die Bretter ihrer Bühne, dem jungen Mädchen hinter das Versteck ihrer grünen Jalousieen, und Ihr werdet sehen, wie sie sich in ihrer Mantille schnüren, ihr langes Haar lösen, Castagnetten oder manchmal ein Tambourin ergreifen, ein kurzes Gebet murmeln und dann — tanzen wird.

In Spanien wird man als Tänzer oder Tänzerin geboren, wie in andern Orten als Dichter und Tonkünstler.

Der Tanz ist in Spanien eine Sprache, die für jedes Wort ihre Zeichen, Geberden und Bewegungen hat. Er

drückt Liebe, Schwärmerei, Empfindsamkeit, Zorn, Eifersucht aus, genug, er ist die wahre Beredtsamkeit.

O, Ihr wißt es nicht, wie oft ich zwischen und auf Dornen tanzte, während man wähnte, es seien köstliche Blumen und Kränze, mir zur Verehrung geweiht.

Und doch lachte mein Auge, doch schien ich entzückt, begeistert, ganz hingebend dem Beifall des Publikums, welches dicht gedrängt, Kopf an Kopf, mit Spannung jeder meiner Bewegungen folgte.

Mein Buch ist auch eine Moral — aber entsetzt Euch nicht — — es wird nicht die Moral einer Betschwester werden. Es erscheint nicht mit einem Trauerrand, klagend um ein verlorenes Leben, und ich bürge Euch dafür, daß Ihr Euch dabei erlustigen werdet.

Ich habe nicht aufgehört zu leben, zu tanzen, zu lachen, die Bühne ist noch heute meine Welt. Aber Ihr sollt erfahren, was das für eine Welt ist, die hinter den Coulissen spielt.

Ein Leben, wie es wenige meines Geschlechtes geführt haben, liegt hinter mir. Verhängnißvolle Zeiten sind an mir sehr nahe vorüber gegangen. Mein Schicksal hat es gewollt, daß ich mit einer großen Anzahl historischer Persönlichkeiten in Berührung gekommen, ich werde über diese Männer und Frauen die wahrhaftigsten und unbefangensten Aufschlüsse geben.

So trete denn dieses Buch in die Welt. Es wird hoffentlich derjenigen gleichen, die es repräsentiren soll, keck,

unbefangen, vielſagend, tief, feurig, anziehend, vielſeitig. —

Genug des Lobes? — Beſcheiden ſind nur die Lumpe, ſagt der größte Dichter der Deutſchen — ſo nennet denn mich und mein Buch immerhin unbeſcheiden — aber es wird wahrhaft und gedankenvoll ſein.

Erſtes Kapitel.

Der Anfang meines Lebens.

Eine Idylle. — Ein kleiner Liebhaber. — Die Zigeunerbande. — Der Traum. — Ich gehe in die weite Welt.

Ich bin in einem Dorfe acht Meilen von Madrid geboren. Meinen Vater verlor ich im dritten, meine Mutter im fünften Jahre meines Lebens. Ich fand als Waiſe Gnade in den Augen eines alten Schäfers, der mich zu ſich nahm. Von nun an führte ich ein Leben, wie Moſes, denn nach und nach wurde ich die Stellvertreterin meines Pflegevaters, weidete die Schafe und war zufrieden mit meinen frommen Thierchen, mit mir ſelbſt und mit der Welt. Vielleicht wäre ich bis an's Ende meines Daſeins in der genügſamen Geſellſchaft meiner Heerde geblieben, hätte ich nicht im achten Jahre meines Lebens eine Bekanntſchaft gemacht, die den größten Einfluß auf mein ferneres Schickſal ausübte.

Der Dorfrichter nämlich hatte ebenfalls einen Pflegeſohn, einen munteren, ſtarken und klugen Knaben, welcher zwei Jahre älter als ich war. Der Knabe fand Gefallen an mir und ich an ihm. Wir waren allerdings noch zu jung, um in einander verliebt zu ſein, in unſerm unſchuldigen Alter kannten wir nur ſchwiſterliche Liebe und Freundſchaft. Dieſer Knabe, ſein Name war Juan, beſuchte mich täglich bei meinen Schafen.

In meiner Gesellschaft verzehrte er sein Vesperbrod. Er brachte seine wenigen Bücher mit, die er besaß, und lernte seine Lectionen mit mir; was mir aber am meisten gefiel, er blies schon ganz allerliebst die Flöte und ich tanzte darnach, denn ich hatte für den Tanz eine große Anlage, und oft versammelte sich das ganze Dorf bei mir, um mich tanzen zu sehen.

So verlebten wir einige Jahre herzlich froh mit einander, als eine kleine Zigeunerbande durch unser Dorf kam und ihre seltsamen Kunststücke zeigte. Jubelnd lief die ganze Dorfjugend zusammen, auf Niemanden aber schien diese Bande einen so nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben, als auf meinen kleinen Freund und mich.

Am Tage nach jenem Vorfall kam dieser wie gewöhnlich zu mir auf's Feld hinaus.

Pita, so nannte man mich allgemein, sagte er, waren die Männer und Frauen gestern nicht wunderschön? —

O, sehr schön. Das große schlanke Mädchen mit dem goldbesetzten Rock, versetzte ich, kam mir noch nicht aus dem Sinne.

Ja, wie hübsch sie tanzte, fast so hübsch wie Du, erwiederte Juan.

O, Du Schmeichler, entgegnete ich, fast so hübsch! — Wenn ich erst so tanzen könnte, mein Leben gäb' ich darum.

Und wie keck der braune Mann auf dem Seile stand und ging, rief Juan. Nicht wahr, Pita, wenn ich ihm das nachmachen könnte, da würdest Du mir noch einmal so gut sein.

Das weiß ich noch nicht, Juan, versetzte ich sehr ernst, das muß ich mir erst einmal überlegen.

Ich aber bin mit mir einig, entgegnete Juan, und sah mich dabei sehr sonderbar an. Ich werde ein Zigeuner. Noch heute verlasse ich das Dorf, hörst Du, Pita, noch heute, ich folge der Bande und schließe mich ihr an. Ich will ein Hauptmann werden!

Juan, sagte ich ernsthaft, Du wolltest von mir gehen? —

Nein, ich will Dich nicht verlaſſen, Pita, dafür ſei Gott, ich hoffe aber, daß Du mir folgen wirſt.

Dir? — In die weite Welt? — ohne Hülfsmittel? — Ich ein Kind, Du ein Knabe! —

Du kannſt Dich ganz auf mich verlaſſen. Sei unbeſorgt, Du ſollſt nicht Hungers ſterben.

Nein, verſetzte ich ſehr entſchieden, das wäre wohl ein großes Unrecht gegen unſere Pflegeeltern, Juan.

Der Knabe ſah mich entſchloſſen an, ergriff meine Hand und ſagte mit einer Stimme, die mich ſeltſam erregte: Pita, wenn Du nicht mit mir gehen willſt, weißt Du, was ich dann thun werde? —

Nun, Du wirſt bleiben, verſetzte ich lächelnd.

Juan ſchüttelte das Haupt.

Du wirſt gehen und mich bei meinen Lämmern laſſen.

Juan ſchüttelte abermals das Haupt.

Nun, was würdeſt Du dann thun? —

Ich würde Dich entführen! —

Ich lachte laut auf.

Ganz gewiß, ich würde Dich entführen, wiederholte Juan.

Mich gegen meinen Willen? —

Nun freilich, wenn Du mir entgegen biſt.

Und weißt Du, Juan, was ich dann thun würde? —

Du würdeſt mir freiwillig folgen.

Ich ſchüttelte den Kopf.

Du würdeſt Dich zur Wehre ſetzen? —

Ich ſchüttelte abermals den Kopf.

Dann weiß ich nicht.

Ich würde Dich entſetzlich haſſen.

Juan ſchien überraſcht. Er ſah mich mit ſeinen dunkeln, funkelnden Augen ſeltſam an.

Das wirſt Du niemals können, ſagte er dann.

Gewiß. Wenn Du mich zwingen wollteſt, etwas zu thun, dem ich widerſtrebe, dann nehme ich an, daß Du nicht mein Freund, mein Bruder, ſondern mein Tyrann ſein willſt. Ich

aber will keinen Tyrannen über mich dulden. Juan, ich würde den Menschen entsetzlich hassen, dessen Liebe mich seinem Willen blindlings unterthan machen wollte. Und ich sage Dir, ich habe keine Lust, meine Schafe zu verlassen. Sie lieben mich und sind mir gut. Sie sind vielleicht besser als die Menschen, die auch Schafe sind, aber unser Pastor sagt: reudige Schafe, die ihren Hirten verlassen und auf seinen Ruf nicht achten.

Juan brach von diesem Thema ab und wurde sehr nachdenklich.

Diese Unterhaltung hatte auf uns beide einen sehr eigenthümlichen Eindruck gemacht. Es wurden Ideen, Empfindungen bei uns geweckt, die bisher in uns geschlummert hatten. Wir waren Beide sehr gedankenvoll. Juan blies nicht und ich tanzte nicht, der Abend ergoß sich in seiner majestätischen Feierlichkeit über die Landschaft. Wir gingen still neben einander, die Lämmer vor uns her. Es war mir, als ginge ein Dritter zwischen mir und meinem Freunde. Wir reichten uns vor dem Dorfe die Hände zum Abschiede. Wir sahen uns Beide eine gute Weile stillschweigend an, dann trennten wir uns, ohne ein Wort zu sagen.

Am andern Tage besuchte mich Juan nicht. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihm und sah unaufhörlich nach dem Dorfe hin, woher er kommen mußte. Aber er blieb aus. Ich trieb am Abend betrübt meine Heerde ein und legte mich nieder, ohne meinen Freund gesehen zu haben. Es war eine sehr traurige Nacht für mich. Meine noch so reine, kindliche und harmlose Phantasie war seltsam aufgeregt. Mein Schlafzimmerchen hatte ein Fenster nach dem Kirchhofe zu, wo auch meine gute Eltern begraben lagen. Es träumte mir, sie kämen aus ihren Gräbern hervor und winkten mir. Ich trat zu ihnen heran. Nun begannen wir zu tanzen. Ein häßliches Gerippe spielte die Flöte. Ich erkannte sie sehr genau, es war die Flöte meines Freundes. Plötzlich verschwanden die Todten, und eine weiß verhüllte Gestalt stellte einen Stuhl und Tisch vor mir hin und lud mich zum Sitzen ein. Ich setzte

mich, der Tisch wurde gedeckt und nun setzte die Gestalt sich mir gegenüber, die Verhüllung sank nieder, und zu meinem Entsetzen erkannte ich mein Ebenbild.

In diesem Moment erwachte ich.

Wie ich zu einem solchen Traume kam, weiß ich nicht. Aber ich war abergläubig wie alle Spanierinnen, wie alle Frauen. Daß der Traum eine Bedeutung für mein Leben haben müsse, daran zweifelte ich nicht, und ich war entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis ich von einer kundigen Frau die Auslegung erhalten. Es war noch früh am Morgen und ich erhob mich, um meine Morgenarbeit zu verrichten. Als ich meine Kleider vom Stuhle, worauf sie lagen, wegnehmen wollte, fand ich da zu meiner nicht geringen Ueberraschung Juans Flöte, daran hing ein Zettel, auf dem die Worte standen:

„Juan sagt Dir Lebewohl und läßt Dir seine Flöte zum Angedenken. Verbirg sie. Niemand weiß, wohin ich gegangen bin. Hasse mich nicht, mein Schwesterchen!"

Das Herz wurde mir schwer. Ich weinte. Traurig führte ich meine Lämmer auf die Weide. Bald wußte es das ganze Dorf. Juan war und blieb verschwunden.

Ich sang nicht mehr, ich tanzte nicht mehr. Ich las und las aber und abermals den Zettel. Hasse mich nicht, mein Schwesterchen! — Seltsames Ding, das man ein Weiberherz nennt. Ich wollte nicht mit ihm gehen. Ich bereuete es. Ich liebte meinen kleinen Bruder.

Es vergingen traurige Tage für mich. Ich kämpfte entsetzlich. Der Entschluß, in die Welt zu gehen und Juan aufzusuchen und ihn zurückzuholen, erfaßte mehr und mehr meine Seele. Wenn ich so allein mit meinen Lämmern war, dann holte ich Juans Flöte hervor, welche ich unter meinen Kleidern verborgen trug. Ich setzte die Stücke zusammen und begann die Lieder anzustimmen, die mich Juan gelehrt; das war meine einzige und liebste Unterhaltung. So verging der Sommer. Im Winter wurde ich noch schwermüthiger. Mein Pflegevater, der alte Schäfer, schloß beim herrannahenden Lenze die

Augen für immer. Er segnete mich auf dem Sterbebette und empfahl mich Gottes Schutz. So starb er. Ich war wieder völlig verlassen, ein Kind von zehn Jahren.

Nun konnte mich nichts mehr zurückhalten. Ich schied von meinen Lämmern und verließ das Dorf, fast ohne Geld. Wohin ich wollte? — Ach, mit meiner Welt-, Erd- und Menschenkenntniß war es noch schlecht bestellt. Außer meinem Dorfe und der nächsten Umgegend kannte ich nur noch drei Orte, das Paradies, die Hölle und Madrid. Mir war es aber, als könnte Juan an keinem dieser Orte sein. Er wolle in die weite Welt, hatte er mir gesagt, und ich hatte kein Ziel, als ihn aufzusuchen. Ich sagte den Leuten daher, die mich nach dem Ziel meiner Wanderschaft fragten: ich wollte nach Juan. Die Leute schüttelten den Kopf. Dieser Ort wäre ihnen unbekannt, sagten sie. Und ich versetzte dann: Er mag wohl gar am Ende der Welt sein.

Man lachte mich aus, aber ich fand Theilnahme und Liebe. In den ersten Tagen ging es mir ganz gut. Ich tanzte und blies die Flöte an den Orten, wohin ich kam, und wurde stets genügend beschenkt. Am dritten Tage meiner Wanderschaft aber machte ich eine sehr verhängnißvolle Bekanntschaft.

Zweites Kapitel.

Eine verhängnißvolle Bekanntschaft.

Das Bad. — Die Ueberraschung. — Eine Prophezeihung und die Auslegung meines Traumes.

Es war nämlich auf der Straße, einige Stunden von Madrid, als ich an einem ungemein schwülen Tage dem Drange, mich zu baden, nicht widerstehen konnte. Ich fand

in der unmittelbaren Nähe eines Dörfchens einen kleinen Fluß, der nicht tief zu sein schien. Uebrigens scheute ich mich nicht, denn ich war keine schlechte Schwimmerin. So warf ich denn flugs meine Kleider ab und stürzte mich in die Wellen. Wie wohl mir da ward. Meine glühenden Glieder, mein heißes, glühendes Herz wurden durch die erfrischende Kühle des Wassers neu belebt. Ich konnte mich von den silbernen Wellen kaum wieder trennen. Es war mir, als wäre ich plötzlich zur Meerjungfer geworden und aus der Tiefe des Flusses schien mir das Geläute meiner Lämmer entgegen zu tönen, und sie schienen zu rufen: Bleib' bei uns! —

O, ihr silbernen Wogen, hätte ich damals, da ihr so wohlthuend, so zärtlich liebend meinen Körper umschmiegtet, ahnen können, mit welchem Entsetzen ich wenige Jahre später mich von euch wenden würde. Hätte ich so ruhig, so lebenslustig in euch herumplätschern können, wenn ich gewußt hätte, daß ihr zu einem Blutstrome werden und verrätherisch ein Leben in eure Tiefe hinabziehen würdet, an dem jetzt mein Herz hing! — Daß doch kein schwaches Menschendasein im Stolze seines Glückes übermüthig werde! — Auf demselben Fleck, auf dem es heute im Gefühle seiner siegreichen Laufbahn stolz das Haupt erhebt, derselbe Fleck sieht ihn vielleicht nur kurze Zeit später — ein verlassenes, aufgegebenes, verlorenes und verzweifeltes Leben.

Ich hatte gewiß eine halbe Stunde im Wasser zugebracht, und war eben im Begriff, hinauszusteigen, als sich zu meinem nicht geringen Schrecken zwei sehr rauhe Hände auf meine nackten, nassen Schultern legten. Ich war Anfangs ganz erstarrt. Denn diese Hände konnten keinem weiblichen Wesen angehören, das heisere Lachen, welches mit dieser Ueberrumpelung verbunden war, durchschnitt mir die Seele und bestärkte mich in meiner Meinung, daß ein Mann hinter mir stehen müsse. Ich wollte vor Schaam zu Boden sinken. Aber je größer meine Verlegenheit ward, je lauter ward das Gelächter, je frecher die Hände, die mich jetzt umfangen hielten.

Glücklicherweise behielt ich Geistesgegenwart genug, mich entschlossen loszuringen und wieder in's Wasser zu eilen. Ich schwamm bis in die Mitte desselben. Und nun erst athmete ich auf und wagte das brennende Antlitz in die Höhe zu heben und entrüstet nach der Stelle hinzusehen, wo der Unhold mich festgehalten.

Ein altes, abscheulich häßliches Gesicht grinste mich an. Das Lachen machte es noch häßlicher, es war wahrhaft dämonisch anzuschauen.

Komme mir nicht näher, rief ich aus allen Kräften, indem ich mich entschlossen zeigte, unter zu tauchen und unter dem Wasser zu verschwinden.

Mädchen, lautete die heisere Antwort, bist Du denn von Sinnen; scheuest Du Dich vor einem Weibe? — Siehst Du nicht, daß ich Deines Geschlechtes bin? —

Die Stimme, mit der sie diese Worte ausrief, schien allerdings ihre Worte zu bestätigen, obwohl die ganze Erscheinung mir noch immer unaussprechlichen Abscheu einflößte.

Indeß schwanden meine Kräfte, und ohne ein Wort zu sagen, schwamm ich dem Ufer zu und eilte nach der Stelle, wo meine Kleider lagen.

Sie war mir schnell voraus und eh' ich mich dessen versah, hatte sie sich meiner Kleider bemächtigt.

Jetzt bist Du in meiner Gewalt, närrisches Ding, sagte sie grinsend. Warum hattest Du Furcht vor mir?

Weil ich Dich für einen Mann hielt, entgegnete ich fest und entschlossen.

Du siehst aber jetzt, daß ich kein Mann bin.

Jetzt fürchte ich Dich auch nicht, versetzte ich und sah das Weib scharf an.

Ja, wahrhaftig, Du sprichst keck genug für Deine Jahre, antwortete das Weib, indem sie mir näher trat und mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtete. Du bist ein hübsches Kind, fuhr sie dann fort, und suchte ihre rauhe, heisere Stimme etwas melodischer zu machen, was ihr jedoch schwer gelang.

Du brauchst mich auch nicht zu fürchten, wenn Du artig und hübsch folgsam bist. Hörst Du, wirst Du auch recht folgsam sein?

Ich brauche nicht folgsam gegen Dich zu sein, entgegnete ich, ich habe nichts mit Dir zu schaffen, ich habe keine Pflichten gegen Dich.

Du willst nicht gehorchen? — Nicht, Täubchen? rief das furchtbare Weib. Du willst gegen mich, die es gut mit Dir meint, widerspenstig sein? — Gut, adieu, jetzt präsentire Dich.

Und zu meinem Entsetzen rollte sie meine Kleider zusammen, nahm meine Flöte, welche mir so theuer war, ganz ruhig unter den Arm, warf mir einen höhnischen Blick zu und wollte von dannen gehen.

Nicht von der Stelle! rief ich mit verzweifelter Entschlossenheit und vertrat ihr den Weg.

Ei, sieh da, spöttelte sie und fuhr mir mit der Hand unter das Kinn, Du bist keck, mein Täubchen. Aber schau, mit diesen Armen drücke ich Dich zusammen, wie ein Kätzchen. Willst Du es mit mir wagen? —

Und mit diesen Worten entblößte sie ein paar Arme, die wie schwere Hämmer auf meine Schultern fielen, dann faßte sie meine Hände und ihre Finger legten sich wie eiserne Ringe darum. Der Muth entsank mir, als ich die riesige Kraft dieses furchtbaren Weibes gewahrte, als ich inne wurde, daß ich mich wirklich in ihrer Macht befand.

Willst Du nun gehorchen? fragte sie. Willst Du mein liebes, gutes Töchterchen sein? Du wirst es bei mir gut haben, verlaß Dich darauf. Ich bin nicht so bös, wie ich aussehe. Laß mal Dein Pätschchen sehen, ich will Dir Dein zukünftiges Schicksal haarklein voraussagen. Ich verstehe mich darauf.

Gieb mir meine Kleider, wenn ich Dir glauben soll, sagte ich.

Kleider sollst Du haben, mein Engelchen, versetzte das Weib, feinere, bessere, als die Deinen. Sieh her, in diesem

Bündel habe ich Kleider, so schön, wie sie keine Prinzessin trägt, und Du wirst Dich wirklich darin ausnehmen, wie eine kleine Donna.

Mit diesen Worten öffnete sie ihr Bündel und holte ein paar Röcke und Mieder hervor, die mir allerdings sehr prächtig vorkamen. Sie waren von schönem farbigen Zeug, mit goldenen Tressen besetzt, und schienen wie für mich gemacht. Dennoch hätte ich diese Kleider lieber ausgeschlagen; als ich aber erkannte, daß das Weib mich loslassen würde, hielt ich es für gerathener, ihr nachzugeben und die günstige Gelegenheit, ihr zu entschlüpfen, abzuwarten.

Ich zeigte mich sehr folgsam und ließ mich putzen wie ein Opferlamm, denn daß ich unter der Herrschaft dieses Weibes nichts Gutes erfahren würde, sah ich voraus. Sie war ganz entzückt über mein Aussehen und küßte mich unaufhörlich, was ich geschehen lassen mußte. Sie grinste mich mit der Freundlichkeit einer Hyäne an.

Ich war während meines Aufenthaltes in Spanien, zu der Zeit, wo der Bürgerkrieg wüthete und Menschen zu Thieren machte, in vielen Gefährlichkeiten und kam oft mit entsetzlichen Bösewichtern in Berührung, mit Leuten, welche die Geschichte gebrandmarkt hat, und doch fand ich Züge von Größe und Edelmuth bei ihnen, und ich lebte furchtlos in ihrer Mitte. Mit Grausen werde ich aber stets an dieses Weib zurückdenken, und ich muß leider bestätigen, daß die Männer wohl Glauben verdienen, wenn sie sagen, daß der Mann niemals zu solcher Verthierung herabsinken könne, wie das Weib. Ich bin weit entfernt, dies den Männern zum Verdienste anzurechnen. Wäre es nicht schmählich, wenn sie vor dem schwachen Geschlechte gar nichts voraus haben sollten? Und es ist ihnen wahrlich wenig Lobenswerthes nachzusagen. Ja, selbst diese Megäre, dieses teuflische Weib, war es zum großen Theil durch die Männer geworden; und jetzt, wo ich so viel gereifter und welterfahrener bin, werde ich niemals den Stein gegen ein Weib erheben, denn ich behaupte es dreist: einen

großen Theil der Schlechtigkeit der Frauen haben die Männer zu verantworten.

So, sagte das Weib, als sie mit meiner Toilette fertig war, nun kannst Du springen und hüpfen und Flöte blasen nach Herzenslust, mein Täubchen. Und welche Augen die Männer machen werden! — Wie sie Dich angaffen werden! — Hahaha — und Du wirst dann mit ihnen spielen, wie die Katze mit der Maus. Und wie sie zappeln werden in Deinem Netze, und sich verbrennen werden an Deinen dunkeln Augen, hihihi!

Sie schlug mir auf die Wangen und ich senkte die Augen. Denn obwohl ich sie nicht ganz verstand, so giebt es doch gewisse Dinge, die ein Mädchenherz nur allzuschnell auffaßt und versteht, oder doch wenigstens ahnt. Mit Ekel entwand ich mich ihren Liebkosungen. Aber sie tanzte um mich herum, wie eine Rasende und klatschte zufrieden in die Hände, als habe sie so eben ein ganz besonders gutes Werk verrichtet.

O, ich werde meine Freude an Dir haben, sagte sie, und wenn Du erst noch ein halbes Köpfchen größer sein wirst, und wenn sie schmachtend zu Deinen Füßen liegen werden! — Aber daß Du mir recht stolz bist, mein Täubchen. Hart wie Eisen und Stahl. Traue diesen Männern nicht. Traue keinem, sag ich Dir, denn sie taugen alle nichts. Ich kenne sie.

Die Männer gehen mich gar nichts an, sagte ich, und ich werde mich schon betragen, wie es mir zukommt. Nun laß uns aber nur weiter gehen, denn ich habe nicht Lust, länger hier zu bleiben.

Hast keine Lust? grinste die Alte. Willst mir schon ungehorsam werden, da Du kaum meine hübschen Kleider am Leibe hast? — Kein Wort, sage ich Dir, ich bin Deine Mutter und werde Dir Vorschriften geben nach meinem Kopfe. Setze Dich hierher. Gieb mir Deine Hand. Du sollst hören, was Dir bevorsteht.

Schweigend setzte ich mich neben sie. Sie nahm meine Hand und betrachtete sie. Ich sah sie aufmerksam an. Nach-

denklichkeit veredelt jedes, auch das häßlichste Geſicht. Die Seele, dieſe göttliche, himmliſche Leuchte in uns, giebt dem widerwärtigſten Antlitze einen Anſtrich von Erhabenheit. Selbſt dieſes ekele, dämoniſche Weib nahm in dieſem Augenblicke einen Ausdruck an, der mir viel von der Furcht nahm, die ſie mir eingeflößt hatte. Es brachen, ich ſah es wohl, lichte Funken durch die dunkele Nacht hervor, die ihr Herz ſchon ſeit lange umwoben haben mochte.

Täubchen, ſagte ſie nach einer Weile, Du wirſt eine glänzende Zukunft haben, ich ſehe Dich in Deinem kurzen Röckchen, mit Deinen dunkeln, ſchwarzen Augen, Männer zur Verzweiflung bringen. Edelleute und Fürſten werden Dich umgirren — aber es wird Blut Deinetwegen fließen — viel Blut — bis —

Sie hielt inne und ſtrich mir nachdenklich die Hand, dann ſah ſie mich mit einem ſonderbaren Ausdruck in's Geſicht.

Ach, was Du Alles erleben wirſt? fuhr ſie dann fort. Wie viele Städte Du ſehen wirſt! — Aber hüte Dich mein Kind vor dem Menſchen mit dem braunen Flecken auf der Stirne. Weiche ihm aus, wenn Du kannſt.

Als das Weib die letzten Worte ausgeſprochen hatte, erblaßte ich. Dieſer Menſch mit dem braunen Fleck auf der Stirn war Juan.

Was man auch über dieſe Wahrſagerinnen, Kartenlegerinnen und dergl. Sybillen ſagen mag, wie ungläubig auch immer man über ſie urtheilen mag, ſchon Tauſenden iſt es begegnet, daß ihnen Wahrheit vorausgeſagt worden iſt. Der aufgeklärte Verſtand wird ſich immer gegen einen ſolchen Glauben ſträuben und den närriſchen Aberwitz verlachen, der daran feſthält. Dennoch werden keine Sophismen hinreichen, Thatſachen zu widerlegen und Dinge zu erklären, von denen er eben zugeben muß, daß ſie über ſeinen ſo beſchränkten Horizont hinausgehen.

Dieſes Weib kannte mich nicht und dennoch ſprach ſie von einem Menſchen, der meinem Freunde Juan glich, und hatte in allem Recht, was ſie mir verkündete. Die Ungläubigen

werden dies Alles natürlich finden. Mag es ſein. Ich finde es ebenfalls natürlich, wie Alles, was ſich zwiſchen Himmel und Erde begiebt, aber natürlich wunderbar.

Nun fiel mir mein Traum ein und ich erzählte ihn dem Weibe. Sie ſchüttelte ſo bedenklich das Haupt, daß ich mich entſetzte. Eine Weile brummte ſie vor ſich her und ſchien mich ganz zu vergeſſen. Ich glaube, ich hätte jetzt eine gute Gelegenheit zu entfliehen gehabt, und hatte ſpäter Urſache genug, zu bereuen, daß ich dieſen Verſuch nicht ſchon damals ausführte. Aber was macht die Neugierde, dieſes unzertrennbare Stück von einem jungen Mädchen, nicht aus uns! — Ich hatte jetzt nicht den leiſeſten Trieb, der Alten zu entlaufen, und hing mit einer Spannung an ihrem Munde, als verkünde ſie mir die Offenbarung.

Du haſt dich als Leiche geſehen, ſagte ſie, das bedeutet mein Täubchen, du wirſt deinen Ruhm überleben, du wirſt in Ueberfluß und Glanz ſchwelgen, man wird dich anbeten und vergöttern bis —

Nun bis? fragte ich, und wagte kaum Athem zu ſchöpfen.

Ach — die Männer taugen Alle nichts! — brummte die Alte und ſah mich melancholiſch an. Sieh mein Täubchen, es giebt ein häßlich Ding, von dem kein Weib befreit bleibt, und das kein Weib verſchmerzen kann, das einmal hübſch geweſen und die Männer bezaubert hat, wie eine ſchillernde Schlange. Und wenn dieſes Ding über die Frauen kommt, dann iſt es aus, ganz aus mit ihrer Herrlichkeit und die Männer lachen und ſpotten über die dereinſt Angebetene, der ſie mehr gehorcht haben, als Gottes Wort. Dieſes Ding wird über dich kommen, mein Täubchen, und dann wirſt du deinen Ruhm überleben.

Was iſt denn das für ein Ding? fragte ich.

Das ſind die Runzeln, mein Täubchen. Siehſt du? — das hier! — Und wenn du klug biſt, dann rächſt du dich bei Zeiten an den Männern für dieſen Spott, den ſie dereinſt Deinen Runzeln anthun werden. Du biſt noch jung. Du beginnſt

erst zu leben, aber Du wirst lange Zeit vor Deinem Tode sterben mein Kind, denn wir Spanierinnen altern früh, hüt' also die Zeit, mein Töchterchen, hüt' die Zeit! —

Mit diesen Worten erhob sich das Weib, der Ernst verschwand auf ihrem Gesichte und sie sah mich wieder einmal mit ihrem gewöhnlichen Grinsen an, dann strich sie mir das Haar und sagte:

Noch ein Jährchen und Du wachst die Männerwelt verrückt.

Ich gestehe, daß ich sehr viel von diesem seltsamen Gespräche damals nicht verstand, dennoch haben sie sich meinem Gedächtnisse fest eingeprägt. — Wahrlich die Unthaten, der Leichtsinn, die gedankenlose Bosheit der Männer ist niemals trauriger gerächt worden, als durch dieses Weib, das die Welt durchstrich um Jüngerinnen für ihre Lehren zu finden, welche dann ebenfalls von Stadt zu Stadt wandern und den Fluch weiter tragen sollten, der ewig auf ihren Lippen schwebte.

So ging ich denn, ein Kind von zehn Jahren, plaudernd und ihr meine Geschichte erzählend neben diesem alten Weibe, welche einen unauslöschlichen Groll gegen das andere Geschlecht im Busen trug.

Völlig unvertraut mit Allem, was außer meinen wenigen jugendlichen Anschauungen lag, bot ich ein offenes Herz dem Gifte dar, das mir diese Frau tropfenweise beibrachte. Unser Weg führte nun durch einen großen Wald. Es begann bereits zu dunkeln. Eine heimliche Stille umgab uns und doppelt schauervoll kam es mir vor, wenn meine Nachbarin unter diesem schönen azurblauen Himmel, unter dem Schimmerroth der niedersinkenden Sonne mich unaufhörlich angrinste, und mich ansah, wie etwa der Henker das Instrument, mit dem er einen Missethäter foltern will.

Herrlich erhoben sich die Kirchthürme von Madrid vor meinen Augen. Ich athmete auf. Der Plan, meiner Gefährtin zu entfliehen stand jetzt fester bei mir als je. Aber ent-

fetzlich. Eine solche dämonische Gewalt hatte dieses entsetzliche Frau, deren Leben ein Drama ist, wie keines, über mich erlangt, das ich das Auge vor ihrem forschenden Blicke niederschlagen mußte. Es war mir als ginge ich mit einem sündigen Entschlusse um, und doch war es nur der Gedanke, wieder frei zu sein.

Plötzlich blieb das Weib stehen, öffnete ein wenig ihr Mieder und indem sie ein funkelndes Stilet hervorholte, sagte sie zu mir mit ihrem gewöhnlichen Lachen:

Höre mein Täubchen, ich bin Deine Mutter, ich will es durchaus sein, glaubst Du, daß du eine bessere Mutter haben könntest? Keine, wenn Du hübsch gehorsam bist. Ich verlange nichts von Dir, was Dir Schmerzen macht, Du sollst ein lustiges, freies Leben führen. Ich will für Dich sorgen und wachen wie eine Löwin, so lange Du gut bist und thust, was ich Dir sage. Aber merke Dir, wenn Du Miene machst, mir zu entfliehen, und wenn Du mir wirklich entfliehst — ich fange Dich wieder ein, und dann schneide ich Dir Glied nach Glied ab.

Nach dieser entsetzlichen Drohung, die sie mit rollenden Augen aussprach, steckte sie das Stilet wieder ein. Sie hatte die beabsichtigte Wirkung erreicht. — Ich war so eingeschüchtert, daß ich an meine Flucht nicht mehr zu denken wagte, und Alles, warum ich sie als eine Gnade bitten wollte, sollte sein: helfe mir meinen Juan suchen.

So zogen wir in Spaniens Hauptstadt ein.

Drittes Kapitel.

Carcel de la Corte.

Meine Flucht. — Der Alcayde. — Ich komme in's Gefängniß. — Aus dem Madrider Gaunerleben.

Es erweckte in mir ein ganz eigenthümliches Gefühl, als ich zum ersten Male in meinem Leben eine so große riesige Stadt betrat. Es flößte mir Alles Erstaunen und Ehrfurcht ein. Ich hätte mein Haupt vor diesen riesigen, finsteren und hohen Giebelhäusern neigen mögen und jeder Mann, der durch diese Straßen ging, schien mir ein Grande zu sein.

Welch ein ungeheurer Abstand zwischen diesen Ideen und Empfindungen und denen, welche meine Brust beschwerten, als ich später, eine gereifte Jungfrau, zum zweiten Male die Residenz betrat!

Damals, da ich noch ein Kind war, war mir diese Stadt ein geheiligtes Mysterium. Alles erschien mir königlich erhaben. Ich wunderte mich, wie ein Weib von der Art meiner seltsamen Führerin oder besser Entführerin, in dieser königlichen Stadt sich sehen lassen durfte. Ich selbst kam mir vor, als sähen mich alle Vorübergehenden an und fragten mich befremdet: wie ich wagen dürfe in Madrid zu sein. Muthig und kreuz auf dem Wege, den ich von meinem Dorfe nach hier zurückgelegt, war ich hier völlig eingeschüchtert, und meine häßliche Gefährtin ward mir zum Bedürfniß, erschien mir wie ein vom Himmel gesandter Engel.

Was hätte ich wohl in dieser ungeheuren Stadt beginnen sollen, wo die Menschen so theilnahmslos an einander vorüberzogen oder sich so stolz gegenseitig maßen!

Wir traten in eine Kirche, um für unsere glückliche Ankunft unseren Dank abzustatten. Mein Herz war übervoll und ich betete mit Inbrunst. Auch meine Gefährtin schien inbrünstig

zu beten. Sie bewegte die Lippen und ſchlug dann und wann mit wüthender Geberde auf ihre Bruſt. Nicht weit von ihr entfernt kniete ein junger Mann, deſſen Aeußeres ſehr vornehm ausſah. Sobald er ſich erhob ſtand auch meine Gefährtin auf und ſtieß mich an, ein Gleiches zu thun. Wir verließen die Kirche.

Blick auf! Laß ihn nicht aus den Augen! flüſterte ſie mir zu, ich muß ihn haben, ſo wahr ich Merla heiße.

Ich entſetzte mich vor dieſer Leidenſchaftlichkeit, mit der die Alte ſprach und ſah ſie zögernd an.

Komm, rief ſie, ich habe dieſen Menſchen lange genug geſucht, er darf mir nicht wieder entwiſchen.

Mit dieſen Worten ſtieß ſie mich vorwärts und drängte mich in eine kleine, äußerſt finſtere Gaſſe hinein. Ich hatte bis jetzt Schritte hinter uns gehört, aber in dieſem Augenblicke ward es ſtill.

Schau ihn nochmals an mit Deinen ſchwarzen Augen, flüſterte mir die Alte zu, ich morde Dich, wenn er mir entrinnt.

Gewiß iſt es, daß ich noch immer nicht verſtand, was die Alte ſagen wollte, aber ganz unwillkührlich ſah ich mich um, ob uns der junge Mann nicht folgte. Ein Gedanke fuhr wie der Blitz durch meinen Kopf. Der junge Mann hatte ein einnehmendes, offnes Aeußere. Wie, wenn ich mich an ihn wandte und um ſeinen Schutz anflehete? — Es wurde mir immer unheimlicher in der Nähe des Weibes, ich wußte nicht, ſollte ich ſie als meinen böſen oder als meinen Schutz-Geiſt betrachten.

Ich ſah mich um, gewahrte den jungen Mann ziemlich dicht hinter uns und ſah ihn mit einem flehentlichen Blick an. Er ſchaute ſich um, und da die Gaſſe menſchenleer war, drängte er ſich dicht an uns heran und fragte meine Begleiterin leiſe:

Wohin?

Gar nirgends hin, verſetzte die Alte mit einem gleichgülti-

und verächtlichen Tone und sagte dann zu mir gewandt: Lege Dich mein Töchterchen, es ist schon spät.

Nachdem sie meine Hand erfaßte führte sie mich so rasch, daß ich ihr kaum folgen konnte, durch mehrere finstere Straßen mit thurmhohen Häusern, bis sie endlich in einem ganz engen Gäßchen Halt machte. Es schienen hier ungemein lustige Leute zu wohnen. Ich hörte auf Guitarren klimpern und dazwischen laute Stimmen, welche die bekannten und beliebten Tänze der Manola's mit dieser Begleitung absangen.

Vor einem kleinen verfallenen Hause, dessen Thür fast so groß wie das Haus selbst war, blieb sie stehen. Es sah so unheimlich draußen aus, daß ich eine unnennbare Angst bekam. Unwillkührlich blickte ich nach dem jungen Manne, ich sah ihn in einiger Entfernung zögernd stehen. Schon war ich fest entschlossen von der Seite meiner Begleiterin hinweg zu eilen und den Fremden um Hülfe zu bitten. Aber ihre Hand griff eisern nach der meinen, ehe ich mich dessen versah, hatte sie die Pforte aufgestoßen, ihre entsetzliche Energie lähmte die meine.

Bleib hier, sagte sie, als wir uns Beide in völliger Dunkelheit befanden. Hier ducke Dich nieder. Gehe nicht von der Stelle bis ich wieder komme. Es wäre sonst um Dich geschehen.

Mit diesen Worten verließ sie mich. Sie ging wieder auf die Straße. Ich begriff nicht, was sie draußen wollte und zitterte an allen Gliedern. Ich bat inbrünstig zu Gott um Kraft und Geistesgegenwart oder um baldigen Tod. Gott erhörte meinen ersten Wunsch. Ich fühlte mich stark genug, das Aeußerste zu wagen. Ich trat aus meinem Winkel und faßte die Pforte. Mit einigen Anstrengungen gelang es mir sie zu öffnen, o, wie die Angst meine Schritte beflügelte, als ich die Gasse vor mir sah.

Hier ich sah auch zugleich die Alte, welche mit dem jungen Manne in der oberen Ecke der Straße sprach. Vielleicht war es ein Glück für mich, daß ich nicht früher einige Entschlossenheit gezeigt, und ihn um seinen Beistand ange-

rufen hatte. Vielleicht war ich der Gegenstand der Unterhandlung zwischen Beiden. Ich eilte, mich an die Mauern der Häuser drückend, nach der entgegengesetzten Seite fort. Immer schien es mir, als hörte ich die Tritte der Entsetzlichen, ihre furchtbare Stimme hinter mir. Ich wagte nicht vor, nicht rückwärts zu blicken, und lief ich mit gesenktem Haupte. Da plötzlich wurde ich von zwei nervigen Armen umfangen und eine tiefe rauhe Stimme rief:

He, kleine Diebin, wohin?

Ich blieb wie erstarrt stehen. Ein Mann in den mittleren Jahren mit pechschwarzen Augen schaute mir drohend in's Antlitz und sagte mit wilder Geberde:

Warum hast Du solche Eile? Du kommst aus einem Hause, das ich sehr gut kenne. Komm' gleich mit mir zurück. Ich will hören, was Du begangen hast. Mit einem guten Gewissen läuft kein Mädchen, das zu uns gehört, zu dieser Zeit und in dieser Gasse, wo wir die Herren sind.

Und mit diesen Worten erfaßte er mich beim Arme, um mich zur Umkehr zu zwingen, als sich plötzlich Schritte näherten und ein großer hagerer Mann mit einem Stabe in der Hand auf uns zuschritt.

Der Mensch ließ augenblicklich von mir ab, wandte sich aber an den Herbeikommenden mit den Worten:

Nehmt sie fest, die Dirne da, sie kommt aus einer Diebesherberge und hat auch mich bestehlen wollen.

Hat Euch bestehlen wollen, sagte der Mann mit dem Stabe, welcher nichts Geringeres als ein Alguazil*) war, und sah mich mit einem fürchterlichen Gesicht an. Ave Maria purissima, wie das jung anfängt! — Seid unbesorgt Sennor, im Carcel de la Corte **) giebt es mehrere solche Taugenichtse.

---

*) Polizeibeamter.

**) Hofgefängniß.

Da findet Euch Morgen früh ein, wenn's Euch beliebt, am Zeugniß abzulegen.

Der Elende ging und der Alguazil stieß mich mit seinem Stabe vorwärts. Ich gehorchte und folgte ihm ohne eine Klage. Ich dankte vielmehr dem Himmel, der es so gelenkt hatte. Ich war, so dachte ich, der Willkühr böser Menschen entgangen und mein Schicksal der lautersten Gerechtigkeit anheim gegeben. Ich befand mich in den Händen der Behörde, der Gerichte, die nichts Böses wollten und thun konnten. Meine Unschuld mußte sich zweifellos herausstellen, und dann hatte ich ganz gewiß auf Schutz und Beistand zu rechnen.

O, kindlicher Gedanke einer unbefleckten Seele! Wie oft in meinem Leben hat mir dieser Augenblick wieder vorgeschwebt. Mit welcher hoffnungsvollen Beruhigung ging ich, das arme, verlassene Kind, neben dem Manne des Gesetzes einher, wähnend unter dem Schilde meiner Unschuld gegen jede Unbill, gegen jede Schmähung gesichert zu sein. Ach, nur zu bald mußte ich erfahren, daß das Gesetz, dem Cyklopen gleich, von dem die Mythe erzählt, nur ein einziges Auge hat — Argwohn, Mißtrauen gegen diejenigen, die so unglücklich sind, nichts zu besitzen, als das Vertrauen auf Gerechtigkeit im Himmel mit hinauten.

Ich wurde nach der Gefatura*) des Corregidor**) geführt, und mußte in einen großen Saal eintreten. Das Zimmer war mit Alguazils angefüllt. Gewiß würde ich heute, wenn ich das Schicksal haben sollte, wieder unter solche Leute zu gerathen, mich sehr gut unterhalten, und den Abstand bewundern, welcher zwischen den Beamten meines Vaterlandes und denen anderer Länder herrscht. Bunter, seltsamer konnte keine Versammlung aussehen. Ich meine nicht in Bezug auf die Kleidung. Sie waren meistentheils nach französischer Mode gekleidet, hatten aber das so auffällig Charakteristische an

*) Amtswohnung.
**) Polizeicommissarius.

ſich, welches den Kenner unter einer Million von Menſchen einen ſpaniſchen Alguazil herauswittern laſſen würde; der Typus war etwas ungemein Spitzbüberiſches, Thieriſches. Und in der That waren alle dieſe Beamte nichts als Spione und Angeber, ehemalige Verbrecher, die ſich zu den erbärmlichſten Dingen hergegeben hatten.

Ich war damals aber weit entfernt, dies zu wiſſen. Ich blickte zu den Männern wie zu Heiligen empor, bis ich vor ihren ſpöttiſchen unverſchämten Blicken die Augen niederſchlug. Man richtete allerlei Fragen an mich, die ich nicht begriff und auch nicht zu beantworten verſtand. Sie klopften mir auf die Schultern und begannen mit mir zu ſcherzen, bis der Alguazil, der mich hierhergebracht, zurückkehrte, einem der Anweſenden ein Blatt übergab und mich fortzuführen befahl.

So wollte es denn mein Geſchick, daß ich am erſten Abende meiner Ankunft in Madrid in Begleitung eines Alguazils nach dem Gefängniſſe wandern ſollte. Ich ging über denſelben Markt als eine unſchuldige Gefangene, auf welchem ich bald nachher Triumphe feiern ſollte, die meinem jugendlichen Herzen nur allzu ſehr ſchmeichelten und eine Quelle neuer unerhörter Verwickelungen für mich werden ſollten. Mit welchen Augen betrachtete ich dieſen Augenblick den großen Platz, mit den rieſigen Gebäuden und den kleinen niederen Arcaden und Buden davor! — Dieſer Platz, welcher am Tage durch das Volk ſo ungemein belebt iſt, war jetzt ein Bild düſteren Schweigens. Es war der Plaze Mayor, von dem ich noch merkwürdige Geſchichten hören ſollte. Es war der Platz, auf welchem in der guten alten Zeit die Inquiſition Spaniens ihre feierlichen Autos da fé gehalten hatte, und unbewußt ruhete mein Blick eine Weile auf dem Balcon des Stadthauſes, wo bei einem der feierlichſten Acte dieſer Art der letzte Fürſt von der öſterreichiſchen Linie in Spanien daſaß und, nachdem einige dreißig Ketzer beiderlei Geſchlechts je zu dreien und fünfen verbrannt worden waren, ſein vor Hitze ſchwitzendes und vom Rauch geſchwärztes Geſicht abwiſchte und ruhig fragte: „Wird's nicht

bald wärmer?" für welchen musterhaften Beweis von Ausdauer ihm der lauteste Beifall von Seiten seiner Geistlichen und Beichtväter zu Theil wurde, die ihn nachher vergifteten.

Wir kamen endlich zum Gefängnisse, das in einer engen Straße nicht weit von dem großen Platze liegt. Wir traten in einen düstern Gang, an dessen Ende eine Thür mit einem Fensterchen war. Mein Führer klopfte an und ein wildes Gesicht guckte durch das Fensterloch. Es wurden einige Worte gewechselt und binnen wenigen Minuten befand ich mich im Madrider Gefängniß in einer Art von Corridor, der von einer bedeutenden Höhe eine Aussicht über einen Hof hatte. In diesem Corridor befanden sich viele Leute. Zu einem derselben, der hinter einem Schreibepult saß, ging mein Führer und händigte ihm den Verhaftsbefehl ein. Er las ihn und kam dann auf mich zu. Welch eine Gestalt! — Er war im mittleren Alter und von wahrhaft riesiger Größe, aber entsetzlich hager und dürre. Seine Nase war wie ein Adlerschnabel, seine Zähne weiß wie Elfenbein, seine Augen schwarz und von seltsamem Ausdruck seine Haut dunkel und das Haar seines Kopfes wie das Gefieder des Raben. Auf seinem Gesicht lag ein tief ruhiges Lächeln, aber es lag darin das Launische, die Grausamkeit eines Nero. Das war der Alkayde, der erste Beamte des Gefängnisses, und, wie ich später erfuhr, einer der berüchtigsten Menschen Spaniens. Er war von ganz niederer Herkunft und kurz zuvor Trommelschläger bei einer Schaar royalistischer Freiwilligen gewesen. Nichts konnte seiner Habsucht gleichen. Durch die Verkürzung der elenden Portionen der Gefangenen hatte er mehr als einmal Aufstände erregt, welche nur durch Blutvergießen und Herbeiholung militärischer Hülfe zu dämpfen waren.

Das war also der Mann, der jetzt unbeschränkte Gewalt über mich hatte. Ich blickte mit so viel Vertrauen zu ihm auf, als er lächelnd an mich herantrat. Ich bin unschuldig, Senor, sagte ich zu ihm, gewiß, ich habe nichts Unehrenhaftes begangen. Ich bin eine arme verlassene Waise und habe

mich nach Madrid begeben, um den einzigen Freund aufzusuchen, den ich besitze.

Meine Stimme, mein ganzes Wesen, das gewiß der Ausdruck vollkommener Unschuld war, schien auf den Alcayden einigen Eindruck zu machen. Er rief eine Frau herbei, die, wie es mir schien, eine der Aufseherinnen über die weiblichen Gefangenen war. An diese richtete er einige Worte, worauf sie mich fortführte. Ich würde die Nacht in ihrer Stube schlafen, sagte sie, und legte dabei auf diese Begünstigung, die ich dem gestrengen Herrn Alcayden zu verdanken hätte, ein großes Gewicht. Sie wolle mir auch erlauben, ihr in ihren Geschäften einigen Beistand zu leisten bis mein Schicksal entschieden sein würde. Es wäre nicht recht klar, fügte sie hinzu, was mir eigentlich aufgebürdet werden könne.

Aus dieser Aeußerung ging hervor, daß der Alcayde selbst mich für unschuldig hielt und daß er mein Schicksal erleichtern wollte. Ich war sehr dankbar gegen ihn und gegen Gott. Wie kurzsichtig wir Menschen sind. Wie oft danken wir für Dinge, die uns Unheil bringen. Wie oft weinen wir über Ereignisse, die nichts als Vorbereitungen zu unserm Glücke sind. Dieser Alcayde war ein schmutziger Mensch. Seine Wohlthaten waren die Einleitung zu einem Verbrechen.

Ich war nun bereits drei Tage im Gefängnisse, während welcher Zeit ich der Aufseherin treulich und fleißig zur Seite stand. Ich erzählte ihr meine kleine Geschichte, und sie schien für mich viel Interesse zu gewinnen. Sie sagte mir täglich, daß der Alcayde sich sehr über meine gute Aufführung freue, und mir bald meine Freiheit wieder geben würde. Ich wußte nicht, ob ich dies ein Glück für mich nennen sollte. Das Gefängniß war für mich eine Zuflucht vor bösen Menschen. Doch ich wollte ja meinen Juan suchen.

Ich hatte während meines Aufenthaltes in dem Carcel de la Corte Gelegenheit genug, die Eigenthümlichkeiten des Madriber Gefängnisses kennen zu lernen. Ich will es hier nur kurz beschreiben, da ich später noch einmal Gelegenheit

haben werde, den Leser einen tiefern Blick in das Madrider Gefängnißleben werfen zu lassen.

Das Gefängniß bestand aus zwei Höfen, einer hinter dem andern, die zum Luftschöpfen und zur Erholung für die Mehrzahl der Gefangenen bestimmt waren. Drei Seiten dieses Hofes wurden von drei großen gewölbten Kerkern eingenommen, die sich unmittelbar hinter den Corridoren befanden, von denen ich bereits gesprochen habe. Diese Kerker waren geräumig genug, um hundert bis hundert und funfzig Gefangene zu fassen, die bei Nacht hier eingeschlossen wurden, am Tage aber nach Belieben in den Höfen umherwandern konnten. Der zweite Hof war bedeutend größer als der erste, obwohl er blos zwei Kerker enthielt — entsetzlich schmutzige und ekelhafte Orte. Dieser Hof war zur Aufnahme von Räubern und Dieben aus der niedersten Klasse bestimmt. Unter diesen beiden Kerkern war der eine wo möglich noch gräßlicher als der andere. Er hieß der Gallineria*), und allabendlich wurde hier die junge Brut des Gefängnisses eingeschlossen, nichtswürdige Buben von sieben bis funfzehn Jahren, fast ganz nackend. Das gemeinschaftliche Lager aller dieser Menschen war der Fußboden. Selten war einer der Gefangenen mit einer Pferdedecke oder einer kleinen Matratze versehen.

Außer den mit den Höfen in Verbindung stehenden Kerkern gab es noch andere in verschiedenen Theilen des Gefängnisses. Einige derselben waren ganz finster. Mit dem Hauptcorridor standen mehrere kleinere Gemächer in Verbindung, worin sich die Schuldgefangenen oder politische Verbrecher befanden. Und endlich gab es auch eine kleine Kapelle, worin die zum Tode verurtheilten Gefangenen die letzten drei Tage ihres Daseins in Gesellschaft ihrer geistlichen Rathgeber zubrachten.

Meinen ersten Sonntag im Gefängnisse werde ich nie vergessen, aber es ist mir unmöglich, den Eindruck zu beschreiben,

*) Hühnerhof.

den das Gefängnißleben an diesem Tage auf mich machte. Der Sonntag nämlich ist der Gallatag des Gefängnisses, wenigstens in dem zu Madrid, und was irgend an Spitzbubenputz darin vorhanden ist, wird an diesem heiligen Tage gewiß daselbst zur Schau getragen. Es giebt keine Klasse von Menschen in der Welt, welche eitler wären, als es gewöhnlich die Spitzbuben sind, oder geneigter, Staat zu machen, wenn sie irgend Gelegenheit dazu haben, um durch den Aufputz ihres Aeußern die Augen ihrer Mitmenschen auf sich zu lenken. Der vor alter Zeit so berüchtigte Diavolo hatte seine Freude an einem Anzuge von genuesischem Sammet, und trug, wenn er sich öffentlich zeigte, gewöhnlich ein Schwert mit silbernem Griff an der Seite. Die berüchtigtsten englischen Gauner Baur und Hayward waren die bestgekleidetsten Leute in den Straßen Londons. Viele Banditen Italiens gehen glänzend geschmückt, und selbst der diebische Zigeuner hat Gefühl für die Schönheit des Anzuges. Bloß die Mütze des Haram-Pascha oder Anführers der kannibalischen Zigeunerbande, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Ungarn beunruhigte, war mit Gold und Juwelen im Werthe von viertausend Gulden geschmückt. Die spanischen Räuber sind also von dieser charakteristischen Eitelkeit durchaus nicht ausgenommen. Sie sind nie glücklicher, als wenn sie reichlich in weiße Linnenkleidung gehüllt, sich müßig in der Sonne hinstrecken oder geputzt auf- und abgehen können.

Schneeweißes Linnenzeug macht in der That das Hauptstück in dem Putze eines spanischen Räubers aus. Weder Rock noch Jacke trägt er über dem Hemde, dessen Aermel weit und bauschend sind, sondern nur eine grün- oder blauseidene Weste mit einer Menge silberner Knöpfe, die aber nur zum Prunke da sind, da die Weste selten zugeknöpft ist. Dann trägt er weite Beinkleider, fast nach türkischer Art, um den Leib eine rothe Toga oder Gürtel, um den Kopf ein buntscheckiges Tuch von Barceloner Gewebe gebunden. Leichte Tanzschuhe und seidene Strümpfe vollenden den Räuberanzug.

Diese Kleidung ist im höchsten Grade malerisch und für den schönen sonnenhellen Himmel Spaniens ganz angemessen. Man muß jedoch nicht glauben, daß jeder spanische Räuber einen solchen Aufwand machen kann. Es waren in dem Gefängnisse ungefähr zwanzig, welche einen Anzug in der oben beschriebenen Weise hatten, junge Leute, die zwar selber kein Geld hatten, aber im Gefängnisse von ihren Majas und Amigas unterstützt wurden. Diese Majas und Amigas sind nämlich Frauenzimmer von einer gewissen Klasse, die sich mit Räubern in Liebschaften einlassen, und deren Stolz und Freude es ist, mit dem Lohne ihrer Schande und Entehrung die Eitelkeit dieser Burschen zu befriedigen. Die Frauenzimmer versehen ihre Cortejo's*) mit dem schneeweißen Linnenzeuge, waschen es vielleicht mit eigenen Händen am Ufer des Manzanares, damit diese es am Sonntage anziehen könnten, wo sie denn selber à la maja gekleidet erscheinen und von den Corridoren mit Blicken der Bewunderung auf die Räuber herabschauen, die unten im Hofe prunken.

Unter denen in weißem Linnenzeuge, die mich besonders fesselten — denn, wenn ich auch noch jung war, war ich doch voller Gedanken und betrachtete Alles mit einer tiefen Aufmerksamkeit und der scharfen Beobachtungsgabe, mit welcher mich die gütige Mutter Natur ausgestattet hatte — befanden sich auch ein Vater mit seinem Sohne. Der Erstere war eine imposante, athletische Gestalt von ungefähr dreißig Jahren, seinem Aeußern nach nichts mehr und nichts weniger als ein Dieb und Mörder, der in die Häuser einbrach und, wie ich hörte, in ganz Madrid wegen der besondern Geschicklichkeit berüchtigt war, die er bei diesem Geschäfte zeigte. Er war im Gefängniß wegen einer gräßlichen Mordthat, die er in dieser Nacht in einem Hause zu Caramanchel begangen hatte, wobei sein einziger Spießgeselle sein Sohn — ein Knabe von noch nicht sieben Jahren — gewesen war. Dieses Kind war

*) Zuhälter.

seines Vaters würdig, ein vollkommener Räuber en miniature. Auch er trug die Räuber-Hemdärmel, die Weste mit den silbernen Knöpfen, das Tuch um seine Stirn, gleich einem Diadem, und ein langes mancheganisches Messer in seiner rothen Faja*). Er war ganz offenbar der Stolz seines Vaters, der für den kleinen Räuber und Mörder die zärtlichste Sorgfalt hegte, ihn auf seinen Knieen schaukelte, und dann und wann die Cigarre von seinen bärtigen Lippen nahm und sie dem kleinen Buben in den Mund steckte. Der Knabe war aber auch der Liebling des Hofes, denn der Vater war ein Hauptmatador des Gefängnisses, angesehen und gefürchtet von seinen Genossen, und die, welche bei ihm sich in Gunst erhalten wollten, verhätschelten das Kind und machten es zum Gegenstande ihrer unausgesetzten Zärtlichkeit. Ich konnte den Knaben, was einige Male der Fall war, nicht ohne Entsetzen und Trauer sehen. Von den Räubern geschmeichelt, alle Manieren dieser mit einer unglückseligen Fertigkeit nachahmend, von seinem eigenen Vater dazu angehalten, seinem Beispiel zu folgen — welche Zukunft stand diesem unglücklichen Kinde bevor?

Was aber bei diesen Gefangenen wirklich bewunderungswerth war, das war ihr gutes Betragen. Es fielen nur selten Ausbrüche von wilder Lustigkeit und Streitigkeiten vor, die sie dann in einem Winkel des innern Hofes mit ihren langen Messern abzumachen pflegten, und deren Folge nicht selten dann der Tod oder eine gefährliche Wunde im Gesichte oder Unterleibe war. Aber, wenn man die große Freiheit erwägt, die ihnen hier belassen wurde, der gänzliche Mangel an Aufsicht, den Umstand, daß die Disciplin nicht einmal so weit gehandhabt wurde, daß man ihnen, was sonst überall geschieht, ihre gefährlichen Messer nahm, dann wahrlich, konnte man ihr Betragen mit vollem Recht nur musterhaft nennen. Niemals wird hier das Ohr durch irgend eine Unzüchtigkeit, wie sie so oft in Gefängnissen vorkommt, oder durch eine

*) Gurt.

Gotteslästerung verletzt. Und doch befanden sich in diesem Madrider Gefängnisse einige Menschen von dem furchtbarsten Charakter in ganz Spanien, Bösewichte, welche Frevel und Unthaten vollbracht hatten, vor denen die menschliche Natur zurückschaudert. Aber mit Recht sagt man, daß Ernst und Gleichmuth die vorherrschenden Charakterzüge der Spanier sind. Selbst der Räuber — die Momente ausgenommen, wo er in seinem Metier arbeitet — ist ein Wesen voll Höflichkeit und Umgänglichkeit, er hat immer etwas Chevalereskes, und benimmt sich mit Anstand und Besonnenheit. Wenn er aber dabei ist, sein Handwerk auszuüben, dann ist freilich Niemand unbarmherziger, heißhungriger und blutdürstiger nach Beute als ein spanischer Bandit.

Ein Anderer, von dem meine Beschützerin, dafür hielt ich nämlich die Aufseherin, unter deren Verantwortlichkeit ich stand, mir ebenfalls manches erzählte, und den ich ein einziges Mal verstohlen sah, erregte nicht minder meine ganze Theilnahme. Es war ein schöner, hoch aufgeschossener Mann, ein Backe, der einige Tage, nachdem ich ihn gesehen hatte, hingerichtet werden sollte. Seine letzte Handlung war folgende. Im Einverständniß mit zwei Andern hatte er ein großes Haus in einem einsamen Theile der Stadt gemiethet, dorthin beauftragte er Handelsleute, Waaren von Werth zu bringen, die bei der Ablieferung bezahlt werden sollten. Die, welche kamen, mußten ihre Leichtgläubigkeit mit dem Verlust ihres Lebens und Eigenthums büßen. So waren mehrere Unglückliche in diese schändliche Schlinge gerathen. Einen dritten, Balseiro, fand ich ebenfalls Gelegenheit, kurz vor seiner Hinrichtung zu sehen. Bis dahin war er in einem der oberen Stockwerke des Gefängnisses in einer wohlverwahrten Zelle eingesperrt gewesen. Man hatte ihn nämlich schuldig befunden, einen gewissen Pepe Candelas, einen Dieb von nicht geringem Rufe, bei einer tollkühnen Raubthat unterstützt zu haben, die am hellen Tage an der Putzhändlerin der Königin verübt worden war. Sie war eine Französin, wurde auf's

Entsetzlichste geknebelt und um fünf bis sechs tausend Thaler bestohlen. Candelas hatte bereits sein Verbrechen auf dem Schaffot gebüßt. Doch Balseiro, ein höchst verwegener Böse-wicht, hatte durch Geld sein Leben zu retten gewußt, indem die Todesstrafe, zu welcher er verurtheilt wurde, in eine zwanzigjährige Zwangsarbeit in dem Presidio zu Malaga verwandelt wurde. Bald darauf aber brach er in Verein mit andern Verbrechern durch das Dach des Gefängnisses und entfloh. Sogleich fing er wieder seine vorige Lebensweise an und beging in und in der Nähe von Madrid mehrere kecke Raub-anfälle. Sein letzter Streich ist für die Zustände in Madrid ebenfalls zu charakteristisch, um ihn hier nicht zu erwähnen.

Der Haushofmeister der Königin, der Baske Gabirial, war ein Mann von großem Vermögen. Er hatte zwei hübsche Söhne von zehn und zwölf Jahren. Diese Knaben wurden in einem Seminar zu Madrid erzogen. Balseiro war die Liebe des Vaters zu seinen Kindern nicht unbekannt und ge-dachte sie auf seine Weise auszubeuten. Zwei Helfershelfer Balseiro's fuhren anständig gekleidet vor die Thüre des Se-minars vor und bewogen vermittelst eines untergeschobenen Briefes den Lehrer, ihnen die Knaben zu übergeben. Dies geschah und Balseiro entführte sie nach einer Höhle, die fünf Stunden von Madrid in einer öden Gegend zwischen dem Escurial und dem Dorfe Torre Lodones lag. Hier wurden die Kinder in Verwahrsam gehalten, während Balseiro in Madrid zurückblieb, um mit dem Vater die Unterhandlung zu führen. Dieser aber war ein Mann von großer Energie und ergriff zur Wiedererlangung seiner Kinder die kräftigsten Maß-regeln. Leute zu Fuß und zu Roß wurden ausgesandt und die Kinder auch wirklich bald aufgefunden. Die Räuber, welche sie bewacht, wurden ergriffen, nur Balseiro war noch unentdeckt, verließ aber Madrid, wo er sich nicht sicher wähnte. Indeß wurde auch er bald darauf in der Nähe der Stadt ergriffen und endete sein Leben auf dem Schaffot, während

Sabina und seine Söhne bei der gräßlichen Scene gegenwärtig waren und aus einer Kutsche ganz gemüthlich zusahen.

Da ich bald Gelegenheit hatte, ein so gräßliches Schauspiel, das mich aufs lebhafteste erschütterte, mit anzusehen, so will ich auch der Hinrichtungsart in Madrid erwähnen. Nur mit Entsetzen kann ich an dieses blutige Schauspiel und an den Eindruck denken, den es auf mich machte. Als ich aber später so viele entsetzliche und blutige Unthaten sah, die sogar unter dem Deckmantel der Legalität verübt wurden, und zwar von Männern, die Helden genannt und als solche gerühmt, besungen und bewundert wurden, da freilich wurde mein Gefühl gegen solche Empfindungen abgestumpft, und selbst als Weib empfand ich kein Entsetzen mehr, wenn ich ein Schaffot erblickte.

Ich will also hier der ersten Hinrichtung erwähnen, die ich mit ansah, obwohl sie erst einige Monate, nachdem ich das Gefängniß verlassen hatte, stattfand. Die Verbrecher waren zwei junge Leute, zwei Brüder, die des Nachts in das Haus eines bejahrten Mannes eingebrochen waren, ihn ermordet und um sein Hab und Gut bestohlen hatten. Die Verbrecher in Spanien werden nicht gehenkt wie in England, oder guillotinirt wie in Frankreich, sondern auf einer hölzernen Bühne erdrosselt. Sie sitzen auf einer Art von Stuhl, hinter dem ein Pfahl steht, woran ein eisernes Halsband mit einer Schraube befestigt ist. Dies eiserne Halsband ist dazu, um den Hals des Gefangenen zu umschließen und auf ein gegebenes Zeichen wird es vermittelst der Schraube immer enger zusammengezogen, bis das Leben erloschen ist. Der Verurtheilte saß auf einem Esel, ohne Sattel und Steigbügel, so daß seine Beine fast bis zur Erde herabhingen. Er trug schwefelgelbe Kleider und auf dem Kopfe einen rothen, komisch zugespitzten Hut, der sehr abgeschabt war. In den Händen hielt er ein Pergament, worauf das Glaubensbekenntniß geschrieben stand. Zwei Geistliche führten das Thier am Zügel, zwei andere gingen auf jeder Seite und sangen Litaneien. Der Verurtheilte, welcher

sich mit der Kirche ausgesöhnt und Absolution erhalten hatte, zeigte nicht die geringste Furcht, und bestieg ohne fremde Beihülfe das Blutgerüst, wo er auf den Stuhl gesetzt und ihm das tödtliche Halsband umgelegt wurde. Einer der Geistlichen begann soeben mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß herzusagen, welches der Verurtheilte ihm wörtlich nachsprach. Plötzlich begann der Nachrichter, der hinter ihm stand, die Schraube zu drehen, die eine so erstaunliche Kraft hatte, daß der Unglückliche augenblicklich in eine Leiche verwandelt war; doch indem die Schraube sich herumdrehte fing der Geistliche an zu rufen: Pax et misericordia et tranquillitas*)! Und während er so rief, ward seine Stimme immer lauter, daß sie weithin wiederhallte; dann bückte er sich nieder und hielt seinen Mund dicht an das Ohr des Hingerichteten, indem er immer schrie, als wollte er den abgeschiedenen Geist auf seiner Reise in die Ewigkeit begleiten. Die Wirkung davon war furchtbar, der Eindruck, den dieses laute Gebet hervorbrachte, erschütterte mich und alle Anwesenden auf's Tiefste. Unwillkührlich rief Alles: Misericordia! — Aber aller Blicke waren auf den Geistlichen gerichtet; er schien in diesem Moment das erste Wesen der Erde zu sein, wie in der That die Macht zu haben, die Thore des Himmels oder der Hölle, ganz wie ihm gut dünkte, zu öffnen oder zu schließen.

Ich hatte nun bereits 14 Tage in dem Gefängnisse zugebracht, und so froh ich im Anfange gewesen, ein Unterkommen gefunden zu haben, so betrübt war ich doch, daß mein Aufenthalt noch immer ein gezwungener war. Auch wurde meine Lage in der letzten Zeit etwas bedenklich. Die Aufseherin behandelte mich zwar immer noch sehr gut, und ich that gewiß, was ich nur irgend zu thun vermochte, willig und mit Geschick, aber sie schien in den letzten Tagen es sich zur besonderen Aufgabe gemacht zu haben, mich für ein Leben vorzubereiten, das keineswegs das Leben einer Heiligen gewesen

*) Friede und Barmherzigkeit und Ruhe.

wäre. Sie nannte mir zuerſt die ſchönſten Männer unter den Gefangenen, rühmte mir ihre beſonders empfehlenswerthen Eigenſchaften und fragte mich dann, wen von ihnen ich zu meinem Geliebten machen möchte. Ich verſetzte: „Keinen.“ Und warum nicht? fragte ſie. Weil ich einen niedrigen, ſchlechten Menſchen nicht lieben kann, verſetzte ich. Ob ich wohl glaubte, fragte ſie mich weiter, daß mein Juan etwas Beſſeres geworden ſei? — Ja, verſetzte ich, zuverſichtlich. Sie ſah mich lachend an und ſagte mit einem ſpöttiſch-mitleidigen Tone: Arme Närrin, wenn Dein Juan nicht unter der Halsſchraube ſeinen Geiſt aushauchen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe als Verbrecher ſterben wird, dann will ich die ſchlechteſte Frau genannt werden, die in Madrid exiſtirt. Mein Juan iſt brav, entgegnete ich feſt. Brav? lachte die Aufſeherin, ja, brav mag er ſein, und ſeine Amiga wird ihm auch gewiß ſchon eine grün ſeidene Weſte und ein hübſches Hemde gemacht haben.

Dieſe Reden thaten mir ſehr wehe, und machten mir den Aufenthalt je mehr und mehr unerträglich. Ich begann mich zu fragen, mit welchem Rechte ich hier eigentlich zurückgehalten wurde. Etwas Schlechtes konnte mir nicht nachgewieſen werden, warum durfte man mir meine Freiheit vorenthalten? Ich wurde allerdings nicht wie die andern Gefangenen behandelt. Ich durfte hingehen, wohin ich wollte, d. h. innerhalb des Gefängniſſes, ich bekam eine gute Koſt, und war niemals eingeſperrt, aber ich war doch auch nicht frei. Endlich kam mir der Gedanke, mich dreiſt an den Alcayden zu wenden, und ihn um mein Schickſal zu befragen. Nur eins ſchreckte mich zurück. Ein gewiſſes, unbeſtimmtes, mich beängſtigendes Gefühl ergriff mich, wenn ich an dieſen Mann dachte, und je mehr ihn die Aufſeherin gegen mich rühmte, je mißtrauiſcher ward ich.

So überraſchte ſie mich einſt mit der Frage: Möchteſt Du des Alcayden Frau ſein?

Der Sennor findet andere Frauen, als mich armes Mädchen, entgegnete ich.

Wer kann das wissen, Närrchen. Die Männer sind ganz eigenthümliche Geschöpfe. Wenn sie auch oft noch so ernst, vornehm und gestrenge thun, sie haben alle ihre schwachen Augenblicke.

Ich schwieg.

Hältst du den Alcayden für einen hübschen Mann? fragte sie mich dann nach einer Pause, und sah mich forschend an.

Nein, versetzte ich, er ist häßlich.

Aber er ist ein sehr guter Mann, fuhr sie fort, und besonders sehr freigebig. Ich habe kostbare Sachen von ihm aufzuweisen und ihm überhaupt meine jetzige Stellung zu verdanken. Ich glaube, er wird auch etwas für dich thun, denn Du gefällst ihm, mein Kind. — Er hat mir sehr schmeichelhafte Dinge von Dir gesagt. Es ist ein seltenes Glück, Pita, wenn ein Mädchen Gnade in den Augen großer Herren findet. Ich meine es gut mit Dir, und rathe Dir also, recht freundlich gegen den Herrn Alcayden zu sein.

Das war allerdings verständlich, der Schleier war von meinen Augen gefallen. Ich wußte jetzt, wie ich daran war, und begann über meine Lage sehr ernsthaft nachzudenken.

So vergingen wiederum acht Tage; in dieser Zeit wurde es mir immer klarer, daß der Alcayde mich durch die Aufseherin gewinnen wollte. Sie theilte mir mit, daß ich nun bald das Gefängniß verlassen sollte, daß der Alcayde für mich sorgen und mir ein Unterkommen verschaffen würde. In der letzten Zeit hatte ich mehrere Male Gelegenheit, ihn zu sehen, aber er sah mich jedesmal so entsetzlich ernst, mit einer so gestrengen, feierlichen Amtsmiene an, daß ich beschämt die Augen niederschlug, und mir über mein Mißtrauen gegen ihn die bittersten Vorwürfe machte.

Man möge mir hier eine Bemerkung erlauben, die die Männer ganz gewiß verwerfen werden. Sie sind unsere Herren, unsere Dictatoren, unsere Tyrannen, und sie wollen daher, daß

wir von ihnen stets das Beste glauben sollen. Sie sind uns böse, wenn wir finden, daß auch sie, nicht minder wie die Frauen, mit unzähligen Schwächen behaftet sind, und daß sie sehr wenig Grund haben, auf ihre Tugend stolz zu sein. Vor seinem Kammerdiener giebt es keinen großen Mann, pflegt man zu sagen, man könnte eben so wohl sagen: Es giebt vor einem hübschen Weibe keine Männertugend. Wir Mädchen und Frauen sind nur wirklich so schwach, uns oft durch einen falschen und gemachten Ernst imponiren zu lassen. Wenn wir aber, die wir welterfahren sind, die Maske von dem wahren Gesichte stets sehr wohl zu unterscheiden wissen, wenn wir aufgehört haben, uns täuschen zu lassen, wenn wir weder von dem Lobe eines Mannes entzückt werden und uns geschmeichelt, noch von ihrem Tadel beschämt fühlen, dann leider brechen die Frauen, die sich gern tugendhaft nennen lassen, den Stab über uns, und ihre Herren Ehemänner stimmen mit einer sehr gestrengen Miene, während sie in ihrem Innern lächeln, dem bei. Auch der Herr Alcayde gehörte zu diesen Despoten mit der gestrengen Amtsmiene, den Frauen gegenüber, die ihm mißfielen. Man hätte ihn für einen Weiberfeind halten sollen, und dennoch war er der lächerlichste, närrischste und spaßhafteste Mann, wenn er sich unbelauscht einem Weibe gegenüber befand, das ihm gefiel.

Ich war aber damals noch nicht so welterfahren, und Schätze von Weisheit und Wahrheit über den Charakter der Männer, ihre Gesinnungen, Handlungen und Maximen, die ich mir auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Europa späterhin erworben, waren mir damals noch verschlossen. Ich armes, unschuldiges Ding ließ mich also von dem Ernste des Alcayden täuschen und gab einen Fluchtplan auf, über den ich schon seit mehr als acht Tagen eifrig nachgegrübelt hatte. Und so erwartete ich denn mit Ungeduld und Hoffnung den Tag meiner Befreiung.

Viertes Kapitel.

Der Lehrmeister.

Ich werde aus meinem Gefängnisse entlassen. — Meine abermalige Einsperrung und Gefangenschaft. — Das Bette und die Mütze. — Die rothen Pantalons. — Ein abgeschlagener Kuß. — Meine erstaunlich raschen Fortschritte. —

Endlich kündigte mir die Aufseherin an, daß ich am kommenden Sonnabende das Gefängniß verlassen würde, daß sehr hübsche Kleider bereits für mich bestellt wären, und daß sie selbst mich an den Ort meiner Bestimmung führen würde. Auf meine Frage, welches Unterkommen mir der Herr Alcayde verschafft hätte, sagte sie mir: Bei einem Lehrmeister.

Und was soll ich da thun? —

Was Du willst, mein Kind.

Was ich will? —

Nun, freilich. Du sollst eine Menge hübsche Dinge lernen, wenn Du Lust und Geist dazu hast.

Und wenn ich nun eine Menge hübscher Dinge weiß, was dann? —

Dann ist Dein Glück gemacht, Pita. Dann brauchst Du nicht mehr Deinem Schatz nachzulaufen — die Schätze laufen Dir nach, Geld, Glück und Anbeter so viel Du immer willst.

Ich hatte später Grund genug, über diese Aeußerung nachzudenken. Ich muß gestehen, daß sie eine Prophezeiung war, die genau in Erfüllung gegangen ist.

Am Sonnabend verließ ich in Begleitung der Aufseherin das Gefängniß. Es war schon sehr spät. In einiger Entfernung harrte unserer ein Wagen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich in einer Kutsche saß, und ich gefiel mir sehr gut darin. Wir mochten ungefähr zwanzig Minuten gefahren sein, als der Wagen hielt. Es war ein ziemlich großes Haus, in welches wir jetzt eintraten. Ein Mensch, dessen Höflichkeit Alles übertraf, was mir in meinem Leben vorgekommen, empfing uns mit einem tiefen Bückling. Meine Begleiterin, welche Sennora angeredet wurde, nahm die Devotion des Menschen mit sehr vieler Gravität entgegen und gebehrdete sich wie eine vornehme Dame. Sie erhielt einen Schlüssel, und forderte mich in ungewöhnlich höflicher Weise auf, ihr die Treppe hinauf zu folgen. Der Haushüter oder Haushofmeister blieb zurück. Oben nahm sie ihren gewöhnlichen Ton gegen mich wieder an, und sagte, indem sie ein Zimmer aufschloß:

In diesem Hause geht es, wie Du siehst, höchst vornehm her. Ich hoffe, Du wirst Dich zu benehmen wissen.

Das Zimmer, in welches ich eintrat, war höchst luxuriös ausgestattet. Auch eine Guitarre und ein Fortepiano befanden sich darin.

Alles, was in diesem Zimmer ist — das ist Dein, sagte jetzt meine Führerin.

Seltsam! — Als die Gefängnißaufseherin mir dieses sagte, schrak ich zusammen. Ein Zittern ergriff meinen ganzen Körper, ich athmete beklommen auf. Im Hintergrunde des Zimmers stand, wie es schien, ein Bette, das durch Vorhänge dem Auge entzogen war, und ich blickte unverwandt dahin. Es war mir, als hätte ich dort ein Geräusch gehört, und irgend ein böses Gespenst müßte von diesem verborgenen Winkel aus auf mich eindringen.

Gute Nacht, meine liebe Pita, sagte nun die Aufseherin, indem sie mich küßte, wie eine Mutter, es würde mich sehr freuen, wenn ich recht bald gute Nachrichten von Dir bekäme,

denn ich habe Dich wirklich sehr lieb gewonnen: Du bist ein kleines sinniges Geschöpf, und wirst es noch sehr hoch bringen. O, in Dich werden sich noch Prinzen verlieben, Du hübscher Kobold, und dann denk' an mich.

Soll ich denn hier ganz allein bleiben, sagte ich mit einem ängstlichen Blicke nach dem Bette, dessen Gardinen eben wieder bewegt wurden.

Hast Du Furcht, Pita? fragte die Aufseherin, indem sie lachend meinem Blicke folgte. Ich glaube, Du bist ein muthiges Mädchen. Vor unsern schwarzäugigen Räubern und Banditen im Carcel de la Corta hattest Du wenigstens keine Furcht.

Nein, sagte ich, sie trachteten auch nicht darnach, mir etwas Böses zu thun.

Und glaubst Du, kleine Närrin, daß man Dir hier etwas thun will? — Gute Nacht, das Glück fällt Dir als reife Frucht in den Schooß, sei verständig und nütze es.

Mit diesen Worten verließ mich die Aufseherin. Wie zweideutig mir auch ihr Charakter erschien, so betrübte es mich doch, als sie von mir ging. Ich hatte mich an sie gewöhnt. Sie hatte eine so eigenthümliche Anschauungsweise, die, wenn sie auch meinen Grundsätzen widersprach, mir doch Stoff zum Nachdenken über mich selbst gegeben hatte. Und dabei war sie wirklich sehr gutmüthig und meinte es auch mit mir nicht schlecht. Aber es sollte nun einmal mein Geschick sein, überall Theilnahme und Liebe zu finden, aber nirgends einen Charakter, der meinem mädchenhaften, noch so kindlichen Herzen auch das Beispiel der Tugend gegeben hätte, die mich vor allen Verirrungen und Irrfahrten meines so überaus bewegten Lebens bewahrt haben würde.

Was den peinlichsten Eindruck auf mich machte, war, daß die Thüre ganz leise von außen verriegelt wurde. Ich versuchte sie zu öffnen, aber es wurde von draußen heftig gepocht, und die Aufseherin, welche die Pocherin war, zankte mich aus, gebot mir, mich hübsch ruhig und vernünftig zu be-

zeigen, rief mir noch einmal gute Nacht zu, und nun wurde es todtenstille.

Ich war also wieder eine Gefangene in, Gott weiß, welchem Gefängnisse. Mein Käfig mochte golden sein, aber ich fühlte in diesem Augenblick den Schmerz der Fesseln. Nur schüchtern wagte ich, den Blick um mich herum zu werfen. Es brannte eine Lampe, die Möbel waren wirklich sehr schön. Ein schwellender Divan stand in jeder Ecke. Ich fühlte mich ermattet und setzte mich auf den Teppich, mit dem der Fußboden bedeckt war, vermochte aber noch immer nicht den Blick von der Bettgardine abzuwenden. Es war indessen an dieser Stelle jetzt nichts Auffälliges zu bemerken, und ich war nahe daran, von Müdigkeit überwältigt, einzuschlafen, als plötzlich eine Stimme von der Stelle her, wo das Bette stand, ertönte.

Nie in meinem Leben, inmitten der furchtbarsten Gefahren, war ich so entsetzt, wie in diesem Augenblick. Ich blieb unbeweglich sitzen und starrte nach der Gardine hin. Eine Hand hob sie zurück. Dann erblickte ich einen Kopf, von dem ich nichts als ein glattrasirtes Kinn, einen entsetzlich breiten Mund und den Stumpf eines Gesichtheils erblickte, der einst eine Nase gewesen zu sein, gegenwärtig aber als Auge benutzt zu werden schien, denn die obere Hälfte des Gesichtes bis über die Nasenwurzel hinweg steckte in einer riesigen Mütze, ähnlich der Kopfbedeckung, welche die unglücklichen Ketzer bei einem Auto-da-fe tragen mußten. Er schien wirklich mit den Nasenlöchern zu sehen, denn, obwohl seine Augen völlig bedeckt waren, sagte er doch, unbeirrt durch den Eindruck, den diese gespenstische Gestalt auf mich hervorrufen mußte:

Pita, komme her zu mir.

Ich zitterte, wie gesagt; am ganzen Leibe, und war keiner Bewegung und keines Wortes mächtig.

Aber zu meinem Entsetzen erhob sich jetzt die Mütze, trat gravitätisch zu mir hin, und blieb so eine ganze Weile vor mir stehen.

Ich hatte nun Muße genug, mir dieſe ſeltſame Erſcheinung näher zu betrachten.

Vor Allem ſah ich jetzt, daß der gute Mann vollſtändig angekleidet im Bette gelegen. Er trug gelbe Pantalons und eine Art rothes Matroſenhemde, vom Geſichte ſah ich noch immer nichts.

Sieh mich an, Pita, ſieh mich an, ſagte er, ich bin der Mann, der unter Tauſenden auserſehen iſt, ein Weſen höherer Art aus Dir zu machen. O, wir verſtehen das. Wir haben unſer ehrlich Wort verpfändet, daß Du in vier Wochen ſpäteſtens fertig ſein ſollſt.

Ich begriff kein Wort von dem, was er ſagte.

Wir werden unſere Lectionen noch dieſe Nacht beginnen, fuhr er fort, nicht eine Minute können wir ungenutzt vergehen laſſen. Tag und Nacht müſſen wir Exercitien machen, mein Kind, denn lang iſt die Wiſſenſchaft, kurz iſt das Leben.

Die Mütze ſchwieg und heftete ihre Naſe unverwandt auf mich. Ich ſaß noch immer zuſammengekauert auf dem Teppich, nach und nach aber begann ich Muth zu faſſen, denn mir wurde immer einleuchtender, daß die gelben Pantalons nichts geringeres umfaßten, als meinen mir bereits angekündigten Lehrmeiſter.

Vier Wochen iſt allerdings eine genügende Zeit, fuhr er dann fort, genügend, ſag' ich, für einen Künſtler, für ein Genie, wie ich. Ich habe in acht Tagen vollkommen gut ſpaniſch gelernt, und kein Menſch wird mir glauben, daß ich ein geborner Franzoſe bin. Ich bin in vierundzwanzig Stunden ein vollkommener Tanzmeiſter geworden, ſo daß ich ſelbſt von der Königin Chriſtine, vor welcher ich zweimal getanzt zu haben die Ehre hatte, in Gegenwart des ganzen Hofes auf's Höchſte belobt worden bin. Ich ſinge ferner wie eine Nachtigall, und wenn ich meine Stimme hören laſſe, dann bleiben alle Vorübergehenden lauſchend ſtehen und rufen da capo. Was mein Spiel anbetrifft, mein Kind, ſo mußt Du wiſſen, daß es ſehr zweifelhaft iſt, ob ich beſſer Guitarre

ſpiele, oder Fortepiano, ob ich beſſer die Flöte blaſe, oder auf welchem Inſtrument ich überhaupt mehr Meiſter bin, und alle dieſe großen Fähigkeiten, mein Kind, welche vereinzelt einer ganzen Generation zur Zierde gereichen würden, habe ich mir in der kurzen Zeit von wenigen Jahren angeeignet. Ich hoffe alſo, daß der Herr Alcayde mit uns zufrieden ſein wird, wenn es uns gelingt — und es wird gelingen — aus dieſem völlig rohen und unwiſſenden Kinde in ſpäteſtens vier Wochen eine Meiſterin in vier Sprachen, eine Tänzerin, Sängerin und Spielerin zu machen.

Ein poſſirlicheres Original als dieſer Menſch war mir noch nicht vorgekommen. Ich würde unter anderen Umſtänden geglaubt haben, einen Verrückten vor mir zu ſehen, jedoch konnte ich nicht denken, daß der Alcayde, der mich unterrichten laſſen wollte, um mir mein Fortkommen in der Welt zu erleichtern, einen verſtandesloſen Menſchen zu meinem Lehrmeiſter angenommen haben würde. Und trotz Allem hatte der Mann etwas an ſich, was mir Zutrauen einflößte und mir den Muth und die Lebhaftigkeit wieder zurückgab, welche mir eigen waren.

Sie ſollen mich alſo unterrichten, Seynor, ſagte ich, nun, ich hoffe, ich werde eine gelehrige Schülerin ſein. Aber es gefällt mir nicht, daß man mich wie eine Gefangene behandelt und eingeſchloſſen hat. Es mag hier ſo ſchön ſein, wie es wolle, man hat kein Recht, mich einzuſperren, mich wider meinen Willen hier zurückzuhalten.

Jetzt erſt begann mein Lehrmeiſter ſeine Mütze in die Höhe zu ſchieben, und ich bekam nach und nach die Wangen, und endlich auch die Augen zu ſehen. Ich erſchrak vor dem häßlichen Geſichte, das mich nun mit komiſcher Verwunderung anſtierte, und jetzt, indem ich mich dieſes Affen-Geſichtes erinnere, kommt mir der Gedanke, daß, wenn der Sultan ſeinen Harem von ſo häßlichen Männern, ſtatt von Eunuchen bewachen laſſen wollte, er ganz gewiß weit ſicherer gehen würde.

Nachdem der seltsame Lehrmeister eine Weile seine kleinen grauen Augen auf mich geheftet hatte, fuhr er fort:

Ich sehe, mein Kind, daß Du von den Wissenschaften, welche ich Dir beibringen soll, und — ich habe mein ehrlich Wort verpfändet — auch unter allen Umständen beibringen werde, noch keine rechte Erkenntniß gewonnen hast. — Ich selbst habe darauf gedrungen, uns mitsammen vier Wochen einzusperren, denn eine solche gemeinschaftliche Einsperrung ist die Basis meiner Lehrmethode. Ich habe die Vollmacht, mein Kind, und ich werde davon Gebrauch machen, mit Dir zu beginnen, was ich will. Wir wollen gleich den Anfang machen; Pita, gieb mir einen Kuß.

Das war allerdings ein eigenthümlicher Anfang, und ich zweifelte gar nicht daran, daß er von seiner Vollmacht den weitesten Gebrauch machen würde. Jedoch hatte ich mich schnell genug in dieses sonderbare Verhältniß hineingelebt, und ich sagte, indem ich mich erhob und entschlossen vor den Lehrmeister trat:

Sennor, wenn Sie Ihr Ehrenwort verpfändet haben, aus mir eine Allwissende zu machen, und Sie können dies bewirken, so will ich mich gern darin finden, mit Ihnen — so schwer es mir auch werden mag — meinetwegen ein ganzes Jahr eingesperrt zu sein. Aber ich rathe Ihnen, genau bei Ihren Instruktionen zu bleiben. Ich glaube nicht, daß ein Kuß dazu gehört, und Sie werden auch keinen erhalten.

Mein Meister schlug die Hände höchst überrascht in einander und rief:

Ich sehe schon, ich werde etwas aus Dir machen. Diese Attitude ist vortrefflich, es ist eine Stellung ganz unserer Rachel würdig. Ich bin zufrieden, mein Kind, vollkommen zufrieden gestellt. Du hast schon viel gelernt in der kurzen Zeit, während welcher Du bei mir bist. Habe jetzt die Güte, mir zu zeigen, wie Du tanzt.

Ich ließ mich nicht lange bitten, und begann zu tanzen, und nachdem ich zehn Minuten vor ihm gehüpft und gesprun-

gen hatte, schloß er die Lection mit der abermaligen Versicherung, daß ich schon unendlich viel von ihm gelernt hätte, und daß ich noch vor Ablauf der vier Wochen sein verpfändetes Ehrenwort einlösen würde. Nach dem Tanze spielte ich auf der Guitarre, und mein Lehrmeister wurde außer sich vor Entzücken, indem er mir versicherte, daß, wenn ich jede viertel Stunde so ungeheure Fortschritte bei ihm machen würde, ganz Spanien stolz auf mich sein könnte.

Aber nun wurde ich müde, und ich fragte meinen Lehrmeister, wo meine Ruhestatt wäre. Der Schlaf stünde eigentlich nicht mit auf dem Stundenplan, sagte er mir, denn der Mensch bedürfe des Schlafes durchaus nicht, wenn er sich nur die Mühe geben wollte, ganz Seele zu sein. Er verspüre nicht die geringste Abspannung, und werde auch nicht schlafen, sich vielmehr, während ich schliefe, mit meiner Seele in Verbindung setzen, damit der Unterricht nicht unterbrochen werde.

Mit diesen Worten führte er mich in ein Kabinet, das durch eine Tapetenthüre von dem Zimmer getrennt war. Ich fand hier ein Bette von blendender Weiße, und mein Lehrmeister sagte mir, daß er mich nach spätestens zwei Stunden wecken würde, worauf er sich in das andere Zimmer zurückzog. Mein Kabinet hatte von innen einen Riegel, den ich vorschob und nun überließ ich mich, ohne weiter an mein Schicksal zu denken, mit der behaglichen Empfindung der Uebermüden dem guten Gotte Morpheus.

Fünftes Kapitel.

Der Alcayde.

Seltſamer Unterricht. — Merkwürdige Unterrichtsmethode. — Ein geheimnißvoller Beſuch. — Mein Entſchluß.

Es war ſchon ſehr ſpät am Tage, als ich erwachte. Ich mußte mindeſtens meine ſieben Stunden geſchlafen haben. Im erſten Augenblicke meines Erwachens kam ich mir ſelbſt wie eine Bezauberte vor. Alles um mich her war mir neu, und ich wußte nicht gleich, auf welche Weiſe ich hierhergekommen war. Es ſchien mir Alles Traum zu ſein. Nach und nach zerfloß der Nebel, der meine Sinne umfangen hatte. Ich wunderte mich, daß mein Lehrmeiſter ſich noch nicht hören ließ, da er mir doch nur zwei Stunden Schlaf geſtatten wollte, und in der Erwartung, daß er ſehr böſe auf mich ſein würde, erhob ich mich, um mich anzukleiden. Zu meiner nicht geringen Ueberraſchung fand ich an der Stelle, wo ich meine Kleider niedergelegt hatte, andere, bei Weitem hübſchere, und die meinigen waren verſchwunden. Es mußte alſo Jemand, während ich geſchlafen, in meinem Zimmer geweſen ſein. Der Riegel war aber noch vorgeſchoben, und da ich keine andere Thüre bemerkte, wurde mir ganz unheimlich zu Muthe. Um an ein Wunder zu denken, war ich nicht abergläubiſch genug, es mußte alſo nothwendig irgend eine verborgene Thüre ſein,

die aufzufinden ich mich vergebens bemühete. Ich nahm mir nun vor, meinen Lehrmeiſter auszuforſchen, denn nach Allem, was ich von ihm geſehen hatte, zweifelte ich nicht, daß ich die Herrſchaft über ihn erlangen würde.

Ich trat alſo in meinem neuen Anzuge, denn ich war wohl gezwungen, ihn anzulegen, in's andere Zimmer. Sobald ich die Thüre öffnete, hörte ich ein Schnarchen, das einem ganzen Regiment Küraſſiere zur Ehre gereicht haben würde. Ich näherte mich leiſe dem Bette. Er ſchlief in der That. Die Mütze bedeckte wiederum faſt ſein ganzes Geſicht. Er hatte Recht, der gute Mann, denn ich glaube wohl, die Sonne würde ſich geſcheut haben, einer ſo außerordentlichen Häßlichkeit in's Antlitz zu blicken. Da es mir nicht einfiel, ihn in ſeinem Schlafe zu ſtören, ſo nahm ich eins von den vielen Büchern, welche umherlagen. Es war eine franzöſiſche Grammatik, welche ich in die Hände bekam, und mit dieſem Buche begab ich mich in mein Kabinet zurück und begann zu ſtudiren. Es war vielleicht zehn Uhr, als mein Mentor an die Thüre pochte. Ich trat mit dem Buche hinaus und er gab ſeine Zufriedenheit zu erkennen, indem er meinte, er ſähe ſchon ein, daß er es mit dem Nachtwachen nicht ſo genau zu nehmen brauche, da ich bedeutend größere Fähigkeiten bewieſen, als er, ehe er mich geſehen, geglaubt. Ich mußte nun mit ihm Chokolade trinken, die er ſelbſt auf einer Maſchine kochte, und dann mußte ich tanzen, worüber er ganz entzückt war. Er unterließ es jedoch nicht, mir dabei einige Regeln zu geben, und ich muß überhaupt bekennen, daß mein Mentor trotz ſeiner Häßlichkeit, die mit ſeiner Eitelkeit Schritt hielt, eine Fülle von Kenntniſſen und praktiſchen Ideen beſaß, von denen ich in kurzer Zeit nicht wenig profitirte. Ich war in hohem Grade wißbegierig und lernte erſtaunlich leicht. So konnte es nicht fehlen, daß ich gute Fortſchritte machte. Natürlich brachte ſie mein Lehrmeiſter auf Rechnung ſeiner ausgezeichneten Methode. Im Uebrigen vertrugen wir uns mit einander ſehr gut, und ich gewann ſchon am erſten Tage eine gewiſſe Zuneigung zu

ihm, die mich ſeine Häßlichkeit vergeſſen machte. Ich ſagte ihm auch, daß ich in der Nacht während meines Schlafes Beſuch gehabt, und daß mich das beunruhige, da meine Thüre doch nicht geöffnet werden konnte. Dieſe Mittheilung ſchien ihn ſehr in Erſtaunen zu ſetzen. Er ging ſelbſt mit mir in das Kabinet, um es zu unterſuchen, und fand eben ſo wenig, wie ich, eine Thüre. Da ich aber noch am ſelben Tage durch eine weibliche Dienerin eine Menge Kleidungsſtücke erhielt, und ich am Morgen in meinem Kabinet Alles unverändert fand, ſo beruhigte ich mich und fuhr eifrig fort, Lectionen zu nehmen.

So waren acht Tage vergangen. Ich hatte meine Zeit beſtens benutzt, und wenigſtens im Fortepiano- und Guitarreſpiel, das mich beſonders anzog, ganz gute Fortſchritte gemacht.

Mein Lehrmeiſter ließ meiner Wißbegierde, meinem Fleiße und meinen Fähigkeiten die vollſte Gerechtigkeit widerfahren. Denn er ſchlief faſt den ganzen Tag und überließ mich mir ſelbſt. Dabei fand er ſeine Methode vortrefflich, und er wiederholte es täglich ein Dutzend Mal, daß er an mir Wunder vollbringe. Am achten Tage kündigte er mir an, daß der Sennor Alcayde uns beſuchen und meine Fortſchritte prüfen würde. Dieſe Ankündigung verſetzte mich in eine ſeltſame Aufregung. Ich hatte dieſen Mann, ſeitdem ich das Gefängniß verlaſſen, nicht geſehen. Er war jetzt mein Wohlthäter, und mein Herz war dankbar gegen ihn, ſo ſeltſam er gegen mich auch verfuhr. Ich war ja noch immer eine Gefangene. Wir befanden uns hinter verſchloſſenen Thüren. Wir wurden regelmäßig, aber auf eine geheimnißvolle Weiſe bedient. Unſere Speiſe wurde uns durch eine Klappe der Thüre gereicht, und ſo oft ich meinen Mentor auch fragte, was den Alcayden zu einem ſolchen Benehmen veranlaſſe, er beharrte ſtets dabei, daß es nur auf ſeine Veranlaſſung geſchehen, weil er eine ſolche Einſperrung zur Bedingung meiner Erziehung gemacht, und weil ſie die Baſis ſeiner Lehrmethode ſei. Denn es iſt nöthig, ſetzte er hinzu, daß ſowohl Lehrer wie Schüler von den zer-

freuenden Einflüssen der Außenwelt sich absperren, wenn sie einen so außerordentlichen Erfolg erzielen wollen, wie er jetzt in Wirklichkeit vorliegt.

Trotz dieser Versicherung aber entging mir die Verlegenheit des guten Mannes nicht, wenn er über diesen Punkt sprach. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen, und vergebens sann ich darüber nach, was dies eigentlich sein könne.

Am achten Tage, gegen Abend, wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und der Alcayde trat zu uns ein. Mein Mentor war eben damit beschäftigt, mit sich selbst Karten zu spielen, ein Zeitvertreib, dem er stark anhing, und zu welchem er auch mich zuweilen mit heranzog. Ich spielte Guitarre und, trotz seiner Beschäftigung, machte er dann und wann eine Bemerkung über mein Spiel, die gewiß nicht am unrechten Orte war. Als die Thüre geöffnet wurde, warf er rasch die Karten bei Seite und schien ganz mit meinem Unterricht beschäftigt zu sein. Der Alcayde winkte, daß wir uns nicht stören lassen sollten, und sah uns Beide mit der größten Aufmerksamkeit, ich glaube etwas mißtrauisch an. Dann setzte er sich uns gegenüber und hörte ruhig zu, bis die Piece zu Ende war.

Nun, Sennor, fragte mein Mentor, indem er einen triumphirenden Blick auf mich warf — was sagen Sie zu diesen Fortschritten? Giebt es eine Methode, welche es mit der meinen aufnehmen könnte? Was sagen Sie, Sennor?

Nichts, Monsieur Francois.

Monsieur Francois blickte verblüfft vor sich hin und sagte dann etwas kleinmüthiger:

Als ich bei Ihrer Majestät der Königin Christina —

Ein Narr zu sein die Ehre hatte — fuhr der Alcayde mit einem beißenden Spotte fort.

Mein armer Mentor schlug die Augen nieder und wandte sich an mich, indem er mit bewegter Stimme sagte:

Pita, der Sennor Alcayde begehrt Dich den Fandango tanzen zu sehen.

Der Sennor Alcayde sprach kein Wort, sondern sah mich mit seinem eigenthümlichen Lächeln an, welches er stets zeigte, wenn er nicht strenge und finster blickte. Der Mann schien also zwei Larven zu haben, die eine, wenn er imponiren, die andere, wenn er irgend ein zärtliches und theilnehmendes Gefühl ausdrücken wollte. Wie er sich aber auch zeigen mochte, Zutrauen einflößend war sein Antlitz niemals.

So dankbar ich auch gegen den Alcayden sein zu müssen glaubte, so empörte mich doch sein Benehmen gegen meinen Lehrer und mich selbst. Ich fühlte, daß ich kein Kind mehr war. Diese Behandlung erschien mir wie eine sultänische. Ich sagte mir, er habe nicht das Recht, mir seine Wohlthaten aufzudringen, und ich glaubte jetzt mehr, als je, daß unsere Einsperrung keineswegs von meinem Monsieur Francois ausgegangen wäre.

Nun, Pita, vermahnte dieser, als ich noch immer mit der Guitarre auf dem Schooße saß — der Sennor will, daß Du tanzen sollst.

Ich sah den Sennor an — er gab keine Bewegung, keine Beistimmung kund, er sah mich nur an und lächelte.

Mehr aus Mitleid gegen den armen Francois, als aus Gehorsam gegen den Alcayden, begann ich nun zu tanzen. Ich weiß wirklich nicht, wie mir geschah. Obwohl ich eben nicht sehr willig war, meine Künste auf eine Weise zu produciren, wie ein gut abgerichtetes Thier, so gerieth ich doch allmählig in eine solche Leidenschaft, in eine solche Gluth, daß ich Alles um mich her vergaß. Mein Mentor spielte, wie es schien, mit derselben Leidenschaftlichkeit, und als ich fertig war, rief er mit einem wahrhaft begeisterten Tone:

Nun, Sennor, was sagen Sie zu meiner Methode?

Nichts, Monsieur Francois, entgegnete der Alcayde wieder, indem er denselben spöttischen und höhnischen Blick auf den armen Lehrmeister warf.

Sie sind also mit ihren Fortschritten nicht zufrieden? fragte Francois mit einer Aengstlichkeit, die mich frappirte.

Thuen Sie Ihre Schuldigkeit, Monsieur Francois, sagte der Alcayde, indem er sich erhob, mich bei der Hand faßte und in mein Kabinet führte.

Ich war wirklich neugierig, was er mir sagen würde.

Er ließ sich auf's Canapee nieder, während ich vor ihm stand.

Pita, sagte er nach einer Weile, indem er mich strenge anblickte, wie fand ich dich? —

Gut, schuldlos und ehrlich, versetzte ich dreist und fest, indem ich mein Auge ruhig zu ihm aufschlug.

Ich fand Dich, sagte der Sennor, elend, verlassen und auf dem Wege, eine sehr schlechte Dirne zu werden.

Sennor! sagte ich, und blickte den Alcayden stolz und beleidigt an.

Du wär'st geworden, was sie alle sind, diese Dirnen von Madrid, die kein Obdach und keinen Erwerb haben, fuhr der Sennor fort.

Unter Gottes freiem Himmel braucht man nicht zu sündigen, versetzte ich, und wer gesunde Arme und ein frommes Gemüth hat, findet Brod.

Als ich Dich fand, hattest Du es nicht, Pita, und täusche mich nicht, Mädchen. Du glaubst, daß Du nicht dazu geboren bist, einen Platz in der Küche zu finden und gemeine Dienste zu verrichten.

Ich hoffte allerdings meinen Weg zu machen, Sennor.

Deinen Weg? — Wie wolltest Du ihn machen? —

Das stellte ich Gott anheim.

Nun, Du kannst ihm nicht dankbar genug sein, daß er Dich mir zugeführt. Höre mich, Mädchen. Dein Lehrmeister ist ein Narr, ein Thor, ein eitler, aufgeblasener Schwachkopf — aber er hat viel gelernt, und bei Deinen natürlichen Anlagen wird er Dich weit bringen. Lerne also von ihm, so viel Du kannst. Er wollte Dich in vier Wochen vollkommen ausbilden, der Narr, ich gebe Dir zwei Jahre.

Und beliebt es Ihnen, Sennor, mich noch länger und während dieſer ganzen Zeit einzuſperren? fragte ich.

Der Alcayde ſah mich betroffen an.

Haſt Du etwas dagegen? fragte er.

Sehr viel, Sennor; ich bin Ihnen allerdings ſehr dankbar für Ihren guten Willen. Ich bin wißbegierig und lerne gern — aber ich liebe die Freiheit und glaube, daß der Wißbegierige guten Unterricht findet, wo er nur will. Ich mag nicht hinter verſchloſſenen Thüren leben.

Du wirſt aber, Pita, Du wirſt, ſagte der Alcayde, indem er lächelte.

Nein, Sennor, ich werde nicht, rief ich. Wollen Sie mir Gutes erweiſen, ich werde Ihnen dafür ewig ergeben und dankbar ſein, ich werde Sie achten und ehren wie meinen Vater. Aber ich wünſche, daß Sie mir dann ihr volles Vertrauen ſchenken, ich werde ſtets bei Ihnen bleiben, wenn es Ihr Wunſch iſt, und wenn mein Herz dem nicht allzu ſehr entgegen ſtrebt, aber ich werde nicht einen Augenblick mehr bleiben, wenn ich noch fernerhin hinter Schloß und Riegel gehalten werden ſoll.

Haſt Du Dich etwa über Deinen Lehrmeiſter zu beklagen? fragte der Alcayde mit dem Antlitze eines Groß-Inquiſitors.

In keinerlei Weiſe, Sennor.

So bleibt es, wie es war.

Sie wollen mich ferner einſchließen, Sennor?

Ja.

So werde ich entfliehen, ſobald ſich die Gelegenheit findet, Sennor.

Der Alcayde ſah mich an, ſagte kein Wort und verließ mich. Ich hörte ihn noch gute zehn Minuten mit Monſieur Francois in franzöſiſcher Sprache ſprechen. Natürlich verſtand ich nichts davon. Mein armer Mentor war ſehr niedergeſchlagen, als er wieder mit mir allein war.

Pita, ſagte er, mit einem ſo melancholiſchen Geſichte, als wäre ihm ſein Todesurtheil angekündigt worden, der Alcayde

ist mit Deinen Fortschritten nicht ganz zufrieden. Es kann nicht davon die Rede sein, daß wir in noch drei Wochen mit unserm Cursus fertig sein werden.

Ich verstand den armen Francois sehr wohl.

Ja, er will, daß wir noch Jahre lang eingesperrt bleiben sollen, entgegnete ich, aber ich habe ihm rund heraus erklärt, daß ich die erste beste Gelegenheit ergreifen würde, um zu entfliehen.

Monsieur Francois sah mich mit einer Miene an, welche eine Mischung von Entsetzen und Bewunderung ausdrückte.

Pita, sagte er, das könntest Du gewagt haben?

Ja, das habe ich gewagt, versetzte ich, und ich werde es ausführen, sobald ich kann.

Sobald Du kannst? —

Ja, ich hoffe die Gelegenheit zu finden.

Pita, und ich armer Mann soll in's Unglück kommen?

Sie in's Unglück? — Wenn die Schülerin fort ist, sind Sie kein Lehrer mehr, das ist Alles.

Nein, dann bin ich verloren, rief der Mann, und blickte mir starr in's Antlitz.

Also doch, Monsieur Francois, sagte ich, also doch haben Sie mich getäuscht. Die Einsperrung geht nicht von Ihnen aus. Sie sind der Gefangene des Alcayden. Es ruht ein Geheimniß in Ihrer Brust. Ihr jetziges Verhältniß zu ihm ist kein freiwilliges. Um so besser. Sie verdienen meinerseits keine Berücksichtigung, wenn Sie mir kein Vertrauen schenken, und ich werde meine Flucht möglich machen, verlassen Sie sich darauf.

Der arme Mann ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und verbarg wieder drei Viertel seines Antlitzes unter seine Mütze; dabei seufzte er schwer auf. Plötzlich trat er an die Thüre und lauschte, ging zurück, nahm ein Buch, setzte sich mir gegenüber und sagte:

Nehme Platz, Pita, wir wollen unsere Lection beginnen.

Bei dieſen Worten gab er mir einen ſehr bedeutſamen Wink.

Ich ſetzte mich und ſah mit Spannung auf meinen Mentor, welcher mit leiſer Stimme ſagte:

Pita, jetzt ſollſt Du die Geſchichte des unglückſeligſten der Menſchen erfahren — und Du wirſt dann nicht mehr fliehen.

Oder mit Ihnen, verſetzte ich ahnungsvoll.

Mit mir? — Pita, wenn das möglich wäre — ach Gott, was ich für ein Thor bin. Nie, nie werde ich von hier erlöſt. Höre.

Monſieur Francois begann alſo ſeine Geſchichte:

Sechstes Kapitel.

Die blinde Herzogin.

Der Häßliche. — Der Hund der Königin Chriſtina. — Die Brautnacht. — Vierundzwanzig Stunden nach der Hochzeit. —

Daß ich ein Franzoſe bin, weißt Du, mein Kind. Ich habe eine ſehr ſtürmiſche Jugend verbracht. Ich war reich, leichtſinnig und, wie die Leute ſagten, überaus häßlich. Da ich aber ſtets über bedeutende Mittel zu verfügen hatte, glaubte ich mit Recht die Anforderung machen zu können, daß ſich hübſche Mädchen in mich verliebten. Meine Freunde lachten mich aus. Sie meinten, niemals würde ſich ein wahrhaft hübſches Mädchen in mich verlieben können, und das ehrlichſte Weib könne mir nicht treu bleiben. Das war zu viel für mich, ich beſchloß, mein Leben und mein Vermögen daran zu ſetzen, daß ich aufrichtige Liebe einzuflößen vermöchte. Du kannſt Dir denken, mein Kind, daß ich recht

endlich in allen Ecken Frankreichs darnach suchte, daß ich viele Mädchen fand, die mich ihrer zärtlichsten Liebe versicherten — das Ende aber war in der That stets, daß ich mich betrogen sah. Viele speculirten nur auf mein Geld, Andere waren so muthwillig, sich über mich lustig zu machen, zu thun, als wären sie in mich zum Rasendwerden verliebt, und wenn ich mich dann dem Ziele nahe wähnte, dann lachten sie mich aus und stießen mich von sich. Wieder Andere spielten die Spröden, ließen mich aber dennoch Hoffnung schöpfen, und forderten allerlei Ritterdienste von mir, oft wahrhaft herkulische Arbeiten. Aber nichts war mir zu schwer, galt es, die Liebe eines hübschen Mädchens zu gewinnen. Doch alle meine Anstrengungen waren vergebens. Ich verließ Frankreich und begab mich nach England, wo ich nicht glücklicher war. Endlich ging ich nach Spanien. Ich hatte auf meinen Kreuz- und Querzügen durch verschiedene Länder viel gelernt, ich hatte, um die Liebe meiner Damen zu gewinnen, mir alle möglichen, ja sogar weibliche Wissenschaften angeeignet, das war der einzige Vortheil, den ich davon trug, denn mein Vermögen schmolz zusammen, und eine wunderschöne Andalusierin gab ihm den Rest und lachte mich noch obendrein aus. Ohne Vermögen, gewöhnt nicht zu rechnen, und jedem Wunsche nachzugeben, fiel ich von Stufe zu Stufe. Alle meine Künste und Wissenschaften vermochten mich nicht aufrecht zu erhalten und zu ernähren. Ich lebte von Verbrechen, und die Gefängnisse von Spanien hatten die Ehre, mich sehr genau kennen zu lernen. Aber selbst so arm, elend und schlecht, gab ich den Gedanken nicht auf, ein Wesen zu finden, das mich lieben könnte, und ich fand wirklich ein Mädchen in Sevilla, das, obwohl ihre Schönheit weit und breit berühmt war, doch bis jetzt gegen alle Anträge der reichsten und bedeutendsten Männer taub geblieben war. Dieses Mädchen sagte, daß sie mich liebe, oder vielmehr, daß sie mich bis an ihren Tod herzinniglich lieben würde, wenn ich ihr den Hund verschaffen könnte, den die

Königin Chriſtina beſitze, und der ihr Schooß- und Lieblingshund ſei.

Ohne mich einen Augenblick zu beſinnen, ſagte ich, daß ich ihren Willen erfüllen würde. Ich leiſtete einen entſetzlichen Schwur, nicht eher zu raſten, bis ich den Hund ihr überbracht haben würde, und ſie dagegen wiederholte mir den Schwur, nie einem Andern als mir angehören zu wollen.

Aber in dem Augenblick, da ich den Schwur ausgeſprochen hatte, thürmten ſich in meinen Gedanken die Hinderniſſe auf, die ſich meinem Vorhaben entgegen ſtellten. Ich beſaß nicht einen Deut im Vermögen, und da ich nicht Luſt hatte zu betteln, ſo blieb mir nichts Anderes übrig, als zu rauben. Mit einem Meſſer und einem Paar Piſtolen bewaffnet, machte ich mich auf den Weg. Ich kann gerade nicht ſagen, daß ich darauf ausging, Mord und Todtſchlag zu begehen, aber da ich all' mein Elend und Leid der Mißgeſtaltung zu verdanken hatte, die man mir aufbürdete, ſo glaubte ich ſchon ein Recht zu haben, mir bei Begünſtigteren die Reiſekoſten zu erzwingen, deren ich bedurfte, um meine Häßlichkeit zu vergeſſen, und mein Ziel, wonach ich ſo lange raſtlos geſtrebt, zu erreichen.

Jetzt, mit der Piſtole in der Hand, gewahrte ich zuerſt, daß meine Häßlichkeit auch ihren Werth habe, jetzt erſt war ſie mir einträglich, nachdem ſie mir ſo lange ſchädlich geweſen war. Sobald ich mich nur zeigte, entſank den Leuten der Muth, und ich erhielt ohne Schwierigkeit, was ich wollte. Bei einem ſo häßlichen Menſchen vermuthete man Blutgier, Grauſamkeit und Erbarmungsloſigkeit, man hoffte auf keine Nachſicht und fand es beſonders dankenswerth, wenn ich den Angefallenen das Leben ließ, wie man es dankenswerth finden würde, wenn der Tiger, die Hyäne, an uns vorüber ginge, ohne uns anzutaſten. Ich war nicht einmal in dem Fall, von meinen Waffen Gebrauch machen zu müſſen, ja ſtrenge genommen, habe ich nicht einen einzigen kleinen Raub auf dem Gewiſſen, denn man gab mir freiwillig, ehe ich begehrte, und

ich war ein reicher Mann auf dem halben Wege nach Madrid.

Da lernte ich in einer Herberge einen Menschen kennen, der sich mir treuherzig, so schien es wenigstens, anschloß. Er entlockte mir mein Geheimniß, meine Lebensgeschichte, fand mich so hübsch und liebenswürdig, wie nur je einen Menschen, und redete mir förmlich ein, daß ich keineswegs so häßlich wäre, ja, daß ich, so wie ich sei, unter gewissen Verhältnissen zu Madrid mein Glück machen könne. — In der Residenz, fuhr er fort, gebe es eine blinde Herzogin, welche noch jung an Jahren und feurigen Temperamentes, dennoch wie eine Heilige lebe. Sie habe nämlich vor Jahren einen Traum gehabt, daß sie ihr Augenlicht wieder erhalten würde, wenn sie Jungfrau bliebe, bis ein Mensch von so außerordentlicher Häßlichkeit sich in sie verliebe, daß kein Weib ihn ansehen könne, ohne sich zu entsetzen. Wenn es diesem Menschen nun gelänge, durch seine liebenswürdigen geistigen Eigenschaften sie so einzunehmen, daß sie sich ebenfalls in diesen häßlichen Menschen verliebe, würde sie am Tage nach der Hochzeit ganz gewiß ihr Augenlicht wieder erhalten. Diese Herzogin, fügte der neue Freund hinzu, wäre unermeßlich reich, und mein Glück also gemacht, falls es mir gelänge, bis zu ihr zu dringen. Du kannst Dir nun denken, wie sehr mich diese Mittheilung aufregte, und da der Mensch versprach, mir in Allem beizustehen, was ich unternehmen würde, so nahm ich keinen Anstand, ihn als meinen Genossen zu betrachten, und meine bereits erworbene Beute brüderlich mit ihm zu theilen. Ich will nun gleich hinzufügen, daß dieser Gefährte kein Anderer war, als der Alcayde.

Nach verschiedenen Abenteuern kamen wir in Madrid an. Es war gerade ein Besamanos-Tag. Wenn Du noch nicht weißt, Pita, was das zu bedeuten hat, so werde ich Dir das kurz beschreiben. Der König oder die Königin steht an diesen Tagen wie eine Statue unbeweglich in der Mitte des Saales, und processionsweise defiliren die courfähigen Personen einzeln an ihnen vorüber, machen eine Kniebeugung und küssen

die dargebotene Hand, welche ihnen wie ein Reliquienkästchen entgegengehalten wird. Gesprochen wird während der ganzen Ceremonie nichts, und so sehr sich auch sämmtliche Leute, die an dieser Ceremonie Theil nehmen, dabei langweilen mögen, so würden dennoch die spanischen Herren und Granden um keinen Preis sich diese nehmen lassen. Sie wetteifern an einem solchen Tage darin, wer von ihnen am meisten Pracht im Anzuge entfaltet, und schon öfter hat ein einziger Anzug an einem Besamanos-Tage einen spanischen Edelmann ruinirt.*) Ein solcher feierlicher Tag war es also, als wir in Madrid einzogen. Die Karossen jagten durch die Straßen der Hauptstadt, Alles sah so feierlich aus, und ich nahm dies für eine

---

*) Diese Erläuterung des Monsieur Francois wird von vielen Schriftstellern bestätigt. So schreibt der Fürst Lichnowsky unter Anderem: Die Besamanos-Tage spielen am spanischen Hofe eine große Rolle, und stehen in jedem spanischen Kalender sorgfältig in ihren beiden Abstufungen (große und kleine) verzeichnet. Ueber den grenzenlosen Luxus, der an diesen Tagen noch bis kurz vor der französischen Revolution entfaltet wurde, werden fabelhafte Dinge erzählt. Eine Geschichte ist besonders treffend: Ferdinand VI. liebte sehr die Kleiderpracht, und legte so viel Gewicht darauf, daß Stoff, Farbe und Verzierung des Kleides, das er an Gallatagen tragen sollte, einer wichtigen Staatsangelegenheit gleich, geheim gehalten wurden, um mehr Ueberraschung zu verursachen. Sein berühmter Günstling, der Marquis de la Ensennade, der hierin mit seinem Herrn eine gleiche Leidenschaft hatte, wußte einst mit schwerem Golde sich das Muster der Stickerei des königlichen Anzuges voraus zu verschaffen. Ferdinand VI. wollte sie in flacher vielfarbiger Seide tragen; — Ensennade ließ sie in farbigen Juwelen erscheinen. Als er nun am großen Tage in diesem glänzenden Costüm seinem königlichen Herrn nahete, verzog sich das Antlitz des Gebieters in finstere Falten, die nichts Gutes bedeuteten. — Ensennade, welcher Luxus? redete ihn der König an, worauf der schlaue Günstling, ein Knie beugend, schnell erwiederte: Herr, an der Tracht der Diener erkennt man die Pracht des Gebieters. Ein freundliches Lächeln des besänftigten Königs zeigte Ensennade, daß der Sturm vorüber sei. —

gute Vorbedeutung. Mein Freund José führte mich in das Haus eines Bekannten, eines Mannes, welcher sich durch den Handel mit Schmugglern ein Vermögen erworben hatte. Bei ihm fanden wir Aufnahme, denn wir hatten Geld und kargten nicht damit. Zunächst gingen wir daran, uns nobel umzukleiden. Ich wollte als französischer Edelmann auftreten. Der Alcayde, José, übernahm die Rolle des Bedienten. — So gingen wir Mittags auf den Prado, wo die blinde Herzogin, von ihrer Kammerzofe geführt, alltäglich erschien. Ich machte durch die Pracht meines Anzuges kein unbedeutendes Aufsehen, und Mährchen von meinem fabelhaften Reichthum kamen über mich in Umlauf, zugleich aber auch wurde meine Häßlichkeit sprüchwörtlich. Es konnte nicht ausbleiben, daß die blinde Herzogin von mir erfuhr, und durch ihre Kammerzofe mich zu einem Besuche in ihren Palast einlud.

So war also die Sache glücklich eingeleitet. Ich stellte mich zur bestimmten Zeit ein. Der Geist, die Schönheit der Herzogin entzückten mich, und ich verliebte mich in sie, wie sich König Ferdinand einst in die einäugige Prinzessin Eboli verliebt hatte. Allerdings war bei dieser Dame das eine Auge um so feuriger, und brannte bis tief in das Herz dessen, der sich seinen Blitzen aussetzte. Aber auch in den erblindeten Augen der Herzogin lag ein gewisser Reiz, welcher ihrer Gestalt etwas ungemein Einnehmendes gab. Ich schien auch auf sie einen günstigen Eindruck zu machen, und wir trennten uns nach einigen Stunden in bester Harmonie, nachdem ich die Erlaubniß erhalten, die Herzogin am andern Tage wieder besuchen zu dürfen. Ich ging natürlich am nächsten Tage wieder zu ihr, und von da ab tagtäglich, und die Sache endete damit, daß wir uns ewige Liebe angelobten und die Hochzeit festsetzten. Ganz Madrid wurde von dieser Geschichte erfüllt. Es wurde von nichts Anderem gesprochen, als von der Verbindung der blinden Herzogin mit dem häßlichen französischen Edelmann, und Du kannst Dir denken, Pita, wie überglücklich

ich mich fühlte, als ich so nahe daran war, eine schöne und reiche Frau zu erlangen

Ich bewohnte zu dieser Zeit ein großes Haus in der Straße Alcala. José spielte noch immer die Rolle meines Bedienten. Wir hatten mit einander ausgemacht, daß er am Tage nach der Vermählung eine sehr bedeutende Summe erhalten sollte, die wir der blinden Herzogin rauben wollten. Da ich aber in diese wahrhaft verliebt war, bereuete ich von ganzem Herzen das Versprechen, das ich meinem Genossen gegeben hatte. Wir geriethen am Abende vor dem Hochzeittage deshalb in einen sehr heftigen Wortwechsel. José hatte noch weitere Pläne mit der unglücklichen Herzogin, denen ich mich widersetzte. Doch endete unser Streit mit einem scheinbaren Nachgeben von seiner Seite. Der glücklichste Tag meines Lebens brach heran.

Als ich meine Braut in das trauliche Brautgemach geführt hatte, sagte die Herzogin zu mir:

Francois, morgen hoffe ich mich mit meinen eigenen Augen zu überzeugen, ob Du wirklich so außerordentlich häßlich bist, wie mir die Leute sagen, denn ich vertraue der Auslegung meines Traumes. Ich werde mein Augenlicht wieder erhalten.

Ich umfing sie liebend und küßte sie, indem ich sagte:

Und da ich wirklich so häßlich bin, daß mich bisher die Mädchen und Frauen verabscheut haben, wirst Du nicht aufhören mich zu lieben, wenn Du mich siehst?

Niemals! Nie, Francois, versetzte sie, und drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen.

Und wenn Du Dein Augenlicht nicht wieder erhältst? sagte ich bebend, wird sich dann nicht schon vielleicht morgen Deine Liebe in Haß verwandeln?

Die Herzogin lehnte ihren Kopf auf meine Schulter und schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte sie mit bewegter Stimme:

Ich glaube nicht, daß das je möglich sein wird, mein Freund.

Diese Antwort machte mich so glücklich, daß ich doppelt schmerzlich fühlte, in José's Händen zu sein. Aber denke Dir mein Entsetzen, als ich in diesem Augenblick dieses Menschen Antlitz über die Schultern der Herzogin hinwegblicken und mich finster anstarren sah.

Ich vermochte im ersten Augenblick der Ueberraschung kein Glied zu regen, und hätte ich was zu sprechen versucht, meine Zunge würde mir ganz gewiß den Dienst versagt haben.

Der Elende trat mir näher und flüsterte mir leise zu:

Setze Dich ruhig auf jenen Stuhl dort, und überlasse mir Deine Stelle.

Ich sah ihn mit unbeschreiblicher Entrüstung an.

Geh', sagte er, indem er ein Messer zückte, wenn Du nicht verrathen und verloren sein willst.

Mit diesen Worten drückte er einen Kuß auf die Lippen der Herzogin, die von Allem, was um sie Entsetzliches vorging, nicht das Geringste bemerkte und vermuthete.

Die Frechheit und Niederträchtigkeit des schlechten Menschen gab mir Leben und Bewegung wieder. Ich fiel wüthend über ihn her, er wich aus, und nun drohete sich ein heißer Kampf zwischen uns zu entspinnen.

Was machst Du, Francois? fragte die Herzogin, welche das Geräusch hörte, ist hier noch ein Dritter?

Ja, ein Bandit, rief ich außer mir, indem ich nach der Klingel faßte, um die Bedienten herbei zu rufen.

José warf mir einen entsetzlichen Blick zu, dann sagte er leise: Du wirst es bereuen.

Mit diesen Worten eilte er davon. Ich hinderte ihn natürlich nicht an seiner Flucht, und vergaß bei meiner schönen blinden Herzogin die Drohung des schrecklichen Genossen.

Am andern Morgen früh erhielt ich einen Brief von ihm, worin ich an mein Versprechen, das Vermögen meiner Frau mit ihm zu theilen, erinnert wurde, und mir drei Stunden Zeit gelassen wurde, ihm die Summe zu beschaffen, die ich ihm versprochen hatte. Im entgegengesetzten Falle wollte er

meinen Stand und mein Metier, das ich in der letzteren Zeit ergriffen hatte, der Herzogin verrathen. Ich aber liebte diese so aufrichtig, daß ich einen Entschluß faßte, auf den ich noch heute stolz bin, und der die vielen Sünden, die ich in meinem Leben begangen, einigermaßen wieder gut macht. Wenigstens habe ich dadurch bewiesen, daß ich guter und hochherziger Entschlüsse fähig war, und daß ich unter anderen Umständen vielleicht ein ganz anderes Leben geführt haben würde.

Mein Lehrmeister war bei diesen Worten sehr tiefsinnig geworden, er ergriff zärtlich meine Hand und hielt sie in der seinen, dann sagte er, mich wehmüthig anblickend:

Ach, Pita, Du weißt nicht, welch' einen Schatz Dir der gütige Gott gegeben, indem er Dir Schönheit verlieh; Du weißt nicht, wie mächtig außerordentliche Vorzüge der Gestalt den schwächsten, gewöhnlichsten Menschen machen können. Einer unter Tausenden nur vermag einen denkenden Blick in des Menschen Seele zu thun, aber das Antlitz ist Jedermann ein offenes Buch, und es ist vielleicht nur Einer unter Tausenden, der sich von seinem schönen Titelblatte nicht täuschen ließe. Seelengröße, Adel des Herzens, die erhabensten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes müssen nur zu oft in der Welt dem Charlatanismus der körperlichen Schönheit das Feld räumen.

Ich sah Monsieur Francois betroffen an. Solch einen Ernst, solch ein Leben hatte ich hinter dieser Larve nicht vermuthet, und ich gestand ihm, daß ich mir, indem er so sprach, den Vorwurf machen mußte, daß ich nicht wie Einer unter Tausenden, sondern wie die große gedankenlose Mehrheit über ihn geurtheilt hatte.

Pita, sagte er hierauf, es kommt daher, daß ich so verkannt werde, weil meine besseren Eigenschaften durch die Demüthigung, die mir mein Sklavenleben tagtäglich auferlegt, nicht hervortreten können, und weil ich durch die Verunglückung meines Lebens, durch mein verfehltes Ziel irre an mir selbst geworden. Ich werde Narr, Thor, Böſewicht genannt, und

ich gebe Jedem Recht, der dies thut, weil ich nicht mehr Kraft, nicht mehr Macht genug habe, mich aus meiner Erniedrigung herauszureißen. Nur meine ſchlechtern Eigenſchaften ſchwimmen noch oben auf, und — ſiehe ſo traurig iſt die Menſchheit beſchaffen — dieſe ſchlechtern Eigenſchaften haben Kraft genug, mir das Leben zu friſten, während meine beſſern ſich vor der Verachtung verbergen müſſen, die ſie mir eintragen, vor der Verzweiflung, der ſie mich zuführen würden. Doch, höre weiter.

Mein beſſeres Theil hatte alſo den Sieg über mich erlangt. Ich nahm den Brief Joſé's und brachte ihn meiner Frau.

Iſabella, ſagte ich, weißt Du, wer der Bandit war, der uns geſtern überfiel?

Wie ſollte ich wiſſen, Francois.

Es war mein Bedienter, Joſé.

Was wollte er? —

Dich! —

Meine Frau erröthete, und hätten ihre Augen ſprechen können, welche majeſtätiſche Entrüſtung würden ſie ausgedrückt haben. Faſt wurde ich muthlos.

Dieſer Joſé, fuhr ich fort, iſt nicht mein Bedienter, er iſt mein — Freund.

Francois, was ſagſt Du? rief Iſabella.

Er hat einen Brief an mich geſchrieben. Ich will ihn Dir vorleſen.

Ich that das. Als ich zu Ende war, blickte ich auf die Herzogin, ſie ſaß da wie eine Leiche, oder vielmehr wie eine Statue.

Ich bekannte jetzt Alles.

Meine Frau ſaß noch immer ſtarr und bewegungslos da. Ich kniete vor ihr, ergriff ihre Hand und flehete um Verzeihung.

Sie entzog mir ihre Hand nicht, aber ſie ſprach kein Wort, ihr Antlitz blieb ſtarr und bleich. Es war, als wäre ſie in

der That versteinert geworden. Was ich auch thun mochte, kein Wort war von ihr zu erlangen. So wurde mir endlich unheimlich in ihrer Nähe. Es war mir, als wären ihre Augen auf mich gerichtet, und während alles Andere todt an ihr war, wurden ihre Augen lebendig und vernichteten mich mit ihren Blitzen. Ich verließ sie, nachdem ich mich länger als eine Stunde vergeblich bemüht, ihre Verzeihung, oder ein Wort — der Verdammung zu erlangen.

Es waren vierundzwanzig Stunden nach unserer Verheirathung verflossen, der Termin also, nach welchem meine Frau zufolge ihres Traumes ihr Augenlicht wieder erhalten sollte. Ich ging in die Zimmer der Herzogin. Sie saß noch immer auf derselben Stelle, aber neben ihr kniete ein Mönch und betete. So verharrten sie eine Stunde lang. Dann plötzlich erhob sich Isabella und sagte mit einer Stimme, die mich erschütterte:

Frommer Vater, ich sehe nichts als den Himmel und die heilige Jungfrau!

Mit diesen Worten verließ sie, auf den Vater gestützt, das Zimmer, bald darauf kam dieser zurück, und indem er mir eine Summe Geldes einhändigte, sagte er:

Die Herzogin hat sich der heiligen Jungfrau angelobt, nimm dies und gehe Deiner Wege. Bereue Deine Handlungen, mache wieder gut, was Du kannst, und Gott möge Dir verzeihen.

Ich nahm das Geld nicht, aber ich verließ den Palast der Herzogin, beschämt, im Innersten zerknirscht, erröthend vor mir selbst.

In der verzweifeltsten Stimmung von der Welt irrte ich in den Straßen der Stadt herum. Ich war entschlossen, im Manzanares meinem Leben ein Ende zu machen. Da plötzlich rief mich eine Stimme an. Es war Jose. Ich fiel ihn wüthend an, und hätte ihn zerreißen können, doch seine Kraft, oder wenigstens seine Besonnenheit behielt die Oberhand, und

ſtatt ſeine Drohung zu erfüllen und mir ſein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen, ſagte er lachend:

Francois, Du biſt ein Narr. Du hätteſt Dich nicht verlieben, oder Du hätteſt wenigſtens nicht den Tugendhaften in Deiner Liebe ſpielen ſollen, dann wär' Alles gut abgelaufen, und wir Beide könnten jetzt leben wie Prinzen. Was hat Dir nun Deine Großherzigkeit genützt? Glaube mir, Spanien iſt kein Land, Madrid keine Stadt für die Tugend und die Tugendhaften. Hier ſind alle Zuſtände durch und durch verfault. Von oben bis unten iſt Alles eine wehrloſe Beute entfeſſelter Leidenſchaften. Du kannſt aus Dir Alles machen in Spanien, wenn Du Dir aus Nichts was machſt. Es iſt ſehr thöricht, wie Du gehandelt haſt, Du verſtandeſt Dein Glück nicht zu benutzen. Alles, was dem Menſchen von Natur verliehen iſt, kann ihm zum Heile gereichen, das Schlechte wie das Gute, er muß nur wiſſen, es anzuwenden. Deine Häßlichkeit ſollte Dir diesmal ein großes, ſeltenes Glück bereiten. Wer weiß, wie hoch Du in kurzer Zeit geſtiegen wäreſt. Als Gemahl einer Herzogin, bei dieſen Zuſtänden, Teufel, man hätte was Ungeheures aus Dir machen können, aber ein Narr, wie Du einer biſt, läßt die ſicherſte Ausſicht zu Schanden werden. Nun, gehe meinetwegen zum Teufel, Herr Erherzog, und wenn Du einmal Kaiſer von China werden ſollteſt, denk' an mich.

Laut auflachend drehte er mir den Rücken. Ich konnte es ihm eigentlich nicht verdenken, daß er mich verhöhnte, obwohl mich ſein „Erherzog" ungemein verdroß. Ich ſpielte jetzt wahrhaftig eine jämmerliche Rolle. Geſtern der Gatte einer reichen Herzogin, heute ein Bettler. Was hatte ſie und ich von meiner Aufrichtigkeit? Ich war ein Narr. Doch was half's. Ich verließ eiligſt Madrid, und weil es mir durch meine Tugend ſo jämmerlich ſchlimm gegangen war, entſchloß ich mich, mit dieſer gnädigen Frau gänzlich und für alle Zeiten zu brechen. Ich ſtudirte es jetzt mit ungeheurem Eifer ein, Böſewicht zu werden, zwar kein Bandit und Mörder,

dazu war ich auch nicht geschaffen, aber ich wurde ein mauvais sujet comme il faut. Was ich für Streiche gemacht habe, Pita, man könnte ein Buch damit füllen! Ich habe hundert Rollen gespielt: als Affe, Rhinozeros, Hottentotte, Tanzmeister, Schulmeister, Arzt, Ablaßkrämer, Spion, und Gott weiß, was noch. Ich wurde der Schrecken der Mädchen und Frauen, kurzum ich trieb es bunt, und der einzige Grundsatz, nach dem ich lebte, war: nur nicht tugendhaft, nur keine Schwachheit, nur nicht tragisch. Und ich habe wirklich recht lustig gelebt, Pita, und war auch nahe daran, guillotinirt, gehängt und füsilirt zu werden. Als es aber später gar nicht mehr gehen wollte mit den verschiedenen Brancken, ließ ich mich von Don Carlos anwerben. Dieser Prinz wollte, wie Du wissen wirst, König von Spanien sein, und er hatte eigentlich Recht, denn in Spanien galt das Salische Gesetz, welches die Frauen von der Thronfolge ausschloß. Nun hatte der letzte König Ferdinand VII., welchen Napoleon einst entthront hatte, keine Söhne, obgleich Christina, eine neapolitanische Prinzessin, seine vierte Frau war, von der er zwei Töchter bekam. Wenn er also die Augen schloß, konnten diese Prinzessinnen nicht den Thron besteigen, sondern die Thronfolge wäre auf Ferdinand's Bruder, den Infanten Don Carlos übergegangen. Was that nun Christina? — Sie bewirkte es, daß das salische Gesetz aufgehoben wurde. Die Liberalen standen ihr bei, denn Don Carlos war bigott, ein Freund der Mönche und Jesuiten. Man hoffte also bessere Zeiten unter einer Tochter Christinens, die sich eher an die Liberalen halten mußte. Don Carlos protestirte, aber es geschah dennoch. Christina hatte den König in ihrer Gewalt, und als dieser die Augen schloß, wurde ihre dreijährige Tochter Isabelle Königin, und sie Regentin während ihrer Minderjährigkeit. Siehst Du, Pita, das ist das Stück Weltgeschichte, welches so viele Jahre in Spanien spielt. Don Carlos verließ England, wo er lebte, und ging nach Spanien, wo ein Theil des Landes, und besonders

die Geiſtlichkeit für ihn Partei nahm. Ich hatte ebenfalls Mitleid mit dem armen Prinzen, denn es ging ihm gerade wie mir. So nahe daran, König von Spanien zu werden, iſt er jetzt nichts als ein armer Abentheurer. So war's mir mit meiner Herzogin ergangen. Alſo ſchon aus Sympathie nahm ich ſeine Partei. Ein Jahr lang machte ich die Mordgeſchichte mit durch. — Ich weiß was davon zu erzählen und bekam's ſatt, denn die Partheien, Royaliſten und Chriſtinos wütheten wie die Teufel gegen einander. Das Seltſamſte war, daß ich mit José wieder zuſammentraf, der Trommelſchläger unter Eſpanna war. Ihm gefiel's auch nicht mehr, wir deſertirten und gelangten wohlbehalten in Madrid an, wo wir uns für Märtyrer und für die treueſten Anhänger Chriſtinens ausgaben. Wir hatten Beide Glück. José bekam ein Amt und ich wurde als franzöſiſcher Sprachlehrer bei der Schweſter des Herrn Munnos angeſtellt. — Ich hatte aber noch viele andere Aemter, und unterrichtete ſie auch im Tanze, wobei ich die Aufmerkſamkeit Chriſtinens erregte, vor deren ganzem Hof ich mehremal tanzen mußte. Wie ſie da ſtaunten, Pita! — Ich machte aber auch meine Sache gut, und wer weiß, ob ich nicht mit der Zeit in des Herrn Munos Stelle eingerückt wäre — denn dieſer Menſch war auch nur ein ſchlichter Gardiſt — wenn ich nicht leider voreilig geweſen wäre. Ich verliebte mich nämlich in die Königin und ſchrieb an ſie ein Gedicht, und die Folge war, daß man mich in den Carcel de la Corte einſperrte. Nun glaubte ich, würde es aus ſein mit meiner Weltgeſchichte und meiner Biographie. Aber nein. Ich finde in dieſem Gefängniß meinen alten Kameraden José als Alcayden wieder. Aber wie hatte ſich dieſer Menſch verändert. Wie ernſt und feierlich benahm ſich dieſer Galgenſtrick gegen mich. Er kannte mich nicht mehr und ſchien mir einreden zu wollen, daß er nicht derſelbe José wäre. Er hielt mich ſtrenger als jeden andern Gefangenen und bezeigte mir die tiefſte Verachtung, wo er nur konnte. Vor einigen Wochen aber änderte ſich ſein Benehmen, und

eines Abends theilte er mir mit, daß er mich entfliehen lassen und mir eine Zuflucht geben würde, bis ich ungehindert nach Frankreich zurückkehren könnte. Auch mit den nöthigen Mitteln wollte er mich versehen. Kurz, Pita, ich ging auf seine Bedingungen ein. Es ist sein Wille, daß ich mit Dir eingesperrt bleibe, so lange es ihm gefällt, und die Rolle, die ich Dir gegenüber spielte, war zum Theil eine aufgezwungene, denn wenn er erfährt, daß ich Dir irgend eine Mittheilung gemacht habe, bin ich seiner Rache gewiß. Du bist ein kluges Mädchen, und siehst nun wohl selbst ein, wie theuer uns Beiden ein Fluchtversuch zu stehen kommen würde. Uebrigens ist es auch eine Sache der Unmöglichkeit, Pita, denn Schlösser sind es sicherlich nicht allein, die uns hindern werden.

Mit diesen Worten setzte sich Monsieur Francois so ruhig, als hätte er mir so eben von einer ganz andern Person die gleichgültigste Sache von der Welt erzählt, wieder an seine Karten, und versenkte sich in sein Spiel bis seine große Mütze zu balanciren begann, und sein Schnarchen mich belehrte, daß er sich in süßer Vergessenheit wiege. Ein seltsamer Mensch. Ich gab jedoch nicht die Hoffnung auf, ihn zur Flucht zu bewegen. Ja, ich traute ihm sogar zu, daß er einen guten Plan ausfindig machen würde, denn offenbar fehlte es ihm, trotz seiner großen Eitelkeit, nicht an Geist, und trotz seiner Unbeständigkeit, nicht an, wenn auch nur momentaner, Energie. Es kam nur darauf an, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, um seine Feigheit zu überwinden, und ich beschloß, das Aeußerste aufzubieten, um sobald als möglich aus der Gewalt des Alcayden zu entschlüpfen.

Mit einem frommen Gebete, in welchem ich den Schutz der heiligen Jungfrau anrief, begab ich mich zu Bette. Monsieur Francois schlief so fest, daß ihn nichts ermunterte.

Siebentes Kapitel.

Ein Aufstand in Madrid.

Meine Flucht. — Der Braune. — Die schwarze Katze. — Hilfe in der Noth. — Monsieur Francois als Komiker. —

Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als ich durch ein Geräusch in meinem Zimmer aufgeweckt wurde. Es war dunkel rings umher, und ich konnte nicht bemerken, woher das Geräusch kam. Es näherte sich mir, und bald fühlte ich einen warmen Hauch sich über mein Antlitz verbreiten.

Im ersten Augenblick war ich äußerst bestürzt, faßte mich jedoch bald und bewegte mich nicht.

Ich empfing einen Kuß.

Es fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, meine Thüre zu verriegeln, unter diesen Umständen konnte es nur Monsieur Francois sein, der vor mir stand.

Ich richtete mich plötzlich in die Höhe und fuhr dabei mit meiner Stirn so heftig gegen die Nase des andern Individuums, daß es einen lauten Schmerzensschrei ausstieß.

Ich erkannte daran meinen Mann.

Monsieur Francois, rief ich, was machen Sie hier, Sie garstiger Mensch?

Nichts, Pita, rief mein Mentor, ich wollte nur sehen, ob Du schläfst.

Und dabei mußten Sie mich küssen? —

So? habe ich das wirklich gethan, Pita? — Ach, es geschah gewiß in der Zerstreuung.

Warum gehen Sie nicht zu Bette? —

Kann man denn bei diesem Spectakel schlafen? Hörst Du nicht, Pita, wie sie schießen?

Sie schießen? — Wer? —

Nun, das Volk, die Nationalgarden und die Soldaten der Königin. —

Das ist gut, rief ich hocherfreut, es ist ein Aufstand, vielleicht begünstigt er unsere Flucht.

Pita, wenn das nur möglich wäre! In diesem elenden Käfig hier werden wir ganz gewiß todtgeschossen.

Gehen Sie in ihr Zimmer, ich werde mich ankleiden.

Monsieur Francois ging, und in fünf Minuten war ich vollständig angekleidet.

Höre, Pita, sagte nun mein Mentor, ich will Dir nur eingestehen, daß in Deinem Zimmer allerdings eine geheime Thüre ist, welche in das Zimmer unseres Wächters führt. Dieser Wächter ist ein blindlings ergebener Diener des Alcayden, sein Vetter und existirt durch ihn. Er hat Befehl, mich bei dem geringsten Versuche zur Flucht todt zu schießen, und er wird es ausführen, sei dessen versichert. Wer würde mich vermissen, wenn ich fort bin? — Ich muß Dir auch gestehen, daß ich glaube, mein Tod ist jedenfalls bestimmt. Aber ich mache mir nichts daraus.

Das wäre Schade, Monsieur Francois, sagte ich, Sie können immerhin noch ein wenig leben. Sie sind noch nicht so alt. Ich will versuchen, ob wir den Cerberus, der bei uns Wache hält, nicht überrumpeln können.

Wie wolltest Du das machen, Pita? —

Die heilige Jungfrau hat mir in dieser Nacht einen Plan eingegeben, wenn wir ihn genau befolgen, muß er gelingen.

Monsieur Francois sah mich, indem er sich noch immer

mit einer höchſt komiſchen Grimaſſe ſeine Naſe rieb, mit einer heiligen Scheu ſtumm und ſprachlos an.

Zeigen Sie mir die geheime Thüre, ſagte ich.

Pita, was willſt Du thun? fragte er beſtürzt.

Zeigen Sie mir die Thüre, Monſieur Francois, den Befehlen der Madonna müſſen wir uns blindlings unterwerfen.

Mein Mentor ging, oder ſchlich ſich vielmehr, in mein Kabinet und zeigte mir, indem er hinter meinem Bette die Tapete aufhob, eine geheime Thüre.

Hier, Pita — aber bedenke, wie gefährlich es iſt —

Monſieur Francois, ſagte ich, Sie waren Bandit und Soldat, ſagten Sie mir, ich glaube es nicht.

Ich habe nicht gelogen, Pita.

Banditen und Soldaten haben Muth, Sie aber haben keinen Muth. —

Ach — Gott — man wird alt, Pita — und dieſer Alcayde iſt ein ſchrecklicher Menſch, und ich führe jetzt ein ſo ſchönes Leben — und wenn er mich vielleicht doch nach Frankreich entkommen laſſen will —

Glauben Sie es nicht.

Nein, ich glaube es nicht — aber wenn Du gute Fortſchritte machſt, Pita — O, er hat Dich ſehr lieb, und Du biſt ſo ſchön, man könnte ſich jeden Augenblick in Dich vernarren — Du kannſt dann ein gutes Wort für mich einlegen, Pita, und dann thut er es gewiß.

Ich werde den Alcayden niemals um etwas bitten.

Freilich, in dieſem Falle —

Gehorchen Sie der Madonna, Monſieur Francois, ſie wird uns aus der Gewalt des elenden Menſchen retten. Kriechen Sie raſch unter mein Bette.

Monſieur Francois rieb ſich die Naſe und ſetzte ſeinen Hut auf, den er bis jetzt in der Hand gehalten hatte.

Sie brauchen keinen Hut dabei aufzuſetzen.

Ich thue es, um Dir mein häßliches Geſicht zu verbergen, denn es iſt ja das Einzige, was an mir häßlich iſt.

Darauf kommt es jetzt nicht an, Monsieur Francois, Sie sind hübsch genug für ein junges Mädchen, das Sie wie ihren Verwandten lieben möchte. Rasch, unter das Bette.

Ich beugte lächelnd seinen Kopf, und er ließ sich willig auf die Erde nieder werfen, etwas mehr Mühe kostete es mich, ihn unter das Bette zu bringen.

Ich muß gestehen, daß ich keineswegs über einen Fluchtplan mit mir einig war, aber ich wollte es um jeden Preis versuchen, und eine Nacht, in welcher in der Stadt eine allgemeine Verwirrung herrschen mußte, schien mir dazu nicht wenig Aussicht zu bieten.

Ich warf mich nun selbst, völlig angekleidet, wie ich war, in mein Bette, deckte mich bis an die Nase zu und schrie nun aus Leibeskräften um Hülfe, während ich mit den Fäusten gegen die Tapete schlug.

Monsieur Francois, reckte entsetzt seinen Kopf hervor und rief mit kläglicher Stimme: Gott erbarme sich, was giebst Du an, Pita?

Ich gebot ihm, sich stille zu verhalten, und fuhr fort zu schreien.

Es währte auch nicht lange, da öffnete sich die geheimnißvolle Tapetenthür, und ein Mensch, der ein gebräuntes Antlitz wie ein Zigeuner hatte und vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet war, erschien mit einer Leuchte in der Hand.

Wahrlich, diese Gestalt gab der Furcht meines armen Mentors entschieden Recht, und ich selbst begann fast den Muth zu verlieren.

Was giebt es? fragte er mit finsterer Miene, indem er er die Augenbraunen auf eine entsetzliche Weise zusammenzog.

Ach — wer Sie auch sind, rief ich mit kläglicher Stimme, retten, schützen Sie mich vor diesem Monsieur Francois.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang der Mensch mit einem Satze wie ein wüthendes Thier nach dem andern Zimmer hin, aber eben so schnell war ich hinter ihm, schlug die Thüre zu und schob den Riegel vor.

Monsieur Francois lag ruhig unter dem Bette.

Ich erfaßte ihn beim Arm und rief ihm zu, daß er mir folgen solle. Er steckte den Kopf unter dem Bette hervor und sagte mit kläglicher Stimme:

Ave Maria, unser Sterbestündlein ist da.

Wenn Sie sich nicht beeilen, rief ich.

Er erhob sich seufzend, aber ohne all zu große Eile, als wollte er sich seine Pantoffeln anziehen. Diesen Menschen mußte langes Elend ganz entnervt haben, denn er zitterte; er, der dereinst, wie er sagte, im Dickicht der Wälder und auf der Heerstraße Menschen angefallen. Aber die menschliche Natur ist unergründlich, oder vielmehr, wir Menschen verstehen den Zusammenhang der geistigen mit der physischen Natur noch nicht.

Es war ein Glück für uns, daß es schon zu dämmern begann, und daß wir also sehen konnten, wo wir uns befanden. Wir traten zunächst in die Stube unseres Wächters. Glücklicher Weise hingen Waffen an den Wänden, und ich nahm mir einen Säbel und eine Pistole; Monsieur Francois bewaffnete sich ebenfalls mit einer Pistole und einem Messer.

Jetzt sind wir geborgen, sagte ich, und ich denke, meine Augen müssen dabei löwenartig gefunkelt haben. Wir sind ihm jetzt gewachsen, oder wenigstens wollen wir unser Leben theuer erkaufen. Monsieur Francois, hoffentlich werden Sie nun nicht mehr zittern?

Nein, Pita, im Gegentheil, ich habe jetzt sehr grimmiges Blut, versetzte mein Mentor, und er blickte in der That sehr grimmig. Du glaubst nicht, welches Bewußtsein dem Menschen die Waffe giebt, er verdoppelt, er vervierfacht sich gleichfalls, schon die Berührung des Stahls wirkt elektrisch auf das Blut.

Diese Bemerkung meines Lehrmeisters war treffend, und wir gingen nun rasch vorwärts. Der eingesperrte Braune pochte so entsetzlich, daß das ganze Haus zitterte, und es war vorauszusehen, daß er die eine oder die andere Thüre ein-

ſchlagen würde. Wir gelangten über einen kleinen Flur an eine zweite Thüre, die von drinnen verſchloſſen war, aber der Schlüſſel ſteckte darin. Als wir ſie öffneten, ſahen wir, daß wir uns in einem Hinterhauſe befanden. Wir ſchloſſen die Thüre jetzt von draußen ab und wurden etwas ruhig. Denn obwohl in dieſem Augenblicke der Gefahr und der Hoffnung kein Gedanke der Furcht in mir lebte, ſo war es eben nur die gewiſſe Ahnung, daß ich gerettet werden würde, die keine Angſt in mir aufkommen ließ und mich unbefangen machte. Wir ſchritten über den Hof und traten in einen Thorweg. Dieſer war nicht verſchloſſen. Dagegen fanden wir am Ende eine Pforte, welche unſerer Flucht Halt gebot.

Schon, als wir in den Hof angelangt waren, hörten wir ein entſetzliches Schießen. Die Pforte mußte nach der Straße führen, denn wir hörten ein dumpfes Geräuſch, welches nicht weit von uns entfernt ſein konnte. Sie war ſehr feſt, wir ſchlugen Beide mit aller Kraft dagegen. Plötzlich ſchrie Monſieur Francois laut auf. Nie werde ich es vergeſſen, welchen Eindruck dieſer Nothruf auf mich machte. Ich glaubte nicht anders, als unſer Verfolger wäre hinter uns. Als ich mich, meine Piſtole zum Schuſſe bereit, nach ihm umblickte, ſtand Monſieur Francois und ſchlug ſich mit einer ſchwarzen Katze herum, die ihm vom Geſimſe der Pforte auf die Schultern geſprungen war, natürlich ohne eine andere Abſicht, als die, ſich des armen Menſchen als Treppe zu bedienen.

Aber, Monſieur Francois, wie haben Sie mich erſchreckt, ſagte ich.

Ich habe auch geglaubt, der leibhaftige Teufel fällt mich an, verſetzte er, das ſchwarze Ungethier kam ja gerade wie vom Himmel gefallen.

Sie hätten doch bedenken ſollen, daß der Teufel nicht im Himmel iſt.

Ich denke, er iſt überall.

Monſieur Francois, ſagte ich, laſſen Sie das Thier, und helfen Sie mir lieber, es könnte uns ſonſt ſchlimm ergehen.

Die schwarze Bestie geht mir nicht vom Leibe, rief Monsieur Francois mit einer so wüthenden Gebehrde, als hätte ihn ein Leopard angefallen.

Mit diesen Worten drückte Monsieur Francois seine Pistole ab und schoß die Katze nieder. Ich war außer mir. In einer solchen Lage, gegen einen solchen Feind, sein Pulver zu verschießen!

Monsieur Francois, rief ich, wahrlich Sie verdienen es, massacrirt zu werden. Wenn Sie solche Angst hatten, konnten Sie das Thier nicht todtstechen?

Monsieur Francois stieß schaudernd die todte Katze bei Seite, und trotz unserer noch immer so gefährlichen Situation, hatte ich große Lust, über ihn laut aufzulachen. Der Mann spielte eine gar zu sonderbare Figur, seine Thurmmütze, oben spitz zu laufend und unten zu weit, war ihm, wie gewöhnlich, tief in's Gesicht gefallen. Die hellen, schreienden Farben seiner Pantalons und seines Hemdes gaben ihm das Ansehen eines Banditen, während seine Gestalt weit mehr Mitleid als Furcht einzuflößen geeignet war. Er machte in diesem Augenblick auf mich ganz den Eindruck eines dem Irrenhause Entlaufenen, und ich begann zu glauben, daß sein Verstand wirklich einige Brüche erlitten hatte.

Aber, wie das nicht selten im Leben ist, gerade einer Thorheit hatten wir unsere Rettung zu verdanken, zu der uns vielleicht der höchste Muth nicht verholfen haben würde. Und es war hohe Zeit. Der letzte Moment unserer Flucht war der gefährlichste, und, so kurz er auch währte, ich vermag nur mit Entsetzen daran zurück zu denken. Es näherte sich nämlich ein ungeheurer Tumult der Pforte, entsetzliche Schläge donnerten gegen sie an, sie begann zu wanken, und dieser Augenblick war es, wo ich unwillkührlich aufschrie.

Im Hofe klirrte eine Scheibe, es war nicht zu zweifeln, daß unser Verfolger die Schlösser gesprengt hatte. Schon schwebte mir sein braunes Zigeunergesicht vor Augen, schon sah ich ihn zum Sprunge auf uns bereit, schon hielt ich ihn

meine Piſtole entgegen, da fielen dröhnend und krachend die Thüren der Pforte zuſammen, und vor uns ſtand ein ganzer Trupp Nationalgarden, welche in den ſtürmiſchen Ruf: Viva la constitucion! — ausbrachen.

Viva la constitucion! rief mein Mentor, und warf ſeine lange Mütze jauchzend in die Höhe.

Ich verſtand damals noch nicht viel von den politiſchen Wirren, welche mein armes Vaterland nun ſeit faſt einem halben Jahrhundert zerfleiſchen. Ich war zu jung, um die Zeit zu kennen, in welcher jeder Spanier ein Held geweſen, und in welcher der rieſige Geiſt eines Napoleons zuerſt einen ſo ernſten und unüberwindlichen Widerſtand gefunden. Mit Unrecht, dies ſage ich beiläufig, hat ſich Rußland das Verdienſt ganz allein beigemeſſen, den ungeheuren Strom gehemmt zu haben, welcher ſich über ganz Europa zu ergießen drohte. Daß ſelbſt ein Napoleon nicht unüberwindlich ſei, und daß es keine Despoten, keine Welteroberer geben könne, wenn die Völker ſich zu einem ernſten und begeiſterten Widerſtande waffnen, das hat Spanien zuerſt dem erſtaunten, geſchlagenen und mit ſeiner Vergangenheit zerfallenen Europa dargethan.

Aber damals wußte ich hiervon nicht viel. Wohl waren die Namen eines Mina, Ballaſteros und Empecinado, in begeiſterten Liedern beſungen, noch nicht verklungen, wohl ſprach man noch von den Großthaten El Paſtor's, el Cocinero (der Koch), el Manco (der Einarm) und el Abuelo (der Großvater). Dieſe tapferen Guerilla's, welche den napoleoniſchen Heeren, vor denen die Welt erzitterte, Hohn und Trotz boten, waren noch nicht vergeſſen, und auch ich hatte von ihnen gehört; aber über das, was zwiſchen dieſem begeiſterten Freiheitskampf, wo das Volk für ſeinen rechtmäßigen König ſo heldenmüthig aufſtand, und der Gegenwart lag, welche mit dieſem Könige und der unſeligen Erbſchaft, die er Spanien hinterlaſſen, gänzlich zerfallen war, davon hatte ich faſt keine Wiſſenſchaft. Das Einzige, was ich wußte, war, daß in einer

Reihe von Jahren unzählige Schaffotte errichtet worden waren, daß unzählige politische Verbrecher in den Kerkern schmachteten, und daß mein Vaterland, von den politischen Leidenschaften unterminirt, in Todeszuckungen lag. Ich hatte auch öfter von Aufständen gehört, die für die Urheber blutig und entsetzlich geendet hatten — mehr wußte ich damals nicht. Aber, wie bald sollte ich in die Mysterien der Volksaufstände, der hohen und der niedern Politik eingeweiht werden.

Ich wußte also jetzt kaum, was die guten Leute mit ihrem Ausrufe: Viva la constitucion! besagen wollten, auch hatte ich weniger Augen für sie, als für unsern braunen Verfolger, der jetzt eben an uns herangetreten war, die Nationalgardisten mit kecken Blicken musterte und mich anpackte.

Monsieur Francois aber hatte kein Auge von mir abgewendet, und während der Braune meinen linken Arm ergriffen hatte, faßte er nach meinem rechten, und sagte mit mehr Ruhe und Gleichmuth, als ich ihm in einem solchen Augenblicke zugetraut hatte:

Um Vergebung, mein Freund, ich gönne jedem spanischen Bürger von Herzen gern sein Stück Constitucion, und was mich anbetrifft, ich stehe mit Leib und Seele zu denen, die für sie kämpfen, aber diese Constitucion hier bin ich so frei, ganz allein für mich in Anspruch zu nehmen. Ich lasse sie mir nicht nehmen, und wenn Ihr mir die reine, unverfälschte Constitucion von Cadix*) dafür bietet, denn ich habe dabei

---

*) Bekanntlich im Freiheitskriege gegen Napoleon, 1812, von den Cortes, unter dem Donner der feindlichen Geschütze, nach äußerst demokratischen Grundsätzen verfaßt. König Ferdinand VII. aber hob sie sofort nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft Napoleon's, am 4. Mai 1814, durch die Decrete von Valencia auf, und stellte die absolute Gewalt wieder her. Seitdem ist sie das Idol der spanischen Liberalen geworden, und dem Bestreben, sie wieder zur Herrschaft zu bringen, sind unermeßliche Opfer gefallen.

nichts mitgeholfen. Aber auf diese hier bin ich stolz, denn sie ist mein Werk allein.

Ein ungeheures Gelächter erfolgte auf diese Worte, und ich sah meinen Mentor verlegen an, denn ich begriff nicht recht, welchen Witz er eigentlich gemacht hatte.

Sie ist also Deine Tochter? fragte jetzt ein junger Mensch, welcher ein Offizier der Nationalgarden zu sein schien, und blickte mich mit mehr Freundlichkeit an, als mir in dieser Situation gefallen konnte.

Meine Tochter, versetzte Monsieur Francois, ohne eine Miene zu verziehen, ich denke, darüber kann Niemand im Zweifel sein. Sie ist nicht ganz nach mir gerathen, das ist wahr, aber es gab eine Zeit, ich versichere Euch, wo wir Beide uns so ähnlich sahen, daß wir ziemlich leicht mit einander verwechselt werden konnten.

Nun mußte ich wahrlich selbst lachen, ich konnte mir nur nicht viel Zeit dazu lassen, denn der Braune machte sehr ernstliche Anstalten, mich wieder in mein Gefängniß zurückzuführen. Aber ich hielt ihm, indem ich meine Hände befreite, entschlossen die Pistole vor.

Laßt das sein, guter Freund, geht Eurer Wege, sagte Monsieur Francois zu ihm, wie man zu Jemandem sagt: Gott geleite Euch, so wenig Erregung lag in seinen Worten. Sucht Euch eine andere Freundin. Es giebt genug Mädchen unter den Manolos, denen Eure braune Haut, die Ihr jedenfalls einem Zigeuner abgekauft haben müßt, gefallen wird, meiner Tochter mißfällt sie einmal. Geht nach Hause, sonst könnten diese Herren hier leicht auf den Einfall kommen, bei Euch nach gewissen lebendigen Dingen Haussuchung zu halten.

Monsieur Francois bemühte sich, mir einen Weg zu bahnen und mich fortzuführen. Der Braune wurde durch seine Ruhe sichtlich betroffen, zumal, da er sah, daß die Nationalgardisten auf unserer Seite waren. Er schien einen schlimmen Entschluß zu fassen, denn mit einem bösen Blick auf meinen Mentor, sagte er, indem er selbst mich fortzuschieben suchte:

Nun, so geht, ich finde wohl eine Andere.

Mit diesen Worten schien er selbst sich durch den Haufen Nationalgardisten hindurch drängen zu wollen, aber der junge Mann rief: Halt, und hielt ihm seinen Degen vor.

Führe uns in dieses Haus, sagte er, wir wollen uns dort ein wenig umsehen.

Es ist drinnen nichts zu finden, versetzte der Braune knirschend.

Desto besser für Dich, entgegnete der Offizier, aber wir wollen sehen. Wir suchen einige Leute, deren Köpfe Werth für uns haben, und der Alcayde José Bolenso, der, wie wir sehr wohl wissen, hier sein Nest hat, steht gut mit dem Ministerium. Wer weiß, was hier drinnen verborgen ist.

Der Braune protestirte heftig und schien eben keine große Freude an der ihm angedrohten Haussuchung zu haben. Wir benutzten diese Gelegenheit, uns fort zu machen, und kamen auch glücklich auf die Straße. Es war hier ein wildes, sonderbares Getümmel. Zum ersten Male in meinem Leben befand ich mich inmitten der Wogen eines Volksaufstandes, aber ich glaube, die Welt hat in einer kurzen Reihe von Jahren deren leider schon zu viel gesehen, um mich bei der Beschreibung dieses dumpfen, traurigen Getümmels, in welchem die Leidenschaften alle Dämme, welche gesetzliche Ordnung ihnen setzen, zu durchbrechen drohen, aufzuhalten. Uebrigens hatte ich damals auch keine Neigung, mich umzuschauen, unser Verfolger konnte uns noch erreichen. — Monsieur Francois hatte glücklicher Weise denselben Gedanken, und vielleicht auch ein wenig Furcht vor den Kugeln, die uns, da man zuweilen Schüsse hörte, leicht treffen konnten, um nicht schleunigst eine Zuflucht aufzusuchen.

Pita, sagte er zu mir, aus der Mausefalle sind wir, Dank sei es meinem Muthe und meiner Besonnenheit, glücklich heraus. Ich werde Dich jetzt feierlich adoptiren, denn ich sehe nicht ein, warum ich nicht in meinen alten Tagen eine Tochter haben soll. Was unsere Bedürfnisse anbetrifft, so glaube ich,

haſt Du genug von mir gelernt, um uns Beide hinlänglich ernähren zu können.

Das wird ſich Alles finden, guter Freund, verſetzte ich. Es handelt ſich jetzt hauptſächlich um eine ſichere Zuflucht.

Davon wollte ich eben ſprechen, mein Töchterchen, ſagte mein Mentor. Es fehlt mir nicht an Bekanntſchaften in Madrid. Wollen wir zu der Herzogin d'Alvigo uns begeben? — Sie war einmal ſehr freundlich gegen mich, und wir ſtanden ſehr gut mit einander. — Oder wollen wir die Marquiſe Herreyaza aufſuchen? Sie hat mir mehr als einmal zugeſchworen, daß ſie ohne mich nicht einen einzigen Augenblick leben könne.

Dann wird ſie alſo ſchon geſtorben ſein, verſetzte ich lachend.

Ganz gewiß, mein Töchterchen, wenn ſie etwa jetzt nicht zum zweiten Male lebt, denn es giebt Frauen, mußt Du wiſſen, die ſtets ſterben, wenn ihnen ihr Cortejo untreu wird, und jedesmal wieder aufleben, wenn ſie ſich damit getröſtet haben, daß ein Mann wie der andere iſt. Nun wir haben Auswahl. Die Sennora Frandejo würde uns mit offenen Armen empfangen, denn ſie hat mir einen heiligen Eid darauf geleiſtet, daß ſie mich nie vergeſſen würde.

Es iſt mir ganz gleich, wohin Sie mich führen, entgegnete ich, wenn ich nur unter Dach komme.

Mein Mentor ging tiefſinnig neben mir her. Entweder wurde ihm die Auswahl unter ſeinen Freundinnen, die ihm alle, Gott weiß, was zugeſchworen hatten, zu ſchwer, oder, was mir glaublicher ſchien, er hatte durchaus keine zuverläſſige Bekanntſchaft, bei der er auf eine Zuflucht rechnen konnte. Endlich blieb er entſchloſſen ſtehen, drückte ſeinen Hut tief in's Geſicht, und ſah mich mit ſeiner unglücklichen Naſe eine ganze Weile an.

Pita, ſagte er mit einer triumphirenden Stimme, ich hab's. Ich werde Dich zu einer Perſon führen, die zwar keine Herzogin, keine Marquiſe und keine eigentliche Sennora iſt, aber

sie war mir stets ganz außerordentlich gut und liebte mich mit einer herzzerreißenden Zärtlichkeit. Dorthin wollen wir gehen.

Mir recht, versetzte ich, wo wir Schutz finden.

Schutz! Ich bitte Dich, Pita, wir finden bei ihr mehr als Schutz. Sie ist gastfrei wie unser Erzvater Abraham.

Nun, so wollen wir uns beeilen, versetzte ich.

Mein Mentor machte große Schritte, aber je näher wir dem Ziele kamen, je langsamer wurde er. Seine Siegesgewißheit schien bedeutend zu schwinden, und er sah mich mehrere Male mit seiner Nase an, schien aber nicht den Muth zu haben, mir die in ihm aufsteigenden Zweifel mitzutheilen.

Endlich aber blieb er doch stehen und sagte:

Pita, glaubst Du nicht auch, daß es unserer Würde angemessener wäre, bei einer Herzogin einzukehren? —

Ich gab ihm keine Antwort. Es entstand plötzlich in unserer Nähe ein entsetzlicher Tumult. Wir hörten Geschrei und dazwischen Schüsse. Ein Trupp Reiter sprengte heran. Wir hatten kaum noch Zeit, in die Pforte eines großen Hauses zu treten, in welchem man unlängst sehr übel gehaus't zu haben schien. Viele Fenster waren zerbrochen, und vor der Thüre lagen Trümmer von Möbeln. Das Haus schien leer, und Monsieur Francois nahm mit einer unvergleichlichen Gravität Besitz davon.

Pita, sagte er, indem er sich auf einen halb zerbrochenen Stuhl setzte, auf dem er hin und her schwankte, wenn ich nicht irre, ist dieses das Haus meiner Frau, der blinden Herzogin. Ich nehme mit dem Rechte eines Gatten davon Besitz. Du kannst mich jetzt als Granden erster Klasse und als rechtmäßigen Herzog von Spanien betrachten. Ich sehe gar nicht ein, warum ich in einer Zeit, wo sich Jeder nimmt, was er für sein Recht hält, nicht auch meine Rechte wieder erobern soll. Ich werde auch meine Güter von den Jesuiten zurückverlangen, denn es steht fest, daß man ihnen jetzt nehmen wird, was sie unrechtmäßig an sich gerissen.

Monsieur Francois, entgegnete ich, ich glaube nicht, daß

wir hier lange verweilen dürfen, ich glaube, es wäre das Beſte, wenn wir Madrid verließen.

Wohin denkſt Du, Pita, rief mein Mentor, Madrid verlaſſen in dem Augenblick, wo ich mich als Granden erſter Klaſſe wieder gefunden habe! —

Ich war an's Fenſter getreten, um in das Gewühl und Gewirre hineinzuſchauen, welches jetzt unter mir wogte, aber ich trat mit einem Schauer des Schreckens zurück. Welch' ein Schauſpiel! Man trug die blutigen Stücke eines Leichnams auf Piken herum.

Pita, ſagte mein Mentor, dem ich ſtammelnd, was ich ſo eben geſehen, mittheilte, ohne ſich zu rühren, dergleichen Dinge habe ich zu oft in meinem Leben geſehen, um ſie noch eines Blickes werth zu halten. Bedenke, daß wir Franzoſen es ſind, welche die Revolution erfunden haben. In Spanien iſt es nichts als Stümperei, und ſie werden daher niemals fertig, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Es ſind jetzt gerade zehn Jahre her, mein Töchterchen, da haben ſie auch hier in Madrid etwas gemacht, was anfangs wie eine Emeute ausſah, und ſie benahmen ſich wirklich ganz fürchterlich, dieſe Nationalgardiſten — aber Schneeball, mein Töchterchen, eitel Schneeball, es kam zu Nichts. Ich werde Dir dieſe Geſchichte erzählen. Setze Dich hier her, Pita.

Mein Gott, Monſieur Francois, verſetzte ich, jetzt wahrlich ſcheint mir die Zeit dazu ſehr übel gewählt.

Wir können durchaus nichts Beſſeres thun, mein Töchterchen. In ſolchen Zeiten iſt man gänzlich in der Gewalt eines mächtigen Herrn, der die Revolutionen und die Menſchen und die Welt ganz nach ſeiner despotiſchen Willkühr beherrſcht, — ich meine den Zufall. — Da mögen ſie immerhin: Viva la libertad! ſchreien, dieſer Tyrann kommt über ſie und ſpielt mit ihnen wie mit Narren. Geben wir uns alſo getroſt in ſeine Hände, er wird ſchon etwas Ordentliches mit uns anzufangen wiſſen.

Da ich einſah, daß Monſieur Francois keine Luſt hatte,

weder ſeine Herzoginnen, noch ſeine Marquiſen, aufzuſuchen, und daß er wirklich nicht wußte, wohin er mich bringen ſollte, ſo ſchien er mir nicht Unrecht zu haben, daß es das Beſte wäre, hier zu bleiben. Ich war todtmüde und legte mich auf die flache Erde. Mein Mentor nahm das Polſter aus ſeinem zweibeinigen Stuhl und legte es mir unter den Kopf, worauf er ſich wieder ſeinem gebrechlichen Fahrzeuge überließ. Er ſpielte wirklich eine äußerſt komiſche Figur, wie er ſo da ſaß, dieſer Grande erſter Klaſſe, aber nichtsdeſtoweniger intereſſirte mich ſeine Geſchichte, die er mit dem Ernſte und der ruhigen Würde erzählte, welche dieſem Sonderlinge, dieſem ſeltſamen Miſch-Menſchen, wann er wollte, zu Gebote ſtand.

Achtes Kapitel.

La Granja.

Die Königin Chriſtina und Munoz. — Queſada und die Madrider Nationalgardiſten. — Flucht der Moderados. — Die entſetzliche Kaffeegeſellſchaft. — Eine Menſchenhand als Löffel.

La Granja, das königliche Luſtſchloß, liegt im Schooße dichter Tannenwälder, jenſeits der Guadarama-Hügel, etwa zwölf Meilen von Madrid. Dorthin hatte ſich die Königin-Regentin Chriſtina zurückgezogen, um den Unruhen der Hauptſtadt auszuweichen und in der Einſamkeit dieſes vom erſten Spaniſchen Bourbon (Philipp V.) erbauten Palaſtes die Landluft zu genießen und ihren Vergnügungen nachzuhängen. Man ließ ſie jedoch nicht lange in Ruhe; ihre eigene Leibwache war mißvergnügt und den Grundſätzen der Conſtitution von 1823 mehr zugethan, als denen der unumſchränkten Monarchie, nach welcher die Königin mehr oder minder verdeckt unausgeſetzt ſtrebte. Eines Morgens trat ein gewiſſer Sergeant Garcia, an der Spitze einer Anzahl Soldaten, in ihr Zimmer und forderte ſie auf, die Conſtitution zu beſchwören und die Urkunde mit eigener Hand zu unterzeichnen. Chriſtina jedoch, eine Frau von Muth, weigerte ſich, in dieſen Vorſchlag einzugehen, und befahl der Rotte, ſich zu entfernen. Ein heftiger und tumultuariſcher Auftritt erfolgte. Da indeſſen die Regentin feſt blieb, ſo führte man ſie zuletzt auf den Schloßhof

hinunter, wo sie ihren Günstling Munoz gefesselt und mit verbundenen Augen erblickte. „Beschwöre die Constitution, Spitzbübin!" brüllte der schwarzbraune Sergeant. — „Nie!" rief die muthige Tochter der Neapolitanischen Bourbonen. „Dann soll Dein Cortejo sterben!" fuhr der Sergeant fort. „Hier, meine Burschen, das Gewehr zur Hand und schießt ihm vier Kugeln durch den Kopf."

Man zwang Munoz, niederzuknieen, die Soldaten legten an, und noch ein Augenblick längerer Zögerung würde den armen Wicht in's ewige Leben befördert haben, wenn nicht Christina, den Empfindungen ihres Herzens nachgebend, mit dem Angstruf herbeigestürzt wäre:

„Halt! Halt! Ich unterzeichne."

Am andern Tage um die Mittagsstunde begab ich mich nach der Puerta del Sol. Um diese Zeit drängt sich hier immer ein dichter Volkshaufen, der aber gewöhnlich still und regungslos bleibt, indem er nur aus sorglosen Müßiggängern besteht, welche behaglich ihre Zigarren rauchen und sich die Stadtneuigkeiten mittheilen. Heute jedoch befand sich die Masse in einer ganz ungewöhnlichen Bewegung. Man schrie und gestikulirte, und mehrere Personen liefen umher mit dem Ausruf: „Viva la constitucion!" — einem Ausruf, der ihnen noch vor wenigen Tagen das Leben gekostet hätte, da die Hauptstadt unter dem Kriegsgesetze stand. Mitunter hörte man die Worte: „La Granja — la Granja", welchen immer das Viva la constitucion folgte. Der Casa de Postas (Post-Amt) gegenüber waren zwölf berittene Dragoner aufgestellt, von welchen einige ihre Mützen schwenkten und in das allgemeine Geschrei mit einstimmten, wozu sie durch ihren Commandeur, einen hübschen jungen Mann, aufgefordert wurden, der den Säbel schwang und unaufhörlich jauchzte: Es lebe die constitutionelle Königin! Es lebe die Constitution! —

Das Gedränge vermehrte sich unaufhörlich und es erschienen mehrere National-Gardisten in ihrer Uniform, aber ohne Waffen, die man ihnen vor einigen Wochen abgenommen hatte.

Was iſt aus der Regierung der Moderados *) geworden? fragte ich den Sohn meiner Wirthin, den ich in einer alten militäriſchen Kleidung, die Feldmütze auf dem Kopf, unter dem Haufen bemerkte; ſind die Miniſter abgeſetzt worden, und hat man neue an ihrer Stelle ernannt? —

Noch nicht, Don Francois! erwiederte der junge Menſch, die Schurken halten ſich noch, im Vertrauen auf jenen wilden Stier, Queſada, welcher die Stadttruppen befehligt, und auf einige Infanterie, die ihm treu geblieben iſt, aber wir haben nichts zu fürchten, die Königin iſt die unſrige, Dank ſei dem Muthe Garcia's, und wenn der Queſada erſcheinen ſollte — ha! ha! Don Francois! Sie werden etwas ſehen; ich bin bereit, ihn zu empfangen! Ha! Ha! Und hiermit knöpfte er ſeinen Oberrock halb auf, um mir eine kleine Flinte zu zeigen, die er darunter verborgen hielt. Er nickte dann mit dem Kopfe, gab mir einen bedeutungsvollen Wink und verlor ſich unter dem Haufen.

Bald nachher gewahrte ich eine kleine Abtheilung Soldaten, die ſich die Calla Mayor (Hauptſtraße) heraufbewegten, welche von dem Sonnenthor nach dem Schloſſe führt; ihre Zahl mochte ſich ungefähr auf zwanzig belaufen, und ſie hatten einen Offizier mit bloßem Degen an der Spitze. Wie es ſchien, waren die Leute in der Eile zuſammengerafft, da mehrere von ihnen noch die Interims-Uniform, mit Feldmützen auf dem Kopfe, trugen. Sie kamen langſam herangezogen, ohne auf den wiederholten Ruf: Viva la constitucion! zu achten, außer daß ſie zuweilen einen mürriſchen Seitenblick auf das unruhige Volk warfen. So ging es vorwärts, mit finſterer Stirn und drohender Miene, bis ſie dem Kavallerie-Trupp gegenüber waren, wo ſie Halt machten und ſich in Reihe und Glied ſtellten.

Ich trat in ein Haus, dem Poſtamte gegenüber, um von einem Fenſter aus, welches mir die Wirthin einräumte, dem

*) Gemäßigte.

Drama zuzuſchauen, welches ſich vor meinen Augen entwickeln ſollte. Ich hatte mich kaum fünf Minuten am Fenſter aufgehalten, als ich plötzlich das Getrappel galloppirender Pferde hörte. Die Töne wurden lauter und lauter, das Geſchrei des Pöbels verminderte ſich, und er ſchien von einem paniſchen Schrecken ergriffen. Der Ruf: Queſada! Queſada! erſcholl aus ſeiner Mitte, die Infanterie ſtand unbeweglich, aber die Reiter zeigten Unentſchloſſenheit und Furcht, indem ſie eilige Worte mit ihrem nicht minder beſtürzten jungen Befehlshaber wechſelten. Auf einmal ſtob derjenige Theil des Volkshaufens, der ſich am Ausgange der Hauptſtraße befand, in großer Verwirrung auseinander, einen bedeutenden Zwiſchenraum freilaſſend, und einen Augenblick ſpäter ſprengte Queſada, in voller Uniform, mit gezücktem Säbel, auf einem hellbraunen Engliſchen Vollblutpferde ſitzend, in den Kreis, wie ſich ein Mancheganer Stier in das Amphitheater ſtürzt.

Zwei berittene Offiziere folgten ihm auf den Fuß und in einer kurzen Entfernung erſchienen noch zwei Dragoner. Im Nu wurden einige Individuen aus dem Volkshaufen niedergeritten und lagen unter den Pferden Queſada's und ſeiner Freunde, denn die Dragoner hatten gleich am Eingange der Puerta del Sol Halt gemacht. Es war ein ſchöner Anblick, wie drei Männer durch ihre Unerſchrockenheit und Fertigkeit im Reiten wenigſtens eben ſo vielen Tauſenden zu imponiren wußten. Ich ſah Queſada zu wiederholten Malen ſein Roß in die dichten Maſſen des Volks hineinſpornen und ſich nachher auf eine meiſterhafte Weiſe herausziehen. Das Geſindel war ganz eingeſchüchtert und fing an zu weichen. Da bemerkte Queſada zwei National-Gardiſten, die ſich eben aus dem Staube machten. Er gab ſeinem Pferde die Sporen, kam ihnen in einem Augenblick zuvor und trieb ſie vor ſich her nach einer entgegengeſetzten Richtung, wobei er ſie auf die verächtlichſte Weiſe mit der flachen Klinge ſchlug. Er ſchrie eben: Es lebe die unumſchränkte Königin! als ich gerade unter mir, in der Mitte eines Pöbelhaufens, der noch immer

Stand hielt, weil er vielleicht nicht zu entkommen vermochte, plötzlich eine kleine Flinte hervorbringen sah — ich hörte einen scharfen Knall und eine Kugel streifte so dicht an Quesada vorüber, daß sie seinen Hut berührte. Eine mir wohlbekannte Feldmütze tauchte einen Augenblick in der Gegend auf, von wo der Schuß gefallen war. Dann stürzte der Pöbel auseinander und der Schütze, wer er auch sein mochte, fand in der Verwirrung Gelegenheit, zu entschlüpfen.

Was Quesada betrifft, so schien er die Gefahr, in der er gestanden hatte, mit der äußersten Geringschätzung zu behandeln. Er schaute anfangs mit funkelnden Blicken um sich her, dann wandte er sich von den beiden National-Gardisten ab, die sich wie gepeitschte Hunde wegschlichen, und ritt auf den jungen Offizier zu, der die Kavallerie befehligte und so eifrig die Konstitution hatte leben lassen. Quesada richtete mit drohender Miene einige Worte an ihn, der junge Offizier schrak sichtlich vor ihm zusammen, und nachdem er ihm das Commando seines Detachements übergeben hatte, ritt er langsam mit niedergeschlagenem Blicke von dannen. Hierauf stieg Quesada vom Pferde und ging gemessenen Schrittes vor dem Posthause auf und ab, mit einer Haltung, die dem ganzen Menschengeschlechte Trotz zu bieten schien.

Dies war Quesada's Ehrentag — sein rühmlichster und letzter Tag. Denn er hatte sich nie zuvor in einem so glänzenden Lichte gezeigt und sah nie wieder die Sonne untergehen. Es giebt keinen Helden oder Eroberer in der Geschichte, der eine That vollbracht hätte, die sich mit dieser Schlußscene seines Lebens messen könnte. Denn wer hätte ganz allein durch seinen ungestümen Muth eine Revolution in ihrem Lauf zurückgehalten? — Quesada that es; er hielt die Revolution in Madrid einen ganzen Tag auf und brachte den lärmenden, feindselig gesinnten Pöbel der Hauptstadt zur Ruhe und Unterwerfung. Sein Erscheinen bei der Puerta del Sol war das ungeheuerste und glücklichste Wagstück, das man je gesehen hat. Ich bewunderte den Muth des „wilden Stiers"

ſo ſehr, daß ich mehrere Male während ſeinen kühnen Angriffen: Viva Queſada! ausrief. Ich konnte mich nicht enthalten, abgeſehen von meiner Sympathie für die eine oder andere Parthei, einen ſo feſten Muth zu bewundern.

Den Tag über herrſchte nun Ruhe in Madrid; die Handvoll Infanterie bivouakirte vor der Puerta del Sol. Das Viva la Conſtitution! wurde nicht mehr gehört und der Aufruhr ſchien völlig unterdrückt. — Wenn die Häupter der Moderados ſich nur noch achtundvierzig Stunden treu geblieben wären, ſo hätte ihre Sache wahrſcheinlich den Sieg behauptet und die Inſurgenten von la Granja wären froh geweſen, gegen Auslieferung der Regentin günſtige Bedingungen zu erhalten, da, wie ſie wußten, mehrere loyale Regimenter auf dem Marſch nach der Hauptſtadt begriffen waren. Die Moderados blieben ſich indeſſen nicht treu; der Muth verließ ſie ſchon in derſelben Nacht, und ſie verließen die Hauptſtadt. Der paniſche Schrecken ſeiner Collegen riß ſelber den tollkühnen Queſada mit fort, und auch er entfloh in Civilkleidern. Aber weniger glücklich als jene, wurde er in einem Dorfe drei Meilen von Madrid erkannt und von den Anhängern der Conſtitution in's Gefängniß geworfen. Die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in der Hauptſtadt und ein zahlreicher Haufen Nationalgardiſten zu Fuß und zu Pferde machte ſich ſogleich auf, um ihn zu holen. Die Nationales kommen! ſagte ein Bauer zu Queſada. So bin ich verloren! verſetzte er und begann ſich zum Tode vorzubereiten.

In der Straße d'Alcala befindet ſich ein berühmtes Caffehaus, in welchem oft mehrere Hundert Perſonen verſammelt ſind. Ich ſaß hier am Abend dieſes verhängnißvollen Tages, und trank eine Taſſe Chokolade, als ich plötzlich ein fürchterliches Lärmen und Jauchzen auf der Straße hörte. Es waren die National-Gardiſten, die von ihrer Expedition zurückkehrten. Nach einigen Minuten tritt eine groſſe Menge von ihnen, Arm in Arm paarweiſe marſchierend ein, und indem ſie durch den

geräumigen Saal zogen, wiederholten ſie im Chor folgenden Vers:

„Que es lo, que abaja por aquel cerro? Ta ra ra.“
„Son los Nuesos de Quesada, que los trae un perro! Ta ra ra!“ —

(„Was bringt Ihr ſo lärmend zur Stadt herein?“
Tra ra, es iſt Queſada's Gebein,
Das Futter für unſere Hunde ſoll ſein!“)

Man rief dann nach Caffee, der in einer ungeheuren Bowle auf den Tiſch geſetzt wurde, um welchen ſich die National-Gardiſten drängten. Es herrſchte einen Augenblick ein tiefes Stillſchweigen, bis eine Stimme el panuelo (Caffeebrod) brüllte. Ein blaues Taſchentuch wurde ſogleich auf den Tiſch gelegt und auseinander gebunden, worauf eine blutige Hand und drei oder vier abgeſchnittene Finger zum Vorſchein kamen, mit welcher man den Inhalt der Bowle umrührte. Taſſen! Taſſen! riefen die Nationales. Und ſo wurde der Kaffe ganz gemächlich ausgeſchlürft, während mich beim Anblick der blutigen Hand des tollkühnen, tapfern Queſada, welche noch ſo kurz zuvor mit eiſerner Kraft den Säbel geſchwungen hatte, ein Schauder überfiel.

Neuntes Kapitel.

Spaniſche Räuber.

Ich gerathe in böſe Geſellſchaft. — Das Volk und die Banditen. — José Maria. — Der tapfere Kapitain. — Die ſiebenzig königlichen Freiwilligen. — Die Hochzeitsfeier. — Der Notar in Lebensgefahr. — Der Eſelstreiber.

Das iſt ſchrecklich, entſetzlich, ſagte ich, indem ich entrüſtet mich erhob, als Monſieuer Francois ſeine Erzählung geſchloſſen hatte, einen ſo tapfern, braven Mann auf eine ſo ſchmähliche Weiſe um's Leben zu bringen.

Allerdings entſetzlich, Pita, verſetzte mein Mentor, aber es iſt im Grunde weiter nichts, als daß es den Menſchen an Ruhe fehlt; denn wenn ſie nur ein wenig überlegen wollten, daß ſie ſich dereinſt im Himmel wie Narren vorkommen würden, welche aus der Erde ein großes Tollhaus gemacht, ich glaube, es wäre nicht halb ſo ſchlimm unter uns.

Ich verſenkte mich in Betrachtungen über das tragiſche Ende eines Mannes, der durch ſeine Tapferkeit mein ganzes Herz gewonnen hatte. Ich war empört über die Madrider Nationalgarden, obgleich ich ihnen meine Rettung zu verdanken hatte. Ich konnte dieſe Menſchen nicht begreifen, welche ſtreitend und kämpfend, wie ſie ſagten, für höhere Güter, ſolcher Schandthaten fähig waren. Ach, ich wußte damals noch nicht, daß der politiſche Fanatismus nichts vor dem religiöſen voraus hatte, und daß ſie beide das feindliche Brüder-

paar sind, unter dessen Geißel Spanien schon so lange seufzt und verblutet.

Ich will jetzt noch nicht von den politischen Wirrnissen sprechen, welche eine giftige, tödtliche Schlange, alle bürgerlichen Verhältnisse meines herrlichen Vaterlandes bis auf den Tod verwundet hat. Wenn ich mit den Männern in Berührung kommen werde, welche mehr oder minder Schuld an diesem allgemeinen öffentlichen Unglück auf sich geladen, dann wird es Zeit sein, mit den Warnungen und Lehren hervorzutreten, die ich vielleicht nicht ganz vergebens in die Welt senden werde. Möge man nicht verächtlich das Haupt schütteln. Wenn ich auch weiß, daß der Warner inmitten des Taumels politischer Leidenschaften, dem Prediger in der Wüste gleicht, so genügt es mir doch, wenn ich nur einen einzigen Mann, von Herz, Geist und Einfluß für diese meine Ideen gewinne, welche den Adel einfacher, evangelischer Wahrheit an sich tragen werden, und deren Kern darin besteht, zu zeigen: daß die Menschen nicht dazu geschaffen sind, das Raubthier um eine Gattung zu vermehren.

Doch zu unserem Monsieur Francois zurück.

Die kämpfenden, schreienden und lärmenden Nationalgardisten waren fortgegangen. Die Straße, so eben noch von ihnen belebt, war jetzt verödet. Gott weiß es, welch ein kurzer Blutrausch diese Siegesfeier der Madrider Nationalgardisten gewesen war. Aber was kümmerte mich in diesem Augenblick die Politik, die Constitution, die Liberalen und Servilen, der Moderados und die Exaltados? — Francois hatte ganz Recht, daß er mich in diesem Augenblicke wieder mit seiner Nase recht vielsagend ansah und nach einer Weile mit einem höchst tragischen Seufzer begann:

Pita, die tollen Menschen da unten schlagen sich um eine Constitution, während mein Magen mir sagt, daß der Hunger jede Constitution, und wenn sie noch so dauerhaft und fest begründet, zu Grunde richtet, und ich sage Dir, mein Töchterchen, so lange dieser Absolutist uns beherrscht, giebt es nur ein

Mittel, um ihn los zu werden — man muß ihm unbedingt gehorchen. Hier aber, mein Töchterchen, findet nicht einmal eine Fliege ihr Gabelfrühstück, und wenn ich auch ungern dieses Beſitzthum verlaſſe, das mir mit Recht gebührt, ſo iſt es doch eine heilige Pflicht der Selbſterhaltung, jedes Recht fahren zu laſſen, wenn dieſer Despot, der Magen nämlich, Befriedigung verlangt. Laß uns alſo gehen und unſer Brod ſuchen.

Laß uns alſo gehen und unſer Brod ſuchen! — Noch heute werde ich ſeltſam bewegt, wenn ich des Eindrucks gedenke, den dieſe Worte damals auf mich machten. Ich war jetzt elf Jahre alt geworden, hatte Tauſende von Tagen durchlebt, war ſo viele Tauſend Morgen aufgeſtanden, und hatte mich eben ſo viele Abende zu Bette begeben, ohne daß es mir je eingefallen wäre, mich zu fragen: wo findeſt Du das, was Dich ſatt machen könnte. Damals, als Francois jene Worte ſprach, fühlte ich zum erſten Male in meinem Leben, daß der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr gleiche, ſobald er in eine Lage kommt, die ihm dieſe beunruhigende Frage aufdringt.

Jung, unerfahren, fremd, ein Mädchen und dabei nicht häßlich, wie mir Jedermann ſagte, klangen wir dieſe Worte wie ein trauriger Todtengeſang, der meine Jugend, meine Verlaſſenheit beklagte und beweinte.

Sie haben alſo Niemanden, bei dem wir ein Unterkommen finden könnten? fragte ich meinen Mentor.

Ei wohl, Pita, aber bedenke doch, in dieſen gefährlichen Zeiten kann man ja Niemanden trauen. Wer weiß, in welche gefährliche Verſchwörungen alle dieſe Damen, mit denen ich in Freundſchaft ſtand, verwickelt ſind; wer weiß welche Partei den Sieg behaupten wird. Wir müſſen warten, bis das hohe Waſſer wieder abgelaufen iſt, Pita, dann werde ich Dich ſicher zu irgend einer Herzogin führen. — Jetzt aber müſſen wir auf eigener Fauſt leben, und die Wohnung, die wir miethen wollen, auch bezahlen.

Wavon? fragte ich.

Ja, ſieh mal, das iſt eben die Sache, Pita. Ich glaube aber, Du haſt Wiſſenſchaft genug durch mich erlangt. Gehen wir erſt nach dem Place Mayor, dort wirſt Du tanzen, Pita, und die Leute werden Dich anſtaunen. O, das iſt gewiß. Wenn Meiſter Francois Dein Lehrer war, kann es nicht fehlen. Und dann gehſt Du mit Deinem Schälchen herum, und Du ſollſt ſehen, es wird Peſetas regnen.

Und wenn uns der Alcayde ſieht?

Dann lachen wir ihn aus, Pita. O, ich habe meine wichtigen, einflußreichen Freunde. Komm nur, es iſt mir ſo eben ein guter Einfall gekommen. Wir wollen irgend wo hingehen, wo wir Obdach und Beſchützer finden.

Ich ſah allerdings ein, daß mein Monſieur Francois nicht vielmehr Vertrauen verdiente, als ein Wrack auf ſtürmiſcher See. Aber ich hatte keine Wahl, er liebte mich wirklich und meinte es ehrlich mit mir und im letzten Falle iſt ein ſchwacher Schutz noch immer beſſer als keiner. Wir verließen alſo das große wüſte Haus, deſſen Beſitzer geflohen oder fortgeſchleppt worden waren und durcheilten die Straßen Madrids. Das wilde, revolutionaire Leben, welches in dieſem Augenblicke die Stadt durchtobte, hatte ſich in einigen Hauptſtraßen und auf den großen Plätzen concentrirt, mein Mentor wählte abſichtlich, oder weil der Weg es mit ſich brachte, die entlegenſten und ſtillſten Gaſſen und bog endlich in ein ſehr finſter und unheimlich ausſehendes Gäßchen ein.

Es ſchien mir, als müßte ich hier ſchon einmal geweſen ſein. Ich ſtand zögernd ſtill und ſah meinen Führer betroffen an. Monſieur Francois witterte alſobald, was ich dachte und ſagte ſehr treuherzig:

Pita, überall, wohin Du mit mir gehſt, bürge ich mit meinem Leben für Deine Sicherheit.

Und in welches Haus gehen wir? fragte ich.

In jenes Haus dort.

Das iſt kein Aufenthalt für anſtändige, ehrliche und ſittſame Leute.

Oho, Pita, es kommen hierher nur Leute von großem Ruf. Hier soll sogar der edle José Maria verkehren.

José Maria?

José Maria, mein Töchterchen, der erste spanische Grande.

Mein Begleiter sprach das so naiv, daß ich seine Worte buchstäblich nahm. Hätte ich damals ahnen können, was Monsieur Francois mit diesen Worten besagen wollte, ich würde ihm sicher nicht in das verdächtige Haus gefolgt sein.

Doch jetzt traten wir ein. Obwohl es mitten im Sommer war, so saßen doch mehrere Männer, die sehr auffallend aussahen, um das Brasero*) herum.

*) Außer in einigen großen Häusern findet man in Madrid nirgends Kamine. Ein Paar Francesados (französirte Spanier) waren so kühn, den prunkvollen Diplomaten nachzuahmen und sich preußische Oefen in ihren Zimmern setzen zu lassen, trotz der patriotischen Opposition des Corregidor, der einen gewaltigen Lärm darüber erhob, als er eiserne Röhren durch die Häuser leiten sah, wodurch, wie er meinte, die Symmetrie in den Bauten zerstört würde, welche freilich, einige sehr wenige Straßen ausgenommen, nirgends, als in dem Gehirn ihrer Bewohner existirt. Denn es kann in der ganzen Christenheit keinen bunteren Mischmasch von Gebäuden geben, als in der Stadt Madrid. Dieses feuerlose System, für Ausländer ein so empfindlicher Mangel, macht den Eingebornen keine Beschwerde. Sie versichern sogar, der Anblick des Kaminfeuers verursache ihnen Kopfschmerz. Das Brasero ist eine Art Kohlenpfanne und spielt hier dieselbe Rolle, wie etwa in England und Deutschland der Theetisch, es bringt die Leute näher und macht sie traulich gegeneinander gestimmt. — Die Damen, jung und alt, rücken mit ihren Stühlen heran, legen sich ihre Kleider so zurecht, daß die Wärme sie durchdringen kann, und ducken sich um dieses Kohlen- und Aschengemisch zusammen. Aber mit aller Mühe erreichen sie am Ende nichts, als daß sie sich ihre Schuhe und die Zehenspitzen versengen, während ihre Rücken auf dem Gefrierpunkt stehen. Haben sie diese Höhe des Genusses erreicht, so reiben sie sich die Hände, sehen einander an, verlangen nach Chocolade, die Männer nach Cigarren und fangen an so behaglich zu schwatzen, als ob sie in einer Backstube säßen. Das

Die Männer erhoben ſich als wir eintraten und begrüßten mich mit der größten Achtung. Wahrlich, ich kannte meine Landsleute, aber nimmer hatte ich geglaubt, daß ſelbſt der ſpaniſche Räuber jene, unſerm Volke angeborne Großmuth nicht verleugnet, welche den Verfall dieſer braven und großartigen Nation nur um ſo mehr bedauern läßt.

Dieſe Männer, welche jetzt ganz gemüthlich um das Braſero ſaßen, welche ſich mit ſo viel Grandezza gegen mich verneigten und mich einluden an ihrem Mahle Theil zu nehmen, waren nichts Anderes als Räuber, aber man mußte ſie für Edelleute halten. Monſieur Francois nahm ohne Umſtände neben ihnen Platz und ſtellte mich als ſeine Tochter vor, indem er mich als ein Wunderkind ganz ungemeiner Art, ihrer Achtung und ihrem Schutze empfahl.

Und dieſe Räuber machten ganz die Miene, als wollten ſie mich mit allem Zartgefühle behandeln, welche edle Menſchen charakteriſirt. Nicht-Spanier werden dies Benehmen bei Menſchen eines ſo niedrigen Metiers unglaublich finden, aber ich will zur Bekämpfung dieſes Unglaubens, ehe ich in meiner Geſchichte fortfahre, mit einigen Worten wenige allgemeine Züge von den ſpaniſchen Räubern geben.

Vor Allem muß ich erwähnen, daß ich ſowohl an mir ſelbſt wie auch an vielen Andern die Erfahrung gemacht habe, daß die ſpaniſchen Räuber die Reiſenden, vielleicht ſehr ſeltene Fälle ausgenommen, niemals mißhandeln. Bisweilen begnügen ſie ſich, ihnen ihr Geld abzunehmen, ohne die Koffer zu öffnen, ſelbſt ohne ihre Taſchen zu durchſuchen. Ein junger Madrider Stutzer reiſte nach Cadix, und hatte zwei Dutzend ſchöne Hemden bei ſich, die er von London hatte kommen laſſen. Er wird bei la Carolina von Räubern angehalten,

---

Braſero iſt allerdings ökonomiſcher als ein Kaminfeuer, und dies möchte wohl, mehr als das Vergnügen an Hitze oder Kälte, der wahre Grund ſein, warum das Warmbäcken dem Kamin oder dem Ofen vorgezogen wird.

und nachdem sie ihm all sein baares Geld und noch überdies die Ringe, Uhr, Liebesandenken genommen hatten, bemerkte ihm der Räuberhauptmann sehr höflich, daß die Wäsche seiner Leute, da sie bewohnte Orte meiden müßten, sehr des Ersatzes bedürfte. Die Hemden wurden auseinander gelegt, auf eine für den Stutzer sehr schmeichelhafte Weise bewundert und der Hauptmann, welcher mit Hali meinte: Unter den Cavalieren ist jede Freiheit erlaubt, steckt einige davon in seinen Schnappsack, dann wirft er die schwarzen Lumpen ab, die er wenigstens seit sechs Wochen auf dem Leibe trägt, und legt mit der liebenswürdigsten Laune von der Welt das feine Battisthemde seines Gefangenen an. Die andern Räuber folgen seinem Beispiel, so daß in einem Augenblick der arme Reisende für seine schönen Battisthemden einen Haufen Lumpen vor sich hat, die er nicht mit der Spitze seines Stockes angerührt hätte. Der Hauptmann sagte ihm beim Abschiede mit komischem Ernst, daß er ihm den guten Dienst, den er geleistet, nie vergessen würde. Er werde ihm die gefälligst geliehenen Hemden pünktlich wieder gegen die seinigen austauschen, nur solle er es nicht unterlassen, die ihrigen waschen zu lassen. Der Reisende steckte diesen Spott ruhig ein, zufrieden, nur Dinge eingebüßt zu haben, die sich wieder ersetzen ließen.

Die Spanische Regierung hat sich verschiedene Male ernstlich bemüht, die Landstraßen von den Räuberbanden zu säubern, die seit urdenklichen Zeiten das Privilegium haben, sie unsicher zu machen. Ihre Bemühungen haben jedoch niemals zu einem entscheidenden Resultate geführt. Wurde eine Bande aufgerieben, so entstand sogleich eine andere. Mitunter gelang es einem General-Capitain mit vieler Anstrengung, die Räuber aus seine Provinz gänzlich zu vertreiben, dann aber wimmelte es von ihnen in den benachbarten Provinzen.

Die Beschaffenheit des Landes, welches voller Berge und ohne gebahnte Straßen ist, macht die gänzliche Ausrottung der Räuber sehr schwierig. In Spanien giebt es eine große Menge einzelner Meierhöfe (aldeas) die mehrere Meilen von

jedem bewohnten Orte entfernt liegen. Wenn man alle dieſe Meierhöfe, alle Weiler mit Truppen beſetzen könnte, würde man die Räuber bald zwingen, um nicht Hungers zu ſterben, ſich der Juſtiz zu überliefern. Aber wo ſoll man ſo viele Soldaten und Geld hernehmen.

Die Beſitzer der Meierhöfe finden begreiflicher Weiſe ihren Vortheil dabei, mit den Räubern, deren Rache furchtbar iſt, in gutem Vernehmen zu leben. Die Räuber ihrerſeits, die ihre Lebensmittel von ihnen erhalten, ſchonen ſie, bezahlen, was ſie brauchen, gut, und theilen ſogar oft die Beute mit ihnen.

Hierzu kommt noch, daß in Spanien das Räuberhandwerk nicht als entehrend betrachtet wird. Auf den Landſtraßen plündern, heißt beim Volke: gegen tyranniſche Geſetze Proteſt einlegen, gegen Regierungsmaßregeln, mit denen man nicht zufrieden iſt, Oppoſition machen. Daher iſt ein Mann, der nichts hat, als ſeine Flinte, und kühn genug iſt, der Regierung Trotz zu bieten, ein Held, den die Männer ehren und die Frauen bewundern.

Anfangs iſt der Räuber gewöhnlich Schleichhändler. Sein Handel wird aber bald von den Zollbeamten ruinirt. Neun Zehntel des Volks halten es für himmelſchreiend, einen ſo braven, tapfern Mann zu quälen, der beſſere Cigarren als der König und noch dazu dieſe billiger liefert; der den Frauen ſeidene Zeuge, Engliſche Waaren und alle Neuigkeiten auf zehn Meilen in der Runde zuträgt. Tödtet nun ein Zollbeamter ſein Pferd, oder nimmt es ihm ab, dann iſt der Schleichhändler ruinirt. Er ſelbſt dürſtet nach Rache. Welche Wahl bleibt ihm? Er wird Räuber. Man fragt, was aus dem hübſchen Burſchen geworden, den man vor einigen Monaten öfters kommen und gehen geſehen, und der im ganzen Dorfe ſo beliebt war. Ach, antwortet eine Frau, man hat ihn gezwungen, ſich in die Berge zu werfen. Er kann nichts dafür, der arme Junge, er war ſo brav. Gott ſchütze ihn! —

Die guten Seelen machen die Regierung für alles Unheil verantwortlich, welches die Räuber anrichten. Die Regierung, sagen sie, bringt diese armen Leute, die so gern bei ihrem ehrlichen Gewerbe blieben, zur Verzweiflung.

Das Muster der spanischen Räuber, das Urbild eines Heerstraßenritters, der Robin Hood, der Roque Guinar meiner Jugendzeit, war der berühmte José Maria mit dem Beinamen: el tempranito, der Frühwache. Dies war der Mann, der von Madrid bis Sevilla, und von Sevilla bis Malaga am meisten zu reden gab. José Maria war schön, tapfer, höflich, so sehr es nur ein Räuber sein konnte. Hielt er eine Diligence an, so half er den Damen aus dem Wagen und sorgte dafür, daß sie bequem im Schatten saßen, denn seine Thaten wurden gewöhnlich am hellen Tage verbracht. Nie hörte man einen Fluch, nie ein rohes Wort; im Gegentheil fast ehrfurchtsvolle Achtungsbezeigungen und eine natürliche Galanterie, die sich nie verleugnete. Zog er einer Dame den Ring ab, so hieß es: „Ach Sennora, eine so schöne Hand bedarf keines Schmuckes", und indem er den Ring vom Finger streifte, küßte er die Hand auf eine Art, daß man glauben mochte, der Kuß sei ihm lieber als der Ring. Den Ring nahm er gleichsam aus Zerstreuung, in die er durch den Kuß versangen wurde. Er ließ den Reisenden stets genug Geld, daß sie die nächste Stadt erreichen konnten, und nie soll er Jemanden die Bitte versagt haben, ein Kleinod, welches als Andenken einen besonderen Werth hatte, behalten zu dürfen.

José Maria war zur Zeit seines höchsten Ruhmes, wenn ich in der Volkssprache reden darf, zwanzig Jahre alt, groß, wohlgewachsen, mit einem offenen und freundlichen Gesichte, Zähnen, weiß wie Perlen und sehr ausdrucksvollen Augen. Er trug gewöhnlich das sehr reiche Costüm eines Majo. Seine Wäsche war immer blendend weiß, und seine Hände würden einem Pariser oder Londoner Elegant Ehre gemacht haben. Er war von seinen Eltern für die Kirche bestimmt, und studirte auf der Universität zu Granada Theologie.

Aber statt zu studiren zog er es vor, allnächtlich einem schönen Fräulein aus guter Familie Besuche abzustatten. Der Vater der Dame kam dahinter und machte Lärm, José Maria mußte nach Gibraltar flüchten. Hier ohne Geld, schloß er mit einem englischen Kaufmann einen Vertrag, eine starke Partie verbotener Waaren einzuschmuggeln. Ein Mann, dem er sein Project mitgetheilt hatte, verrieth ihn; die Zollbeamten erfuhren, welchen Weg er nehmen würde und lauerten ihm auf. Alle seine Maulthiere wurden genommen, er ließ sie jedoch erst nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem er mehrere Zollbeamten getödtet und verwundet hatte, im Stiche. Von nun an blieb ihm nichts anderes übrig, als die Reisenden zu brandschatzen.

Das Glück blieb ihm stets treu. Ein Preis von 5000 Realen war auf seinen Kopf gesetzt, sein Signalement an allen Stadtthoren angeschlagen. Eines Morgens fand man in Sevilla an der Porta de Triana unter seinem Signalement von ihm selbst mit Bleistift geschrieben: „Unterschrift des besagten José Maria." Er trieb sein gefährliches Handwerk ungestraft fort und seine Streifzüge erstreckten sich von den Grenzen Portugals bis zum Königreiche Murcia. Seine Bande war nicht zahlreich, aber sie bestand aus Männern von längst erprobter Treue und Entschlossenheit. Eines Tages überfiel er mit zwölf auserlesenen Leuten in der Venta de Gazin siebzig Königl. Freiwillige, die gegen ihn ausgeschickt waren, und entwaffnete sie alle. Dann sah man ihn langsam den Bergen zuschreiten, zwei Maulthiere mit den siebzig Stutzbüchsen vor sich hertreibend, die er gleichsam als Trophäen mit sich nahm.

Von seiner Fertigkeit im Schießen erzählte man Wunderdinge. Zu Pferde, im schnellsten Galopp, traf er einen Olivenbaumstamm auf 150 Schritte weit. Folgender Zug zeugt zu gleicher Zeit von seiner Geschicklichkeit und seinem Edelmuthe:

Ein Kapitain Castro, ein sehr muthiger und unternehmender Officier, der, wie man sagte, die Räuber eben so sehr aus

persönlichem Rachegefühl, als aus militärischer Pflicht verfolgte, erfuhr durch einen seiner Spione, daß José Maria an einem gewissen Tage in einer entlegenen Aldea sein würde, wo er eine Geliebte hatte. Castro macht sich an einem bestimmten Tage zu Pferde auf und um durch starke Begleitung keinen Verdacht zu erregen, nimmmt er nur vier Lanciers mit sich. Aber so behutsam er seinen Marsch auch zu verbergen suchte, bekam José Maria doch Wind davon. In dem Augenblicke, wo Castro, nachdem er eine tiefe Schlucht passirt hatte, das Thal betrat, wo die Meierei lag, erschienen plötzlich ein Dutzend wohlberittener Männer in seinen Flanken und in der Schlucht, durch welche der einzige Rückweg führte. Die Lanciers hielten sich für verloren. Ein Mann aus dem Räuberhaufen, auf einem braunen Pferde, sprengt herbei und hielt hundert Schritte weit von Castro an. José Maria läßt sich nicht überfallen! ruft er, Capitän Castro, was that ich Euch, daß Ihr mich der Justiz überliefern wollt? — Sehet, ich könnte Euch tödten, aber beherzte Männer sind selten geworden, ich schenke Euch das Leben. Hier habt Ihr ein Andenken, welches Euch lehren wird, mir künftig aus dem Wege zu gehen. Es gilt Eurem Tschacko! — Bei diesen Worten legte er an und schießt dem Kapitain eine Kugel durch den obern Theil seines Tschackos. Darauf wendet er um und verschwindet mit seinen Leuten.

Hier noch ein Beispiel seiner Artigkeit:

Man feierte eine Hochzeit auf einem Meierhofe in der Gegend von Adugar. Schon hatten die Brautleute die Glückwünsche ihrer Freunde entgegengenommen und man wollte sich eben vor der Thür des Hauses unter einem großen Feigenbaum zu Tische setzen. Alles war zur Lust aufgelegt und der Duft des Jasmins und der Orangenblüthen vermischte sich lieblich mit dem solideren Dampfe, der aus den Schüsseln, unter denen der Tisch seufzte, aufstieg. Plötzlich kömmt aus dem Wäldchen, einen Pistolenschuß weit von dem Hause, ein Mann zu Pferde heran. Der Unbekannte springt rasch ab,

begrüßt die Gäste mit der Hand und führt sein Pferd in den Stall. Man erwartete Niemanden, aber in Spanien ist jeder Vorübergehende bei einem Festmahl willkommen, überdieß schien der Fremde seiner Kleidung nach, ein Mann von Stande. Der Bräutigam steht sogleich auf, um ihn einzuladen. Während man sich leise fragte, wer der Fremde wäre, wurde der Notar von Aduzar, der mit auf der Hochzeit war, leichenblaß. Er versucht von seinem Sitze neben der Braut aufzustehen, aber die Kniee brechen unter ihm zusammen und seine Beine tragen ihn nicht mehr. Einer der Gäste, der schon lange im Verdachte des Schleichhandels steht, nähert sich der Braut. Es ist José Maria, wenn ich nicht sehr irre, so ist er hier, um ein Unglück anzurichten. Es ist, glaube ich, auf den Notar abgesehen. — Aber was machen wir? Entwischen können wir ihn nicht lassen, José Maria verliert ihn nicht aus den Augen. Den Räuber festhalten? Seine Bande ist ohne Zweifel in der Nähe, zudem ist er gut bewaffnet. Aber was hat der Notar ihm denn gethan? — Nichts, er hat nur kürzlich, wie er mir selbst mitgetheilt, seinem Pächter gesagt, wenn José Maria ihn jemals um einen Trunk bitten sollte, dann möge er ihm ein Quentchen Arsenik in den Wein thun. Man berathschlagte noch, ohne die Speisen anzurühren, als der Bräutigam mit dem Unbekannten an den Tisch traten. Kein Zweifel mehr, es ist José Maria. Er warf im Vorübergehen einen Tigerblick auf den Notar, der, wie von Fieberschauern geschüttelt, zitterte, grüßte die Braut mit Anmuth und bat um Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit zu tanzen. Sie hütete sich wohl, nein zu sagen oder unfreundlich auszusehen. José Maria nahm sogleich einen vierbeinigen Sessel von Korkholz, und setzte sich ohne Umstände zwischen die Braut und den Notar, der jeden Augenblick in Ohnmacht zu sinken vermeinte. Man begann zu speisen. José Maria war ganz Artigkeit und Zuvorkommenheit gegen seine Nachbarin. Als man fremden Wein auftrug, nahm die Braut ein Glas Montilla, berührte es mit den Lippen, und reichte es dann dem

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Banditen. Dies ist eine Höflichkeit, die man bei Tische der Person, die man ehren will, erweist, eine Sitte, die jetzt in der guten Gesellschaft fast ganz außer Brauch ist, die sich überhaupt bemüht, alle nationalen Gebräuche abzulegen. — José Maria nahm das Glas, dankte mit Herzlichkeit und erklärte der Braut, daß er sie bäte, ihn als ihren Diener zu betrachten, der mit Freuden alles thun würde, was sie ihm gebieten möchte. Da neigte sich diese schüchtern und zitternd zu dem Ohre ihres furchtbaren Nachbars und flüsterte: Erweist mir eine Gnade. — Tausend! rief José Maria. — Vergeßt, ich beschwöre Euch, die Böswilligkeit, die Euch vielleicht hierherführte. — Versprecht, daß Ihr mir zur Liebe, Euren Feinden vergeben und meine Hochzeit durch keine traurige Handlung stören wollt. — Notar, sagte José Maria, sich zu dem zitternden Juristen wendend, bedankt Euch bei der jungen Frau. Wäre sie nicht gewesen, so hätte ich Euch getödtet, ehe Ihr Euer Mittagbrod verdaut hättet. Seid ohne Furcht, ich thue Euch nun nichts zu Leide. Und, ein Glas Wein einschenkend, setzte er mit etwas boshaftem Lächeln hinzu: hier, Notar, trinkt auf meine Gesundheit! der Wein ist gut und nicht vergiftet. Der arme Mann glaubte Nadeln hinunter zu schlucken. Wohlan, Kinder, rief der Räuber lustig! Vaya de broma!*) Dann sprang er auf, holte eine Guitarre und begann Verse zu Ehren der Neuvermählten zu improvisiren. Kurz, er zeigte sich während der Mahlzeit und des Balles so liebenswürdig, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten, wenn sie sich erinnerten, daß ein so herrlicher Mensch sein Leben vielleicht unter Henkershand beschließen würde. Er tanzte, er sang, er war Allen Alles. — Gegen Mitternacht nahete sich ihm ein kleines halb mit Lumpen bedecktes Mädchen und sagte ihm einige Worte im Zigeuner-Rothwälsch. José Maria stutzte. Er eilte nach dem Stalle und führte bald sein gutes Pferd heraus. Er näherte sich

*) Die Braut soll leben!

der Braut, den Zügel um den Arm geschlungen. Lebe wohl, Kind meines Herzens, sagte er, ich schwöre Dir, nie werde ich die Augenblicke vergessen, die ich bei Dir zugebracht habe; es sind die glücklichsten, die ich seit vielen Jahren verlebte. Nimm diese Kleinigkeit von einem armen Teufel, der Dir gern eine Goldgrube anbieten möchte.

Bei diesen Worten überreichte er ihr einen schönen Ring. José Maria, versetzte die Braut, so lange es ein Brod in diesem Hause giebt, ist die Hälfte davon Euer! Der Räuber drückte allen Gästen, selbst dem Notar, die Hand, küßte alle Frauen, dann schwang er sich schnell in den Sattel und ritt den Bergen zu. Nun erst athmete der Notar frei auf. Eine halbe Stunde später erschien ein Detachement Miguelits, aber Niemand wollte den Mann gesehen haben, den sie suchten.

Das Spanische Volk, welches die Romanzen von den zwölf Pairs auswendig weiß und die Thaten des Rinaldo besingt, nimmt natürlich an den Räubern, besonders von José Maria's Charakter, lebhaften Antheil. José Maria machte sich auch durch seine Freigiebigkeit berühmt, und man erzählt eine Menge Geschichten von ihm, die von seinem Wohlthätigkeits-Sinne zeugen. Hier nur ein einziges Beispiel:

Ein armer Hausirer in der Gegend von Campillo de Arendes führte eine Ladung Essig zur Stadt. Dieser Essig war, wie in Spanien gewöhnlich, in Schläuchen, und wurde von einem magern, schäbigen, halbverhungerten Esel getragen. Auf einem engen Pfade stößt der Essighändler auf einen Fremden, den man, seiner Kleidung nach, für einen Jäger halten konnte, und der beim Anblick des Esels laut auflachte. Was hast Du da für eine Schindmähre, Kamerad, haben wir jetzt Carneval, daß Du so herumfährst? rief er, immerfort lachend. Herr, antwortete der tiefgekränkte Eselstreiber mißvergnügt, dies arme Thier, so traurig es aussieht, verdient mir mein Brod. Ich bin ein armer Teufel und habe kein Geld, mir ein anderes zu kaufen. Wie, rief der Lacher, diese garstige Mähre schützt Dich vor dem Hungertode? Aber sie wird ja

auf dem Rücken liegen, ehe eine Woche vergeht. Hier, fuhr er fort, indem er ihm einen ziemlich schweren Beutel reichte, der alte Herrera hat ein schönes Maulthier zu verkaufen, er fordert 1500 Realen, hier sind sie, kaufe das Maulthier noch heute und handle nicht. Finde ich Dich morgen noch mit dieser schändlichen Mähre auf der Straße, so werfe ich Euch Beide in einen Abgrund, so wahr ich José Maria heiße. Der Eselstreiber, als er sich mit dem Beutel in der Hand allein sieht, glaubte zu träumen. Die 1500 Realen waren richtig abgezählt. Er wußte, was ein Eid von José Maria zu bedeuten habe, ging zu Herrera und vertauschte eilig seine Realen gegen das schöne Maulthier. Die Nacht darauf wird Herrera plötzlich aufgeweckt. Zwei Männer halten ihm einen Dolch vor das Gesicht. Vorwärts! Geschwind Dein Geld her! — Ach, meine guten Herren, ich habe keinen Ducato in meinem Hause. Du lügst! Du hast gestern ein Maulthier für 1500 Realen an den und den aus Campillo verkauft. Gegen eine so gute Wissenschaft vermochte Herrera nichts einzuwenden und José Maria hatte sein Geld wieder.

Zehntes Kapitel.

Mein Eintritt in die Madrider Gesellschaft.

Carlos Rey und Königin Christina. — Ich mache mich zur Friedensstifterin. — Der Einfluß des Weibes auf die Männerwelt. — Die Frauen und ich.

Die Posada füllte sich allgemach mit Gästen, denen ähnlich, die bereits anwesend waren. Sie schienen mir alle Schmuggler und Banditen zu sein. Ein bekanntes Gesicht fiel mir darunter auf, ich hatte es schon im Carcel de la Corte gesehen. Man schien dieses Gefängniß gestürmt und die Gefangenen entlassen zu haben. Ich theilte meinem Mentor meine Muthmaßung mit, welcher mit den Leuten, wie eines seines Gleichen sprach, und er sagte mir, daß die Gefangenen sich selbst befreit hätten, setzte aber flüsternd hinzu, daß die Nationalgarden ganz gewiß Anstalten treffen würden, die gefährlichsten Subjecte wieder einzufangen. Ich drang in ihn, dieses Wirthshaus wieder zu verlassen, weil es mir in solcher Gesellschaft nicht behagte.

Aber, mein Kind, versetzte Monsieur Francois, weißt Du nicht, daß in Spanien Niemand mehr Ehrlichkeit und Ehre besitzt, als der Bandit? Sieh Dir diese Leute an, ich bitte

Dich. Wie ehrbar besprechen sie sich über die politischen Zustände, es ist eine Emeute in der Stadt, und sie plündern nicht einmal!

O, sie werden schon wissen, wann es Zeit ist, im Trüben zu fischen. Ich mag nicht bei ihnen bleiben, ich will unter respectabelen Leuten sein.

Monsieur Francois streckte wieder seine Nase so weit als möglich in die Höhe, und sagte dann, mit einer sehr tiefsinnigen Miene:

Ich habe da einen sehr guten Plan, Pita, wenn Du nur die Nacht hier bleiben wolltest. Morgen werden wir sehr vornehm leben. Es läßt sich so rasch nicht Alles thun. Bei solchem Wirrwarr in der Stadt ist nichts zu unternehmen.

Ich sah ein, daß er Recht hatte, und gab mich zufrieden. Francois fragte mich, ob ich nicht ein wenig meine Künste zeigen wollte, ich würde bei den Leuten Enthusiasmus und Bewunderung erregen — und was die Hauptsache sei, unsere Zeche verdienen. Ich weigerte mich entschieden. Wenn sich unter diesen Leuten ein José Maria befunden hätte, vielleicht hätte ich mich in meiner kindischen Bewunderung für ihn weniger gesträubt. Aber, obwohl ich auf meinem Wege nach Madrid schon öfter getanzt hatte, um ein Nachtlager oder ein Mittagbrod zu gewinnen, so war mir [illegible] doch schrecklich, vor Räubern meine Künste zu zeigen.

Während ich mit meinem Meister über [illegible] unterhandelte, entstand zwischen den Gästen ein Wortwechsel, der bald in Thätlichkeiten auszuarten drohte. Ich sah die Messer gezückt, und zwei Kämpfende standen sich mit funkelnden Augen und zornigen Mienen gegenüber. Die andern Anwesenden schlossen einen Kreis um sie. Welch' eine teuflische Behaglichkeit lag in ihren Blicken. Zwei Menschen waren zu einem tödtlichen Kampfe bereit, und diese Zuschauer ermunterten sie und stachelten sie an, ganz gemüthlich ihre Cigarren rauchend, als gäbe es ein Liebesschauspiel. Welch' eine Roheit,

ja, welch' eine Teufelei liegt in dem Charakter der Menschen, selbst der Gebildetsten. Hat nicht Jeder etwas von diesem teuflisch behaglichen Gefühl bei einer Hinrichtung? Begegnet es nicht den sanftesten Wesen, daß sie ohne Mitleiden den Bericht einer Schlacht lesen, in welcher von Denen, die nicht ihre Sympathien haben, so und so viele Tausende gefallen sind? — Sage mir Einer, daß der Mensch kein Raubthier sei! — Er ist eines der gefährlichsten und entsetzlichsten Art, und alle Bildung, alle Kultur, weder die Religion, noch die vorgerückteste Humanisirung wird ihn dessen gänzlich entkleiden, was von Natur Böses in ihm liegt.

Die beiden Menschen, welche sich wie Tiger gegenüberstanden, waren jung und hübsch. Die Veranlassung ihres Streits war eine Meinungsverschiedenheit über das Recht des Prätendenten Don Carlos. Der Jüngere war royalistisch, und bestand darauf, daß der Infant rechtmäßiger König von Spanien sei, der Aeltere verherrlichte Espartero, dessen Gestirn damals aufging, und dessen Name genannt zu werden begann.

Willst Du mir zugestehen, fragte dieser, das Messer stoßfertig in der Faust, daß die Königin Christina uns vor der Inquisition schützt, mit welcher der Infant uns beglücken will, und daß Espartero den Himmel verdient, weil er für sie tapfer kämpft?

Ich wiederhole, versetzte der Jüngere mit finsterer Miene, wenn ich diesem Espartero gegenüber stände, wie Dir jetzt, ich würde ihn niederstechen, wie ich Dich niederstechen werde.

Viva la constitucion! brüllte der Aeltere, und stieß nach seinem Gegner.

Viva Carlos Rey! schrie der Andere, indem er den Stoß parirte.

Seltsam. Die Sache, welche nun schon so viele Jahre so viele edle Kämpfer in's Feld gerufen, welche so viel Blut gekostet, so viel Elend über Spanien gebracht hatte, fand in einer elenden Spelunke, unter Banditen und Gesindel, todes-

muthige, kühne Vertreter, welche wie die Edelsten ihr Blut dafür einsetzten. Was hatte der Held vor diesen beiden Menschen voraus, welche ihre Brust dem Messer boten, um für ihre Ueberzeugung zu kämpfen und zu sterben? Wäre es ein Unglück gewesen, wenn sich jetzt ganz Spanien um diese beiden Banditenschaar hätte, um sie allein den Kampf ausfechten zu lassen, der dieses herrliche Land dem Verderben preisgab? —

Ich würde in diesem Falle es ewig bereut haben, hätte ich nicht gethan, was ich in diesem Augenblick that.

Ich durchbrach den Kreis, der sich um die beiden Kämpfenden geschlossen hatte und trat zwischen diese und ihre funkelnden Messer.

Haltet ein, rief ich, indem ich die Hände abwehrend gegen sie ausstreckte, macht mir Platz, sehet Ihr nicht, daß Eure Fäuste keinen Platz haben, wo ich einen Raum für meine Füße brauche? — Ist das ein Schauspiel für Gäste? — Wer tanzt mit mir den Balero? —

Granden und Sennores! rief Monsieur Francois mit lauter Stimme, während die beiden Kämpfenden erstaunt die Messer sinken ließen, seht einmal meine Tochter tanzen — es ist zehn Messerstiche werth, versichere ich Euch.

Eine Guitarre! Eine Guitarre! rief ein junger Mensch aus dem Zuschauerkreis, ich stimme für das Tanzen — es ist besser als Blut.

Es entstand ein allgemeines Geschrei, und das Ende war, daß die Kämpfenden mir Platz machen mußten, und daß auf derselben Stelle, wo sich eben zwei Wüthende gegenüber standen, die schmucklose Kunst eines Mädchens ihren ersten großen Triumph feiern sollte. Ich fühlte mich in diesem Augenblick wahrhaft erhaben. Ich hatte mehr vermocht, als Orpheus. Es ist wahrlich leichter, Steine zur Bewegung zu bringen, als wilde jähzornige Menschen zu zähmen.

Ach, hätte ich doch, wie ich jetzt diese beiden Stiere aus-

einander brachte, so die Parteien trennen, oder vielmehr einen können, die den fruchtbaren und üppigen Boden meines Vaterlandes mit Blut düngten, wo sich Kinder desselben Vaterlandes mörderisch würgten, so, daß erst von außen der Anstoß zu einer menschlicheren Kriegsführung gegeben werden mußte. Schon damals, als ich noch ein Kind, im Kreise jener wilden, bärtigen und finstern Menschen stand, fiel mir der Gedanke ein, um wie viel die Welt wohl besser, edler, humaner sein würde, wenn es jedes Weib als seine Bestimmung erachtete, nicht nur Mutter zu werden, sondern auch die Vertreterin aller Künste, welche das menschliche Herz für die Eindrücke des Erbarmens, der Liebe und des Friedens empfänglich macht.

Ihr thut nicht Recht daran, Ihr Frauen, die Ihr oft so vornehm, so verächtlich, so neidisch und so eifersüchtig die Nase rümpft, wenn eine Eures Geschlechtes mit ihrer Kunst die Männerwelt zu fesseln weiß. Ihr nennt das gar zu gerne Unweiblichkeit, Verführung, Leichtsinn und Gott weiß, wie noch, aber Ihr habt keine Idee von dem, was in dem Herzen einer solchen Verführerin vorgeht. Ja, wir verführen Eure Männer, wie die Rose Euch verführt, sie zu lieben.

Wir berücken Eure Männer, wie sie ein schönes Drama Eurer ersten Dichter berückt, welches sie zwingt, in dieselben Tiefen menschlicher Leidenschaft einzudringen, sich zu derselben Höhe der Gedanken emporzuschwingen, welche der Dichter dachte und empfand.

Was wir sündigen, indem wir den Beifall Eurer Männerwelt an uns fesseln? —

Wir üben die Pflichten des Weibes, wir erobern die Herzen durch unsere Kunst, unsere Erscheinung — wollte Gott, es gebe in der Welt keine andere Eroberung mehr.

Wehe uns, wenn für das Weib die Zeiten der Eroberung vorüber wären! —

So möget Ihr Frauen des Hauses und des Heerdes Euch

immerhin begnügen, Gattinnen, Mütter und Hausfrauen zu sein. Ihr habt Recht, Euer Amt ist groß, Euer Beruf erhaben, Eure Pflichten groß wie Euer Muth und Eure Kraft.

Aber beneidet und bekrittelt eine Tänzerin nicht um das andere Theil, welches sie erwählt, um den Zauber, den sie, vielleicht ohne es zu wollen, ausübt. Dieser Triumph ist ein Triumph für Euch mit; jedes Herz, das wir gewinnen, gewinnen wir Euch, gewinnen wir dem weiblichen Einflusse, der Liebe und der Humanität.

Es war ein gutes Werk, als ich da tanzte.

Wie heiter, wie fröhlich, wie zornvergessen und gottvergnügt diese wilden Gesellen wurden.

Wo waren die Messer geblieben? — Mein kleiner tanzender Zeh hatte sie zerbrochen.

Man lachte, man klatschte, man jubelte mir Beifall zu.

Ob mir dies gefiel? —

Wahrhaftig, wenn's einer Künstlerin angenehm ist, Fürsten zu gefallen und ihnen Bewunderung zu entlocken, so kann sie nur frohlocken, wenn die Ausbrüche roher Ungebundenheit und wilder Leidenschaften vor ihr verstummen.

Ich tanzte also den Bolero unter allgemeinem Beifall, die noch eben so finstere Stimmung der Gesellschaft war verschwunden, die beiden Kämpfer, die ich getrennt, blickten sich ruhig und versöhnlich an.

Das war ein Tanz für Don Carlos, sagte ich, als ich zu Ende war — ich wünsche ihm Glück und Segen.

Der Royalist und seine Anhänger jauchzten laut auf.

Jetzt werde ich für die Königin Christina tanzen, fuhr ich fort, ich wünsche auch ihr Glück und Segen.

Man lachte.

Und warum nicht, sagte ich, indem ich mich im Kreise umsah, unsere Wünsche und Gelüste sind oft die größten Widersacher unsers Glückes, ich bitte zu Gott, daß dieses bei jenen erhabenen Personen nicht der Fall sein möge.

Meine Worte machten einen tiefen Eindruck.

Und nun begann ich den Fandango.

So viel Beifall mir auch geſchenkt wurde, eine Stimme hörte ich vor allen heraus, es war die Stimme meines Mentors.

Wohl hundert Mal rief Monſieur Francois, daß ich ſeine Tochter ſei, und daß er auf das, was ich von ihm gelernt, mit Recht ſtolz ſein müſſe.

Dann hörte ich Geld klingen, und ich ſah Monſieur Francois bei den Umſtehenden die Runde machen.

Er hielt ein Täßchen in ſeiner Hand.

Als ich fertig war, und wieder und noch einmal getanzt hatte, reichten mir ein Dutzend Arme die Chokolade oder eine Cigarette, oder erfaßten mich, um mich zu einem Seſſel an ihre Seite zu führen.

Andere riefen, ich ſollte mehr tanzen, man verlangte den Guaracha, die Manchegas, den Zorongo.

Ich ruhete mich aus, und dann tanzte ich wieder, und Monſieur Francois ging abermals mit dem Täßchen umher.

Ich glaube, er war ein unermüdlicher Sammler. Er machte dabei ſehr viele Späße, und hörte nicht auf, ſich als meinen Vater zu proclamiren.

Endlich war ich müde, und forderte meinen Mentor auf, mich in mein Zimmer zu führen.

Die Anweſenden proteſtirten.

Ihr hattet Euren Willen, verſetzte ich feſt, jetzt will ich den meinigen haben. Ich bin müde. Glaubt Ihr nicht, daß ich es ſein kann, und mißgönnt Ihr mir die Ruhe?

Man machte mir Platz, und ließ mich mit meinem Mentor durch. Die beſten Wünſche, ihre Zuneigung, ihre Achtung folgten mir.

So war ich in die Madrider Geſellſchaft eingeführt, d. h. nicht in die Cirkel, die man gewöhnlich Geſellſchaft nennt, ſondern das Volk nur hatte mich kennen gelernt.

Aber ich bin stolz darauf, von der Pike an gedient zu haben. Es kann so wenig einen Fleck auf meine Vergangenheit werfen, wie es Napoleon entehren kann, einst Korporal gewesen zu sein.

Man wird mich vielleicht mißverstehen, aber man möge nicht vergessen, welchem Lande ich angehöre.

Wenn wir noch ein halbes Stündchen mitsammen geplaudert haben, dann werdet Ihr wissen, welches die Laufbahn einer spanischen Tänzerin ist.

Eilftes Kapitel.

Wie in Spanien getanzt wird.

Urſprung der Tänzerinnen. — Andaluſierinnen. — Lunetas. — Spaniſches Theater. — El Curro und Dolorita.

Das Vergnügen des Tanzes miſcht ſich in Spanien unter alle Beluſtigungen, unter alle Spiele, unter alle Feſtlichkeiten; man könnte es einen gemeinſamen Mittelpunkt nennen, der die Seelen aller in einem und demſelben Glück, in einer und derſelben Trunkenheit und Entzückung vereinigt und verſchmelzt; es iſt eine wahrhaft elektriſche Kette der Gefühle und Leidenſchaften.

Die Religion ſelbſt, die in Spanien ſo allgewaltig iſt, hat nicht die Macht gehabt, ſich dem weltlichen Einfluß dieſer Lieblingsſitte zu entziehen; nicht ſelten iſt es, bei den pomphaften Feierlichkeiten des Frohnleichnamszuges eine Gruppe junger Mädchen, vor dem Baldachin aus Seide, Gold und Edelſteinen, der in Geſtalt eines blendenden Thronhimmels das heilige Sakrament bedeckt und ſchirmt, vorantanzen zu ſehen. Auf ein gegebenes Zeichen hält der Zug an, die lauten Gebete der Menge ſchweigen, eine feierliche Kirchenmuſik läßt ſich vernehmen, und dann beginnt Geſang und Tanz. Ein Kranz von lebenden Blumen ſchwingt ſich dann um die heilige Kirche, abwechſelnd ſich hebend und neigend. man könnte

es eine gloria in excelsis mit Geberden, Seufzern und Verzückungen nennen. Plötzlich reißt der Kranz ungestüm auseinander, er zerfällt, und jede einzelne Blume oder jedes Mädchen zeichnet Schönheitslinien in die Lüfte, streckt sich, schmiegt sich und windet sich im wirbelnden Tanze. Da wird jede Bewegung der Tänzerinn zu einem verständlichen Symbol; jeder ihrer Schritte ist ein Gebet, jede ihrer Stellungen ein religiöser Akt; sie beugt sich, kniet nieder, demüthigt sich und fleht um eine Gnade oder um einen Segen. Man glaubt Christi büßende Magdalene zu sehen, mitten unter wilden, glühenden, leichtfertigen, leidenschaftlichen, sündigen Weibern, wie sie selbst, von ihrem göttlichen Meister und Herrn überrascht, plötzlich eine himmlische Kundschaft vernehmend, nähert sie sich, staunt, horcht, begreift, daß es ein anderes Leben, andere Herrlichkeit und andere Liebe giebt und weint, beichtet und bereut! — Jetzt nach erhaltener Vergebung richtet die Tänzerinn sich wieder auf, in stolzem, hohem Selbstgefühl und in heiliger Begeisterung.

O, das schöne Land! die schönen Feste! die schönen Tänzerinnen!

Auch am vier und zwanzigsten Juni jeden Jahres, am heiligen Johannisabend, mischt sich der Sang der Kirche mit den Vergnügungen und Belustigungen des Volkes; die Religion macht hier einen weisen Gebrauch von dem Tanze, sie bedient sich seiner als Mittel, als Werkzeug ihrer durch Castagnetten gemilderten Herrschaft. Sie führt ihn selbst an und leitet ihn in allen seinen Bewegungen, in all seinem Taumel, in all seiner Wettlust.

An jenem Tage, wenn die Sonne in ihr von Gold und Silber prangendes Ruhebett hinübergegangen ist, flackern in den Becken, wie durch einen Zauberschlag in allen Straßen und auf allen Plätzen Freudenfeuer auf; das Geläute der Glocken ertönt diesmal als Angabe für das Vergnügen; jeder Einwohner arm oder reich, jung oder alt, begiebt sich vor die Thür seines Hauses; die Vorübergehenden nehmen nach Be-

lieben auf Schemeln Platz, die an den Vorderseiten der Buden entlang stehen; die Männer und Frauen über die dreißig setzen sich, sehen zu, schlagen den Takt und lachen. Alles was jünger als dreißig ist, läuft umher, treibt Scherz, spielt, singt, umarmt sich und tanzt. — Es ist ein allgemeiner Ball, der die ganze Nacht fortdauert, mitten unter Gesängen, Jauchzen, Küssen, Gebeten und Predigten.

Man muß bei dem spanischen Tanz zwei Arten, zwei ganz verschiedene Systeme unterscheiden, den Privattanz und den öffentlichen oder mit andern Worten, den Tanz in Gesellschaft und den Tanz auf dem Theater.

Der erstere ist ruhig, sanft, schwärmerisch und immer keusch; er besteht hauptsächlich aus dem Bolero, dem Menuet, dem Guarache; der zweite ist lebhafter, kühner, üppiger und charakteristischer, er umfaßt den Bolero, den Fandango, die Monchegas, die Jota, die Paguidillas, den Zorongo u. a. m. Der letztere, dieses wunderbare Kind der Leichtfertigkeit, der noch leichtfertiger wurde als seine Mutter, soll es gewesen sein, den Don Juan so schön zu tanzen verstand.

Selbst auf den erbärmlichsten Winkel-Theatern, in den Städten der untersten Klasse, in den Dörfern ist der Tanz zu einem unentbehrlichen Bedürfniß geworden, das man um jeden Preis befriedigen muß; denn ohne ihn giebt es keine Freude, keine Wonne, keine Liebe für Spanien; mit ihm ist ihm alles gut und schön, vom Elend und vom Bürgerkriege bis zu Zehnten und Gefängniß. Man könnte den Spaniern hundert Mal eher ihre Morgen- und Abend-Chokolade und ihre Cigarre für den ganzen Tag, und den Spanierinnen die Flechten ihres schönen, schwarzen Haares, den Fächer und den Rosenkranz rauben, als daß beide Theile sich das wenige Vergnügen ihres National-Tanzes würden nehmen lassen.

An einem schönen Morgen beim ersten Strahl der Sonne erwacht jene sechszehnjährige Bäuerin, glücklich in dem Gedanken an die Verwirklichung ihrer Träume. O, wie sie

tanzend wandert von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis sie an's Ziel ihres ehrgeizigen Verlangens ist.

Ist die Bäuerin einmal in Madrid und ist sie schön, so findet sie bald Verehrer, sie lebt, liebt und wird Tänzerinn. Das geht oft mit wunderbarer Schnelligkeit, das Publikum läßt sich ihre Ausbildung, ihr Glück und ihre Herzenssachen angelegen sein.

Andalusien hat das schöne Privilegium die kühnsten jungen und die reizendsten Tänzerinnen in ganz Spanien hervorzubringen, die Männer sind im Allgemeinen wohlgebildet und graziös, die Weiber stark und zart zugleich, fein, schlank, zart, wunderbar niedliche, elastische Körper, eigensinnig und launisch; lebhafte, leuchtende, seelenvolle Augen, voll tausend schöner Sachen, süßer Geberden und Wünsche.

Ungeachtet der Verehrung, die das Publikum für seine Tänzerinnen hegt, werden sie doch gewöhnlich mit großer Strenge behandelt, die vielleicht von der großen Liebe herrührt, welche sie einflößen; man ermuntert und beklatscht sie gern und viel, aber zuweilen bestraft man sie ohne Grund und ohne Maaß.

Die Kunstrichter der spanischen Theater sitzen meist auf den Plätzen, die unter dem Namen Lunetas bekannt sind, und dem Orchester der deutschen Theater entsprechen. Man trifft dort jedesmal die Mayos, die Stutzer der Stadt, die Offizier der Garnison, und einige angesehene Personen, die fast immer ihre Wünsche, Ansichten und Launen Jedermann aufdringen.

Wenn Jemand das Schauspiel stört, zu stark hustet oder dem Publikum den Rücken zukehrt, so erheben sich die Lunetas wie durch Kommandowort und der Schuldige muß sich entweder entfernen oder ein Kompliment machen, was so viel als eine Genugthuung und als ein Akt der Unterwürfigkeit gilt.

Vergißt sich die Lieblingstänzerinn einmal und zeigt sich nachlässig auf der Bühne, hört der Bolero einen Augenblick

auf, anmuthig, niedlich, reizend zu ſein, wird der Fandango min-, der herzbeſtrickend, die Jota minder kühn, der Zorango minder herausfordernd von ihr getanzt, ſo erheben ſich die Lunetas, ſpornen die Tänzerinn durch wiederholtes Pfeifen an, weiſen ſie zurecht, jagen ſie nöthigenfalls davon; dann erſcheint die arme Verbannte faſt jedesmal, ihre niedlichen Hände auf der Bruſt gefaltet, mit geſenktem aber immer noch ſtolzem und widerſpenſtigem Blick, vor ihren Richtern; ſie nähert ſich langſam dem Proscenium und fleht nur mit den wenigen Worten por el amor de Dios um Gnade; man antwort ihr mit ſtürmiſchen Bravos und mit einer Fluth von Blumen und Küſſen. Der Tanz beginnt wieder und man klatſcht noch lange nach dem Falle des Vorhanges.

Oft ſieht man die Tänzerinnen in einem Winkel von Caſtilien, von Arragonien und dem Königreich Granada nach der Zither tanzen, und ſich in freier Luft, auf öffentlichen Plätzen, vor einer Dorfkirche oder vor der Thür eines großen Herrn erluſtigen.

Im Schooße dieſer armen, jämmerlich herumziehenden Künſtler-Truppen wurde der berühmte Tänzer von El Kurro und die reizende Tänzerin Doleros, deren zwiefache Geſchichte ich ſogleich mittheilen werde, für den Tanz geboren und gebildet.

Die Doleros[8], auch mit dem ſpaniſchen Diminutiv Dolorita benannt, machte ihre erſten Pas im Gotteshauſe und vor dem Hochaltar der Gemeinde von Huelgos, eine der reichſten und bedeutendſten Kloſter-Gemeinde von ganz Spanien. Jung, ſchön und frühreif, ihrer himmliſchen Liebe müde, die ohne Zweifel ihr Herz nicht ganz ausfüllte, vielleicht auch unwillig darüber, daß ſie ſtets vor einer Menge von Heiligen, dieſen gleichgültigen Zuſchauern auf Leinewand, in Stein, in Marmor und Gold tanzen ſollte, die weder ihr Tändeln, noch ihre Blicke, noch ihre ſinnlichen Neckereien erwiderten, ſagte ſie eines Abends der Kloſterwelt Lebewohl, um das Leben zu genießen. Sie vertauſchte den Roſenkranz mit dem Fächer,

den Schleier mit dem Mäntelchen der Koketten, die Klosterzelle mit dem Boudoir eines schönen Weibes, die Klostergitter mit den Theater-Coulissen.

Die Kirche erhob sich mit aller ihrer Macht gegen diese Empörung der Sinne und des Fleisches, aber der Großkanzler von Spanien schlichtete den seltsamen Streit zwischen Religion- und Weltlust. Doleros war schön, Doleros tanzte wie ein Engel, und man erlaubte ihr, im Namen des Königs sich und Andre der Verdammniß zu weihen.

Kurze Zeit darauf trat sie bei einer herumziehenden Tänzertruppe und wurde für ihre Lebenszeit die zärtliche und angebetene Gelirbte ihres Kameraden, eines jungen Edelmannes, El Kurro mit Namen, der in Salamanka studiert und so wie sie die Flucht ergriffen hatte, um statt in der Wissenschaft in den Vergnügen seinen Ruhm zu suchen.

Drei Jahre später waren El Kurro und Doleros die Stützen des Theaters del Principe in Madrid, der Hof selbst theilte die Vorliebe der ganzen Bevölkerung für das „verzogene Paar", wie es von ganz Madrid damals genannt wurde, die spanischen Granden suchten in den Erinnerungen an die alte castilianische Gebieterin nach Höflichkeits- und Achtungsbezeigungen, um sich vor einem Tänzer herabzulassen, die Edeldamen des Palastes konnten nicht freundlich genug die holde Tänzerinn empfangen.

Das waren schöne Tage und schöne Feste für den Tänzer, den der Hof vertraulicher Weise Cavallero nannte, und für die Tänzerinn, die der König von Spanien und Indien keusch auf die Stirne küßte und ganz leise Dolorite nannte.

Arme Dolores! Wie lange währte es, da lachte und tanzte sie nicht mehr.

Ein Ruhm nämlich fehlte noch zu dem vielen Ruhm el Kurros, ein in ganz Spanien über Alles beneideter Ruhm; der Ruhm des Torradors ließ den Tänzer nicht mehr schlafen. Die Castagnetten wurden seiner sonst so leichten und flinken Hand zu schwer, der Schall des Tambourins war seinem Ohr

zuwider und ſelbſt der Blumenkranz auf Stirn und Haupt war ihm zur Laſt. Da zerbrach er ſeine Caſtagnetten, zerſchlug ſein Tambourin, zerpflückte die Blumen ſeines Kranzes, um von der glänzenden Menge des Cirkus den Scharlachmantel, die rothe Banderollas, die Sandalen und den Degen zu fordern.

Spanien hatte ihn ſeinen ſchönſten Tänzer genannt, el Curro wollte auch Spaniens tapferſter Torreador ſein und er ward es ſehr bald.

Niemals hatten die Schranken von Madrid ſo viel Muth, Behendigkeit, Kraft, Anmuth und Geiſt entfalten ſehen. Jeder Kampf el Curros war ein National-Feſt; einſt aber that er einen Fehltritt und der wilde Stier durchbohrte ihn — ſeitdem tanzte Dolorita nicht mehr.

Zwölftes Kapitel.

Ein geheimnißvoller Unbekannter.

Monsieur Francois macht mir eine Morgenvisite. — Geschenke von unbekannter Hand. — Don Jorge. — Männer und Stöcke.

Ich bin so stolz, zu glauben, daß der Tanz in der Entwickelungsgeschichte der Menschen eine größere Rolle spielt, als viele Narren, und noch mehr gescheidte Leute, glauben mögen.

Es giebt Menschen, oder vielmehr Männer, welche Wissenschaft in der römischen und griechischen Literatur für das non plus ultra aller Weisheit halten.

Was würden diese Männer sagen, wie sehr würden sie erschrecken, wenn es plötzlich hieße, eine Tänzerin habe ein Compendium der Tanzwissenschaft geschrieben, und es solle in alle Schulen eingeführt werden.

Würden sie nicht schreien, diese Römer und Griechen von heute, über Blasphemie, über Entweihung der Schulen, über Verführung der Jugend, die trotz aller Griechen und Römer, weder griechisch, noch römisch ist?

Ich aber behaupte mit derselben kecken Stirn, mit welcher ihr behauptet, je mehr römisch und griechisch ein Knabe wisse, je vollendeter sei seine Bildung, ja ich behaupte, die Tanzkunst und die Geschichte des Tanzes müßte der Grundstein aller Bildung sein.

Ich werde ſpäter nachweiſen, wie innig verwebt der Tanz mit dem Culturgange der Menſchheit iſt.

Doch noch ſind wir nicht ſo weit; in dieſem Augenblicke bin ich nichts anderes als eine Tänzerin von geſtern und heute, meine Laufbahn hat kaum begonnen, und ich will zu meinem Monſieur Francois zurückkehren.

Der Gute hatte mir das beſte Zimmer verſchafft, welches im Hauſe aufzutreiben war, denn er hatte eine reiche Ernte gehalten und meinte, für mich tauge nur das Beſte.

Eben ſo erhielt ich bald ein vortreffliches Abendbrod und ſchlief endlich, zufrieden mit dem vergangenen Tage und träumend von einer glücklichen Zukunft, ein.

Am andern Morgen früh pochte Monſieur Francois an meiner Thüre, ehe es noch tagte.

Zu früh! rief ich, ärgerlich, aus meinen ſchönen Träumen aufgeſchreckt zu ſein.

Pita, ich bringe Dir Chokolade und noch etwas, rief er mit einer Stimme, die mir ſeine große Anſtrengung verrieth, denn Monſieur Francois ſprach für gewöhnlich ein wenig heiſer.

Noch etwas? — Das klang ja ſehr geheimnißvoll. Wahrlich, mein Mentor wußte mit einem jungen Mädchen, das Gott weiß, von welchen ſchönen Dingen geträumt hatte, zu reden. Meine Neugierde konnte dieſem myſteriöſen „Etwas", nicht widerſtehen.

Ich erhob mich alſo und öffnete.

Da ſtand Monſieur Francois vor mir und hatte ein Tambourin in der einen, und Caſtagnetten in der andern Hand. Er ſelbſt war vollkommen umgeſtaltet und wie ein Tänzer gekleidet, und tanzend kam er in's Zimmer, und hinter ihm ein Junge mit einer Zither.

Da, ſagte er, indem er mir freundlich zunickte, das Alles ſchickt Dir Don Jorge.

Wer iſt Don Jorge? fragte ich erſtaunt.

Mein Mentor machte eine geheimnißvolle Miene, und in-

dem er den neuen runden Hut, den er jetzt trug, ein wenig höher rückte, so daß ich ein Stückchen mehr von seiner Nase sehen konnte, sagte er:

Don Jorge kennt Dich und hat Dich gesehen, aber er will nicht, daß Du ihn kennen sollst.

Dann geben Sie ihm zurück, was er mir schickt, versetzte ich.

Aber Pita — darin liegt ja nicht, daß Du ihn nie kennen lernen wirst, es ist nur für den Augenblick so abgemacht zwischen uns. Diese schönen Dinge wirst Du hoffentlich nicht verschmähen, es hängt unsere Existenz davon ab.

Unsere Existenz, Monsieur François? Und Sie sagen aller Welt, ich hätte so unendlich viel von Ihnen gelernt! erwiederte ich lachend.

Allerdings, Pita, aber denke Dir, wenn Du eine große Tänzerin werden willst, darf Tambourin und Zither nicht fehlen. Wir gehen noch heute auf den Place Mayor. Dort tanzen wir, oder Du tanzest und ich spiele. Das Volk ist nach einem siegreichen Aufstande fröhlich und guter Dinge. O, welch' eine goldene Ernte wir halten werden.

Ich aber will wissen, wer Don Jorge ist.

Darf es nicht sagen, Pita, sonst ist es um mich geschehen. Ach, welche Narrheit.

Nein, Pita, mein Hals ist in einer verfluchten Klemme, wenn ich einen einzigen Laut über die Lippen bringe. Don Jorge! Nicht mehr, nicht weniger ist mir erlaubt. Ich darf diesen Namen aber rück- und vorwärts lesen, z. B. Don Gjorg, das steht mir allenfalls frei. Auch kann ich ein paar Buchstaben hinauswerfen und ein paar andere dafür hineinschieben. Ich kann z. B. sagen Don Jog, aber das ist auch Alles. Was darüber hinausgeht, geht an meinen Hals.

Und ist schon längst an Ihren Verstand gegangen, Monsieur François. Gut, legen Sie die Sachen hin, ich werde sie nehmen, da sie mir einmal geschenkt worden sind. Sie

aber verbanne ich ſo lange aus meinen Augen, bis Sie mir Don Jorge etwas näher definiren, als mit Don Egorf und Don Jog.

Pita — ich kann wirklich nicht.

Gehen Sie.

Pita — ach, mein Töchterchen, ohne Dich müßte ich mich ſofort in den Manzanares ſtürzen —

Meinetwegen in den Miſſiſſippi.

Nun, ich werde noch einmal zu dem Don Jorge hingehen und ihm meine Lage ſchildern, vielleicht, daß er mir dann mehr erlaubt — und wenn er es mir nicht erlaubt — Pita —

Mein Mentor hielt einen Augenblick inne, brachte es ſo weit, den Hut bis an die Stirne zu bringen, ſo daß ich vielleicht zum erſten Male, ſeitdem ich ihn kannte, ſeine Phyſiognomie ſah, und rief dann mit kläglicher Stimme:

Pita, wenn er es mir nicht erlaubt — dann opfere ich Dir mein Leben.

Mit dieſen Worten ſtürzte Monſieur Francois ſo raſch wieder aus dem Zimmer hinaus, daß ihn meine Worte nicht mehr erreichen konnten, welche ihn zurückriefen. Er hatte mit einer ſo tragiſchen Miene geſprochen, daß ich faſt zu glauben geneigt war, die Sache wäre wirklich ernſt. Meine Neugierde war aber wirklich ſo ſehr gereizt, daß ich mich — ich fürchte — vielleicht nicht all zu ſehr gegen die große Aufopferung geſträubt haben würde, zu welcher Monſieur Francois ſich ſo verzweiflungsvoll erboten hatte.

Aber ſchon in einer Stunde kehrte er zurück. Er war ſo auffallend blaß, daß ich darüber erſchrak, aber auf meine Fragen brachte ich keine andere Antwort aus ihm heraus, als:

Pita, ich bin ein Kind des Todes!

Vergebens war ich bemüht, ihn zu tröſten, ja nicht einmal das elektriſirte ihn, als ich ihm erklärte, ich wollte mit ihm den Place Mayor beſuchen und tanzen, wo er verlange.

Pita, verſetzte er, mit einer wahrhaften Grabesſtimme, Du darfſt nicht tanzen.

Ich darf nicht?—

Nein. —

Wer verbietet es mir?

Don Jorge!

Zum Kuckuck aber, Monsieur Francois, was will dieser Jorge von mir und Ihnen? —

Ich weiß nicht.

Ist er in Madrid?

Freilich.

Geht er frank und frei umher?

Frank und frei.

Und wenn ich ihn sehe, werden Sie mir sagen, daß er es ist?

Vielleicht.

Nun, so kommen Sie, zeigen Sie mir Madrid.

Ich wollte eigentlich sagen: Zeigen Sie mir Don Jorge. Aber ich muß gestehen, daß das Eine sowohl wie das Andere für mich Interesse hatte. Madrid war mir so unbekannt, wie Don Jorge, ich war begierig, die Stadt und den Mann, der eine solche geheimnißvolle Macht auf meinen Mentor ausübte, kennen zu lernen, und da Monsieur Francois mir sagte, daß ich mir wegen unseres Unterhaltes vorläufig keine Sorge zu machen brauche, da er noch Geld genug habe, so stürzte ich mich, an seiner Seite, in das Getümmel der Residenz.

Es war für mich ein großer Gewinn, daß in meinem Leben gewissermaßen eine Pause eintrat.

Es war eine Pause der Beobachtung, der Orientirung, des Studiums über das Terrain, auf welchem ich bald handeln sollte.

Es war eine Vorbereitung zu dem künstlerischen öffentlichen Leben, dessen Laufbahn sich mir erschließen sollte.

An der Seite meines Stückchen Mannes — denn ich kann eben nicht sagen, daß Monsieur Francois ein ganzer war — durchwanderte ich die Stadt mit derjenigen Freiheit, die ein

junges Mädchen oder eine Frau erſt dann gewonnen hat, wenn ſie an einem Stabe einhertrabt.

Ja, in der That, was ſind oft die Männer Anderes für uns als ſolche Stäbe, mittelſt deren wir uns im Nothfalle gegen Unverſchämtheiten vertheidigen.

Wenn nur erſt Mode ſein wird, daß auch die Mädchen ſich, wie die Männer, auf ihren Ausgängen der Stöcke bedienen, dann, glaube ich, wird mancher Mann gar ſehr im Preiſe ſinken.

Armer Francois, Du haſt es wirklich gut mit mir gemeint, Du warſt allerdings ſtets der Stab, der ſich ſelbſt ſchlug, aber ganz gewiß warſt Du es auch, der mir den Weg des Lebens bahnte.

Ich wollte, wenn die Welt doch einmal nicht ohne Narren beſtehen kann — und ich glaube, daß dies wirklich nicht möglich iſt — daß es niemals bösartigere und einfältigere Narren geben möge, als dieſen Monſieur Francois, an deſſen Seite ich die Reſidenz durchwanderte und kennen lernte.

Wahrlich, es lohnt ſich der Mühe, dieſes wunderliche Madrid, dieſen Anakronismus unter den europäiſchen chriſtlichen Städten, anzuſehen. Voila — da iſt es! —

Dreizehntes Kapitel.

Madrid.

Sitten und Leben. — Madrider Straßen. — Läden. — Der Prado. — Die Wasserträger. — Die Schuhflicker. — Die Trapera. — Volksfeste. — Don Juan.

Noch um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts soll Madrid ein armseliger Ort gewesen sein, der mitten in den Wäldern lag, von welchen Castilien damals bedeckt war. Dieser Ort diente den Herren vom Hofe zuweilen als ein Jagd-Rendezvous. Die von den Mauren lange verhinderte freie Entwickelung der Spanischen Monarchie war bis dahin noch nicht einmal so weit gediehen, daß dem Reiche ein Mittelpunkt angewiesen werden konnte. Nach der Vereinigung von Castilien und Arragonien schien es, als wollte der Hof sich für immer in Toledo niederlassen, bis Philipp II. zur Herrschaft kam. Dieser Monarch jagte zuweilen in der Gegend von Madrid, er gefiel sich hier und kehrte öfter dahin zurück. Später vergrößerte und verschönerte er diesen Aufenthalt und endlich verlegte er seine Residenz dahin. Seitdem ist Madrid die Hauptstadt der spanischen Könige geblieben. Aber schon der erste Anblick dieser in ihrer Art merkwürdigen Hauptstadt zeigt, daß nur ein Königlicher Wille und nicht das Bedürfniß, sie in dieser an allen Hülfsquellen so armen Gegend in's Dasein gerufen.

Es war aber zum Unglücke für Spanien, kein Herrscher von überlegener Größe, der seine Hauptstadt gründete, sondern ein finsterer, egoistischer Monarch, dem die Befriedigung seiner Leidenschaften vielmehr, als das Wohl seines Landes, am Herzen lag. Es ist nicht zu verkennen, in welch eine unglückliche Bahn diese Wahl der Hauptstadt die spanische Nation hineingelenkt hat.

Spanien ist von mehreren unter sich verschieden Völkern bewohnt, die durch Gebirgsketten und verschiedene Neigung und Lebensweise seit uralten Zeiten von einander getrennt sind. Hätte dieses bei allem seinen Naturreichthum arme, und bei allen seinen glücklichen Anlagen so unglückliche Land, durch den Genius seiner Fürsten eine zum Handel günstig belegene Hauptstadt erhalten, dann würden sich in diesem Brennpunkte alle diese Verschiedenheiten zusammengefunden, und die Provinzen sich mit dem Uebergewichte einer Residenzstadt ausgesöhnt haben, welche ihre Producte in sich aufgenommen hätte. Nun aber konnte Madrid, gelegen in den nackten Ebenen Castiliens, fern von jedem großen Flusse, und im Mittelpunkte einer Bevölkerung, die vielleicht die insolenteste auf der ganzen Halbinsel ist, weder zu einer bedeutenden Handelsstadt, noch zu einem durch großen Wohlstand bedingten Einfluß auf die Provinzen sich emporschwingen, nicht einmal die Wissenschaft hat in dieser Residenz einen Centralpunkt gefunden, da die berühmten Universitäten zu Alcala und Salamanca, die wißbegierige Jugend allein hierhinzieht, und so hat Madrid nichts als den Hof einzig und allein, welcher dieser Stadt ein Interesse verleiht.*)

---

*) Aus diesen allerdings höchst wahren Gründen läßt sich Spaniens neuere und neueste Geschichte sehr leicht erklären, sie dienen zur Beantwortung, warum in Spanien die Bewegung nie von einem Mittelpunkte ausgeht, warum die Provinzen alles thun, immer die Initiative ergreifen und der Hauptstadt am Ende nichts übrig bleibt, als Amen zu sagen. Sowohl Provinzen als Individuen erkennen

Die schönste Straße Madrids ist die Alcala-Straße. Sie ist an beiden Seiten mit prächtigen Hotels, Kaffeehäusern und Staatsgebäuden besetzt. Sie führt zu der berühmten Puerta del Sol, einem großen, öffentlichen Platze vor dem Posthause, in welchem vier der volkreichsten und bedeutendsten Straßen auslaufen. Auf dem großen Platze steht eine Fontaine, ein gewaltig großes Zifferblatt am Giebel einer Kirche, das jeden Abend erleuchtet wird, zeigt der Menschenmenge, die sich hier herumtreibt, Zeit und Stunde an. Was aber thut man hier? Wenig mehr als nichts. Man plaudert, geht auf und ab, erzählt sich Neuigkeiten, die man weiß und nicht weiß; mit einem Wort, die Puerta del Sol ist die Börse der müßigen Leute und der Neuigkeitskrämer von Madrid. Außerdem ist sie das Stadtviertel per excellence, jeder Aufruhr hat hier seinen Anfangs- und Ausgangspunkt. Hätte die Puerta del Sol noch einen Bazar und Garten, so könnte sie das Palais-Royal von Madrid heißen. — Ein Fremder, der nur zwei Stunden hier verweilt, hat Madrid en Miniature gesehen.

Am Abende begiebt sich ganz Madrid nach dem Prado, diesem großen Salon für die Gesellschaft der Hauptstadt. Man geht hier spazieren, man stellt einander seine Freunde vor, man schwatzt und schmaucht Cigarren. Hier sieht man, was man in keiner andern Stadt sehen kann, den Wasserträger und den Kutscher seine Cigarre an der eines vornehmen

---

nur ein Regiment an, das mit wahrhafter Ueberlegenheit verbunden ist. Wer will nun aber diese in Madrid suchen? der Handel ist so gut als null, von den gelehrten Anstalten weiß man kaum, daß sie vorhanden sind und nicht einmal das Theater hat einen Vorzug vor denen zu Barcelona, Cadix u. s. w. Wenn es der Regierung morgen gefällt, eine andere Residenz zu wählen, so ist Madrid nichts mehr. Die Provinzen kümmern sich daher auch nicht allzuviel um sie. Bei jeder wichtigen Gelegenheit geben sie sich selbst eine Verwaltung, besorgen sie selbst ihre Geschäfte und gehorchen sie der Hauptstadt nur, wenn sie noch etwas guten Willen haben.

Granden anſtecken, nachdem er ihn höflich darum begrüßt hat. Das Intereſſanteſte aber, was man hier beobachten kann, ſind die ſchönen Frauen-Trachten und die noch anmuthigeren Geſichter, und es iſt ausgemacht, daß man auf dem Prado in einer Viertelſtunde mehr hübſche und ſchöne Frauen ſieht, als die Tuillerien in acht Tagen aufweiſen können.

Die Straßen, welche auf den Prado auslaufen, ſind die ſchönſten in Madrid. Außerhalb führt er nach den Gärten und nach dem Palaſt Buen-Retiro, welcher würdig iſt, die Reſidenz eines Fürſten zu ſein, obgleich er der Königlichen Familie nur zum Jagdſchloſſe dient. Die Springbrunnen im Prado ſind faſt ſämtlich nach antiken Muſtern gebaut. Einer derſelben liefert das klarſte Waſſer, das man ſich in Madrid verſchaffen kann, der Hof, der überhaupt nichts als Waſſer trinkt, bedient ſich deſſelben. Eine ſehr lange und mit ſchönen Springbrunnen verzierte Allee wird alle Abend von der vornehmen Welt und Sonntags von der Königin und Königlichen Familie beſucht.

Dort kann ein Fremder die ſpaniſchen Moden und Sitten in einem Augenblicke kennen lernen, denn hier concentrirt ſich das ſpaniſche Leben. Hier gehen Fürſten und Bettler neben einander her. Die Leute aus dem Volke tragen noch ihre auf einer Schulter hängenden Mäntel, welche man als das letzte Ueberbleibſel der antiken Toga betrachten kann. Alle Männer tragen große Hüte und rauchen Cigarren; Knaben laufen unaufhörlich mit kleinen Fackeln hin und her, um die Raucher zu bedienen. Die Waſſerträger bieten ihr Getränk zum Verkauf, ſo daß man fortwährend den Ruf: Feuer! und friſches Waſſer! hört.

Nach dem Prado verdient die Straße de Montera die größte Aufmerkſamkeit. Hier befinden ſich die größten und glänzendſten Läden der Reſidenz. Hier kauft die elegante und vornehme Madrider Damen-Welt. Aber ungeachtet des Glanzes dieſer Straße, hat ſie doch mit ihren minder prächtigen Nachbarn dieſelben Eigenſchaften. Oft ſieht man einen friſirten

Ladendiener voller Wuth über den Ladentisch hinüberspringen, und eine zudringliche Henne sammt ihren Küchlein aus dem Laden hinausjagen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Dame, wenn sie in einer Manufacturwaarenhandlung um reiche Stickereien oder sonst was dergleichen feilscht, durch einen tüchtigen Pick auf ihren kleinen Fuß aufgeschreckt wird, den ihr ein Truthahn versetzt, der aus dem Stall des gegenüber liegenden Wirthshauses hierher spaziert ist, und die kleine Rosette auf ihrem Schuh für etwas Eßbares gehalten hat. Vor der St. Hedwigskirche liefern sich täglich unzählige Hunde mit und ohne Herren eine Schlacht, indem sie dort den Abfall des benachbarten Marktplatzes del Carmen verzehren. Wenn das Gefecht zu hitzig wird, flüchten sich die verfolgten Hunde in die Läden, und hier wird oft der Kampf erst ausgefochten, ohne daß die Bullenbeißer sich an die Furcht der Damen oder an das Geschrei der Ladendiener im geringsten kehren.

Mehrere Stadtviertel von Madrid sind mit Pracht und Luxus gebaut. Auch die Straßen Alcala, Atocha, San Bernardo, Toledo, Calle Mayor finden sicher nur wenige ihres Gleichen. Alle diese Straßen haben ein modernes und herrschaftliches Aussehen, das noch besser gefiele, wenn hin und wieder ein ehrwürdiger alter Bau ihre monotone Schönheit unterbräche. Aber es fehlt in Madrid sowohl an Erinnerungen vergangener Größe, als auch an Geschäftigkeit der Gegenwart. Die Stadt ist monoton und still, man sollte fast glauben, die Stadt sei nur von Granden bewohnt. Es giebt allerdings deren viele, besonders zahlreich aber sind die höhern und niedern Beamten, die ganze übrige Bevölkerung scheint nur dazu zu sein, um diese Klasse zu bedienen und zu ernähren. — Der Tauschhandel ist null und der Consumtionshandel ist ganz in den Händen der Provinzen oder des Auslandes. Unter den Schneidern, den Friseuren, den Parfumeurs u. s. w. sind fast alle Franzosen. Es giebt aber noch eine Menge kleiner Gewerbe, welche nur Madrid eigenthümlich sind, und der

Stadt eine sonderbare Physiognomie geben. So z. B. flechten die Valencianer Matten, welche den Wohlhabenden als Teppiche dienen; es giebt deren sehr hübsche. Ferner giebt es einen Salat-Handel, der ganz und gar von Asturiern und Gallego's (Galliciern) betrieben wird. Da die Salate bei den Mahlzeiten der Spanier (besonders beim Abendessen) eine große Rolle spielen, so kaufen oder miethen die Asturier in den Umgebungen von Madrid Stücke Land, die sie mit Salaten bepflanzen. Aber der interessanteste und einträglichste aller dieser Gewerbszweige ist der Verkauf des Wassers.

Der seichte und zuweilen von Regenwasser gefüllte Manzänares fließt außerhalb der Stadt, tief unter dem Niveau derselben, und würde, wenn er nicht den Fuß einiger Platanen bewässerte, die Reize und den Comfort der Hauptstadt eben so wenig erhöhen, als er den Ausfuhrhandel zu fördern im Stande ist. Das Trinkwasser der Madrider kommt nicht aus dem Manzanares.

In jedem Stadtviertel giebt es Fontainen, deren Wasser vom Guadarrama herkommen soll. Dieses Wasser muß geholt und in die Häuser getragen werden, aber der castilianische Stolz überläßt eine so niedrige Arbeit den Asturiern und den Gallego's. Gallicien und Asturien haben überhaupt das Privilegium ganz Spanien und sogar auch Portugal mit Gesinde zu versorgen.

Der Fontainen giebt es hier ziemlich viele, aber sie fließen nicht eben sehr reichlich. Man sieht marmorne Delphine, und bronzene Schildkröten, die ihr Wasser nur tropfenweise in das zu seinem Empfange dastehende Becken fließen lassen. Die Aguadores sitzen um das Becken herum und leiten das Wasser durch eine Röhre von Holz oder Eisenblech in ihr Tönnchen. Das Amt eines Aguadors wird von dem Corregidor bestätigt; der Kandidat muß von ganz unbescholtenem Rufe sein und ein gewisses Vermögen besitzen. Oft vermiethet sich ein Gallego als Bediente und legt in seinem Dienste so viel zurück, daß er sich einen Platz am Brunnen kaufen kann. Ist

er dann einmal numerirter Besitzer des Platzes, so darf er ihn wieder verkaufen oder vermiethen. Zuweilen associirt sich ein Wasserträger nach zwei oder dreijährigem Dienste mit einem Schwager, Vater oder Freunde, und sie wechseln dann alljährlich, d. h. der Eine trägt Wasser, während der Andere nach seiner Heimath wandert, um seine Frau zu besuchen. Ist das Jahr um, stellt sich dieser pünktlich wieder ein, und der Erste zieht ab. — Kurz, sie machen es wie Kastor und Pollux, der Eine um den Andern, sechs Monate auf Erden und sechs Monate in der Unterwelt zubrachten. Haben sie das Metier einige Jahre getrieben, so verkaufen sie ihre Stelle nebst Kundschaft für ein paar Hundert Piaster, und erstehen sich ein Stück Ackerland.

Die Wasserträger wohnen, je vier oder fünf Personen in einer Kammer, und jede Kammer hat ihren Chef, der die gute Ordnung aufrecht erhalten muß. Diejenigen, welche aus demselben Districte sind, bilden außerdem einen Rath (consejo) unter sich, eine Art von Landsmannschaft, deren Mitglieder an Sonntagen gesellig zusammen trinken und im Falle eines Streites einander beschützen. Zwischen diesen verschiedenen Consejo's giebt es zwar manchmal blutige Händel; aber dessen ungeachtet bleiben die Aguadores eine achtbare Corporation, deren Treue und Ehrlichkeit fast sprichwörtlich geworden ist.

Eines der eigenthümlichsten dieser kleinen Gewerbe ist aber unstreitig das der Trapera, die mit einem Korbe am Arm und einem Haken in der Hand am frühen Morgen, oder noch gewöhnlicher zur Nachtzeit die Straßen von Madrid durchwandert. Die Trapera geht allein und lautlos, ihr Gang ist schwankend und unsicher, aber ihre Augen haben eine Schärfe, die der Nachtvögel gleich. Sie durchstöbert die verborgensten Winkel und wohin nur ihr Auge fällt, dahin streckt sie ihren Haken aus. Dieser Haken gehört zu ihrer Person, wie der Rüssel zum Elephanten.

Besonders in einer hellen Mondnacht hat die Trapera ein eigenthümliches Ansehen. Wenn man sie dann mit ihrem

Haken nach der Beute langen sieht, wenn man sieht, wie sie in ein Thor nach dem andern geht und wieder herauskommt, dann scheint sie als Vorläuferin der Parze an alle Thüren zu pochen. Sie ist in Wahrheit das lebendige Bild des Todes.

Auch in anderer Hinsicht kann man die Trapera mit dem Tode vergleichen. In ihrem Korbe steckt Alles durcheinander, ohne Unterschied des Ranges, wie in einer Todtengruft; die Decrete der Könige, die Wehklagen der Unglücklichen, die Täuschungen der Liebe, die Capricen der Mode, dieser merkwürdige Korb ist auch das einzige Ding, welches die Mißtöne der verschiedensten Meinungen und Bestrebungen der Gesellschaft in Harmonie auflöst.

Obgleich die Trapera im Durchschnitt so alt und verbraucht ist, wie die Lumpen, die sie zusammen klaubt, so war sie doch dereinst vielleicht eine schmucke, hübsche Dirne! Als junges Mädchen backte sie Pfannkuchen und ihre Schönheit brachte sie zu Falle. In Folge dieser Katastrophe verließ sie die elterliche Behausung und wurde Apfelsinenhändlerin. Ein junger Kavalier, dessen Blicke sie in diesem neuen Geschäfte auf sich zog, war der Meinung, sie verdiene ein anständigeres Unterkommen. Er kaufte ihr also ihren ganzen Apfelsinen-Vorrath ab, beschenkte sie mit einem Anzuge à la parisienne und empfahl sie einer Modehändlerin als Ladenjungfer. In diesem neuen Wirkungskreise verlebte sie manches glückliche Jahr, bis ihr die Arbeit nicht mehr schmecken wollte. Eine Gerichts-Person erklärte sie für seine Cousine, und miethete ihr ein schön möblirtes Zimmer, bis der Herr der improvisirten Verwandtschaft müde wird, und ihr einen Platz als Choristin beim Theater verschafft. Jetzt stand sie im Zenith ihres Glanzes, bis Stimme, Schönheit und — die reichen Liebhaber verschwunden sind. Nun geht die Arme bergab, bis sie allgemach auf der niedrigsten Stufe steht — das Hospital nimmt dann endlich ihren lebendigen Leichnam in Empfang.

Ein düsteres Bild, das sich leider in allen Hauptstädten nur zu oft wiederholt.

Welcher Leidensgefährte ist es unter solchen Umständen, welcher Tröster, der der armen Trapera treu bleibt? — Es ist die Branntweinflasche, dieser Lethe, in welchen sie alle quälenden Erinnerungen versenkt. Ist es dann ein Wunder, daß sie diesen letzten Geliebten ihr letztes Geld verschwendet? daß sie darbt und an Allem Noth leidet, um diesen neuen Cortejo nicht von sich lassen zu müssen. Wenn doch die Welt, die so manchem bösartigen Lumpen so viele Ehre erweist, den harmlosen Inhalt im Korbe der Trapera besser honoriren wollte!

Doch lassen wir die Unglückliche und wenden uns zu einem andern Gewerbe, das an Wichtigkeit dem ihrigen nicht nachgiebt, es ist das Gewerbe des Schuhflickers.

Der Schuhflicker baut sein Nest in den Ecken der Thorwege. Es ist eine Art von Grotte, ein kleiner, unterirdischer Raum, ohne Pflaster und ohne Tageslicht. Sobald der Morgen graut, setzt sich der wackere Meister in einem Nu seine Werkstatt zusammen. Zwei mit einander verbundene Bretter bilden die Schranken, ein schlechtes Bänkchen, ein Töpfchen von Thon für das Licht und ein anderes für das Wasser, in welchem er die Sohlen erweicht, sind sein ganzes Möblement, ein Kasten mit Pfriemen an seiner Seite, eine lederne Schürze eine Manchesterhose und blaue Strümpfe seine Abzeichen. Bevor er zum Werke schreitet, nimmt er einen Schluck Branntwein und hängt nach außen hin ein Brett mit einem abgenutzten Stiefel daran, nicht anders, als wollte er sagen: hier werden Stiefel zu Grunde gerichtet.

Der Schuhflicker kann sich ohne Erlaubniß der Eigenthümer in keinem Thorwege etabliren; da er aber gewöhnlich ein blutarmer Mensch ist, dessen ganze Existenz von den Leuten in der Straße abhängt, die seine Kunden geworden, so versagt ihm selbst der Hartherzige diese Gunst nur selten. Man

hat wenigstens den Vortheil von ihm, daß er den Thorweg hübsch rein hält.

Wo der Schuhflicker einmal sein Wohnplätzchen gefunden hat, da saugt er sich fest, und identifizirt sich gänzlich mit dem Hause und Allem, was darin wohnt und lebt. Er weiß, zu welcher Stunde der Herr ausgeht, und was für Leute in seiner Abwesenheit kommen; er paßt auf, ob die Gebieterin zu bestimmten Zeiten das Haus verläßt; ob sie allein geht, oder in Begleitung; ob das Töchterchen den Balcon fleißig besucht; ob irgend ein kleines Fenster oder eine Thür leise und behutsam geöffnet wird; er wittert aus, wann dieser oder jener Cavalier Treppen steigt; er erspäht Jeden, der sich auf der Straße herumtreibt, und erkennt auf den ersten Blick an der Haltung des Kopfes und an den Füßen, in welcher dieser Jemand sich hält, wie weit die Intrigue gediehen ist. Obgleich ein alter Kerl, sagt er doch jedem Dienstmädchen, das ein und ausgeht, eine Galanterie, und erwirbt sich ihr Wohlwollen. Das Dienstmädchen ist dem Schuhflicker, was dem Kurzsichtigen die Brille: er sieht durch jene, was er durch sich selbst nicht sehen kann, und auf diese Weise bleibt ihm nichts verborgen. Wollt ihr wissen, warum der Bediente oder das Mädchen lange aus bleibt? Fragt nur, ob in dem Hause wohin ihr sie schickt, ein Schuhflicker residirt, und ihr wißt schon genug.

Der Schuhflicker weiß, was in jeder Wohnung des Hauses gespeist, und sogar, zu welcher Stunde es gespeist wird. Er sieht wie jener Beamte, in einem alten Mantel vermummt, am frühen Morgen gewöhnlich nach dem Markte geht, weil seine Besoldung zwar ausreicht, um eine Köchin zu halten, aber nicht, um sich betrügen zu lassen. Mit einem Worte, es fällt keine Fliege in den Milchtopf, ohne daß der gute Mann sie gewahrte; er breitet sein Netz über die ganze Nachbarschaft aus und Niemand vermag sich aus demselben herauszuwinden. Um diesem Netze noch mehr Ausdehnung zu geben, ist er gewöhnlich verheirathet und seine Frau übernimmt ebenfalls kleine

Geschäfte; da sie Ehefrau ist, kann sie nicht als Magd sich vermiethen, desto öfter spielt sie die Stelle einer Aushelferin oder asistenta. Sie ist im ganzen Viertel dafür bekannt. So oft ein Stubenmädchen vor der Zeit verabschiedet wird, rast man das Weib des Schuhflickers, um die Lücke auszufüllen; soll ein Gastmahl gegeben werden, das ein paar Hände mehr erfordert; soll irgend etwas in aller Eile gewaschen, genäht oder geplättet werden, gleich muß die Schuhflicker-Frau herbei.

Am Abende kommen die würdigen Ehegatten zusammen und tauschen mit beredten Zungen gegenseitig die Erfahrungen und Beobachtungen des Tages aus. Die Frau giebt Rechenschaft von dem, was ihre Schlauheit ihr heute eingebracht, und der Mann versetzt ihr für jede Läpperei einen Hieb mit dem Knieriemen. Andere Handwerker pflegen sich wohl durchschnittlich an Sonn- und Mondtagen oder an hohen Festtagen zu berauschen, der Schuhflicker ist aber jeden Tag seelig und läßt dann den Branntwein-Dämon in die Schultern seines Weibes fahren und prügelt ihn wieder heraus.

Es giebt noch andere sogenannte Schuhflicker, die von Thüre zu Thüre gehen, um alte Effekten zu kaufen; solche Kerle sind aber in der Regel verkappte Diebe und wollen eigentlich nur topographische Studien machen. Man muß diesen Schlag ja nicht mit dem seßhaften Schuhflicker in eine Kategorie stellen.

Noch manches andere kleine Gewerbe verdiente wohl eine besondere Beschreibung. Da ist z. B. die Fächer-Frau, welche im Sommer mit dem Geschrei: „Brautfächer! Brautfächer! 's Stück für 'een Quarto! durch die Straßen zieht; die Frau mit den torrados, einem gerösteten Leckerbissen; der Mann mit den Streichriemen und Scheermessern; der Barbier, welcher unter freiem Himmel, jeden, dem's beliebt, einseift und rasirt, jene Nacht-Musikanten, welche mit dem Kalender in der einen und mit dem Königlichen Patente in der anderen Hand, alle Welt ihre Aufwartung machen

und ſtets die Hände und den Mund voll Glück und Segen für ſie haben.

Es herrſcht in Madrid, wie in ganz Spanien, ein eigener tief ergreifender und erhebender Gebrauch, wie er im Mittelalter allgemein war, und der beſonders auffallend im Prado iſt. In dem Augenblick nämlich, wo die Sonne untergeht, geben die Glocken der Kirchen und Klöſter das Zeichen zum Gebet; ſogleich ſteht die ganze wogende Menge wie verzaubert ſtill. Die Frauen bedecken das Geſicht mit ihren Fächern; die Männer nehmen ihre Hüte ab; und Alle richten leiſe ein Gebet, an jene unſichtbare Macht, die ihnen vergönnt hat, das Ende dieſes Tages zu ſchauen. Nach einer kurzen Pauſe ſetzen die Männer ihre Hüte wieder auf, die Frauen machen ihr Geſicht frei, die Wogen ſetzen ſich wieder in Bewegung und auf der Promenade herrſcht ganz die frühere Lebendigkeit.

Die Luft in Madrid iſt auffallend rein und geſund, was wahrſcheinlich darin ſeinen Grund hat, daß dieſe Stadt höher liegt, als irgend eine andere Hauptſtadt Europas und dabei doch dem ſüdlichen Klima angehört. Nichts gleicht der angenehmen Friſche, welche man daſelbſt des Morgens athmet, und dem Glanze der Sterne des Nachts; der Mondſchein iſt beſonders entzückend. Im Scheine jener herrlichen Nächte ſtellt ſich der Verliebte unter das Fenſter ſeiner Geliebten und ſingt zur Guitarre ſeine Hoffnungen und ſeine Furcht. Wenn erſterer nicht getäuſcht worden, dann öffnen ſich die Jalouſien von Zeit zu Zeit und ſchließen ſich wieder, um ihm zu zeigen, daß man ihn gehört, und dieſe Gunſt macht ihn glücklich.

Vergnügungsſüchtig iſt Madrid im höchſten Grade und jeder Vorwand zur Ergötzlichkeit wird mit Begierde aufgenommen. So einfach das Volk auch in ſeinem täglichen Leben erſcheint, ſo bedarf es doch von Zeit zu Zeit einer Zerſtreuung, eines Schauſpiels oder eines andern Ereigniſſes, wodurch es ein wenig aufgerüttelt wird. Jedes Feſt wird daher mit derſelben Luſt gefeiert, gleichviel, welchem Heiligen es gilt. An einem ſolchen Tage nimmt auch das ſonſt ſo ruhige und

eintönige Madrid einen ganz anderen Charakter an. Die Straßen sind mit Menschen bedeckt, die alle ihr Bestreben an den Tag legen, sich heute einmal ganz besonders zu amüsiren. So verwandeln die letzten Tage des Dezembers, die auch hier viele Geschenke und Besuche in das Haus bringen, die spanische Hauptstadt in einen einzigen Lustort. Jedermann macht hier sein Neujahrsgeschenk; der Aermste würde lieber acht Tage fasten, als sich um diese Zeit nicht eine ganz ungewöhnliche Freude zu machen. Der Placa Mayor, die Alkala-Straße, alle Konditorläden sind auf das Glänzendste ausgeschmückt, mitten unter allen diesen Reichthümern und Herrlichkeiten schreiten die Leute aus dem Volke, die Caleperos, die Majos, ihre Manola am Arm, stolz einher, und man möchte sie die Könige des Festes nennen, zu deren Vergnügen allein das ganze Weltall geschaffen ist.

Im Monat Januar giebt es ebenfalls einen sehr beliebten Feiertag; es ist dieses das Fest des heiligen Anton, des Schutzpatrons der Maulthiertreiber. An diesem Tage findet eine feierliche Messe in einer den Heiligen geweihten Kirche der Hostalera-Straße statt. Alle Maulthiertreiber, Kutscher und Eseltreiber tragen dann ihre schönen blauen Kleider mit gelben und rothen Schleifen und ziehen nach der Kirche auf ihren Thieren reitend, deren Schwänze und Mähnen alle elegant mit einem glänzend rothen wollenen Bande umwunden sind. Hinter der Kirche holen sie sich einen kleinen Sack mit geweihter Gerste, die ein Priester ihnen überreicht, und die die Thiere das ganze Jahr hindurch vor jedem Unfall bewahren soll; den ganzen Tag hindurch werden von den herumziehenden Verkäufern die panecillos de San Anton (Antons-Brödchen) feilgeboten und zu Tausenden verkaufen. Aber alle diese Feste sind doch nichts neben den des Karnevals.

Um sich einen Begriff von dem Eifer zu machen, mit welchem man hier den Karneval begeht, muß man vor allen Dingen wissen, daß alle Maskenbälle bis zum Tode des Königs Ferdinand VII. streng verboten waren. Mit Ausnahme

von Kadix und Barcellona, die, weil ſie gewiſſermaßen mehr Europäiſche als Spaniſche Städte ſind, von dem allgemeinen Interdikte ausgenommen waren, wurde ganz Spanien von jenem Verbote betroffen. Nun läßt ſich denken, wie ſehr man ſich ſeitdem zu entſchädigen geſucht hat.

So groß auch die Verlegenheit der Regierung und die Noth des Landes ſein mögen, trotz allem Elend, welches die Nation in einer ſo langen Reihe von Jahren betroffen hat, laſſen ſich dennoch die gluthvollen Spanier vom Taumel des Vergnügens zum Tanz und Spiel hinreißen. Es giebt in jedem Winter Bälle für Jedermann, von den glänzenden Bällen des engliſchen Geſandten, welche der Vereinigungspunkt der ſchönen Welt ſind, wo Alles bis auf's kleinſte Detail mit wahrhaft britiſcher Umſtändlichkeit angeordnet iſt, bis zu den Bällen der Manolo, den Bällen des dritten Stocks, wo das Orcheſter aus einer Guitarre und die Beleuchtung aus einer ſchlechten eiſernen Lampe beſteht, wo dafür aber die alten ſchönen National-Tänze noch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit getanzt werden.

Zahllos ſind die öffentlichen und Privat-Maskenbälle; man tanzt überall; wo es nur ein etwas großes Zimmer giebt, und wenn es auch eine Remiſe ſein ſollte, wird getanzt. Nichts aber iſt den Ballfeſten im Theater del Oriente zu vergleichen. In dieſen mächtigen Räumen kann man die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt im bunten Gemiſch beiſammen finden. Die Marquiſe und die Herzogin tanzt hier frei mit der Manolo, die lange darauf geſpaart hat, um das Eintrittsgeld zuſammenzubringen. Von 11 Uhr Abends bis Morgens 9 Uhr wird getanzt, und was das Merkwürdigſte iſt, nicht die geringſte Unordnung, nicht der geringſte Skandal fällt in dieſer buntſcheckigen Geſellſchaft vor, die oft aus mehr als ſechstauſend Perſonen beſteht. Man muß es überhaupt den Spaniern zum Ruhm nachſagen: ſie lieben zwar leidenſchaftlich das Vergnügen, aber es artet niemals zu arg aus. Sie bringen dem Vergnügen Alles zum Opfer und bereiten ſich

lange darauf vor, aber der Ernst und die Würde, welche in ihrem Charakter liegt, hütet sie vor jeder Ausschweifung.

Am auffallendsten erscheint diese das sittliche Gefühl nie verletzende Fröhlichkeit bei den Lustbarkeiten des niederen Volkes. In den drei letzten Tagen des Karnevals ist ganz Madrid auf den Beinen; die Straßen sind angefüllt mit Menschen und die Placa Mayor ist zum Tanzsaal umgeschaffen. Man tanzt unter freiem Himmel die Jota und den Fandango. Schauspiele aller Art finden Statt, aber keine Ruhestörung, kein Streit, nicht der kleinste Skandal fällt während der Dauer dieser Volksfeste vor.

Einer seltsamen Ceremonie will ich hier noch erwähnen. Bekanntlich war Don Juan, die Mozart, Moliere und Byron zu ihren Süjets von Meisterstücken gemacht haben, ein Spanier. Dieser Name, dieser merkwürdige mysteriöse Name *)

---

*) Ein Meisterstück möchten wir eigentlich nur den Don Juan von Mozart nennen. Von dem Don Juan Byrons sagt Goethe bekanntlich, daß es das Unsittlichste sei, was jemals von der Poesie hervorgebracht worden ist. Auch Hoffmann, Grabbe, Braun von Braunthal haben sich mit mehr oder minder richtiger Auffassung dieses Charakters an dieses Thema gemacht. Vielleicht aber dürfte es unseren Lehrern von Interesse sein, die Quelle derselben zu erfahren.

Die Geschichte von Don Juan findet sich nämlich in den Chroniken von Sevilla und lautet im Wesentlichen wie folgt. Don Juan Merino, aus einer berühmten Familie, der sogenannten Vier und zwanziger in Sevilla, brachte in einer Nacht den Komthur Ullow ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte. Der Komthur ward in dem Kloster San Franzisko beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß. Diese Kapelle und die Statüe wurden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franziskaner, welche schon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Strafe zugedacht hatten — denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz — lockten ihn in einer Nacht unter einem falschen Vorwande in's Kloster und ermordeten ihn, indem sie zugleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe sich an

lebt noch heute im Volke fort. Am Faſtnachts-Dienſtag nämlich wird Don Juan, von Kopf bis zu Fuß weiß gekleidet, den alten Spaniſchen Mantel um die Schultern gehängt und den Federhut auf dem Kopfe, auf einem weißen Kiſſen knieend, und die Hände über einander gelegt, von vier ſtarken Männern auf den Schultern getragen und ſo in Prozeſſion über den großen Platz und um die ganze Promenade des Prado geführt. Es ſcheint, daß der alte Sünder ſeine Büßungen noch

---

das Komthurs-Grabmal vergriffen und ſei dafür von ihm in die Hölle geſtürzt worden.

Das iſt der Stoff des älteſten Dramas von Don Juan, welche die ſpaniſche Literatur beſitzt. Unter dem Namen el burlados de Sevilla, d. h. der Verführer von Sevilla iſt es von dem Dichter Tirſo de Molina erſchienen. Dieſer Dichter lebt noch heute im Volke auf der Bühne, während Calderons Dramen hier längſt verſchwunden ſind. Die Art und Weiſe, wie er den Charakter Don Juans auffaßt, iſt treffend in dem Verſe ausgedrückt:

Herr Du biſt ja offenbar
Aller Weiber Erzkorſar,
Und durch Ausruf ſollte man
(Wenn's ja einer noch nicht wüßte)
Jedes Mädchen gründlich warnen,
Wie ſie ſich vor Deinen Garnen
Auf das Strengſte hüten müßte.
„Weiber nehmt Euch ja in Acht
Vor den ſchlauen Unheilsſchürer"
Spaniens Generalverführer.

Wohl ſelten iſt ein Charakter ſo populär wie der Don Juans geworden, welcher in der ganzen Welt, und namentlich bei der ſchönen Welt, bei Hoch und Gering als Bezeichnung der Sinnlichkeit und der Verführungskünſte im Angedenken iſt. Alle ſpäteren Dichter haben ihn von dem Spanier Triſo de Molina entlehnt. Beiläufig erwähnen wir noch, daß eine ſehr glückliche Ueberſetzung ſeines Don Juan von C. R. Dohrn unter dem Titel „Spaniſche Dramen" Berlin 1841 erſchienen ſind.

nicht vollendet hat, und daß er dieſe nachweltliche Verſöhnung dem unauslöſchlichen Makel ſeines Lebens verdankt. Die zweite Ceremonie, noch ſeltſamer und unverſtändlicher als die erſtere, findet am Aſcher-Mittwoch ſtatt. Ein ſchwarzgekleideter auf dem Rücken ausgeſtreckter Mann, deſſen Füße zuſammengebunden ſind und der wie todt daliegt, wird auf einer Bahre getragen. In ſeinen zuſammengelegten Händen hält er eine Sardelle, während hinter der Bahre mehrere Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, an den Seiten aber viele Andere gehen, welche Todten-Gebete herſagen. Mit großer Feierlichkeit ſchreitet die Prozeſſion bis zu dem, eine halbe Stunde von Madrid entfernten Kanale, wo der Zug anhält, der Todte auferſteht und der Nachmittag unter Trinken und Jubeln hingebracht wird. Man nennt dies: „enterror la sardina“ (die Sardelle beerdigen). Ich habe nie erfahren können, woher dieſer ſonderbare Gebrauch entſtanden iſt. Wie das bei allen dieſen Volks-Feierlichkeiten der Fall iſt, iſt der Grund und Urſprung dieſer Sitte vergeſſen geworden und ſo viel ich mich auch bemühte, ſo vermochte ich doch keinen Aufſchluß zu erhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Der Plaza Mayor.

Meine Verlegenheit. — Don Jog und Sennor Rodericho. — Ein merkwürdiges Stiergefecht. — Don Palazio und Manüela.

Es waren einige Tage verstrichen, seitdem mir Monsieur Francois jene Geschenke des räthselhaften Unbekannten gebracht hatte, ich hatte Madrid nach allen Richtungen durchwandert, und mich mit dem äußerlichen Leben in dieser Stadt, wenigstens so ziemlich vertraut gemacht, aber vergebens sah ich mich nach jenem Don Jog um, oder nach einem Menschen, von dem ich glauben konnte, daß er es sei.

Monsieur Francois, sagte ich am ersten Tage, ich werde es ganz gewiß heraus bekommen, wer dieser Don Jorge ist, denn wenn wir ihm begegnen, wird er mich ansehen, und wenn mich ein Mann ansieht, dann kann es kein Anderer als Don Jorge sein.

Sieh mal auf, Pita, versetzte Monsieur Francois.

Nun? —

Siehst Du nicht dort und dort und dort einen Menschen?

O, ein Dutzend.

Gucken sie Dich nicht Alle an?

Es scheint mir so. —

Monsieur Francois lachte so laut auf, daß es Aufsehen erregte.

Pita, sagte er, wenn alle Männer, die Dich ansehen, Don Jorge sein sollen, dann gäbe es keinen andern Mann in Madrid. Siehst Du nicht, daß alle Welt Dich anguckt? —

Ich möchte wohl wissen weshalb? —

Weshalb? — Nun, das ist ganz einfach — weil Du zum [illegible] hübsch bist.

Was kümmert das die Leute? —

O, nichts in der Welt, Pita, kümmert einen Mann mehr als dieses.

Ich will es aber nicht, daß man mich so angaffe.

Danach frägt kein Mensch, mein Töchterchen, denn wir sind hier nicht in Constantinopel, auf jedem Gesichte eines hübschen Mädchens oder einer schönen Frau steht hier: Freigut. —

Die Männer sollt ich aber meinen, haben niemals ein Recht, unverschämt zu sein. Wir mustern sie nicht, also mögen sie auch uns zufrieden lassen.

Ihr Mädchen und Frauen, Pita, macht es nicht besser, sobald — der Mondschein eintritt.

In diesem Augenblick trat ein großer, starker Herr mit einem rabenschwarzen Schnurrbart und mit Augen, welche die Helden aller Epochen herauszufordern schienen an mich heran und grüßte.

Ich besann mich nicht lange und sagte ziemlich laut:

Guten Tag, Don Jog.

Monsieur Francois lachte laut auf, und der Fremde sah ihn wüthig an.

Warum lachen Sie? fragte er.

Ach, über diese kleine Närrin hier, sie sucht einen gewissen Don Jorge oder Don Jog und Jedermann soll es sein.

Der schwarze Mann lachte nun ebenfalls und entfernte sich.

Monsieur Francois sagte ich, war er's nicht?

O, ich kenne den Herrn, versetzte mein Mentor, es ist Senor Rodericho.

Nichts weiter als Sennor Rodericho?

Nun, nebenbei hat er das Amt, die Hörner der Stiere zu schmücken, welche im Stiergefecht verendet haben.

Ich hatte noch oft das Unglück mich zu irren, und endlich wurde ich es überdrüssig, einen Mann zu suchen, der vielleicht wie der liebe Gott überall und nirgends war.

Monsieur Francois, sagte ich also endlich am dritten Tage, ich werde heute auf der Plaza Mayor tanzen.

Monsieur Francois schrak zusammen, als wenn er von einer Tarantel gestochen worden.

Pita, Du darfst wirklich nicht tanzen, sagte er dumpf.

Weil es Don Jog nicht will, versetzte ich, aber ich werde.

Pita, Du machst mich zum unglücklichsten Mann auf Gottes weiter Erde.

Das ist mir einerlei, ich will mich von einem Phantom nicht schrecken lassen.

Ach, es ist kein Phantom.

Sie haben es immer so gern gesehen, wenn ich tanzte, und Sie sagten mir selbst, wir müßten dadurch unser Brod verdienen.

Nein, ich habe noch Geld, Pita.

Von Don Jog? — Ich will aber nichts von ihm.

Monsieur Francois protestirte aus Leibeskräften gegen meinen Entschluß, aber ich beharrte dabei, und endlich gab er mir nach, wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geht.

Es war Nachmittag, als wir die Plaza Mayor erreichten, diesen merkwürdigen Platz, welcher allein das entsetzlichste Stück Weltgeschichte ist, das die Zeit uns aufbewahrt, welcher ein Stück Sittengeschichte ist, wie keine andere Stadt es aufzuweisen.

Ich kann nicht umhin, einige Momente aus dem Leben, aus der Vergangenheit dieses merkwürdigen Platzes anzuführen, denn die verschiedenen Lebensphasen eines Menschen werden um so interessanter, je inniger sie mit berühmten und merkwürdigen Oertlichkeiten zusammenhängen.

Wenn der König von Spanien ein Stiergefecht anbefohlen hatte, ſo ſandte der Königliche Ober-Forſtmeiſter ſchon am nächſten Morgen ſeine Leute in die Andaluſiſchen Gebirgs-Wälder, wo die wüthendſten und unbändigſten Stiere zu Hauſe ſind. Sie brachten eine Anzahl wohl dreſſirter Kühe mit, welche in die größten Dickichte ſich vertieften und die wilden Stiere durch allerlei kokette Geberdungen anlockten. Von dem Ausgange des Waldes bis zu dem Orte, wo das Stiergefecht ſtattfinden ſollte, hatte man zwei Reihen hoher und ſtarker Palliſaden errichtet, die zuweilen eine nahe an 30 Meilen lange Straße bildeten. Hatten die Stiere, den verrätheriſchen Dulcineen auf dem Fuße folgend, dieſen Weg erſt betreten, ſo konnten ſie nicht wieder umkehren. Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Reiter ſchnitt ihnen — zuweilen erſt nach blutigem Kampfe — den Rückzug ab. So in der Mitte zwiſchen Liebreiz und Todesſchauer, gelangen die getäuſchten Stiere nach mehrtägigem Marſche endlich auf dem Plaza Mayor, wo man einen Stall mit zwei einander entgegengeſetzten Thüren angebracht hat. Die Kühe, welche immer einen Vorſprung behalten, ziehen zu der einen Thür herein und zur andern wieder hinaus, und bald ſind ihre vierfüßigen Anbeter Gefangene, ohne zu wiſſen, wie. Durch dieſe Liſt hat man zuweilen ſchon an funfzig Stiere auf einmal gefangen. Wenn ſie ein Paar Stunden der Ruhe gepflegt und Futter zu ſich genommen haben, ſo werden ſie durch ſtarke und junge Bauernburſche einer um den andern aus dem Stalle gelaſſen, worauf man ſie vermittelſt eines glühenden Eiſens am Schenkel zeichnet und ihnen die Ohren ſchlipt. Iſt dies geſchehen, ſo beſtreut man die Plaza Mayor mit Sand und ſchlägt ringsherum dicke Pfähle aus Eichenſtämmen in den Boden. Die Räume zwiſchen dieſen Pfählen ſind nur ſo weit, daß ein Menſch mit Mühe hindurch gelangt. Aber es müßte ein Kämpfer ſchon bis zum Aeußerſten oder ſo weit gekommen ſein, daß die Todesfurcht ſein Ehrgefühl beſiegte, wenn er auf ſo ſchimpflichem

Wege ſeine Rettung ſuchen ſollte. Die Räume zwiſchen den Pfählen waren ſeine Caudiniſchen Päſſe.

Die Häuſer auf der Plaza Mayor, alle fünf Stock hoch, ſind oben mit Pavillons verſehen, und jede Etage ſchmückt ein Balkon. Wenn alle dieſe Balkone von geputzten Herren und Damen wimmeln, ſo iſt dies ein bezaubernder Anblick. An einem ſolchen Tage giebt der König eine öffentliche Collation, die aus Früchten, Eis und trockenen Konfitüren beſteht. Den Damen überreicht man elegante Körbchen, Handſchuhe, Bänder ſeidene Strümpfe u. dgl.

Nachdem Seine Majeſtät angekommen war und Jedermann ſich niedergelaſſen hatte, gab der Alguazil-Mayor das Zeichen zum Anfang. Sogleich ſah man ſechs Reiter (die Picadores) auf dem Platze erſcheinen, deren Pferde prächtig angeſchirrt waren. Jeder von den Reitern hatte außerdem zwölf Leitpferde und ſechs Maulthiere, welche letztere einen Vorrath von Garrochon's trugen.*) Die Picadores ritten mit ihrem Gefolge über den Platz, hielten vor dem Königlichen Balkon, machten dann, nachdem ſie abgeſeſſen waren, eine tiefe Verbeugung und baten den König um die Erlaubniß, mit den Stieren kämpfen zu dürfen. Nachdem Seine Majeſtät beifällig genickt hatte, ertönte von allen Seiten eine Fanfare von Trompeten, Trommeln, Pfeifen, Hautboen, Flöten und Sackpfeifen, und das auf einem rings um den Platz laufenden Amphitheater geſchaarte Volk brüllte den gewöhnlichen Zuruf: Vivan los bravos caballeros! Die reitenden Alguazil's öffneten die Thür des Stalles, um einen Stier heraus zu laſſen, ein Alguazil zu Fuß ſtand aber hinter der Thür und ſchlug ſie gleich wieder zu, ſobald das Thier den Stall verlaſſen hatte. Dann kletterte er eilig eine Leiter hinan auf den Stall; denn nur ſo kann er der Wuth des Stieres, die ſich zuerſt gegen dieſen Mann kehrt, entrinnen.

---

*) Es ſind dies Lanzen aus trocknem Tannenholz, von fünf Fuß Länge, vergoldet und mit einem ſehr ſcharfen Eiſen verſehen.

Einer der sechs Reiter springt auf das wüthende Thier los und schleudert gegen dasselbe einige kleine Wurfspieße, die mit Pechpapier umwickelt sind, welches kurz vorher angezündet worden. Der Stier, von dem Eisen und Feuer zugleich verletzt, springt, dreht und windet sich auf alle Weise, wobei ihn die Dämpfe seines glühenden Athems wie ein dichter Nebel umhüllen. Dann bleibt er plötzlich stehen, und sucht seinen Feind mit zornfunkelnden Augen. Bald hat er ihn entdeckt und stürzt ihm entgegen.

Der Reiter erwartet das Thier mit erhobenem Garrochon und wirft ihm, wenn es noch ungefähr zehn Schritt entfernt ist, seinen Hut oder Mantel zu. Der Stier macht eine Wendung und stürzt sich auf den zugeworfenen Gegenstand; aber in demselben Augenblick stößt ihm der Reiter den Garrochon in die Brust. Der Stier, von seiner neuen Wunde, die ihn heftiger schmerzt, weil sie tiefer ist als die früheren, noch wüthender gemacht, stößt ein entsetzliches Gebrüll aus, kehrt seine klaffenden Nüstern in die Höhe und bleibt einige Secunden ruhig, als wär' er verzweifelt oder resignirt. Aber der Reiter, welcher die Manieren seines Gegners schon kennt, weiß recht gut, daß dieser augenblicklichen Ruhe eine entsetzliche Explosion folgen wird. So ist es auch in der That; das rasende Thier concentrirt seine ganze fürchterliche Muskelkraft auf einen Punkt, eine unglaubliche elastische Gewalt hebt den Stier, so leicht, als wär' er ein Windhund, in die Höhe, bis er in der Richtung seines Feindes mit geducktem Kopfe wieder an den Boden kommt. Kein lebendes Wesen — den Elephanten und das Rhinoceros ausgenommen, würde einen solchen Angriff bestehen können; aber zum Glücke für den Picador schließt der Stier immer seine Augen, wenn er auf solche Weise losstürmt. Fernando, der Reiter, that einen ausweichenden Sprung, und als der Stier eben an den Boden sah, wo er seinen besiegten Feind zu erblicken glaubte, stieß ihm der Picador seinen Garrochon in die Knochennaht zwischen beide

Hörner. Das Eisen drang bis in's Gehirn, und der Stier fiel, wie vom Blitze getroffen.

Ein Gewitter-Regen unterbrach das Fest für heute, zum großen Verdrusse der ganzen Versammlung, die nach Hause gehen mußte, ohne einen Tropfen Menschenblut gesehen zu haben. Wenn die Spanier zu diesen fürchterlichen Spielen herbeiströmen, so hoffen sie nichts Geringeres, als daß der Sand mit dem Blute der geopferten Stiere und Menschen ganz getränkt werden würde. Sie wollen an zuckenden Eingeweiden ihr Auge erquicken — wollen sehen, wie Todesblässe ein Gesicht überzieht, das noch vor wenigen Augenblicken frisch und blühend war. Und wirklich sollten sie am nächsten Tage volle Satisfaction bekommen; man höre, was sich zutrug:

Ein junger Toledaner, 19 Jahr alt, Don Palatio, meldete sich des folgenden Tages als Picador. Er gedachte, durch eine rühmliche That die Gunst seines künftigen Schwiegervaters zu erwerben, der einem so sehr jungen Manne seine Tochter nicht anvertrauen wollte. — „Was schad's, daß ich erst 19 Jahr zähle," sprach der Jüngling, „wenn ich die Kraft und den Muth eines Mannes von 30 Jahren habe? Nicht wahr, Mariola?" Die letzten Worte richtete er an ein 15-jähriges Mädchen, das ihn mit liebendem Vertrauen ansah. — „„Ja,"" bemerkte die Geliebte, „„wenn etwa Palacio morgen an dem Stiergefecht Theil nähme, so wäre ich überzeugt, daß er keinem seiner Mitkämpfer gestatten würde, noch tapferer und geschickter zu sein, als er selbst."" — „Ich werde es Keinem gestatten," rief Palacio, „und davon wird sich alle Welt überzeugen!" — „„Wie denn das?"" fragte die Geliebte mit einiger Unruhe. „Weil ich die Absicht habe, in die Schranken zu treten, und Deinem Vater zu beweisen, daß ich kein Kind mehr, sondern ein Mann bin." — Mariola wurde bleich und zitterte. Nachdem der Vater Beide allein gelassen hatte, sagte sie: „„Palatio, glaubst Du, daß es mein Ernst war, als ich sprach, Du könntest bei den Stiergefechten der Tapferste und Geschickteste sein? Glaubst Du wirklich, daß

ich Dir zumuthen wollte, morgen mitzukämpfen? O nein. Ich wollte nur meinen Vater wegen Deines Alters beruhigen. Ich habe recht unbesonnen geredet; aber Du wirst mich dafür nicht bestrafen — wirst nicht mit den Stieren kämpfen — schwöre es mir!"" — „Morgen, theure Mariola, morgen nach dem Kampfe komm ich wieder und bringe Deinem Vater meinen Siegerkranz — mein Entschluß ist gefaßt — Du mußt bei dem Feste zugegen sein, Dein Vater auch! Uebermorgen wird er mich seinen Sohn nennen!"

Mariola mochte weinen und bitten so viel sie wollte, nichts konnte Palatio wankend machen. „Du wirst doch mit zugegen sein, Mariola?" sprach er, Abschied nehmend. „„Nun — ja — das will ich!"" entgegnete sie in ernstem Tone und mit bedeutungsvollem Blick — „„Du bist unbeugsam — glaubst, meine Gegenwart werde Dich ermuthigen. O, ich fürchte das Gegentheil! Doch es sei!"

Am nächsten Morgen ritt Palacio auf einem feurigen Andalusischen Hengst in die Schranken und reihte sich den Kämpfern an. Schon waren zwei Stiere durch einen unerschrockenen Valencianer geworfen worden, als der Alguazil, welcher, so oft ein neuer Stier heraustritt, die Stallthüre schließen muß, beim Zudrücken derselben hinter dem dritten Stier einen unbesiegbaren Widerstand verspürte. Die Thüre flog blitzschnell auf und zerschmetterte den Alguazil an der Mauer. In demselben Augenblicke drangen wohl dreißig Stiere dicht hinter einander aus dem Stall hervor. Von allen Seiten hörte man einen Schrei des Entsetzens. Es war nicht mehr möglich die Stiere in den Stall zurückzudrängen — man mußte entweder fliehen oder gegen sie ankämpfen. Allein der Stiere waren dreißig und der Kämpfer nur zehn!

Mehrere unerschrockene Bürger sprangen, als sie die Gefahr der Picadores sahen, in die Arena, bewaffneten sich mit Garrochon's und gingen dem Feinde entgegen. Es gab nun eine wahre Metzelei — einen Kampf ohne Ordnung, ohne List und ohne Taktik. Der Hagel von Wurfspießen, das

Geschrei der Volksmenge und das Schwenken der Schärpen und Taschentücher machten die Stiere wie betrunken. Sie sprangen herum, wie Felsenstücke, die eine angezündete Mine in die Luft schleudert. Einige rannten gegen die Schranken und warfen Alles nieder, was ihnen im Wege stand; einige andere bäumten sich vor Entsetzen, wie Pferde, und blieben einige Augenblicke in dieser Stellung, ganz von dem Dampf ihrer glühenden Atmosphäre umgeben, der sie wie höllische Phantome erscheinen ließ.

Schon keuchten mehrere Stiere auf der Arena neben den Leichen einiger Picadores. Das Amphitheater trank die vergossenen Blutströme mit den Augen, und noch war sein grausamer Durst nicht gestillt. Palacio's Pferd lag bei einem Stiere, dessen Hörner in seinen Eingeweiden steckten, und der Jüngling selbst sah sich von wuthschnaubenden, gehörnten Feinden eingeschlossen, die ihn grausig umtanzten. Mit zwei Garrachon's bewaffnet, beobachtete Palacio alle ihre Bewegungen. Vergebens hatte er einige Mal, wenn der Kreis sich enger zog, auf allen Vieren durch die Beine der Bestien zu entwischen gesucht. Er fühlte, daß die Kräfte ihm ausgehen würden, wenn es ihm nicht gelänge, mit Gewalt oder List aus dem Kreise zu kommen; und der Gedanke an seine theure Mariola beflügelte seinen Entschluß. Er stürzt mit Blitzesschnelle auf einen der Stiere los, packt ihn an den Hörnern und schwingt sich über ihn weg; aber sein Unstern will, daß er rücklings auf einen anderen Stier fällt. Dieser rennt mit seiner ungewohnten Last wie unsinnig in der Arena umher. Palacio klammert sich an die Hörner fest, und verdoppelt so die Wuth des Stieres. Die anderen Stiere folgen ihrem Kameraden instinktmäßig in allen seinen Bewegungen und machen es keinem Menschen möglich, dem unglücklichen Palacio zu Hülfe zu kommen. Außerdem waren die meisten Picadores nicht mehr kampffähig und andere hatte der Schrecken hinausgetrieben. Palacio wird bleich von übermäßiger Anstrengung, und seine Kräfte schwinden. . . . . Da sieht man plötzlich,

wie ein junger Bauer durch die Menge sich Bahn macht und, mit einem Wurfspieß bewaffnet, in die Schranken eindringt. Er erwartet den Stier am äußersten Ende der Linie, die er durchlaufen zu müssen scheint, und stößt ihm sein Eisen in die Seite. Palacio schreit laut, und seine Hände lassen das Thier los, dessen unwiderstehlicher Andrang den jungen Bauer niedergeworfen hat. Er hebt seinen Retter vom Boden auf, umarmt ihn und stößt ihm dabei die Mütze vom Haupte. Das Haar des Unbekannten löst sich und fällt in langen Locken herab. — „O Himmel, meine Mariola!" ruft Palacio — „„Ich hatte Dir wohl gesagt, daß ich hier sein würde...""" Sie konnte ihre Rede nicht vollenden; denn in demselben Augenblicke versetzte ihr ein anderer Stier einen so fürchterlichen Stoß, daß sie entseelt niedersank. Die Liebenden starben Eines in dem Arm des Anderen.

Das Amphitheater und der Hof hatten dieses Mal große Ursache, zufrieden zu sein, denn die Arena war mit Stier-Blut, mit Männerblut und mit dem Blute eines Mädchens getränkt.

Ich werde später Gelegenheit haben von diesem merkwürdigen Stück aus der Sittengeschichte Spaniens zu reden. Man weiß, wie leidenschaftlich diese entsetzlichen Spiele, diese Stiergefechte von dem spanischen Volke geliebt werden und ein tüchtiger Toreador war stets der populärste Mann beim Volke.*)

Bis vor einigen Jahren war es bekanntlich der Stier-Kämpfer Montes, dessen Namen sich denen der berühmten Stier-Kämpfer Romero Pepillo, El Americano, Louis Corchero, Pablo de la Cruz würdig anreihete. Aus der Art, wie die spanischen Zeitungen seiner, bei seinem Tode (1851) erwähn-

*) Auch in den neuesten Tagen spielt ein Stierkämpfer eine große Rolle in Madrid, es ist Mercedes, welcher bekanntlich die Flucht der Königin Christine verhinderte, und einen ungeheuren Einfluß auf das Volk ausübte.

ten, erkennt man die Celebrität des berühmten Don Francisco Montes.

„Montes, der König der Torreado's, iſt im Alter von ſechsundvierzig Jahren geſtorben. Ein bösartiges Fieber hat ſeinem Daſein ein Ziel geſetzt; alle Kunſt der Aerzte war vergebens, und heute wurde ſein Leichenbegängniß gefeiert, unter dem Zulauf der ganzen Bevölkerung dieſer Stadt, welche ſo ein öffentliches und gerechtes Zeugniß der Achtung gab, die ihr der berühmte Kämpfer eingeflößt hatte. Sechs Torreros trugen den Sarg durch die ſchweigende Menge und brachten ihre letzte Huldigung dem Meiſter dar, der ſo würdig war der ihm bewieſenen allgemeinen Anhänglichkeit. Aus einer adligen Familie entſproſſen, ſah er ſich bei ſeinem Eintritt in die Welt genöthigt, ſeinen Unterhalt durch die Kraft ſeiner Arme zu gewinnen, da ſein Vater Don Juan Felix Montes, gebürtig aus Puento Real und Verwalter des Herrn Marquis von Monte-Corſo, nachdem er dieſe Stelle verloren hatte, außer Stande war, ihm eine Erziehung zu geben oder ſeine Zukunft ſo zu ſichern; aber das Leben eines Tagelöhners konnte einem ſo kräftigen Geiſte nicht genügen.

In einen engen Kreis gebannt, ſuchte er einen Ausweg, um zum Tempel des Ruhms zu gelangen; er fand ihn und erhob ſeine Kunſt zu einer ungekannten Höhe, auf der die Welt voll mit Schrecken gemiſchter Bewunderung ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth anſtaunte. So klar war der Geiſt unſeres Montes, ſo ſtark und furchtlos ſein Herz, daß, hätte ihn das Schickſal an die Spitze von Kriegsheeren geſtellt, man ihn zu den Helden unſeres Zeitalters gezählt haben würde. Freigiebig, großmüthig und mitleidig, glänzte er durch alle Tugenden, welche das Attribut der Tapferen ſind, und mehr als ein gemildertes Unglück, mehr als eine getrocknete Thräne werden ſein Andenken in Chiclana erhalten.“

Man wird aus dem Ton dieſes Briefes entnehmen können welche Achtung Montes in ſeinem Vaterlande genoß. Sein Bildniß, gemalt, geſtochen, lithographirt, auf Taſchentücher

gedruckt, auf Fächer geschnitten, verfolgt den Reisenden ganz Spanien hindurch.

In den Posada's der kleinsten Dörfer Andalusiens sieht man ihn in Fresko auf der Mauer gekleckst, im Kampfe mit einem Stier, und von einem Kranze poetischer Lobpreisungen eingefaßt, wie sie der Cid nicht enthusiastischer hätte wünschen können. Noch bei den Hochzeitsfestlichkeiten der Königin Isabella und der Infantin Donna Luisa sah man ihn so muthig, so gewandt, so sicher, als jemals; aber seine Physiognomie trug den Ausdruck der Ermüdung, und er schien weit älter, als seine Jahre.

Montes war mittler Größe, von schlanker, edler Gestalt, und als er, sich in seinen Mantel hüllend, einen wüthenden Stier von Utrera oder Colmenar reizte und in koketter Stellung unter dem schäumenden Rachen des zur Raserei gebrachten Thieres still hielt, hatte sein Anstand etwas wahrhaft Heroisches. Den Degen führte er als Meister; in der Sauberkeit und Regelmäßigkeit seiner Streiche war er unvergleichlich. Montes tödtete die Stiere nicht, er eskamotirte ihnen das Leben, und ehe sie oder das Publicum es sich versahen, lagen sie schon todt da.

El Chiclanero, der Neffe des Montes und, wie er, aus Chiclana bei Cadix, gebürtig, ist mit glänzendem Erfolg in seine Fußtapfen getreten. Er besitzt die schöne Methode, die Kaltblütigkeit und das Geschick seines Oheims. Wer den Chiclanero Degen und Muleta handhaben sieht, kann sich einen Begriff machen von der Kunst des großen Montes.

Das, was die Plaza Mayor noch so überaus merkwürdig macht, sind die entsetzlichen Autos-da-Fe, welche hier, wie die Stiergefechte, dem Volke zum Besten gegeben wurden, die spanische Inquisition hat auf diesem Platze ihre größten Triumphe gefeiert und das Volk hat sich dabei eben so amüsirt, wenn die armen Ketzer unter den entsetzlichsten Flüchen ihren Geist in den Flammen aufgaben, als wenn ein wilder Stier niedergeworfen wurde.

Die Förmlichkeiten, welche bei diesen Autos-da-Fe beobachtet wurden, sind uns durch den Jesuiten-Pater Chica, welcher gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeitung, die gacetillas curiosas herausgab, erhalten. Das Auto-da-Fe, von welchem die Rede ist, hatte im Jahre 1672 zu Granada*) stattgefunden.

„Vor dem Balkon des Rathhauses wurde ein großes Gerüst errichtet, dessen Façade so hoch war, daß sie vermittelst einer Estrade von 36 Ellen Länge und 5 Ellen Breite die Balkone verbarg. Die Höhe dieses Gerüstes war 4½ Ellen, lang war es 48 Ellen und breit 40. Man schmückte es mit einem Altar, der in der Mitte stand, und auf welchem der heilige Baum des Kreuzes gepflanzt werden sollte. Die Sitze der Gerichtshöfe waren nach ihrem respectiven Range geordnet, und an dem passenden Platze wurde der aparador, die Bank des Verurtheilten, errichtet. Man errichtete auch die nöthigen Küchen, sowohl um die Speisen zu bereiten, als

*) In Granada erhielt sich die Inquisition länger, als in irgend einem andern Lande, weil sie sich hier am spätesten festsetzte. Die Capitulationen, welche Isabella und Ferdinand bei ihrem Einzuge in Granada unterzeichneten, sicherten der maurischen Bevölkerung die Glaubensfreiheit und die ungestörte Uebung ihres Kultus. Aber schon im Jahre 1499 begannen die Verfolgungen, und im Jahre 1502 wurden alle Muhamedaner, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, aus Castilien und Andalusien verjagt. Karl V. dehnte diese Verordnung auf ganz Spanien aus und führte in Granada im Jahre 1526 ein Glaubens-Gericht ein. Durch seine Pragmatik von 1566 entriß Philipp II. den Moriskos ihre Sprache, ihre Namen, ihre Kleider, ihre Sitten und sogar ihre Bäder. Das Edikt Philipps III. vom Jahre 1610 vertrieb endlich alle Moriskos aus Spanien. Da die verfluchte Secte Muhameds bis auf die Wurzeln ausgerottet werden sollte, so ist es sehr erklärlich, daß die Inquisition in Granada sich jetzt in furchtbarer Weise entwickelte, und daß sie sich für ihr spätes Eindringen in dieses Land durch eine größere Intensität ihrer Wirksamkeit rächte.

auch für die andern Bedürfnisse, die sich im Laufe dieses mühevollen Tages einstellen konnten; außerdem wurde ein Ort innerhalb der Balkone eingerichtet, um denjenigen Verurtheilten, die es fordern sollten, Audienz zu geben. Um die heilige Standarte des Glaubens in der Prozession des heiligen Kreuzes zu tragen, wurden Don Antonio Domingo Fernandez de Cordova, Ayal y Castilla, Marquis von Venezuela und Herr der Ortschaft Orjiva, eingeladen. Man sah zu diesem Schauspiele viele Personen aus beiden Andalusien hebeiströmen, und während dieser Tage schien Granada ein Babylon. Am Abende des Sonntages bildete sich die glänzende Procession des heiligen Kreuzes; die Stationen waren reich geschmückt, und man feierte die Festlichkeit durch allgemeines Läuten und durch Artillerie-Salven der Königlichen Festung Alhambra. Die Genossenschaften, die bei den allgemeinen Prozessionen zu erscheinen pflegen, fanden sich auch hier ein, und außerdem die Karmeliter-Barfüßler und Sanct Johannes-Gottes-Mönche."

„Nachdem das Kreuz auf den heiligen Altar gestellt war, der drei Seiten hatte, blieb die heilige Dominikaner-Familie zur Bewachung zurück. Um Mitternacht sangen die Paters die Matinen, und nachdem diese zu Ende waren, lasen sie eine große Menge Messen. Sodann wurde das Auto gefeiert, und zwar wurde mit der Messe begonnen. Hierauf predigte der Pater Antonio Vergara, Prior des Klosters zu Cadix. Nun wurden die Akten von 90 Verbrechern verlesen. 20 derselben wurden der Gerechtigkeit in effigie übergeben, die Einen mit ihren Gebeinen, die Anderen als Todte, noch Andere als Flüchtlinge, wobei zugleich erklärt wurde, daß zwei derselben zur Versöhnung zugelassen werden und daß sie sich der Gebete der Gläubigen für ihre Seelenruhe erfreuen sollten. Obgleich man in der vorigen Nacht auf dem tragischen Theater des Beiro 15 Sitze für eben so viele der Gerechtigkeit übergebenen Personen gesehen hatte, so sah man am Morgen doch nur 11, und von diesen waren augenscheinlich 2 unbesetzt

und von den 9 übrig bleibenden wurden auch nur 6 beſetzt, wegen der plötzlichen Bekehrung der 5 anderen, die während des Auto eingetreten war. Um 4 Uhr Abends wurden der Königlichen Gerechtigkeit 18 Statuen und 6 Perſonen übergeben, die zu den Flammen geführt wurden. Fünf derſelben fühlten Reue auf dem Wege, und wurden nur durch den garroto getötet. Nur Rafael Gomez Salceda, 19 Jahr alt, den das Volk Rafaelillo nannte, wurde lebendig durch das ſchreckliche Feuer verzehrt. Die Anderen wurden gegen 11 Uhr Abends freigeſprochen. Hierauf wurde die Meſſe fortgeſetzt und gegen Mitternacht beendet; es iſt zu bemerken, daß der Herr Präſident und der älteſte Inquiſitor den ganzen Tag auf ihren Plätzen blieben. In der Nacht bewachte die ſehr religiöſe Geſellſchaft der Domikaner wieder das heilige Kreuz und nahm dieſelben Uebungen vor, wie in der vergangenen Nacht, bis ſie am Morgen mit einem nicht weniger glänzenden Gefolge zum Gebäude des heiligen Gerichts zurückgeleitet wurde."

Ich hielt damals die Inquiſition noch für etwas ſehr Unſchuldiges, und wenn mir Monſieur Francois, welcher alle die Hexen, Hexenmeiſter und Ketzer, welche auf der Plaza Mayor jemals verbrannt worden waren, zu kennen ſchien, mit melancholiſchem Kopfſchütteln ſagte, welche Abſcheulichkeiten dieſes heilige Gericht begangen hatte, dann machte ich entſetzt ein Kreuz, und betrachtete ihn ſelbſt, wie einen der Unglücklichen, welche den Feuertod als gerechte Strafe ihrer Abtrünnigkeit verdient hatten. Später wurde ich aufgeklärter, und ich werde weiterhin Gelegenheit haben, einige höchſt intereſſante bis jetzt ganz unbekannte Thatſachen über die Inquiſition mitzutheilen.

Jetzt aber zurück zur Gegenwart. Die Gerüſte zum Auto-da-Fe ſind verſchwunden, das Volk hat ſich zu einem andern, zu einem freundlichern Schauſpiel eingefunden. Manche ſagten zwar, es iſt das eine ſchöne Sünderin, welche das Volk verführt, und ſie mochten im Herzen dieſer Sünderin Schlimmes

gewünscht haben, dem ungeachtet aber blieben sie stehen, und ich glaube wohl, daß sie mich am Ende ganz von meinen Sünden absolvirt haben.

Denn ich war diese Sünderin, welche inmitten der versammelten Menge ihre Künste entfaltete. Ich tanzte mit einem Stolze, mit einer Keckheit, mit einer Sicherheit, wie ich sie noch niemals empfunden. Es war ein Probetanz für mich. Ich merkte schon, ob und wie ich die Menge electrisiren könne. War es mir zu verargen, daß sich in meinem Herzen etwas von dem Stolz, von der Koketterie entfaltete, welche ein junges Mädchen, das Tausende von Augen in Entzücken auf sich gerichtet sieht, nicht von sich abwehren könnte, wenn sie auch aller Sprüche Salomonis über die Eitelkeit und Hinfälligkeit des Lebens und der Menschen gedenken wollte? —

Monsieur Francois spielte eine überaus komische Rolle. Es schien mir, als verstecke er sich hinter mir, während er spielte, und warf nur dann und wann einen zwar sehr stolzen, aber dennoch verstohlenen Blick auf mich und die Menge. Es wanderte mich, daß er nicht wieder mit der Schale umherging und sammelte. Endlich schien er sich an dieses Geschäft machen zu wollen. Er trat hervor, blieb aber plötzlich wie festgewurzelt stehen.

Pita! Pita! flüsterte er mit ängstlicher Stimme, komm!

Ich tanzte fort.

Er zupfte mich am Mieder und versuchte mich fortzuziehen, ich warf ihm einen Blick zu, der ihn zu vernichten schien, und da er einsah, daß nichts mich stören würde, und daß ich im höchsten Grade exaltirt und vom Beifall der Menge berauscht war, verkroch er sich gänzlich, so daß ich mich nach ihm vergebens umsah.

Plötzlich hört' ich einen lauten Schrei. Alle Welt sah sich nach dem Orte um, woher der Schrei kam. Die Veranlassung mußte übrigens eine sehr geringfügige gewesen sein, denn die Aufmerksamkeit wandte sich mir wieder zu. Da sah ich, daß in meiner nächsten Nähe ein Gewirre und Gemurmel

entstand, ein junger, sehr hübscher Mann drängte sich hervor, heftete seine Augen unverwandt auf mich, und gleich darauf flüsterte mir eine Stimme zu:

Pita, mein Töchterchen, wenn Dir mein Leben lieb ist, so komm.

Es war Monsieur Francois.

Ich sah, wie er ängstlich auf den jungen Mann die Augen heftete, wie dieser finster die Stirn runzelte, und ihm Blitze aus seinen schwarzen Augen zuschleuderte, die den Armen vernichten mußten.

Ist das Don Jog? flüsterte ich ihm zu, als ich eine Pause machte, während welcher mir das Publicum seinen Beifall stürmisch zu erkennen gab.

Ja, es ist Don Jorge, versetzte Monsieur Francois am ganzen Leibe zitternd.

Nun, so mag er warten, bis es mir beliebt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, versetzte ich, und begann von Neuem zu tanzen.

Mein Mentor war außer sich, und hielt sich so ängstlich dicht hinter mir, als suche er bei mir den Schutz, welchen ihm die ganze versammelte Menge nicht geben konnte.

Ich sah wohl, daß Don Jog kein Auge von uns abwandte, und bald mich, bald ihn durchbohrend ansah.

Aber ich gab diese kecken Blicke eben so stolz und keck zurück.

In diesem Momente aber war es ein anderes Gesicht, welches mich beinahe aus meiner Fassung brachte.

Jenes alte, entsetzliche Weib, mit welchem ich auf meiner Reise zusammengetroffen war, das mich zwingen wollte mich als seine Leibeigene zu betrachten, jenes Weib grinste mich jetzt an, und zeigte mir, einer wüthigen Hyäne gleich, seine fletschenden Zähne.

Selbst jetzt, wo so viele Erlebnisse mich in's Leben eingeführt hatten, wo ich so viel gewitzter war, wo ich über meine kindische Furcht vor dieser Alten fast lachen mußte,

wenn ich mich ihrer erinnerte, rief dieses Antlitz, diese wahrhaft thierische Miene alle jene Empfindungen wieder wach, die sie mir bei unserem ersten Zusammentreffen eingeflößt hatte.

Ich vermochte mich ihrem Anblicke nicht zu entziehen, das böse Auge, mit welchem sie mich fortwährend anstarrte, trieb mein Blut noch mehr in Wallung.

Mein Tanz war geendet, und ich ruhete aus.

Mehrere Herren drängten sich zu mir heran und sagten mir viele schmeichelhafte Dinge, allein jene vier Augen verließen mich nicht — die Alte und Don Jog.

Was hatte ich von beiden zu fürchten? Ich war eine freie Spanierin, wer durfte es wagen, mich zur Sklavin zu machen? War das Gesetz nicht auch für mich? Was konnten mir diese bösen Blicke eines alten Weibes, diese drohende Miene eines finstern jungen Mannes anhaben? —

Hatte ich nicht Schutz? — Bedurfte es mehr als eines Wortes, um hunderte von Armen für mich erheben zu machen? —

Dieser Gedanke machte mir Muth. Ich ergriff die Hand meines Mentors und begann die Menge zu durchschreiten. Dreist und keck schaute ich um mich — bald waren jene beiden Menschen uns entrückt.

Und zehn Minuten später befand ich mich wieder in einem ziemlich einsamen Gäßchen, an der Seite meines schweigsamen Mentors, auf dem Wege nach unserer Wohnung.

Monsieur Francois, sagte ich, Sie sind ein Kind, Sie ließen sich in Schrecken jagen und wollten mich mit fortreißen. Gehen Sie nun ein, daß uns Niemand etwas befehlen kann, der nicht das Recht dazu hat.

In diesem Augenblicke blieb Monsieur Francois plötzlich stehen. Wir befanden uns vor einem großen Kreuze mit einem riesigen Christusbilde. Monsieur Francois kniete nieder.

Ich weiche hier nicht von der Stelle, sagte er mit fast gebrochener Stimme.

Der Ton seiner Stimme, die Art und Weise, wie er die Arme gegen das Heiligen-Bild ausstreckte, entsetzte mich in der That.

Monsieur Francois, rief ich, was ist Ihnen? Sie sind ja wie ein Verzweifelter.

Er sah mich mit stieren Blicken an, dann deutete er mit der Rechten hinter sich.

Ich blickte mich um und wieder sah ich jene zwei funkelnden Augen auf mich gerichtet, die mich kurz zuvor auf der Plaza Mayor in Verwirrung gebracht und mit Entsetzen erfüllt hatten.

Was will dieses Weib von uns? fragte ich entrüstet.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da kam das Weib mit langsamen Schritten, ohne den Blick von uns abzuwenden, näher.

Ei, mein Töchterchen, sagte sie, da hab' ich zwei Fliegen mit einem Schlage. Hätte ich doch nimmer geglaubt, solchen Fang zu thun. In welch' prächtiger Gesellschaft Du bist. Da, der Monsieur kennt mich sehr gut. Ist's nicht so, Freund? —

Und mit einem grinsenden Lächeln näherte sie sich meinem Mentor, welcher das Kreuz ängstlich umklammert hielt, und wie ein Espenlaub zitterte.

Monsieur Francois, sagte ich, das Weib stolz messend, fürchten Sie sich vor dieser Frau? —

Die Alte lachte laut auf und faßte Monsieur Francois beim Arm.

Komm', sagte sie, komm' gleich, Freund, Don Jorge ist nicht weit, und wenn ich ihn rufe, ist's um Dich geschehen — vielleicht hab' ich Erbarmen, wenn Ihr mir willig folgt.

Monsieur Francois sah mich fragend an.

Niemals, sagte ich entschlossen.

Niemals? sagte das dämonische Weib. O, wir kennen diese Sprache, aber er hilft Dir heute nichts, mein Töchterchen; was Du auch beginnen magst, Du bist unser.

Mit diesen Worten umschlang sie mich so rasch, daß ich ihre Bewegung kaum gewahrte, sie preßte mich dergestalt, daß mir die Luft ausging. Vergebens sträubte ich mich gegen sie, und als ich schrie, that sie einen so energischen Griff nach meinem Halse, daß ich bewußtlos den Kopf sinken ließ und in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Als ich wieder erwachte befand ich mich in einem räumlichen Gemache auf einem Bett, und neben mir stand Monsieur Francois mit einem sehr glücklichen Gesichte.

Pita, sagte er, Gott sei Dank, daß Du lebst — ich lebe auch noch.

Das sehe ich, sagte ich mit leiser Stimme und nicht ohne Verwunderung.

O, es ist viel passirt, während Du geschlafen hast, fuhr Monsieur Francois fort.

Wo ist die Alte? fragte ich, und blickte mich bleich und zitternd um.

Im Carcel de la Corte.

Und Don Jog?

Ebenfalls im Gefängniß.

Ich richtete mich gänzlich empor, prüfte meine Kräfte, befand mich den Umständen nach wohl, trank ein Glas Limonade, und nun begann Francois seine kurze Erzählung.

Fünfzehntes Kapitel.

Plazuela de Cebada.

Ein abermaliger Besuch in Carcel de la Corte. — Alte und junge Sünder. — Ein Stückchen Madrider Justiz. — Der Galgen und das Volk.

Als Du in den Armen des entsetzlichen Weibes bewußtlos lagst, erzählte also mein Mentor, ermannte ich mich, lief davon und rief um Hülfe. Es wäre mir fast übel ergangen. Denn Don Jorge war hinter mir. Glücklicher Weise aber kamen grade ein Dutzend Männer des Weges, welche Dich kurz zuvor tanzen gesehen, und kaum hatte ich diesen Deine gefährliche Lage mitgetheilt, so fielen sie auch schon über die Alte her und suchten Dich zu befreien. Da hättest Du einen Kampf auf Tod und Leben sehen sollen. Die Alte wollte Dich nicht lassen und hielt Dich fest, wie eine alte Löwin ihr Junges. Don Jorge sprang herzu, und sie hatten wahrlich zu thun, ehe sie Dich hatten. Es ist ein Teufelsjunge, dieser Don Jorge.

Und wo waren Sie indessen, Monsieur Francois? fragte ich. —

Hm, — ich hatte mich ein wenig zurückgezogen, Pita, bis der Kampf entschieden war. Denn sieh mal, was hätte mir

das Bleiben geholfen? Don Jorge hätte mich ganz gewiß zuerst niedergestochen, denn Du mußt wissen, Kind, daß nicht weniger als drei bis auf den Tod verwundet wurden, ehe sie Don Jorge übermannt und gebunden hatten.

Werde ich nun erfahren, wer dieser Don Jorge ist, und in welchem Verhältnisse Sie zu der entsetzlichen Alten standen?

Ach Pita, das ist eine alte häßliche Geschichte, ich habe sie wirklich schon vergessen.

Schon vergessen? Das ist nicht die Wahrheit, Monsieur Francois.

Nun ja, was man so vergessen nennt. Diese Alte, Pita, war einmal — meine Frau, glaube ich.

Ihre Frau — glauben Sie? — wiederholte ich lachend. —

Ja, so etwas, sie hat mich dazu gezwungen.

Ah, ich verstehe. Sie hatte ein Recht Sie zu zwingen, nicht wahr?

Nein, Pita, sie hatte kein Recht, ich habe ihr niemals die Ehe versprochen. Sie trieb sich in allen Wirthshäusern herum, wo das Volk verkehrte und that mit jedem Manne schön, bis sie ihn gefangen hatte, und dann schwur sie ihn zu morden und zu verfolgen. Und so hatte Sie es auch mit mir gemacht.

Und um dem zu entgehen, haben sie das Weib geheirathet?

Ja, ich hatte Scheu vor ihr. Ich heirathtete sie übrigens mehr aus Mitleid als aus Furcht, und wie sie meine Frau war, wollte sie mich zu Dingen gebrauchen, die mir nicht gefielen, und ich lief fort von ihr.

Und Don Jorge? —

Don Jorge ist einer der gefährlichsten Banditen von Madrid. — Jedermann kennt ihn und Jedermann fürchtet ihn. Sein eigentlicher Name ist Foruf. Die Alte nennt ihn ihren

Neffen, ich weiß nicht mit welchem Rechte. Er hat ſich in Dich verliebt, Pita.

Gott behüte mich in der Folge vor ſolchen Liebhabern, ſagte ich. Uebrigens danke ich dem Himmel, daß er mich von dieſen beiden entſetzlichen Freunden befreit hat. Hoffentlich werden ſie das Gefängniß nicht wieder verlaſſen.

Niemals, Pita, denn Beide haben Mordthaten begangen, und werden nun wohl bald hingerichtet werden.

Sonderbar, ſagte ich nach einer Weile, nun, da das Weib für mich unſchädlich gemacht iſt, habe ich ein heftiges Verlangen mit ihr zu reden.

Im Carcel de la Corte? Möchteſt Du dem Alkayden wieder in die Hände fallen?

Vielleicht iſt er es nicht mehr. Wir wollen uns erkundigen.

Ich befand mich wieder vollkommen wohl, ſtand auf und machte meine Toilette. Ich war jetzt voll Selbſtvertrauen, denn ich hatte den Zauber, welchen ich auf die Menge ausübte, kennen gelernt und genügend erprobt. Ich fand, daß ich mich mir ſelbſt überlaſſen konnte, und daß meine Armuth, wann ich wollte, aufhören müßte. Es wurde mir klar, daß ich die einmal betretene Laufbahn einer Tänzerin verfolgen müſſe. So ging ich denn noch am ſelben Tage wieder auf die Plaza Mayor, tanzte und erntete Beifall und Geld.

Ich ſollte indeſſen nicht lang' eine Markt-Tanzerin bleiben. Ich erregte die Aufmerkſamkeit eines damals in Spanien reiſenden Engländers, des Ritters Robert W . . . . . Er näherte ſich mir auf eine ſo galante und zugleich ernſte Weiſe, daß ich ſeinen Beſuchen unmöglich ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Er wurde mein Freund, miethete mir eine ſchöne Wohnung, und verſprach dafür zu wirken, daß ich auf einem Madrider Theater eine meinen Fähigkeiten angemeſſene Anſtellung erhalten würde. Monſieur Francois blieb bei mir, und war mit der Veränderung meines Schickſals ſehr zufrieden.

Mit dieser neuen Bekanntschaft begann ein neues Leben für mich. Ich kam mit der hohen Gesellschaft in Berührung und begann mich ungemein zu fühlen. Ich wußte, daß ich Schutz hatte. Und diese Gewißheit gab meinem Wesen eine so sichere Haltung, daß ich fortan vor keiner Erfahrung und vor keiner Gefahr zurückschreckte.

In der Begleitung dieses Engländers und eines spanischen Artillerie-Offiziers war es auch, daß ich noch einmal den Carcel de la Corte besuchte. Der Alcayde, der mich hatte einsperren lassen, war in der That als ein verkappter und späterhin entlarvter Royalist abgesetzt worden. Wir fanden in dem neuen Alcayden einen sehr freundlichen und leutseligen Mann, der uns mit großer Bereitwilligkeit alle Räume des Gefängnisses öffnen ließ.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, das mich bewegte, als ich jetzt nach so kurzer Zeit und dennoch unter so gänzlich veränderten Verhältnissen, wieder diese traurigen Räume betrat. Wir begannen unsere Inspection mit den obern Stockwerken. Bei unserer Annäherung verließen die eingesperrten Unglücklichen hastig ihre Betten, auf die sie aus Langweile oder aus Mangel an Raum sich ausgestreckt hatten. Sie drängten sich mit einer Art von Vergnügen um uns, als freute es sie, einmal die Gesichter freier Leute zu sehen.

In einer sehr kleinen Kammer sahen wir auf einem schlechten Lager einen Mann, dessen Haltung und Ausdruck tiefe Melancholie verriethen. Als dieser Unglückliche in dem einen meiner Begleiter einen Stabsoffizier erkannte, erhob er sich gleich, schlug seinen Mantel zurück und zeigte uns die Uniform eines Oberst-Lieutenants. Sein Gesicht war bleich und faltig, sein Auge fahl, sein Bart vernachlässigt, seine Kleidung schmutzig und zerrissen. Er schmachtete schon lange in dieser Kammer. Von edler Geburt und an Luxus gewöhnt, schien er unfähig selbst zu dienen; sein kleiner und schmächtiger Wuchs; seine zierlichen Hände und Füße, erinnerten an jene Menschenklasse, die zu gewissen Stunden des Tages, sorgfäl-

tig gekleidet, an der Puerta del Sol sich herumtreibt. In seinem Gesichte lag jedoch ein edler Stolz, der mit seiner unansehnlichen Gestalt contrastirte. Als wir den Gefangenen verlassen hatten, sagte uns der Kerkermeister, daß man ihn als Royalisten und Anhänger des Don Carlos hier gefangen halte. — Ein Paar Minuten darauf kamen wir vor dem Zimmer des Offiziers wieder vorbei. Der Gefangene trat heraus, steckte meinem Begleiter einen Brief in die Hand und bat ihn, diesen Brief zu lesen, wenn wir das Gefängniß verlassen haben würden. Dem Inhalte dieses Briefes nach, war der Unglückliche vielmehr ein eifriger Vertheidiger der Sache Isabella's. Er war das Opfer eines Irrthums, aber seine wiederholten Reclamationen blieben unbeachtet. Er setzte hinzu, er habe nicht den Muth gehabt, uns alle diese Geständnisse in Gegenwart seiner Unglücksgefährten zu thun, weil diese Alle Karlisten seien und fähig, ihn zu mißhandeln, wenn sie seine politische Meinung erführen. Sein Brief hatte den in den spanischen Chroniken wohlbekannten Namen Ladron de Guevara zur Unterschrift.

Unter den vielen Gefangenen von niederem Range, die wir der Reihe nach musterten, sind mir einige im Gedächtniß geblieben. Ein junger Mann von sehr schöner Gesichtsbildung sagte uns, man habe ihn eingesperrt, weil er arm sei. d. h. sein Vergehen war so unbedeutend gewesen, daß er seiner Strafe leicht entgangen wäre, wenn er etwas gehabt hätte, um die Alguazils zu bestechen. Ein anderer junger Mann saß im Kerker, um, sobald es der Justiz gefallen sollte, als Zeuge zu dienen, denn er hatte bei einem Duell mit Messern einen Zuschauer abgegeben. Ein zehnjähriger Knabe, der im Verdachte stand, seinen Meister bestohlen zu haben, und ein vierzehnjähriger, der ein Kind getödtet hatte, weil er aus Unvorsichtigkeit einen Stein auf die Straße geworfen, steckten mit fünf Verbrechern, die des Raubmordes angeklagt waren, in derselben Kammer.

Auf dem Wege nach einem dieser Gemächer sagte uns der Kerkermeister, wir würden hier einen Mörder von der wildesten Gattung sehen: er hieß Juliano Ramos. Die Physiognomie dieses Menschen erschien uns jedoch sanft, heiter, ruhig. Lavater selbst hätte sich in ihm getäuscht. Er erzählte uns, man habe ihn auf seinem Wege nach Portugal arretirt und als muthmaßlichen Karlisten eingekerkert. Aber, fragte mein Freund, Ihr habt doch wohl Jemanden ermordet? — Da nickte er mit einem so offenen und anmuthigen Lächeln, daß ich schaudern mußte. In einem Streit über eine Weibsperson hatte dieser Mensch seinen Gegner erschlagen; und er erzählte uns dieses auf die ruhigste Weise von der Welt, indem er sich eine Cigarre zurecht machte. Keine Prahlerei, keine Affektion entstellte seine Erzählung; aber das Lächeln der Zufriedenheit schwebte stets auf seinen Lippen. Dieses und noch viele ähnliche Beispiele, die ich in Spanien beobachtet habe, haben mich überzeugt, daß selbst der innere Richter, das Gewissen, in einem schlecht organisirten Staate, wo das Verbrechen nur zu oft triumphirt, so gut als vernichtet werden kann.

In derselben Zelle mit Ramos befand sich ein Knabe von dreizehn Jahren von zarter und schwächlicher Constitution, der eines Komplottes gegen die junge Königin und ihre Mutter angeklagt war. Man hatte ihn ertappt, als er eben im Palaste selbst, wo sein Vater an einem der Bureaus angestellt war, ein rebellisches Schreiben copirte. Sein Vater, der in einem andern Theile des Gefängnisses steckte, und dessen ehrbares Aeußere mir auffiel, klagte bitterlich darüber, daß er sich durch die schlechte Aufführung seines Sohnes in einem solchen Grade compromittirt sähe. Die Mutter die wir in einem dritten Zimmer fanden, gestand zwar, ihr Sohn habe gegen seine Pflicht gefehlt und vielleicht den Untergang der Familie verschuldet, aber sie schob die vornehmste Schuld auf Bösewichter, die ihn verführt hatten, und ohne welche der gute, ehrliche Junge nie an etwas Böses gedacht hätte. —

Sie fragte mit zärtlicher Besorgniß, wo und mit was für Leuten er zusammen säße? Ich hütete mich, ihr zu sagen, daß Julian Ramos und der Räuber Sabrojano, welchen Letztern ich einige Tage später zum Richtplatze führen sah, seine Stubengenossen seien. Die unglückliche Familie saß noch vorgestern Abend an ihrem häuslichen Heerde, und vierundzwanzig Stunden später erwachten sie, Eins von dem Andern getrennt, hinter den Gittern eines Kerkers.

Herzzerreißend aber war das Schauspiel, welches uns die für das weibliche Personal bestimmten Gemächer darboten. Man hörte nur ein anhaltendes Gestöhn und Geseufze; man sah nur von Thränen feuchte Gesichter, in deren Zügen physische und moralische Erschlaffung lag. Alle zeigten große Lust, uns ihre Geschichte zu erzählen und unser Mitleid zu erregen, und was man auch von der Verstocktheit des Weibes sagen mag, so fanden wir doch bei ihnen viel größere Freimüthigkeit im Bekenntniß ihrer Fehler und Vergehen, als die Männer uns bewiesen hatten. Eine Frau erzählte uns, sie sei im Gefängniß, weil ihr Mann seine eigene Mutter getödtet habe. Ihr sanftes, resignirtes Wesen und ihr frommer Blick machten einen so günstigen Eindruck auf mich, daß ich sie freigesprochen hätte, wenn ich ihr Richter gewesen wäre. Ich sagte ihr, daß ich sie einer so schrecklichen Missethat für ganz unfähig hielt, sie dankte mir mit gefalteten Händen und warf mir einen so innig dankbaren Blick zu, als hätte ich ihr die Freiheit angekündigt.

Ein junges Weib, welches bitterlich weinte, sagte uns, ihr Verbrechen bestände darin, daß sie ihr väterliches Haus verlassen habe, um einem nichtswürdigen Verführer zu folgen. Zwei elende alte Weiber befanden sich wegen politischer Verbrechen hier. Die Eine hatte Viva Carlos Quinto! gerufen. Die Andere hatte zwei junge Garde-Offiziere bereden wollen, der Partei des Pfarrers Merino sich anzuschließen.

Unter diesen Unglücklichen fiel mir bald eine große, schöne und wohlgekleidete junge Frau von zwanzig Jahren in's

Auge, die mit ihrem Manne wegen politiſcher Verbrechen verhaftet worden war. Ihr ganzes Weſen ſtand in grellem Contraſte zu dem ihrer Mitgefangenen; ſie ſah ruhig und heiter aus; ja, es ſpielte ſogar ein Lächeln der Befriedigung um ihren Mund und belebte ihre ſchönen ſchwarzen Augen. Ich glaube, daß ein artiger Säugling, den ſie ſtillte, die Urſache dieſer Heiterkeit war; das Gefühl der Mutterliebe abſorbirt alle übrigen. — Die Frau eines Färbers gewährte einen ganz anderen Anblick. Ihr Mann war eines Tages, während ihrer Abweſenheit in eine ſeiner Kufen gefallen, aus der man ihn todt herauszog. Die Frau kam in Verdacht und in's Gefängniß. Sie war bereits hochſchwanger und ſeit mehreren Monaten von fünf kleinen Kindern getrennt, die ſie während dieſer Zeit kein einzig Mal hatte ſehen dürfen. Als wir das Gemach verließen, ſtürzte die Unglückliche uns nach und ſchrie wie wahnſinnig: Que me pongan en communicacion con mis ninos!*)

Ohne allen Vergleich trauriger waren jedoch die unterirdiſchen Gefängniſſe. In dem Hofe, der dahin führt, ſahen wir eine große Schaar von ausgemergelten Individuen beiderlei Geſchlechts, die größtentheils halb nackend herumliefen. Mitten im Hofe lagen faules Stroh, zerlumpte Kleider, abgenagte Knochen und Kohlblätter, Alles auf einem Haufen, um verbrannt zu werden.

Einige der Gefangenen vertrieben ſich die Zeit mit Kartenſpiel, Andere leiſteten einander unſaubere Dienſte, und wieder Andere ſchienen einem ihrer Kameraden, der mit lauter Stimme vorlas, aufmerkſam zuzuhören. Als wir bei ihnen ankamen, rief der Alcayde mit gebieteriſcher Stimme: Jeder trolle ſich in ſeinen Kerker! und ſogleich verſchwand der armſelige Haufe im Dunkel dieſer unterirdiſchen Löcher.

Jeder Kerker hatte ſeinen Befehlshaber, der Calabozero

*) O, laßt mich mit meinen Kindern zuſammenkommen! —

genannt, den man unter den Gefangenen ſelbſt auswählt. Der Calabozero des einen dieſer Kerker, ein kleiner Menſch, Namens Chiraska, hatte ſich durch eine Menge Mordthaten und anderer Verbrechen dieſe Würde verdient. In dem Augenblick, als wir ſein Gebiet betraten, hielt er eine brennende Kerze in der Hand. Die kalte Grauſamkeit in ſeiner Phyſiognomie war mir auffallend. Uebrigens halte ich es für unmöglich, einen Verein von elenderen und zugleich teufliſchereren Geſichtern auszudenken, als diejenigen waren, auf welche der Schein des Lichts fiel, das Chiraska in der Hand hielt. Das Verbrechen in allen ſeinen Phaſen, das Unglück mit allen ſeinen Qualen ſtanden leſerlich geſchrieben auf dieſen bleichen häßlichen und verzerrten Phyſiognomien. Einigen hatte man die Arme auf den Rücken gebunden, damit ſie ihre Gefährtrn nicht prügelten, und zwei von ihnen waren in Folge einer Art Meſſer-Duell beſonders eingeſperrt. Aber nicht blos verſtockte Verbrecher wohnten in dieſer Jammerhöhle, es befanden ſich auch ehemalige Beamten und ſogar Hofleute darunter, die ein bloßer politiſcher Wechſel ſo tief geſtürzt hatte; ja, wir bemerkten ſogar zarte Knaben, die gleiche Leiden ertragen mußten, wie die Uebrigen, und daſſelbe ſchreckliche Beiſpiel vor Augen hatten. Der Eine dieſer Knaben, den die zerfetzten Ueberreſte eines Mantels kümmerlich bedeckten, litt an einer zehrenden Krankheit, er bat uns mit Thränen, wir möchten ihn nach dem Spital bringen laſſen, und wir hatten die Freude, daß der Alcayde, auf den Grund der Fürſprache meiner Begleiter, ſeine Bitte erfüllte.

Ich hatte mich bis jetzt umſonſt nach den beiden Delinquenten umgeſehen, die für mich am meiſten Intereſſe hatten, und eigentlich die Veranlaſſung meines Beſuch in dem Gefängniſſe waren. Ich fragte daher den Alcayden nach dem Weibe

*) Calabozos heißen die unterirdiſchen Kerker für ſchwere Verbrecher.

und dem Räuber Don Jorge, wie er sich nennen ließ, und erhielt zu meinem Erstaunen die Antwort, daß beide schon in der Kammer der Verurtheilten saßen, weil sie schon längst wegen überführter Verbrechen zum Tode verurtheilt, aber entflohen wären. Man mache deshalb mit ihnen kurzen Prozeß, und in wenigen Tagen würden sie mit einigen andern Verbrechern hingerichtet werden.

Nach dieser Erklärung hatte ich kein Verlangen mehr, das Weib noch einmal zu sehen, obschon ich glaubte, daß ihre Geschichte, wenn ich sie hätte erfahren können, mich sehr interessirt haben würde. Der Zufall wollte es, daß ich sie später kennen lernen sollte, und ich werde sie seiner Zeit mittheilen.

Am bestimmten Tage gegen zehn Uhr begab ich mich nach der Plazuela de Cebada, einem der Hauptmarktplätze von Madrid. In der Mitte befindet sich, als Symbol des Ueberflusses ein Springbrunnen, um demselben eine Anzahl hölzerner Metzgergebäude, worin mageres und schlecht aussehendes Rind- und Hammelfleisch feil geboten wird. Marktleute beiderlei Geschlechts sitzen zwischen ihren Eier- und Gemüsekörben, behangen mit Festons von Knoblauchs-Guirlanden, verschanzt hinter Pyramiden von Kartoffeln, Zwiebeln, Granatäpfeln, Tomaten und Orangen. Ganze Heerden Schweine sieht man, alle bereits geschlachtet, aber auf ihre vier Beine gestellt, als lebten sie, jedes mit einem Kornbüschel im Maule, aber über eine Tonne gespreizt, wo es dann aussieht als zappelten sie noch mit den Füßen zur Erde. Die Gesellschaft, welche man hier gewöhnlich findet, macht auf Glanz keinen Anspruch. Es ist das älteste und unscheinbarste Stadtviertel, dessen Bewohnern dieser Platz als Markt und Versammlungsort dient. Die reichste Nachbarschaft besteht aus fettigen Metzger-Wohnungen und Schlachthäusern, zahlloses Fuhrwerk passirt von und nach Toledo, Jalavero, Arrangues, Cordova, Sevilla; in ununterbrochener Prozession schreiten lange Reihen beladener Esel und Maulthiere gravitätisch vorüber.

Heute indeſſen erſchien die Gegend des Platzes ſehr verändert. Die Fleiſchbänke waren leer und verlaſſen; die Gemüſe-Körbe und Obſt-Pyramiden bei Seite geſchafft, die Schweine verſchwunden oder in einer Ecke unſymmetriſch übereinander geworfen. Die fehlenden Alltags-Objecte wurden jedoch durch ganz andere und außerordentliche erſetzt.

Ich habe ſchon geſagt, daß in Spanien bei Hinrichtungen die Garrote in Anwendung gebracht wird. Das Erſchießen iſt Soldaten-Privilegium. Der Tod am Galgen wird als der ſchimpfliche betrachtet. Er iſt geſetzlich dem Räuber, dem Meuchelmörder und andern gemeinen Uebelthätern angedroht. Die heutigen Deliquenten ſollten am Galgen ſterben.

Höchſt einfach conſtruirt war das Werkzeug der Gerechtigkeit; ein ſchwerer eichener Horizontal-Balken über zwei verticale gelegt; zum erſteren führte auf der Hinterſeite eine ſtarke Leiter; oben war er mit Schaffellen umwunden, um gegen die Friction der Stricke an den ſcharfen Balkenecken geſichert zu ſein. Die ganze Anſtalt ſchien ſolide genug, um eine ſichere Urtheilsvollſtreckung zu verbürgen. Gensdarmen bewachten den nächſten Umkreis, welchem, außer dem Henker und ſeinen Knechten ſich Niemand nähern durfte.

Eben als ich ankam, ſtieg der Verdugo die Treppe hinan, mit vier Stricken in der Hand, welche er dicht nebeneinander und ſehr ſorgfaltig um die fellbedeckte Mitte des Horizontal-Balkens ſchwang. Die Henkerprofeſſion iſt ſehr verachtet in Spanien. Ehemals ward ſie nur durch Mauren, Juden und andere Ungläubige geübt; noch heute muß, der zu der damit verbundenen bürgerlichen Entwürdigung zugelaſſen zu werden wünſcht, Beweis führen, daß ſchon ſeine Vorfahren dem Amte einmal vorgeſtanden. Bei einer neuerlichen Gelegenheit hatte zu Granada eine förmliche Concurrenzbewerbung ſtattgefunden, wobei jeder Kandidat mit heraldiſcher Genauigkeit darthat, wie er von väterlicher und mütterlicher Seite aus reinem Henkersblute ſtamme. Die Zahl der Bewerber ſoll größer als gewöhnlich geweſen ſein, wegen eines zu dieſer Stelle in

Granada gehörigen, ziemlich einträglichen Zehnten von allen auf öffentlichem Markte verkauften Salat- und Suppenkräutern.

Der Markt war mit Schaulustigen bedeckt, die Balkone der Häuser ringsum, mit dichten Gruppen beider Geschlechter besetzt, bildeten ein Panorama, demjenigen nicht unähnlich, welches die Plaza Mayor bei Stiergefechten zur Schau stellt. Unten das bunteste Gedränge der niedern Volksklassen; Kessel- und Schuhflicker mit ledernen Schürzen, und schmutzigen Gesichtern, neben dem Andalusier in seiner heitern Landestracht; athletische Bauern und Maulthiertreiber aus den benachbarten Ebenen Kastiliens und La Manchas neben dem blassen spindelbeinigen Schneider der Hauptstadt. Anderes Gelichter hielt sich abgesondert, keiner Profession angehörig, auch wohl, obgleich armselig und zerlumpt, zu stolz, um irgend eines zu ergreifen. Diese Menschen standen bis an die Nase in zerrissene Mäntel gehüllt, ihre niedrigen, breitgeränderten Hüte tief in's Gesicht gedrückt und Blicke aus den blitzenden Augen sendend, man wußte nicht recht, oft furchtbar oder fürchtend. Vielleicht waren es Räuber, Genossen der heutigen Schlachtopfer, mit denen sie manche Scene der Gefahr und Schuld getheilt haben mochten, und die heute wenigstens als Zeugen der für sie selbst noch aufgehobenen Schlußscene erscheinen wollten.

Merkwürdig erschien mir die Gravität der bunten Volksmenge. Wenig Gerede über die Verbrecher und ihre Thaten, sei es aus einem Rest von Furcht vor ihnen selbst oder aus Besorgniß vor lauschenden Spießgesellen. Einige standen allein in ihre Mäntel gewickelt, ernst, nachdenklich, ja, feierlich; andere in schweigenden Gruppen; hier und da stand ein Landmann auf seinen bewegungslosen Esel gelehnt, den Blick erwartungsvoll nach der Toledostraße gerichtet. Nirgends Geräusch oder Geschrei, als etwa von der Straßenjugend, welche an irgend einem Gitter kämpfend, einen ausgezeichneten Standpunkt zu erklettern suchte. Blinde Bettler ver-

kauften Gebete für die armen Seelen der Uebelthäter in Balladenform; Büßende mit klingenden Glöcklein machten sich Platz durch die Menge und sammelten Kupfermünzen für Seelenmessen.

Die Delinquenten ließen ziemlich auf sich warten. Längst hatte die elfte Stunde geschlagen und noch keine Spur ihrer Ankunft. Endlich zeigte sich ein Scenenwechsel in der Toledo-Straße. Die Frauenzimmer auf den Balkonen unterbrachen das bisherige Spiel der mit Bekannten, gegenüber oder unten, durch Fächer, Hände und Augen gewechselten Grüße; alle Köpfe und Blicke schienen nach einer Richtung gewandt. Nach einigen Minuten ward ein Vortrab Gensdarmen sichtbar, mit weißem Lederzeug und blanken Säbeln auf- und niederreitend und ihre Pferde tummelnd. Hinter ihnen eine Abtheilung Grenadiere, von denen man erst nur die blinkenden Bajonette über den Häuptern des Gedränges in schwankender Bewegung wahrnahm, allmählig auch die rauhen Bärenmützen dann die ganze Masse. Jetzt stiegen auch Töne des Sterbeliedes über dem dumpfen Volksgesumme feierlich empor.

Die militärische Bedeckung schien absichtlich so geordnet, daß dem Volke auf beiden Seiten der Anblick der armen Sünder frei blieb. Es waren ihrer vier. Der Vorderste indessen hatte entweder geringe Blutschuld auf sein Haupt geladen, oder auf sonst eine Weise sich Gnade erwirkt. Genug, sein Urtheil lautete nur, unter den Galgen geführt zu werden und die Hinrichtung der andern mit anzusehen. Er saß auf einem Esel, die Arme auf dem Rücken geknebelt, das Gesicht tief vorwärts bis auf des Thieres Hals gebeugt und in langflatterndes Haar, wie in einen Schleier verhüllt. Augenscheinlich quälte ihn das Gefühl der Schande und Furcht vor künftiger Wiedererkennung, das Volk schien diese Empfindung zu billigen und suchte sein Incognito nicht zu stören, ein einziges altes Weib huckte nieder um dem Vorüberziehenden gründlich in's Angesicht zu schauen, und rannte dann wieder zum Gebrodel ihres tragbaren Heerdes hin.

Der zweite Delinquent mit dem Leichenkittel angethan, saß keck und aufrecht auf seinem Esel, die Füße unter des Thieres Bauch zusammengeschnürt, um jeden Fluchtversuch in irgend eine am Wege liegende Kirchen- oder Klosterfreistatt unmöglich zu machen. Seine Hände waren vorn mit einem Stricke um ein aufrecht hineingestelltes kupfernes Kruzifix gebunden; aber so oft der neben ihm gehende Mönch es mit ängstlich zitternder Hand ihm an die Lippen drücken wollte, weigerte er sich das Bild seines Erlösers zu küssen, ja, er spie darauf. Ich erinnere mich nicht, je einen so verhärteten Bösewicht gesehen zu haben. Es war ein kleines, dürres Kerlchen, von dünnem, sehnigem, katzenartigem Bau, mit einer Physiognomie, die man gesehen haben muß, um an einen solchen Ausdruck teuflischer Verworfenheit zu glauben. Neugierig, etwas von seiner Geschichte zu hören, suchte ich ein Gespräch darüber mit einem mir nahestehenden alten Manne anzuknüpfen. Dieser antwortete blos mit Achselzucken und schaudernder Bewegung: ha hecho muchos muertos, muchisimos! (Er hat viele Mordthaten begangen, sehr viele.

Der dritte arme Sünder erschien gleichfalls im Sterbekleide, übrigens ganz verschiedenartigen Wesens. Er war körperlich größer und stärker, während aber sein Vorgänger augenscheinlich nur von Gefängnißluft und übler Behandlung blaß und angegriffen aussah, trug er in seiner Bleifarbe und seinen blauen Lippen, die unverkennbaren Zeichen innerlicher Todesangst. Seine Hände waren nicht ans Kruzifix gebunden, frei hielt er ein Psalmbuch, woraus er eifrig mit seinem Mönche sang. Vielleicht wahre Andacht, vielleicht auch nur geheuchelte und auf Gewinnung der Priester berechnete, durch deren Vermittelung nicht selten in Spanien noch unter dem Galgen die Gnade sich einstellt. Jedenfalls konnte man weder ohne Ekel noch ohne Mitleid den Elenden mit blauen, krampfhaft bewegten Lippen singen sehen.

Don Jorge, der Vorletzte im Zuge schaute keck wie der

Erſte um ſich. Er ſchien Jemanden im Publicum zu ſuchen. Auch ſeine Hände waren an das Kreuz gebunden.

Einen entſetzlichen Eindruck machte das Weib auf mich. Sie ſchien nicht ohne den heftigſten Widerſtand zu dieſem letzten Gange gezwungen worden zu ſein. Ihre Augen rollten wild in ihren Höhlen, ihre Lippen ſchienen entſetzliche Flüche auszuſtoßen und über die verſammelte Menge zu ergießen.

Unter deſſen hatte der auf dem Platze angebrachte Zug im nächſten Umkreis der Gerichtsſtätte Platz genommen. Die Delinquenten wurden von den Eſeln gehoben, der Erſte unter den Galgen geſtellt, die Andern auf die erſte Stufe der Galgentreppe niedergeſetzt. Jetzt ergriff der Henker Beſitz von ſeiner Beute. Ueber ſie auf die Treppe tretend, packte er den kleinſten und bösartigſten Uebelthäter unter die Arme und ſchleifte, ſelbſt rückwärts ſteigend, ihn rückwärts die Treppe hinauf, Stufe um Stufe, jedesmal mit kurzem Halt, wovon die Treppe erzitterte. Endlich ſtand er auf der oberſten Sproſſe; etwas unter ihm ſaß ſein Schlachtopfer. Der Mönch war bis dahin nachgeklettert im loſen Gewand von Sackleinewand, mit dem Geißelſtrick gegürtet. Lang floß ihm der graue Bart über die Bruſt, und die zurückgefallene Kutte zeigte ſein in Form der Dornenkrone des Heilandes halb geſchornes Haupt. Er ſchien tief ergriffen von der Erſcheinung dieſes verhärteten Sünders. Die zitternde Stimme gab Zeugniß vom Ernſt ſeiner unausgeſetzten Beſchwörungen um ein Wort der Buße und Reue. Aber bis zum letzten Augenblicke blieb des Mörders Herz verhärtet und erfolglos jeder Verſuch, dem Kruzifix ſeinen Abſchiedskuß zu gewinnen.

Endlich kam die Kataſtrophe. Die Exekution fand mit allen brutalen Förmlichkeiten dieſer in Spanien nur allzuhäufigen Staats-Actionen ſtatt.

Das Benehmen des Volkes war merkwürdig ernſt. So wie jedes der Schlachtopfer von der Leiter geworfen ward, vernahm man zitterndes Gemurmel auf allen Lippen, kurzes

Gebet für die arme, schuldbeladene, jetzt im Vorhofe der Ewigkeit anlangende Seele. Alle Zuschauer hatten die Mäntel geöffnet, andächtig kreuzschlagend über Stirn, Gesicht und Brust. Der einzige, von Natur oder Profession ganz empfindliche, war der Henker. Kaum das letzte Mal zur Erde gekommen, ordnete er mit ruhigem Bedacht jede Verzierung seines Anzuges, hob den verlorenen Hut wieder auf, suchte die Spuren des Strickes davon auszutilgen, zog eine halbgerauchte Cigarre hervor, machte Feuer und zündete sie an. Ja, die Blicke, welche er auf die Leichname warf, schienen eine gewisse Befriedigung auszudrücken. Es mag wohl in der menschlichen Natur liegen, stolz zu sein auf eine so gute Verrichtung. —

Das Volk zerstreute sich. Die Landleute bestiegen ihre Esel und trabten hinweg. Die Städter wickelten sich in ihre Mäntel und gingen heim. Auch ich säumte nicht. Das in mir vorherrschende Gefühl war ein gewisser Ekel an der Menschheit und mir selbst. Gewiß aber schien es mir, daß ein Schauspiel, wie dieses, nicht geeignet sein kann, die öffentliche Moral zu befördern, oder die Menschen besser und glücklicher zu machen.

Sechzehntes Kapitel.

Im Circus.

Vulkan und ſeine Cyklopen. — Menſchen und Stiere. — Vergnügen, Tanz und Blut. — Der Heroismus der Spanier.

Ich muß geſtehen, daß es die glücklichſte Zeit meines Lebens war, da ich noch ſo jung voll ſchwellender Lebenshoffnung, unbekannt mit den Intriguen der Welt, mit denen ich leider nur allzufrüh vertraut werden ſollte, unter dem Schutze eines biedern Mannes, voll Wiſſensgier und Lebreiſer, Madrid durchſtreifte, und ſo viele intereſſante Dinge ſah, die mir neu waren. Ich kam mir ſelbſt neu in dieſen Verhältniſſen vor, und Monſieur Francois ſagte vielleicht nicht mit Unrecht, daß ich auf dem Wege eine große Dame zu werden, mich bemühen müſſe, Dinge und Menſchen zu vergeſſen, die meine Zukunft, mein Lebensglück trüben könnten. Er ſelbſt wollte Madrid und Spanien verlaſſen, und nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, ſo ſchwer ihm auch die Trennung von mir werden würde. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, daß der gute Mann nach Frankreich ging, denn ich fürchtete ſtets, man würde ihn eines ſchönen Tages nach dem Carcel de la Corte zurückſchleppen, oder irgend eine unglückliche Bekanntſchaft würde ihn in eine ſchlimme Lage bringen. Monſieur Francois

beſchloß alſo, mich zu verlaſſen, für Reiſegeld war geſorgt, und er traf Anſtalten zu ſeiner Abreiſe.

Indeſſen verfloſſen über vier Wochen, ohne daß mein Mentor dahin gelangte. Seine Abreiſe verſchob ſich von Tag zu Tag. Immer fehlte noch dieſes oder jenes nothwendige Stück, oder er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich von mir zu trennen und wollte ſich nur noch vierundzwanzig Stunden an meinem Daſein weiden, und wie die Dinge ſonſt noch alle hießen, die er vorbrachte, um Aufſchub zu erlangen.

Ich bemerkte aber auch, daß Monſieur Francois auf meinen neuen Mentor ein wenig eiferſüchtig war, und wenn ich ihm die Dinge erzählte, die ich geſehen und kennen gelernt, dann verſetzte er ſtets ſehr geringſchätzend:

Pah — ich hätte Dir noch ganz andere Dinge gezeigt, Pita.

Gott weiß, welche Dinge ich in der That noch an ſeiner Seite erlebt haben würde, wenn das Verhängniß ihn mir nicht bald gewaltſam und auf eine höchſt geheimnißvolle Weiſe entführt hätte. Doch ehe ich an die Erzählung dieſer Thatſache gehe, will ich die Dinge, die ich inzwiſchen erlebt und geſehen, mittheilen.

Zunächſt hatte ich bald Gelegenheit einem jener großartigen Cirkusfeſte beizuwohnen, welche damals in großer Menge zu Ehren der Königin Iſabella, die damals noch ein ganz kleines Kind war, gegeben wurden. Es war ein Stiergefecht, eine feierliche Corrida, welche in eine mythologiſche Scene eingekleidet war. Vulkan ſollte mitten unter ſeinen Cyclopen und vor den Augen ſeines Rivalen, der ihm die ſchöne Leonore ſtreitig macht, die Rolle des Matadors ſpielen.

Der Cirkus füllt ſich; man verſichert, daß er zehntauſend Zuſchauer faßt. Die Loge der Königin iſt leer, aber ihr Portrait erſetzt ſie. Die politiſchen Autoritäten Madrids, umgeben von einem prächtigen Generalſtab, ſind auf ihrem Poſten. Zwei Reiter, ganz in Schwarz gekleidet, rücken im Schritt

heran. Vor der Loge des Gefe politico machen ſie Halt, ziehen ihre breiten Hüte und ſetzen ſie ernſt wieder auf. Das Gouvernement grüßt ſeinerſeits, worauf ſich die ſchwarzen Reiter entfernen. — Tauſende von Tüchern bewegen ſich ungeduldig.

Der bunte Schwarm der Bandilleros verbreitet ſich über die Arena, und läßt ſeine tauſendfarbigen Bänder im Winde flattern. Die beiden Picadores zu Pferde, der Eine aus Oviedo der Andere aus Valladolid, poſtiren ſich mit vorgeſtreckter Lanze zu beiden Seiten der Barriere. Der Erſte iſt in Karmoiſin mit langen Silberfranzen gekleidet. Auf ein Trompeten-Signal öffnet ſich die Barriere und ein ſchwarzer Stier ſtürzt hervor. Er heißt Marcenario und trägt ein Halsband von Blau und Roſa. Er hat lange ſpitze Hörner, einen dicken wilden Kopf, einen breiten Leib, feurige Augen und kurze Beine. In drei Sätzen iſt er mitten im Circus, die Phalanx der Bandilleros zerſtiebt; er dreht ſich um und ſtürzt auf den Reiter in Blau los. Mit einem Stoß hebt er Roß und Reiter auf, läßt ſie einige Augenblicke auf ſeinen Hörnern ſchweben, dann wirft er ſie hin, daß ſie einer auf den andern fallen. Er ſieht ſtarr auf den Mann, der zu ſeinen Füßen liegt, der aber bleibt unbeweglich und ſtellt ſich todt; der Stier geht vorüber. Das Pferd verſucht zuerſt, ſich wieder zu erheben, aber es fällt wieder auf die Seite — noch einige krampfhafte Zuckungen — und es iſt todt.

Indeß hat der Reiter in Karmoiſin mit der Beſtie angebunden. Er trabt umher, die Spitze der Lanze geſenkt; wie eben der Stier einen Sprung macht, ſenkt er ihm die Lanze in den Hals, die ſchwirrend ein Wimpel in der Wunde zurückläßt. Der Stier hat den Angriff mit einem wüthenden Stoß erwiedert, er preßt die Weichen des Pferdes gegen die Barriere und gräbt eine tiefe Wunde hinein, in der ſein langes Horn verſchwindet. Noch ſind Roß und Reiter auf den Beinen, aber aus der ungeheuren Wunde des Pferdes hängen die Eingeweide, und dennoch ſtürzt es von Neuem auf den

Feind. Bei dieſer Gelegenheit entrollen ſich die Eingeweide und ſchleppen auf dem Sande. Das Pferd verwickelt ſich in ſie mit dem Fuße und reißt ſie, ſeinen verzweifelten Lauf verfolgend, mit ſich fort. Die ſtarren Augen der Zuſchauerinnen ertragen unerſchrocken dieſen Anblick und von tauſend Lippen ertönt der Ruf: al toro! — Der gehorſame Picador führt zum letzten Male das arme caſtiliſche Pferd zum Kampfe, das mit brechenden Augen, Schritt für Schritt, ergeben, gleich einem Verurtheilten einhergeht. Dieſer Anſtrengung erliegt es. Aber auch der Picador erhebt ſich nicht wieder, und ſeine Unbeweglichkeit iſt keine Liſt. Er hat eine Wunde am Fuß erhalten, von der er betäubt iſt. Man trägt ihn ohnmächtig aus dem Kreiſe. Die Tücher bewegen ſich raſcher, die Ausrufer benutzen die Pauſe, um ihre Erfriſchungen anzubieten. Wer wünſcht Waſſer? — Denn ein fieberhafter Durſt vertrocknet die Lippen der jungen Mädchen und Aller, die zum erſten Male dieſem Schauſpiele beiwohnen.

Ein neues Trompetenſignal ertönt, der Matador erſcheint. In ſeiner Linken trägt er eine rothe Fahne, in der Rechten ein langes Schwerdt. So wie dieſer Menſch erſcheint, fühlt der Stier, daß der tragiſche Moment für ihn gekommen ſei. Die falſchen Angriffe der Bandilleros necken ihn nicht mehr; er hört auf, blind hinein zu ſpringen, er ſchont ſeine Kräfte und berechnet ſeine Stöße und hält ſich ſeinem Gegner nahe. Vier Schritte vor dem Matador, ſchwankt er zwiſchen Fahne und Schwerdt und bedroht bald eines, bald das andere mit ſeinen Augen. Endlich hat er entſchieden, er ſenkt das Haupt und ſtürzt ſich auf die Fahne. Dieſen Augenblick hat der Matador gewählt, ſein Schwerdt ihm in den Leib zu bohren, aber der Stier ſchüttelt es ab und wirft es blutend weithin in den Sand. Der Matador nimmt es auf und beginnt den Zweikampf vom Neuen. Fünfmal dringt das Schwerdt in's Fleiſch, und fünfmal wirft es das heldenmüthige Thier in die Arena. Ziſchen und Flüche erheben ſich von allen Seiten, eine gewiſſe Wuth bemeiſtert ſich aller Zuſchauer. Der Ma-

tador fühlt, daß er ein Ende machen muß. Noch einmal stürzt der Stier auf ihn los, und diesmal verschwindet das Schwerdt mit einem furchtbaren Stoße ganz in seine Brust.

Nichts ist befremdender, als die Ruhe, die sich nun über die fluthende Menge legt. Der hohe Muth des Stiers zeigt sich bis zum letzten Momente, er springt nicht mehr, aber er weicht nicht zurück. Das Schwerdt, von dem der Griff nur zu sehen ist, im Leibe, schreitet er vorwärts, bohrt seine Hörner in die Erde und droht noch immer. Man umringt ihn, er streckt den Kopf nach allen Seiten, und trifft endlich auf eines der todten Pferde. Da bleibt er stehen und läßt sich nieder, ruhig und kauernd, aufgerichteten Hauptes, wie unter den Blumen seiner heimischen Gefilde an den Ufern des Guadalquivir. Der Matador naht sich ihm von hinten, und tödtet ihn vollends durch einen Dolchstich. Sechs friedliche Maulthiere, königlich angeschirrt, treten auf das Schlachtfeld und ziehen unter Trompetenschall den Leib des gefallenen Helden über den Sand.

Der zweite Stier, sein Name ist Peinado, und sein Halsband blau und weiß, stürzt mit derselben Wuth hervor, wie der Erste, er ist ebenfalls schwarz und hat einen weißen Streifen auf der Brust. Aber bald zeigt er den entgegengesetzten Charakter seines Vorgängers. Der Picador erwartet ihn stolz, und schon beim ersten Stiche läßt er die Lanze in der Brust. Anstatt nun vorwärts zu stürzen, weicht der Stier zurück. Ein allgemeines Hohngelächter ertönt von allen Seiten des Amphitheaters. Der Stier weicht weiter zurück, und mit einem Seitensprunge streckt er verrätherischer Weise den Reiter und sein Pferd in den Sand. Dieser treulose Angriff stellt nur auf einen Augenblick seinen Ruf wieder her. Der Wespenschwarm der Bandilleros fällt ihn an. Fuego! los perros! — Feuer! Hunde! — tönt es aus allen Ecken. Man wirft ihm ein Halsband wie aus Pfeilen über. Diese Pfeile tragen kleine Geschütze, die über der Wunde losbrennen. Der Stier, eschreckt, zerfleischt, trunken, wie toll vor Wuth,

über jene Explosion, die ihm das Innere verbrannt, dreht sich um sich selbst. Schweiß, Schaum, Feuer, Blut sprühen aus Mund und Nase. Seine Augen leuchten wie Feuerbrände in seinem schwarzen Kopfe. In seiner unaussprechlichen Wuth stürzt er sich auf die Zuschauer, überspringt die Barriere und verschwindet im Corridor. Von Neuem schießt er auf den Kampfplatz, und ein einstimmiges Brüllen ertönt aus der Menge. Die Seele des Stiers scheint in die Versammlung gewandert. Die blutigen Blicke des ganzen Volkes verfolgen, blenden die wüthenden des Thiers. Jupiter als Stier, die brüllende Isis, die Centauren, all' diese Bilder kommen mir aus dem Dunste von Schweiß und Blut, die ich athme.

Endlich wandert die zornige Seele der Menge in das Herz des Bucetauren und berauscht ihn. Die Schande, zum Schmerz sich gesellend, bringt seine Wuth auf's Höchste. Mit blindem Ungestüm stürzt er sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt, auf ein Stück Papier, eine Orangenrinde, einen Lappen, auf die todten Pferde, die er von Neuem feige verwundet. Von Blut triefend, läuft er in der Arena umher und fliehend fleht er um Gnade. La media luna — den Halbmond! antwortet brüllend die Menge, die ihm einen schimpflichen Tod zugedacht. Ein Bandillero kommt mit einer Art von Sense und zerhaut von hinten die Kniekehle des Feigen. Das mächtige Thier fällt und schleppt sich auf den Knieen um den Cirkus. Da stürzt eine Menge von Zuschauern voll Wuth und Verachtung in die Arena; sie fallen über die blutende Fleischmasse her und reiten darauf, das Thier zieht noch einige Zeit diese Last von Wüthenden, bis es ermattet niedersinkt.

Was bis jetzt geschehen war, sollte nur ein Vorspiel zu dem Triumphzug des Vulkan sein, der auf einem Wagen erschien, an welchem zwanzig Cyclopen gespannt waren. Vulkan zeigte unter seinem Purpurmantel eine ganz castilische Gravität, und die Cyklopen erhielten, so gut es ging, ihr großes Auge mitten auf der Stirn. Nach einem heroischen Umzuge beginnen die Schmiede von Lemnos nach dem Takte

der Riego-Hymne die Lanze des Gottes zu schmieden. Als diese Vorbereitungen getroffen waren, läuft der schrecklichste Stier, den je die Küsten von Samothrace erzeugten, in die cyclopische Versammlung ein, der Gott springt hinaus aus dem Wagen, die Schmiede zerstieben, der Stier stürzt sich auf den Wagen, auf die Werkstätte und bricht Alles in Stücke. In der Verwirrung stürzt ein Cyclope, der Stier kommt auf ihn los, stößt ihn ein-, zweimal mit der Stirn, drückt ihn in den Sand und springt zurück. Ich hoffte, daß nach der gewöhnlichen List, der Verwundete sich wieder aufrichten würde; aber nein, es muerto, sagte ruhig mein Nachbar zu mir, und die traurige Schaar trug den Entseelten zur letzten Oelung. Nicht ein Blick wandte sich weg von dem schrecklichen Schauspiel; man war zu begierig, zu wissen, ob der Gott rasche Rache nehmen würde. Er hält ein kurzes, griechisches Schwert in der Hand, geht in erhabenem Schritt auf den Stier los, stellt sich drei Schritte von ihm auf, breitet seinen Mantel wie eine Fahne aus, verfehlt, stößt wieder und senkt sein Schwert bis zum Griff in das Thier. Der Stier steht unbeweglich, wie eingewurzelt, wie zu Erz geworden, auf seinen vier Füßen. Nach einem Augenblick knickt er zusammen. Ein langes Beifallklatschen erhebt sich.

Kaum haben Maulthiere den Leichnam fortgezogen, als man Castagnetten klappern hört. Die Barriere öffnet sich von neuem; ein langer Zug von Tänzern und Tänzerinnen tritt hervor, getheilt in so viel Gruppen, als Spanien Provinzen hat. Jede dieser Gruppen trägt die Tracht einer Provinz. — Man sieht Basken mit langen Zöpfen auf den Schultern, Valencianer, halbe Araber mit Burnus, Catelonier mit breiten bunten Gürteln, Asturier und Galicier in schwarzen Mänteln. Die reichsten und glänzendsten sind die Andalusier mit den breiten Hüten, den bunten Stickereien und Stahlkettchen. Alle ziehen in feierlichem Schritt vorüber, und das Volk betrachtet sie mit Stolz; auf dem noch rauchenden und blutigen Boden beginnen die Tänze. Der Fadango, der Bolero wie-

gen sich in hinreißender Einfachheit. Die aragonische Jota erinnert an die edlen Bechantinnen auf den antiken Vasen. Vom Leichtsinn zum Ernst, vom Ernst zur Sehnsucht, zur Begeisterung, zur Ausgelassenheit durchläuft der Tanz alle Färbung des spanischen Charakters. Ein Moment ergriff die Versammlung. Jeder andalusische Tänzer beugt sich zur Erde, gleichsam um Blumen zu pflücken, die er darauf auf das Haupt seiner Tänzerin streut, dann stützt er den gesenkten Kopf auf den Rücken seiner Hand, die Elbogen auf die Schulter seiner Andalusierin und steht, ohne sich zu bewegen: O, schweigende Träume, Gedanken der Liebe am Abend eines andalusischen Tages unter den Siernen Granadas! welcher Dichter wollte auch besser malen? Der Adel, die Anmuth, die Begeisterung in dieser einen Bewegung ergriffen auf einmal alle zehntausend Zuschauer. Dieses zerstückelte, zerrissene Volk, das so lange seine Einheit vergeblich suchte, fand sie jetzt in diesem nationalen Instinkt für Schönheit und Liebe. Nicht ein Mensch war in der Menge, der nicht jene Poesie ohne Worte vollempfunden hätte. Die Phantasie verschwisterte alle Provinzen des alten Spaniens, ein Blitz des Glückes erhellte die Massen.

Wieder erschienen Stiere und die Tänzer mischen sich unter die Zuschauer. Diesmal sind die Spitzen der Hörner durch aufgesetzte Kugeln unschädlich gemacht. Mit Ungeduld hatten die aficionados, d. h. die Dilettanten unter den Zuschauern, diesen Augenblick erwartet. Junge, gewandte Männer füllen die Scene, machen Fahnen aus ihren Mänteln und fordern das Thier heraus. Man greift an, fällt, stellt sich todt, richtet sich auf, greift wieder an und ermüdet den Stier. Endlich zieht eine Heerde von Arbeitsrindern mit klingenden Glöckchen über den Kampfplatz. Vor diesem friedlichen Geläute verstummt der Krieg. Der Stier weicht erschöpft zurück, die Menge verschwindet durch die dreißig Ausgänge des Cirkus, lange Schatten fallen auf die Fläche, die Nacht ist da.

Ich aber bleibe noch eine Weile an meinem Sitz genagelt,

alle Glieder ſind mir wie vom Fieber durchzittert. Dieſes Gemiſch von Mord und Anmuth, von Kampf und Tanz hatte mich erſchöpft und verwirrt. Noch ſehe ich das ſpritzende Blut, das bezaubernde Lächeln, die krampfhaften Todeskämpfe, die Wiegungen des Fadango, die offenen Wunden und die träumenden Andaluſier. — — —

Dieſes Schauſpiel, das ſo tief in die Sitten wurzelt, iſt kein Nationalvergnügen, es iſt eine Inſtitution. Im Geiſte des Volkes begründet, ſtärkt und ſtählt es, aber verdirbt es nicht. Wer ſagt, ob nicht die beſten Tugenden des ſpaniſchen Volkes, die Todesverachtung und die Ausdauer durch das Beiſpiel der toros wach erhalten werden? In den Nibelungen badet ſich Siegfried in dem Blute eines Ungeheuers, um unbeſiegbar zu ſein. Weder der ſanfte Hauch des Südens noch die milden Sitten der Mauren, noch die Mönchsherrſchaft haben die Spanier verweichlichen können. Der Stier hat ihren Muth großgezogen und in ihren heißeſten Schlachten an ihrer Seite gekämpft. Bekränzt ſeine Stirn mit einem Bande von Silber und Gold, denn er hat Mahomed und Napoleon beſiegt! —

Siebzehntes Kapitel.

Der Escribano.

Mein Standpunkt häßlichen Männern gegenüber. — Der industrielle Alkalde. — Spanische Justizproben.

Einmal in die große Welt eingeführt, machte ich bald sehr viele interessante Bekanntschaften.

Bis jetzt war mir Monsieur Francois das non plus ultra der Originalität gewesen, ich hatte mich fast in ihn verliebt, weil er gar so seltsam war, selbst an seine Häßlichkeit hatte ich mich gewöhnt.

Wir Frauen und Mädchen sind seltsam. Es liegt uns gar nicht so fern, uns in häßliche Männer eben so zu verlieben, wie in schöne. Auf das weibliche Geschlecht scheint Wohlbildung des Antlitzes einen geringereren Einfluß auszuüben, als auf das männliche.

Aber bald fand ich, daß die Häßlichkeit durchaus nicht so selten bei den Männern ist, um sich von ihr allzusehr interessirt zu fühlen. Auch giebt es genug Sonderlinge und seltsame Käuze unter ihnen, ich habe in kurzer Zeit viele kennen gelernt, und hoffe meine Leser mit der Personalbeschreibung dieser Leute zu ergötzen.

Was ich aber hier erwähnen wollte, ist, daß Monsieur

Francois mir jetzt weniger wunderlich, und weniger häßlich, und weniger seltsam vorkam, und daß er meinetwegen abreisen konnte, ich würde mich nicht sehr gegrämt haben. Aber er war mit seinen Reise-Vorbereitungen noch immer nicht fertig, und ich glaubte, er würde bis zum jüngsten Tage wohl nicht zu Stande kommen.

Verdenken konnte ich's ihm nicht. Er hatte es gut bei mir, und meine Freunde nannten ihn meinen Großpapa. Dieser Titel machte ihm viel Spaß und er sagte immer: er glaube, daß ich in der That seine rechte Enkelin sein müsse.

Monsieur Francois besaß viel Phantasie — und es wäre keine Unmöglichkeit gewesen, daß er geglaubt hätte — ich wäre seine Tochter oder seine Frau oder seine Mutter.

Wenn ich mich so lebhaft in diese Zeit zurückversetze, und alle Gestalten, die Schatten der Vergangenheit an mir vorüberziehen lasse, wenn ich mir die glücklichen und unglücklichen Stunden zurückrufe, die ich in dieser Knospenzeit meines Lebens verlebte, dann ergreift mich eine tiefe Wehmuth, und ich frage mich, was wohl für den Menschen besser ist: niemals geboren zu werden oder niemals zu sterben.

Ich habe Männer aus allen Ständen und aus allen Schichten der Gesellschaft kennen gelernt, durch diese Männer wurde ich mit den Zuständen vertraut, und ich muß gestehen, daß ich mich schon früh zu dem Standpunkt emporhob, wo uns mehr die Gesammtheit als das Individuum interessirt. —

Mit einem Worte, ich wurde Kosmopolitin und das höchste Interesse erweckte in mir die Menschheit in ihren Combinationen — die Gesellschaft. —

Man wird daher in meinen Memoiren Aufschlüsse über viele Dinge finden, die sonst einem Weibe unoffenbart zu bleiben pflegen, und ich glaube, wenn mein Wissen nur ein wenig meiner Wißbegierde gleicht, wird Niemand dieses Werk aus den Händen legen — bis es zu Ende ist.

Kaum war es bekannt, daß ich gesonnen sei, und Aussicht dazu hätte, beim Königlichen Theater eine Anstellung zu erhalten, da wurde ich auch von einer Klasse Menschen umlagert, die den Anspruch machen, jede Künstlerin tagtäglich einige Stunden langweilen zu dürfen.

So fanden sich bei mir Militairs, Schriftsteller, Beamten, Edelleute und Narren aller Grade und jeder Klasse ein, und durch die Eifersucht, mit welcher sich diese Leute gegenseitig betrachteten, wurde mein Blick geübt, meine Beobachtungsgabe geschärft, meine Menschenkenntniß erweitert.

Der Engländer wurde durch Familien-Angelegenheiten in sein Vaterland zurückgerufen, aber seine Freundschaft sorgte auch dann noch für mich, indem er mir Freunde zurückließ, welche mich mit Rath und That bei allen meinen Schritten unterstützten.

Der erste Mann, welcher mir einen sehr ernstgemeinten Heirathsantrag machte, war ein Escribano.

Was das ist? — Allerdings eine merkwürdige Menschenklasse, zu welcher Individuen, die also benannt werden, gehören. Sennor Pinkazi aber war ein Wunderthier unter diesen Leuten. Doch will ich erst von der Gattung reden, ehe ich zu diesem Herrn selbst übergehe. Man pflegt, wie ich's im Auslande oft gehört habe, von abnormen Zuständen zu sagen: das ist spanisch. Hätte ich mein Vaterland weniger gut gekannt, ich würde es für eine Schmeichelei genommen haben — aber ich muß bekennen, daß in Spanien alles spanisch ist, und daß der Escribano und die Justiz, mit der er in so enger Berührung steht, dem Leser einen Begriff geben wird, in welcher antediluvianischen Verfassung die Zustände in diesem von der Natur so sehr gesegneten Lande sind.

Ein Escribano ist in Spanien ein sehr mächtiger Mann, der Unausweichliche, dem man bei tausend Gelegenheiten in die Hände fallen muß. —

Das Amt eines solchen Mannes ist schwer zu definiren. Er hat etwas vom Gerichtsschreiber, vom Untersuchungsrichter,

vom Notar und vom Referendarius. Verheirathest Du Dich, so macht der Escribano den Ehekontrakt, kaufst Du ein Gut, legalisirt er den Kauf-Kontrakt, hast Du einen Prozeß, so kannst Du ihn nur durch den Escribano führen. Ist Dir in einem Augenblicke des Jähzorns das Unglück widerfahren, Deinen besten Freund zu verwunden, so muß der Escribano Dir Beistand leisten, denn er allein hilft Dir aus der Verlegenheit. Er ist es, der genau weiß, wie das Herz eines harten Richters zu rühren ist, der Dir auf's Haar sagen wird, wie viele Realen der Mord eines Mitmenschen kostet, der Dich endlich, wenn Du ihn zur Genüge ermuthigst, aus der Hölle selbst erlösen kann. Die dickste Kerkermauer vermag nicht der Gewalt des Escribano zu widerstehen. Uebrigens ist er ein Mann von Gewissen, der auf Lage und Mittel eines Jeden Rücksicht nimmt. ein armer Teufel braucht ihm nur wenige Unzen in die Hand zu drücken; ein Reicher kommt allerdings nicht so wohlfeilen Kaufes, und — nicht so bald davon; aber das ist auch nicht mehr als billig. Der Beruf des Escribano gehört nun einmal nicht zu den brodlosen Künsten. Einige Madrider Escribanos sind sogar Millionäre geworden.

Aber ganz abgesehen von der Bestechlichkeit, die in Spanien überall zu treffen ist, so enthält auch schon das Gesetzbuch dieses Landes, eine Menge Keime zu Mißbräuchen. Namentlich herrscht in der Criminal-Gesetzgebung ein Geist der Fiscalität, dessen Kleinlichkeit zu der sprichwörtlichen Grandezza des altspanischen National-Charakters einen lächerlichen Contrast bildet.

Ein Mensch wird auf der Straße von Mördern angefallen; er ruft um Hülfe. Es ist noch ziemlich früh am Abende, die Straßen sind noch belebt, die Thüren der Häuser offen, und man sieht Licht an den Fenstern. Ereignete sich etwas dieser Art, in andern civilisirten Städten, so würde Jeder auf das Geschrei des Opfers herbeieilen; in einem Nu wäre ein Haufe Volks beisammen und das ganze Revir wäre in Allarm.

Was geschieht aber unter solchen Umständen in einer spanischen Stadt? Jeder Vorübergehende eilt, so schnell er kann, von dem Schauplatze des Gräuels weg; die Thüren werden verriegelt, die Lichter ausgelöscht, und die Straße ist in weniger als einer Minute wie ausgestorben. Vergebens verdoppelt der Unglückliche sein Jammergeschrei; keine Seele kommt ihm zu Hülfe, und die Mörder können ihr Verbrechen in größter Sicherheit vollenden. Woher aber nun dieser empörende Egoismus? Fürchtet man die Mörder? Nicht doch. Persönliche Feigheit ist dem Spanier fremd. Man fürchtet die Justiz! Läßt Du Dich von einem unwiderstehlichen Gefühl der Menschenliebe fortreißen, dem Bedrängten beizustehen, und kommen die Beamten der Justiz dazu, so wirst Du gleich als Zeuge festgenommen, und trifft es sich denn unglücklicher Weise, daß der Gemordete oder seine Familie nicht im Stande ist, die Gerichtskosten zu bezahlen, so verlangt man das Geld von Dir! Die Justiz allein ist also für den begangenen Mord und für das egoistische Davonlaufen der Zeugen verantwortlich.

Zu Madrid wurde im vergangenen Jahre auf öffentlicher Straße ein armer Greis ermordet. Die Justiz ließ den Sohn des Gemordeten kommen, und fragte ihn, ob er als Ankläger auftreten wolle? „Was — ich als Ankläger? versetzte dieser erschrocken, „Sie irren sich, die Sache geht mich gar nichts an, ich bekümmere mich nicht darum." Der arme Teufel war zu entschuldigen. Wär' er als Kläger aufgetreten, so hätte ihn die Justiz rein ausgeplündert und seine ganze Habe confiscirt.

Eben so wird z. B. der Militair-Dienst in gewissen Fällen als eine Leibesstrafe betrachtet. Das Tribunal verurtheilt Dich, eine bestimmte Zahl von Jahren in der Armee zu dienen. Dagegen gelten Zwangsarbeiten gar nicht für absolut entehrend, vielleicht schon deshalb, weil mit dieser Art von Bestrafung ein heilloser Mißbrauch getrieben wird.

So schämt sich kein Chinese seiner Tracht Bambushiebe,

wenn er ſie in Form Rechtens empfangen hat. Ich lernte ſpäter einen Kaballero kennen, der friſch von der Galeere kam, und, als hätte er eine bloße Luſtreiſe gemacht, die unterbrochene Redaction eines Blattes in Madrid rüſtig fortſetzte, ja, von Mendizabel ſelbſt ermuthigt wurde, die öffentliche Meinung recht anzufeuern.

Der pittoreskeſte Zug der Spaniſchen Juſtiz-Behörden muß man aber in ihrem Verhältniſſe zu Räubern und Spitzbuben ſuchen. Wer erinnert ſich nicht des Gil-Blas, ſeiner Verhaftnehmung und des Verhöres, das er zu beſtehen hatte, nachdem er die Höhle verlaſſen hatte? Welchem Leſer dieſes weltbekannten Buches iſt nicht Capitain Rolando gegenwärtig, wie er als Alguazil mit jener berüchtigten Geſellſchaft Kateloniſcher Subjecte eine lebhafte Korreſpondenz führt? Nun wohl, wenn Gil-Blas jetzt einmal einen Blick auf Spanien würfe, fände er in ſeinem Vaterlande nur Weniges verändert. Er würde ſich gleich überzeugen, daß die Alkalden*) und Escuiteros unſerer Tage der Korregidoren unter Philipp III. vollkommen würdig ſind. Ja, er würde ſogar die ſociale Stellung der Diebe und Banditen und die Sicherheit, deren ſie ſich bei Ausübung ihres Gewerbes erfreuen, um Vieles geſteigert finden. Der Räuber wird jetzt nicht mehr von der bewaffneten Macht der heiligen Hermandat incommodirt. Von ihren alten Vorurtheilen zurückgekommen, unterhandelt die Juſtiz, ſtatt drein zu ſchlagen und beweiſt den Vagabunden die zarteſte und rührendſte Schonung, oder ſie bedient ſich

---

*) Die Alkalden ſind nicht mit den Alkayden zu verwechſeln, denn ein Alcayde iſt ein Kerkermeiſter oder auch ein Feſtungs-Kommandant. Der Alcalde dagegen hat die Verpflichtungen eines Maire oder Polizei-Commiſſarius, deſſen Urtheil jede ſtreitende Partei vor Einleitung ihres Prozeſſes unterworfen werden muß.

ihrer gar als Werkzeuge, um sich zu bereichern. Einige Beispiele, die mir gerade nahe liegen, werden dies genügend beweisen.

An der Grenze von Valencia und Nieder-Arragonien residirte ein Alkalde, der eine ganz sinnreiche Art der Rechtspflege erdacht hatte. Die Geldbuße, welche der Spitzbube erlegen mußte, ward in drei Theile getheilt; davon war einer für den Alkalden, der Andere für die Angeber, der dritte für die Richter am Königlichen Gerichtshofe. Nun aber berechnete der erwähnte Alkalde das durchschnittliche Facit dieser Geldbußen und ersann in Folge dessen einen seltsamen Akkord mit dem Gerichtshofe. Kraft desselben verpflichtete er sich, Jahr aus, Jahr ein eine bestimmte Summe zu zahlen, die dem Durchschnitte-Einkommen vom Räuber-Gelde gleichkam und nahm die Verantwortung für alle mögliche Folgen auf seine Schultern. Nachdem dieser Handel abgeschlossen war, ging unser Alkalde nach folgendem Plane zu Werke. Er brachte sein Polizei-Personal auf bessern Fuß, ermuthigte die Angeber und verhaftete so viele Diebe, als er nur aufgreifen konnte. Steckten diese Leute erst im Gefängniß, so zapfte er so lange an ihnen bis sie keinen Heller mehr übrig hatten. Glaubt Ihr nun, der Alkalde hätte seine Gefangenen dann auf die Galeeren geschickt? O nein, so einfältig war er nicht. Er ließ den Räuber, ausgesogen wie er war, wieder laufen; dieser eilte wie ein hungriger Wolf auf die Landstraße, trieb sein altes Gewerbe von jetzt an mit verdoppeltem Eifer und verschaffte sich in wenigen Monaten Proviant genug für zwei Jahre. Inzwischen liefen von allen Seiten bittere Klagen und flehentliche Bitten bei dem Alkalden ein, der würdige Mann blieb aber unempfindlich, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Endlich, wenn er überzeugt sein konnte, daß der Bandit sich wieder vortrefflich herausgearbeitet habe, da erwachte er plötzlich aus seiner Lethargie und traf so bewunderungswürdige, kluge Maßregeln, daß der Held von der Heer-

ſtraße ein zweites Mal in ſein Netz gerieth. Nun kam es zu einem neuen Aderlaß, der nicht minder ergiebig als der erſte war, und nach einigen Monaten ließ den Räuber ſein guter Stern, d. h. der Alkalde abermals entwiſchen, ehe noch ſeine Sache vor den Richter gebracht worden war. Dieſem ſinnreichen Syſteme verdankten die Richter ihre regelmäßige Bezahlung, der Alkalde wurde reich und Jedermann war zufrieden, das Publikum allein ausgenommen. Ich weiß nicht, wie lange der würdige Mann ſein Weſen trieb, doch fürchte ich, daß die indiscrete Oeffentlichkeit, die er ſeinen Ideen gab, ihm auf die Länge geſchadet haben dürfte.

Ungefähr um die nämliche Zeit ereignete ſich etwas eben ſo Charakteriſtiſches an der Grenze von Murcia und Valencia. Ein franzöſiſcher Pferdehändler kehrte in einer Geſchäftsreiſe nach Valencia zurück, ſeine Reiſe war einträglich geweſen und er führte viel Gold bei ſich. Als dieſer Mann in dem Grenzorte Elda ankam, forderten ihm ſechs National Gardiſten ſeinen Paß ab, und obgleich dieſer in beſter Form war, ſo mußte der Reiſende es ſich doch gefallen laſſen, daß die ſcrupelhaften Wächter der öffentlichen Ordnung ihn arretirten. Angeblich wollten ſie den Fremden zum Alkalden des Ortes führen, aber ſtatt deſſen brachten ſie ihn außerhalb der Stadtmauer, raubten ihm ſein Geld und verſetzten ihm ſo viele Bayonnetſtiche, daß er für todt liegen blieb. Zum Glücke war keine ſeiner Wunden tödtlich, er kam wieder zur Beſinnung und ſchleppte ſich, ſo gut er konnte, bis zur Stadt, wo man ihn ſogleich in's Gefängniß brachte. Bald darauf wurde er zwar wieder entlaſſen aber von ſeinem Gelde war keine Rede. Als der Unglückliche nach Valencia kam, reichte er ſofort beim franzöſiſchen Conſul ſeine Klage ein, der Conſul drang auf eine gerichtliche Unterſuchung, und die National-Gardiſten wurden frei geſprochen.

Auf näherer Erkundigung erfuhr man, daß die Ange-

klagten ihre Richter nach jeder Seſſion bewirthet und mit ihnen dinirt hatten. Der Konſul wendete ſich nun an die oberſte Behörde in Madrid; von dort ſchickte man einen außerordentlichen Inquirenten und die Schuld ſeiner Vorgänger lag bald klar am Tage. Dieſe erhielten einen Verweis, aber man ließ ſie ruhig in ihrem Amte.

Was die ſechs ehrenwerthen Beſchützer der öffentlichen Ordnung betrifft, ſo kamen auch ſie ſehr glimpflich davon.

Achtzehntes Kapitel.

Auf den Knieen.

Eine kleine Komödie, in der Monsieur Francois eine Rolle spielte. — Sennor Pinkazi. — Eine Beichte. — Liebesschwüre.

Sennor Pinkazi war so glücklich, ein sehr ehrenwerthes Mitglied in der harmonischen Kette der spanischen Rechts-Institute zu sein, und er war stolz genug, von sich zu behaupten: Er wiege alle Rechtswissenschaft auf.

Die Welt meinte er, könne nur dann vollkommen glücklich sein, wenn es nur ein Spanien gebe, und in diesem Welt-Spanien nur ein Escribano, nämlich Sennor Pinkazi.

Und was sollen denn die übrigen Menschen sein? fragte ich lachend, Prozeßführende, nicht wahr?

Er blickte mich sehr zärtlich an und versetzte schmachtend: Lauter kleine, süße Pepiten.

Herr Pinkazi glaubte, etwas sehr Galantes gesagt zu haben und ich durfte ihn nicht unenttäuscht lassen. Ich versetzte also:

Es ist möglich, daß in diesem Falle die Welt, d. h. die kleinen, süßen Pepiten sehr glücklich sein würden, weil —

Der Sennor Escribano lächelte voll schmeichelhafter Erwartung.

Weil, sagte ich also, dann nur ein Narr existiren würde, ein einziger Welt-Hofnarr, Sennor Pinkazi.

Der Escribano, weit entfernt böse zu sein, lachte laut auf. —

Diese Art Leute haben ein zähes Ehrgefühl.

Sie haben so hübsch gesprochen, sagte er, daß ich dafür wahrlich einen Dank verdient habe.

Allerdings, versetzte ich, sehe ich nicht ein, warum Sie Ihre Ohren umsonst verleihen sollen, und noch dazu für solche Complimente.

Ach, sagte er tief aufseufzend, Sie wissen, daß ich ganz der Ihre bin, und daß Sie mit mir machen können, was Sie wollen.

Was ich will? Ist das Ihr Ernst, Sennor Pinkazi? —

Mein vollkommener Ernst, sagte er, indem er vor mir mit einem höchst komischen Pathos niederkniete.

Gut, sagte ich, eine ernste Miene annehmend, ich befehle Ihnen, in dieser Stellung zu verharren, so lange es mir gefällt.

O, mit größter Wonne! rief der Escribano und suchte seine Stellung so theatralisch als möglich zu machen.

Aber ich mache eine Bedingung, fügte er nach einer Weile etwas kleinmüthig hinzu.

Ihre Unterwerfung ist unbedingt geschehen, vrrsetzte ich, jedoch ich will es nicht so genau nehmen, sprechen Sie Ihre Wünsche aus.

Auch Sie müssen in derselben Stellung verharren.

O, wenn Sie verlangen, so kniee ich ebenfalls nieder.

Ob ich das verlange? — Mit Innigkeit Sennora.

Es war inzwischen dunkel geworden, und da Sennor Pinkazi den Rücken den Fenstern zukehrte, konnte er nichts mehr genau erkennen.

Ich hörte, daß Monsieur Francois nach Hause kam.

Ich will mich nur einen Augenblick entfernen, sagte ich

und stehe gleich wieder zu Ihren Diensten. Ich hoffe aber, daß Sie meinem Gebote nicht ungehorsam werden.

Ich soll knieen auch während Sie draußen sind? — fragte er mit kläglicher Stimme.

Das gefällt Ihnen nicht, Sennor?

Nein — nicht ganz, meine Schöne, versetzte er, indem er sich seine Kniee rieb.

Sie stellten sich mir unbedingt zur Verfügung und zittern vor dem geringsten Märtyrerthum? Aber es hilft Ihnen nichts, Sie bleiben so, bis ich wiederkehre.

Mit diesen Worten ging ich hinaus, und ungefähr nach fünf Minuten, während welcher Zeit Sennor Pinkazi in seiner Stellung verharrte, trat Monsieur Francois ganz leise in's Zimmer und kniete dicht vor dem Escribano nieder.

Er machte eine höchst komische Figur der Monsieur Francois, denn er trug seine hohe Mütze wieder, und sein Gesicht war bedeckt.

Ich stand horchend an der Thür.

Ah — sind Sie wieder da, rief Sennor Pinkazi, die Arme ausstreckend — und im Finstern, das ist sehr freundlich von Ihnen.

Mit diesen Worten streckte der Escribano die Arme nach seinem knieenden Vis-à-vis aus. Monsieur Francois gab ihm aber seiner Instruction gemäß, einen etwas derben Schlag auf die Hand.

Ei — das thut weh. Sieh mal, wer hätte solche Kräfte bei Ihnen geglaubt! rief Pinkazi. Aber — so gefährlich Sie auch sind — ich messe mich doch mit Ihnen.

Ich schlich mich jetzt leise hinter Francois hin; da ich die Thüre, welche nach meinem Schlafgemach führte, auf gelassen hatte, konnte dies ganz geräuschlos geschehen.

Ich glaube, Sennor, sagte ich, Sie würden dabei den Kürzern ziehen.

Wollen wir's versuchen? —

Nein!

Sie befehlen alſo, daß ich in meiner jetzigen Stellung ganz ruhig verharren ſoll?

Ja, ſo lange, bis Sie gebeichtet haben.

Was ſoll ich beichten?

Erſtens — wie viele falſche Liebesſchwüre Sie ſchon in Ihrem Leben gethan haben? —

Nicht einen einzigen, mein Herz.

So? Das iſt eine Lüge. Jeder Mann in ihrem Alter hat wenigſtens ein halbes Hundert dergleichen auf dem Herzen.

Ach — Pepita — ich bin noch unſchuldig wie ein Kind.

Nun, ſo beichten Sie, wie viel ungerechte Prozeſſe Sie auf hinterliſtige Weiſe gewonnen haben.

Nicht einen einzigen — auf Ehre.

Schändliche Lüge, Sennor. Ich laſſe Sie nicht eher aufſtehen, bis Sie die Wahrheit ſagen.

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll — ſo muß ich zugeben, daß mir eher ein falſcher Liebeseid, als ein ungerechter Urtheilsſpruch und Prozeß, entſchlüpft iſt.

Ah — Sie machen Zugeſtändniſſe — dafür werde ich Ihnen Dank wiſſen. Je offener Sie ſich zeigen — je mehr fühle ich mich zu Ihnen hingezogen.

Sie würden mir alſo nichts verweigern, wenn ich Ihnen offene Geſtändniſſe ablege?

Nichts.

Nun wohlan, ich habe drei Choriſtinnen vom Theater del Principe ein Heirathsgelöbniß gemacht —

Und natürlich nicht gehalten.

Ich wollte ſie allerdings ehelichen — ganz gewiß, meine Liebe — aber ſie ſtarben vor der Hochzeit.

Weiter.

Eine junge Wittwe, die einen Laden in der Toledo-Straße hat — hatte einſt die Meinung, daß ich ſie ehelichen würde —

Weil Sie ihr die Ehe verſprachen.

Allerdings — aber es war keine Möglichkeit, mein Wort zu halten, denn die Tochter verliebte ſich in mich —

Der Sie ebenfalls die Ehe verſprachen —

Allerdings — aber ich konnte auch ſie nicht heirathen, aus Rückſichten für die Mutter —

Und die Mutter nicht aus Rückſicht für die Tochter.

Ja, ſo war es in der That.

Nur weiter.

Dann hatte ich ein Verhältniß mit einer ſchönen Andaluſierin —

Die Sie auch zu heirathen verſprachen —

Freilich — allein ſie wollte mich nicht. —

Weiter.

Ach, Pepita — Sie quälen mich — laſſen Sie mich Alles in Allem ſagen, indem ich bemerke, wenn ich Hunderttauſende von Schwüren gethan hätte, Hunderttauſend der ſchönſten Jungfrauen zu ehelichen, mit Hunderttauſenden im Vermögen — ich würde doch nicht umhin können, in dieſem Augenblicke eidbrüchig zu werden — und die Schuld trügen Sie allein.

Soll das eine Liebeserklärung ſein?

Wenn Sie damit zufrieden ſind.

Und Sie werden mich ganz gewiß heirathen?

Bei allen Heiligen —

St — ich glaube Ihnen ohne Schwur. Wann ſoll die Trauung ſein? —

Morgen, wenn Sie wollen.

Ich will auf der Stelle.

Ach — Sie wiſſen recht gut, daß das nicht geht, daß gewiſſe Förmlichkeiten dabei beobachtet werden müſſen, die einige Zeit erfordern.

Ach — das iſt wahr, da muß ich mich noch gedulden.

Aber nichts deſto weniger können wir jetzt die Verlobung feiern.

Freilich, ich ſehe nicht ein, was uns daran hindert.

Sie machen mich zum Glücklichſten der Menſchen! rief der Escribano jetzt in voller Extaſe und rutſchte ganz nahe zu Monſieur Francois hin.

Ich trat leiſe in mein Kabinet zurück, und blieb an der Thüre ſtehen.

Es wurde mir entſetzlich ſchwer, das Lachen zu verbeißen, wie ich den Escribano und Monſieur Francois jetzt in inniger Umarmung ſah. Oder vielmehr ich ſah nichts, aber ich hörte Küſſe, und meines Mentors glattes Geſicht unterſtützte vortrefflich die Illuſion des Sennor Pinkazi. Monſieur Francois wußte ſeine Rolle vortrefflich zu ſpielen, und bald ſah ich ſie Beide auf der Erde herumrutſchen, Francois fliehend vor der Zudringlichkeit des Escribano, bis er ſich endlich ertappen ließ. Sennor Escribano küßte ihn herzlich ab, bis Monſieur Francois aufſchrie, und ich laut lachend mit einem inzwiſchen angezündeten Lichte in's Zimmer trat.

Das Geſicht, welches der Escribano machte, iſt unbeſchreiblich. Er war einige Momente völlig erſtarrt, wie einer der den Verſtand zu verlieren im Begriffe iſt. Monſieur Francois kam ihm gewiß wie ein Geiſt vor, denn es durchrieſelte ihn plötzlich ein Schauer, und ſich ſchüttelnd erhob er ſich. Dann warf er ihm einen giftigen Blick zu, ſchlug ihm voll Wuth die Mütze vom Haupte, welche Monſieur Francois ganz gemüthlich wieder aufnahm — und eilte davon.

Ich habe niemals gehört, daß der Escribano ſich aus Verzweiflung über ſeine verſchmähete Liebe ſich das Leben genommen, und bin überzeugt, daß es nicht der letzte falſche Eid-Schwur war, den er mir geleiſtet hatte.

Als ich ſo glücklich war, den Sennor Pinkazi nicht wiederkehren zu ſehen, athmete ich auf, denn dieſer eitle Narr war mir in der That unausſtehlich. Ich dachte damals nicht,

daß ſich bald ein Anderer finden würde, um ſeine Stelle zu erſetzen. Es war ein Edelmann von reinſtem Waſſer, welcher ſeine Rolle übernahm, ein Grande aus einem ſehr berühmten Hauſe. Doch es fällt mir eben ein, daß meine Leſer nicht wiſſen werden, wie ſehr der ſpaniſche Adel, ſich von dem anderer Länder unterſcheidet.

Im folgenden Kapitel werde ich hierüber einige Aufklärung geben.

Neunzehntes Kapitel.

Spaniſche Edelleute.

Die Granden. — Der Herzog von Rivas. — Marquiſate. — Der Orden der unbefleckten Empfängniß. — Kaufpreis der Adelsdiplome. — Hidalgos.

Ungarn und Polen ausgenommen, hat Spanien von allen Ländern der Welt die meiſten Adeligen; und hier wiederum ſind dieſelben am zahlreichſten in Caſtilien und in den baskiſchen Provinzen, vorzugsweiſe in Alowa. In dem letztgenannten Bezirk iſt in der That faſt jeder Bauer Hijo de Algo (Sohn von Irgendwem), oder kurzweg: Hidalgo.

In der ſogenannten guten alten Zeit beſaß der ſpaniſche Adel manche Vorrechte und unter dieſen auch folgendes, das ihm bis auf den heutigen Tag verblieben. Ein Adeliger nämlich, der wegen eines Verbrechens gehangen werden ſoll, braucht dabei nicht aufrecht zu ſtehen, ſondern hat das Recht, ſich eines Stuhls zu bedienen und auf konfortable Manier erdroſſelt zu werden.

Man nennt dieſe Art der Hinrichtung El Garrote noble. Die Adeligen haben ferner das Privilegium, vom Souverain mit Du angeredet zu werden, was ſie für eine Anerkenntniß ihrer Pairswürde halten. Sie zerfallen in drei Klaſſen. Zur erſten gehören die Granden, die auf gleiche Abſtammung mit

dem Könige Anſpruch machen und ihren Urſprung von der jetzigen oder irgend einer früheren ſpaniſchen Regentenfamilie herleiten. Dann folgen die Titulados, die man vordem Ricos hombres nannte. Hierher werden die Grafen, Barone und Marquis gerechnet, die nicht Granden ſind. Die dritte Klaſſe endlich bilden die unzähligen Hidalgos oder Infanzones, von denen die meiſten in der äußerſten Armuth leben und die in gewiſſer Beziehung dem einſpornigen Adel entſprechen, den Maria Thereſia in Ungarn ſchuf, oder den franzöſiſchen Provinzialbaronen aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Die ſpaniſchen Granden ſind geradezu eine Anomalie in unſerer Zeit der Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen. Geiſtig und körperlich heruntergekommen, ſchlendern ſie ſo matt und verdroſſen durch die Promenaden Madrids, daß es kaum möglich ſcheint, ſie für die Abkömmlinge jener Männer zu halten, die in alten Zeiten mit der kühnſten Tapferkeit gegen die Mauren fochten, deren Thaten in Geſängen geprieſen, und in der Geſchichte aufbewahrt wurden, jener Männer, die Gefahr auf Gefahr beſtanden, bis das Banner des Kreuzes auf die Minarets von Granada aufgepflanzt war und ſich in den Wellen des Xenil und Darro ſpiegelte.

Die heutigen Granden, ſcheint es, ſind über die Schwäche des Ehrgeizes erhaben. Ungleich ihren hartgewöhnten Ahnen, ſind ſie durch ihre ſogenannte vornehme Erziehung dermaßen verweichlicht, daß es eine Arbeit für ſie iſt, ſich anzukleiden, und eine Laſt zu eſſen und zu trinken, wenigſtens in der Weiſe gemeiner Sterblichen. Die Nacht durchſchwärmen, den Tag verdämmern ſie. Vor vier oder ſechs Uhr des Abends (je nach der Jahreszeit) kommen ſie aus ihren Paläſten nicht hervor und auch da nur in wohlverſchloſſenen Karoſſen, ſelbſt im Sommer. Eine kleine Weile zeigen ſie ſich dann im Prado oder in der Fuente Caſtellana, einem Parke vor der Stadt, und tödten hiermit die Zeit bis zum Diner. Während ſo der ſpaniſche Grande ſein Leben vergeudet, betrügt ihn der Inten-

dank ſeiner ungeheuren Beſitzungen hergebrachtermaßen zum eignen Vortheil, ſicher, daß er nie in Ungnade fällt, ſo lange er für die Verſchwendungen ſeines Herrn Geld herbeiſchafft.

Die natürliche Folge hiervon iſt, daß die Granden tief verſchuldet ſind und nach allem Anſchein bald in Armuth verſinken werden, da ihre Beſitzungen, einmal in die Hände der klugen Intendanten, meiſt ihrer Hauptgläubiger, übergehen müſſen.

Freilich giebt es unter ihnen auch rühmliche Ausnahmen, aber nicht viele. Der Herzog von Rivas z. B. iſt ein Mann von hoher Bildung, von dichteriſchen Anlagen, klug, muthig, thätig und für's allgemeine Beſte in der edelſten Weiſe wirkſam. Der Adel eines jeden Landes dürfte ſtolz ſein, ein ſolches Vorbild zu haben.

Vor mehreren Jahren, als in Spanien vom Parteizwiſt zerriſſen war und es kaum glaublich ſchien, daß irgend ein Bürger des Landes dem inneren Kriege theilnahmlos zuſehen konnte, welche Rolle ſpielten da die Granden? So lange die Gefahr dauerte, hielten ſie ſich fern, lebten in London oder Paris, und je nachdem das Kriegsglück Don Carlos oder die Königin Chriſtine begünſtigte, ſchickten ſie Jenem oder Dieſem ihre Huldigungsadreſſen ein. Nur zwei, der Graf von Via Manuell und der Graf von Campo Alanza nahmen am Kampfe Theil. Von ihnen wurde der erſtere gefangen genommen, und auf ausdrücklichem Befehl des Don Carlos erſchoſſen, der Andere fiel mit dem Schwerte in der Hand bei der Erſtürmung von Luiſana. Kaum war darauf durch die Verrätherei Marotos der Vertrag von Bergara abgeſchloſſen, als die Granden über Hals und Kopf nach Madrid zurückeilten und zu Füßen der jungen Königin ſich gegenſeitig in Betheurungen ihrer Anhänglichkeit und Treue überboten.

Im Ganzen beläuft ſich der alte Adel Spaniens zur Zeit noch auf funfzig Familien, von denen einige, wie die Herzoge von Oſuna und Medina-Celi, ſechs bis acht Herzogthümer und eben ſo viele Grafen und Marquis-Titel beſitzen.

So z. B. iſt der jetzige Herzog von Oſuna, aus dem Hauſe Giron, zugleich Herzog von Arcos, Bejar, Gandia, Infantado, Lerma, Plaſtrano, Plancentia und Benavente. Seine Güter, die meiſtens an den Titeln haften, ſind ungeheuer, ſo ſoll das Herzogthum Infantado, das er im Jahre 1842 erbte, allein einen Werth von ſieben Millionen Thalern haben.

Alle Granden ſind geborne Ritter vom Orden der Unbefleckten Empfängniß, der von Karl III. geſtiftet iſt. Auch ſind ſie entweder Ritter von Alcantara und Calatrava oder von San Jago de Compoſtella und Monteſa, doch haben dieſe vier militairiſchen Orden, die ehemals unter der chriſtlichen Ritterſchaft ſo berühmt geweſen ſind, alle Bedeutung eines Verdienſtes verloren, und ſind zu einem bloßen äußeren Zeichen der alten Adelſchaft herabgeſunken. Der einzige Orden, der unter den Militairperſonen in Spanien noch in Anſehen ſteht, iſt der des heiligen Ferdinand. Derſelbe iſt nämlich nicht erblich und darf ſtatutengemäß nur für perſönliche Tapferkeit auf dem Schlachtfelde verliehen werden.

Die Granden zerfallen in zwei Klaſſen. Die von der erſten Klaſſe ſtehen mit bedecktem Haupte vor dem Souverain und nur wenn ſie demſelben die Hand küſſen oder direct von ihm angeredet werden, haben ſie den Hut abzunehmen. Die Granden der zweiten Klaſſe bleiben in Gegenwart des Monarchen ſo lange unbedeckt, bis die Ceremonie des Handkuſſes vorüber iſt. Andere Privilegien hat der ſpaniſche Adel ſeit Einführung der Verfaſſung nicht übrig behalten. Selbſt die Fideikommiſſe ſind durch dieſelbe aufgehoben worden, zum großen Vortheil des Landes, aber zum Ruin des Adels als ſolchen.

Es giebt im Ganzen ſieben und ſechzig Herzogstitel in Spanien, mit den wenigſtens die Grandenſchaft erſter Klaſſe verbunden iſt. Das älteſte Herzogthum iſt das von Benevente, aus dem Jahre 1161, das mit zu den Würden des Herzogs Oſuna gehört, der demnach der erſte ſpaniſche Grande

ist. Nächstdem folgen die herzoglichen Titel von Alba, Medina-Celi, Arcos, Grandia und einige andere, die ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die jüngsten Herzoge sind die von Valenzia (General Narvaez), vom Jahre 1847, von Tarrancon (Bruder des Munoz, Gemahls der Königin Christine), vom Jahre 1848, und von Saragossa, früher General Palafox, der heldenmüthige Vertheidiger gegen die französische Armee, dessen Tapferkeit erst unter dem Ministerium Narvaez ihren Lohn fand. Mit diesen neuen Herzogstiteln wurden jedoch keine Güter verliehen, und das einzige mit ihnen verbundene Vorrecht bestand darin, daß sie an Gallatagen um einige Minuten früher zum Handkuß zugelassen werden, als der ältere Adel von niedrigerem Grade.

Die Anzahl der Marquisate beträgt fünfhundertvierundzwanzig von dem nur vier bis in's 15te Jahrhundert hinaufreichen. Der erste spanische Marquis war der berühmte Naturforscher Villena (1445), der, wie alle Leute von praktischer Gelehrsamkeit, in der guten alten Zeit für einen Genossen des Teufels gehalten wurde. Der heutige Inhaber dieses Titels ist der Herzog von Frias. Weil die Mehrzahl der Marquisate stammt aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert, im letzteren wurden allein über hundertvierunddreißig geschaffen. Grafen giebt es hundertachtundneunzig, Vizcondes achtundvierzig, Barone vierzig. Die letzteren sind meist Schöpfungen des vorigen und dieses Jahrhunderts, und unter ihnen giebt es keine Granden. Sie gehören sämmtlich zu den Titulados. Diese stehen in geringerer Verbindung mit dem Hofe und leben gewöhnlich auf ihren Besitzungen, die deshalb auch meistens ein besseres Aussehen haben, als die der Granden. Ihre Bauern sind gewöhnlich nicht ganz nackt und haben dann und wann etwas Solideres zu essen, als Granatäpfel.

Obgleich der spanische Adel zur Zeit kaum weniger hochmüthig und verschwenderisch ist, als früher, so sind doch seine Tage gezählt. Die meisten Fideikommiss-Güter sind so ver-

schuldet, daß sie bald in die Hände der Gläubiger übergehen müssen, und wo dieser Fall nicht eintritt, werden die Besitzungen gemäß den neuern Vererbungs-Gesetzen zerstückelt werden. Hierzu kömmt, daß nach einer Verordnung jeder Erbe eines Titels eine sehr bedeutende Summe an die Regierung bezahlen muß, bevor er auf die Privilegien desselben Anspruch machen kann. Er bekömmt dann eine sogenannte real carta personal. Ist der erste Erbe nicht im Stande, die nöthige Summe zu erlegen, so darf ein Seitenverwandter den Titel aufnehmen, und bezahlt Keiner die hohe Titelsteuer, so erlischt der Titel von selbst. Hierdurch scheint es, ist dem Adel die Möglichkeit genommen, noch durch mehrere Generationen als wirklicher Stand zu existiren.

Ein Herzogetitel kostet 500,000 Realen (36,000 Thaler), ein Marquisat, wenn die Grandenschaft damit verbunden ist, 300,000 Realen, ohne dieselbe 200,000 Realen. Ein Graf, der Grande ist, bezahlt 250,000 Realen, im andern Falle nur 150,000 Realen. Ein Baron giebt 80,000 Realen. Nur einer Person derselben Familie ist es erlaubt, den Titel zu führen, während vor Aufhebung der Majorate auch die jüngern Söhne denselben anzunehmen pflegen.

Im Jahre 1847, als der gegenwärtige Herzog von Medina-Celi seine Besitzungen und Würden antrat, war er nicht weniger als sechsunddreißigmal Grande und hatte folgende kleine Rechnung an die Regierung zu bezahlen:

für 6 Herzogetitel	3,000,000 Realen,
» 14 Marquisate	1,200,000 »
» 16 Grafentitel	4,000,000 »
In Summa	11,200,000 Realen,

oder ungefähr 800,000 Thaler, eine Summe, die seine Einkünfte ein wenig mag verringert haben. Neben diesen Geldkosten muß es auch keinen geringen Aufwand an Zeit und Tinte erfordern, wenn Se. Gnaden ihre sechsunddreißig Titel

zeichnen wollen. Ein geringerer ſpaniſcher Grande, der einſt auf einer Reiſe von der Nacht überraſcht wurde, klopfte an ein einſames Wirthshaus um Einlaß. „Quien es?“ (Wer iſt da?) fragte der Wirth, und der Adelige antwortete:

„Don Diego de Mendoza, Sillva Ribiera Guzman, Pimantel Oſorio Ponce de Leon Zuniga Acunna Tellez y Giron, Sandoval y Roras Velasco Mon.“ Er hatte noch nicht geendet, als der Wirth, das Fenſter zuſchlagend, rief: „Geht mit Gott, hier iſt nicht Platz, für halb ſo viel, wie Ihr ſeid.“

Im Jahre 1836 hoben die Cortes die Zehnten aller Art ohne jede Entſchädigung auf, und da dieſelben an vielen Orten von Laien erhoben wurden, ſo erlitt der Adel hierdurch wiederum große Verluſte.

Vom Marquis de San Jago weiß man z. B., daß er bei dieſer Gelegenheit jährlich 80,000 Realen einbüßte, und durch dieſen Anfall beinahe ruinirt wurde. Noch ſchlimmer erging es dem Grafen de Quale, der durch jenes Geſetz den zehnten Theil ſämmtlicher Poſt-Einnahmen in Spanien verlor.

Der höhere Adel iſt gewöhnlich eben ſo wenig geneigt, als fähig zum Staatsdienſte. Nur wenn ſich die Regierung einmal durch eine glänzende Geſandtſchaft will vertreten laſſen, ſo bedient ſie ſich irgend eines von den verſchwenderiſchen und prachtliebenden Granden, giebt ihm aber dann immer einen geſchickten Secretair mit, der die wirklichen Geſchäfte beſorgt.

Wir kommen endlich zu den Hidalgo's. Zu dieſer Klaſſe gehören die meiſten kleinen Gutsbeſitzer, und die meiſten Beamten. Das Glück hat ſie im Ganzen nicht eben glimpflich behandelt. Aber, woher der Schickſalswind auch wehen möge, der Wetterhahn eines Hidalgo dreht ſich nicht, und ſein Barometer zeigt immer — auf Hidalgo. Er mag Peru oder einen einzigen Granatapfel ſein eigen nennen, kein Glück, kein Unglück vermag in ihm das ſtolze Bewußtſein ſeines Adels

zu verdrängen. Man erkennt ihn ſchon in weiter Ferne an der bedächtigen Wichtigkeit, mit der er Athem holt, an ſeinem Gang mit eng zuſammengehaltenen Knieen und ausgeſpreizten Füßen. Faſt ein Drittheil der Nation ſoll zu dieſer Adelsklaſſe gehören, und es iſt auffallend, wie dieſelbe trotz dem in ihrer Abſtammung eine ganz beſondere Auszeichnung ſieht, und mit welchem Ernſte ein Hidalgo-Vater ſeine Kinder vor dem Gräuel einer Miſsheirath abmahnt, wenn ſich auch dadurch die Lage der Familie auf's Glänzendſte verbeſſern könnte. Auch darf kein Hidalgo Fleiſcher, Ausrufer, Herbergswirth oder dergleichen werden, ohne ſeinen Rang einzubüßen. Die Hidalgo's vom reinſten Waſſer findet man in den baskiſchen Provinzen, deren Bewohner ſämmtlich adelig ſein ſollen. Hier war es auch, wo Jemand unter der Regierung Philipps V. ſich in ſeinem Heirathskontrakte unterſchrieb: Don X. noble como el Rey. (Edel wie der König). Nichts aber geht über die Eitelkeit der caſtiliſchen Familie Bellasco, deren Familienwappen die Inſchrift trägt:

Antes que Dios fuese Dios,
O que el sol iluminaba los penascos,
Ya era noble la casa de los Bellascos. *)

*) Ehe Gott noch Gott war, oder ehe die Sonne die Felſen beſchien, waren die Bellasco's ſchon ein edles Geſchlecht.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch ein Anbeter.

Der Herzog von A .... — Die Putzhändlerin. — Die Hälfte eines Mannes.

Es war der Herzog von A ..., welchem ich einst auf der Parade begegnete, woselbst er mich ansprach, als wäre ich eine alte Bekannte von ihm. In der That kannte er mich ein wenig, denn Monsieur Francois hatte einige Male mit ihm gesprochen, und ihm über meine Herkunft, Stellung und Verhältnisse Auskunft geben müssen. Da er sehr galant bat, mich besuchen zu können, so erlaubte ich es ihm und andern Tages hatte ich die Ehre, ihn bei mir zu sehen.

Da der Herzog graues Haar und verschiedene Gebrechen hatte, so glaubte ich ihn über die Thorheit erhaben, noch jung sein zu wollen, aber zu meinem Erstaunen fand ich, daß er sich selbst noch für einen Jüngling hielt, wenigstens machte er die Ansprüche, für jung gehalten zu werden.

Meine Liebe, sagte er, ich habe große Güter und ein jährliches Einkommen von 25000 Realen.

Zu viel, um es zu verlieren, sagte ich.

Um es zu verlieren? —

O, es hat noch Zeit bei mir mit dem Sterben. Sehe ich denn etwa aus, als sollte die Reise so bald angetreten werden?

Sie sehen aus, wie ein Mann, der das beste und größte Stück seines Lebens hinter sich hat.

Nun wahrhaftig, man kann gerade nicht sagen, daß Sie schmeicheln, meine Gute.

Ein geschmeichelter Mann ist das entsetzlichste Geschöpf der Erde, versetzte ich.

Sie lieben es, ungalant zu sein.

Nichts weniger. Aber sagen Sie nur einem Manne, er sei schön, liebenswürdig, oder auch nur, er müsse den Frauen gefallen, oder ein ähnliches Compliment, und er hält sich sicher für unwiderstehlich und wirft sich zum Tyrannen der Frauen auf.

Ich werde niemals Ihr Tyrann werden, und wenn Sie mir auch sagten, ich wäre ein Adonis an Schönheit, ein Amor an Lieblichkeit, und ein Apollo an Würde.

Sie werden allerdings niemals mein Tyrann werden, weil ich mich niemals würde tyranniſiren laſſen.

Niemals? Sie irren! —

Ich sage Ihnen, daß es niemals geschehen wird.

Und ich setze meinen Kopf ein, daß es dennoch geschehen wird, und zwar bald.

Dann bedürfen Sie keines Hutes mehr und Sie haben Ihren Kopf verloren.

Aber zum Teufel mein Kind, glauben Sie denn, daß Sie sich niemals verlieben werden?

Ich? Gott behüte mich davor!

Der alte Herzog krümmte sich vor Lachen, und fiel, da er nicht ganz fest auf seinen Beinen stand, in die Arme meiner Putzhändlerin, die gerade in mein Zimmer trat, um mir meinen neuen Hut zu bringen.

Es ist ein Geschenk, sagte ich lächelnd zu dem ganz verdutzten Mädchen, nehmen Sie es an? —

Ein Geschenk? welches? fragte sie.

Nun, was Sie da jetzt in Ihren Armen haben.

Das ist zu viel auf einmal, versetzte die Putzhändlerin, welche den Herzog sehr gut kannte, und auf ihn etwas piquirt zu sein schien, die Hälfte wäre auch genug.

Ach, ich weiß, versetzte der Herzog sich immer noch vor Lachen schüttelnd, Sie sind sehr genügsam.

Nichts weniger, entgegnete die Putzhändlerin spitz, aber die Hälfte von Ihnen würde ein sehr junger, rüstiger und hübscher Herr sein, der höchstens seine zweiunddreißig Jahre zählte.

Der Herzog, weit entfernt, diese Anspielung auf sein Alter übel zu nehmen, entließ die Putzhändlerin mit einem sehr galanten Handkusse aus seinen Armen und setzte sich auf's Kanapee, während ich meine Geschäfte mit ihr abmachte.

Dann suchte er mir zu beweisen, daß, wenn ich mich dereinst wahrhaft verlieben würde und unmöglich könnte das ausbleiben, meinte er, ich die Sclavin meines Geliebten werden würde. Und so, folgerte er, wäre es für jede Dame rathsamer, Bündnisse mit alten Männern zu schließen, denn sie könnten niemals so tyrannisch werden, und wären stets dankbar für die Liebe, die ihnen gewährt würde.

Es mochte etwas Wahres hierin liegen, aber ich war noch viel zu jung, um eine solche Logik anzuerkennen.

Ich sagte daher dem Herzoge: Es wäre mir sehr lieb, wenn er mich zu seiner Tochter machte, seine Güter und seine Einkünfte sollten bei mir in guten Händen sein — aber bis zur Verehlichung müßte ich mich länger besinnen, als er abwarten könnte.

Also ein Sturm ohne Einnahme, sagte der Herzog, indem er gute Miene zum bösen Spiele machte — nun, Sie werden mir nicht desto weniger erlauben, Ihr guter Freund zu sein. —

Ich acceptirte den Freund und ich werde in der Folge

noch zu erzählen haben, welche Freundschafts-Dienſte mir der alte Herr noch leiſtete.

Kaum war der Herzog fort, da erhielt ich einen neuen Beſuch. Es war ein ſehr myſteriöſer Mann, der in der Folge für mich ſehr gefährlich wurde.

Dieſer Menſch hat in der Chronique scandaleuse von Madrid eine Rolle geſpielt, wie wenige Männer und Frauen ſeiner Zeit. Seine Geſchichte, oder vielmehr die Epiſode aus ſeinem Leben, die ich jetzt erzählen werde, giebt einen Beweis, wie verworfen oft ſolche Menſchen ſind, die äußerlich die Maske ganz ehrbarer und rechtſchaffener Leute tragen.

Es war nämlich ein Madrider Buchhändler oder eigentlich ein Commiſſionair, welcher mit alten Merkwürdigkeiten handelte. Der Sennor war höchſt unterhaltend, obwohl hinter allen ſeinen Erzählungen etwas zu lauern ſchien. Er kam mir oft ſehr unheimlich vor, und ich war in der That ſehr ungern allein mit ihm. Eine Geſchichte, die er mir erzählte, intereſſirte mich ungemein und ſie hat eine zu große Bedeutung für mein Verhältniß zu dieſem Menſchen, als daß ich ſie übergehen könnte. Hier iſt ſie.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Buchhändler und Mörder

Auguſtin Vincenz, der Mönch. — Bibliomanie. — Das Bündniß der Antiquare. — Der unglückliche Patjot. — Täuſchung der Richter.

Unter den Arkaden, welche die Nordoſtſeite des Marktplatzes von Barcelona begrenzen, und den Namen „die Säulen de los Encanter führen, befindet ſich eine große Anzahl von Trödler- und andern Buden. Hier haben auch gemeiniglich die Händler mit alten Büchern ihren Platz. Einer derſelben, Auguſtin Patjot, trieb ſein Gewerbe als Antiquar ſchon lange an dieſem Orte; ſein Geſchäft war nicht glänzend doch friſtete er ſein Leben damit. Aber ſeit kurzer Zeit, das heißt, ſeitdem die Klöſter ihrer Schätze entkleidet werden, trat in der Nachbarſchaft unſers Antiquars ein neuer Koncurrent auf. Obgleich der Neuhinzugekommene weltliche Kleider trug, erkannte man doch bald in ihm einen ehemaligen Mönch. Es war der Bruder Vincenz aus dem Kloſter zu Poblat. Der arme Mann bejammerte ein bitteres Leid. Nur mit dem tiefſten Schmerze gedachte er der koſtbaren Bibliothek, die er bei ſeiner Verweiſung aus dem Kloſter hatte verlaſſen müſſen. Einer der letzten Könige von Arragonien hatte einſt dieſen Schatz dem gedachten Kloſter geſchenkt. Vincenz be-

klagte den Verluſt nicht ſowohl deshalb, weil er jenen literariſchen Reichthum literariſch zu benutzen wußte, ſondern weil er gewohnt war, die große Anzahl von Manuſcripten, die in den Schränken von Ebenholz aufbewahrt wurden, immer auf's Neue zu betrachten, und weil er wenigſtens vom Hörenſagen wußte, welche Reichthümer hier vergraben waren. —

Sei es nun, daß der tiefe Schmerz, den er über dieſen unerſetzlichen Verluſt empfand, ſeinen Verſtand zerrüttet, oder daß die Anſchauung des Kloſterraubes ſeine Sinne verwirrt hatte, genug, er ſprach, er träumte von nichts Anderem als von Büchern. Er las wenig aber er kannte die älteſten Ausgaben. Um ſeiner Luſt, Bücher zu ſehen und zu haben, Genüge zu thun, ward er Buchhändler. Sein Laden war ſehr gut eingerichtet. Als die Geiſtlichen aus ihren Klöſtern wanderten, beſchränkten ſie ſich nicht darauf, die geiſtigen Schätze in Sicherheit zu bringen, und Vincenz, als er ſah, wie es die Andern trieben, fand für gut, dem Beiſpiel ſeiner Brüder zu folgen. Ja, das Gerücht ging ſogar, daß Vincenz auch nebenbei bedacht geweſen, ſeinen Säckel zu füllen. Erwieſen iſt es, daß er ſein Geſchäft bald in Ruf zu bringen wußte. Deſſen ungeachtet legte er ſeinen Kunden faſt nie koſtbare, oder ſeltene Bücher vor, die er in ſeinem Gewölbe in großer Menge hatte, und er mußte ſchon in bedeutender Geldverlegenheit ſein, ehe er ſich von einem ſeltenen Buche trennen konnte. Nur mit dem größten Widerwillen entſchloß er ſich dazu. So wenig er ſich aus Büchern von geringer Wichtigkeit etwas machte, ſo viele Schwierigkeiten erhob er, wenn es ſich um eine ſeltene Ausgabe handelte; er hatte Einwendungen über Einwendungen bei der Hand, und forderte endlich einen übermäßigen Preis. Wurde ihm dieſer dann bewilligt, gab er das Buch dennoch mit dem größten Widerwillen aus den Händen.

Trotz dem, oder vielleicht gerade dieſer Seltſamkeit wegen machte er glänzendere Geſchäfte als alle ſeine Kollegen. Ihr Neid erwachte, und Patjot ſchlug die Errichtung eines Bünd-

nisses vor, das den Ruin des Bruders Vincenz zum Zwecke haben sollte. Die verbündeten Antiquare beschlossen nämlich, ihn in allen Bücherversteigerungen zu überbieten, und da Alle für Einen standen, hinderten sie ihn auf diese Weise die Lücken wieder auszufüllen, welche durch den einzelnen Verkauf in seinem Gewölbe entstanden waren. Vincenz war in Verzweiflung. Der Trostreal*) vermochte ihn über die Bücher, die er zu kaufen wünschte, und nicht erhalten konnte, nicht zu trösten.

Ungefähr vier Wochen später wurde die Bibliothek eines Advocaten versteigert. Unter den Büchern befand sich auch ein sehr seltenes, die Furs de Valenzia. Es galt für das einzige vorhandene Exemplar. Vincenz bot Alles auf, um das Buch an sich zu bringen. Aber so groß die Summe auch war, welche er bot, Augustin Patjot erstand es dennoch. Vincenz Wuth war grenzenlos. Man sah ihn flammend vor Zorn das Auctions-Local verlassen.

Kaum war eine Woche nach dieser Begebenheit verstrichen, als die Bewohner von Barcelona mitten in der Nacht durch Feuerruf geweckt wurden. Die Flammen verzehrten das Maganzin des Antiquars Patjot. Man strömte von allen Seiten herbei nnd man wurde endlich des Feuers Herr. Aber unter den traurigen Ueberresten der verbrannten Bücher fand man auch den Leichnam des unglücklichen Antiquars. Er war so sehr verbrannt, daß es unmöglich war, festzustellen, ob er Spuren von erlittener Gewalt an sich trage. Niemanden kam der Gedanke bei, daß dieses Mißgeschick wohl das Resultat eines Verbrechens sein könne, denn auf einem Tische, der nahe an dem Bette des Verunglückten stand, lag eine ziemlich be-

*) Es ist eine alte Sitte in Spanien, daß man denjenigen, welche auf Auctionen durch fortgesetztes Mitbieten den Preis für zu versteigernde Artikel bedeutend in die Höhe treiben, am folgenden Tage ein angemessenes Geldgeschenk macht.

trächtliche Summe, die er noch denſelben Abend eingelöſt hatte. Man muthmaßte, daß er beim Tabackrauchen eingeſchlafen, daß ein Funken ſeiner Cigarre auf das Bette gefallen ſei, worauf ſich das Feuer dem Maisſtroh, welches einen großen Beſtandtheil ſeines Lagers ausmachte, und darauf den Büchern mittheilte.

Um dieſelbe Zeit fand man im Hafenbaſſin den Leichnam eines jungen deutſchen Gelehrten, der von mehreren Dolchſtößen durchbohrt war. Wenige Tage vorher hatte man in einer von einigen Baumzweigen verdeckten Grube den Leichnam eines Landgeiſtlichen aus der nächſten Umgebung der Stadt gefunden. Es ergab ſich, daß dieſe Männer nicht von gemeinen Meuchelmördern überfallen ſein konnten, denn ſie waren nicht beraubt. Man fand in ihren Taſchen Geld und Prezioſen und erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, um die Verbrechen auf den Grund zu kommen. Unmöglich konnten Rache oder Eiferſucht die Motive dieſer und ähnlicher Unthaten geweſen ſein, denn von den meiſten Ermordeten wußte man, daß ſie keine Feinde hatten, auch konnte man keine politiſche Gründe annehmen, denn die Reihe traf eben ſo gut die Chriſtinos als die Karliſten. Nur eine Aehnlichkeit hatten die Unglücklichen die von dem Dolche des Mörders getroffen wurden: dies war ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften. Es waren ſämmtlich Leute, die ſich durch ihren Eifer für Gelehrſamkeit auszeichneten.

Unterdeſſen erneuerten und häuften ſich die Mordthaten auf eine ſo ſchaudererregende Weiſe, daß ſie die Wachſamkeit der Behörden in hohem Grade in Anſpruch nahmen. Neun Perſonen waren nach und nach hingeopfert, unter ihnen befand ſich Don Pablo Rafael, Ehrenmitglied der erſten Kammer des Königlichen Gerichtshofes, bekannt durch ſeine gelehrten Unterſuchungen über die Niederlaſſung der Phönicier in Catalonien; ferner ein Alkalde Mayor und ein Bayle. Schrecken verbreitete ſich über die ganze Stadt; da man nicht wußte, wem man das Verbrechen zur Laſt legen ſollte, ſprach man von Vehmgerichten, die ihre Mitglieder insgeheim zur

Vollstreckung ihres Spruchs aussendeten, nachdem sie vorher ihre Zunge durch furchtbare Schwüre gefesselt hatten. Man sprach auch von einer gewaltsamen Herstellung der Inquisition. Diese Meinung hatte den allgemeinsten Glauben gefunden, und wie weit sie auch von der Wahrheit entfernt war, so führte sie doch zu derselben und ward Veranlassung, daß der Schuldige entdeckt wurde.

Ganz in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, ließ der Gerichtshof mehrere Personen einziehen, welche in Verdacht geriethen, Mitglieder des geheimen Inquisitions-Tribunals zu sein. Unter diesen als verdächtig bezeichneten befand sich auch Vincens, der noch immer seinen altmönchischen Charakter zur Schau trug. Der Corregidor stellte eine genaue Untersuchung in seinem Hause an, doch entdeckte man nicht das Geringste, was den Verdacht rechtfertigte, als habe er einen Plan zur Wiederherstellung der Inquisition begünstigt, und der Beamte stand schon im Begriff, sich wieder zu entfernen, als er auf einem hohen Regal das Werk des Dominikaners Eymeric von Girona Directorium inquisitorium (der Führer der Inquisition) erblickte. Er meinte, das Buch sei eine gute Prise und nahm es herunter. Bei dieser Gelegenheit fiel das zunächst stehende Buch herab. Es war das Werk Furs de Valencia. Der Titel dieses Buches war dem Corregidor vollständig gegenwärtig, denn der hohe Kaufpreis und der Kampf in der Auction war Tage lang in der ganzen Stadt Gegenstand der Unterhaltung gewesen. Man fragte Vincenz, auf welche Weise er in den Besitz des Buches gekommen sei, und er behauptete, es zurückgekauft zu haben. Aber die bekannte Verschwörung der Antiquare erweckte gegen diese Aussage Verdacht. Man brachte also Vincens vorläufig in's Gefängniß und begann darauf, ein Inventarium von den vorhandenen Büchern aufzunehmen. Man fand dort ein Exemplar der „Alterthümer Spaniens und Afrikas" mit Randnoten von der Hand des Bernard Aldrate. Man erinnerte sich, daß Don Pablo Rafael dieses Buch wenige Tage vor seinem

Tode gekauft hatte. Mehrere kostbare Bücher, die Vincens an später ermordete Personen verkauft hatte, wurden nach und nach ebenfalls gefunden.

Nachdem Vincens sich lange Zeit gesträubt und loszuwickeln gesucht hatte, gestand er endlich die Wahrheit. Und als er das Versprechen erlangt hatte, daß seine Bibliothek nicht zerstreut, sondern beisammen erhalten werden sollte, entschloß er sich, die von ihm verübten Meuchelmorde mit allen Umständen zu erzählen. Er wiederholte sie am folgenden Tage in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge, die das Außerordentliche des Falles herbeigelockt hatte.

Vincens war ein Mann von kleiner Statur, aber stark und kräftig; auf seinem frischen, rothen Gesichte schien Biederkeit und rechtlicher Sinn zu wohnen, seine Physiognomie war wenig beweglich; er antwortete übrigens auf alle Fragen, die man an ihn richtete, mit fester Stimme. Nachdem er über seine Lippen und Augen das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, sagte er:

Wenn ich strafbar bin, so habe ich doch wenigstens eine gute Absicht gehabt. Ich habe die Wissenschaft bereichern, ich habe die Schätze erhalten wollen, die sie selbst nicht wiederzuschaffen im Stande ist. Wenn ich Böses gethan habe, so flehe ich nicht um Gnade; macht mit mir was Ihr wollt, aber zerstreut meine Bücher nicht, denn es wäre Unrecht die Waare zu strafen, weil das Pferd, welches solche trägt, stolpert. Das erste Buch, das ich ganz wider meinen Willen verkaufte, erstand ein Landgeistlicher, die Noth zwang mich zu dem Verkaufe. Der heilige Evangelist Johannes, der der Schutzpatron der Schriftsteller ist, weiß, daß ich Alles gethan habe, um den guten Mann von dem Handel abzubringen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß das Exemplar sehr schlecht erhalten sei, daß sogar ein Blatt fehle, aber Alles das half mir nichts. Ich erhielt den geforderten Preis und er ging fort. Kaum hatte er sich mit dem Buche entfernt, als die unbezwingliche Begier, es wieder zu haben mich ergriff, der Käufer war die

Colle Mayor entlang gegangen, ich machte mich schnell auf den Weg und erreichte ihn. Hier habt Ihr Euer Geld, gebt mir Euer Buch wieder! rief ich ihm zu. Er wollte nicht. Ich verfolgte ihn eine Zeit lang und wiederholte meine Forderung immer dringender und immer vergebens. Wir erreichten einen einsamen Ort. Als ich mich überzeugt hatte, daß er durchaus nicht Vernunft annehmen werde, warf ich ihn mit einem Messerstich nieder. Er fiel zu Boden, das Blut stürzte aus seinem Munde. Hierauf ertheilte ich ihm die Absolution und machte durch einen zweiten Stoß seinem Leben ein Ende, warf ihn in den Graben und bedeckte ihn mit Zweigen. Das war eine unnütze Vorsicht, die ich später nicht mehr angewendet habe. Ich nahm mein Buch zurück. Es ist ein sehr seltenes Exemplar.

Nun erhob sich der Präsident des Gerichtshofes und fragte:

Das ist also nicht das einzige Mal, daß Ihr die Leute, die Euch Eure Bücher abkauften, getödtet habt?

Gewiß nicht, versetzte Vincens. Sie sehen meine Bibliothek ist zahlreich und gewählt, ich fand viele Käufer aber ich mochte keines meiner seltenen Bücher missen.

So erzählt weiter, sagte der Präsident.

Bei der heiligen Jungfrau, entgegnete Vincens, nichts ist einfacher als dies Mittel, das ich anwendete. Wenn Jemand kam, der mich um eins meiner Bücher brachte, unterließ ich nie, ehe ich es ihm übergab, einige Blätter auszureißen, die ich sorgfältig aufhob. Es dauerte dann nicht lange, so kehrte Jener zurück und beklagte sich über den Mangel. Ich nahm das Buch, als ob ich es untersuchen wollte, in die Hand und lockte dann, was mir nicht schwer werden konnte, den Käufer in eine stille, abgelegene Kammer. Hier gab ich ihm den Todesstoß, mein Arm hat niemals gefehlt. Wenn dann die Nacht hereinbrach, wartete ich die Stunde ab, wo Alles schlief, nahm den Leichnam auf die Schultern und trug ihn wohin es mir eben gefiel, bald nach diesem, bald nach jenem Orte.

Empörte ſich denn Euer Inneres nicht bei dem Gedanken, daß Ihr Hand an einem Weſen Eurer Art legtet? fragte der Präſident.

Alle Menſchen ſind ſterblich, verſetzte Vincenz, den Einen ruft Gott ſpäter zu ſich, den Anderen früher. Aber gute Bücher muß man zu erhalten ſtreben; darum habe ich auch mit vieler Sorgfalt die Blätter wieder hineingefügt, die ich ausgeriſſen hatte.

Ihr habt alſo dieſe Verbrechen nur begangen um Bücher zu erlangen?

Ja, nur für Bücher! nur für Bücher!

Ihr ſeid auch Schuld an dem Tode des Auguſtin Patjol?

Allerdings. Ich konnte unmöglich ein ſo ſeltenes Buch in ſeinen Händen laſſen.

Wie ſeid Ihr in ſein Haus gelangt?

Ich bin durch die Oeffnung gekrochen, die ſich in ſeiner Ladenthür befindet. Er hatte ſie wahrſcheinlich aufgelaſſen, der angenehmen Kühle wegen, die von außen hereinſtrömte. Ich überfiel ihn in ſeinem erſten Schlummer und erwürgte ihn mit einem Strick, dann nahm ich das Buch. Dann nahm ich ihm den Strick wieder ab und zündete ſein Bett an.

Aber wenn Ihr eine ſo große Ehrfurcht für Bücher hegt, wie konntet Ihr Euch denn entſchließen, ein ganzes Magazin den Flammen zu übergeben?

Er hatte nichts Vernünftiges. Was gut war hatte ich vorher in Sicherheit gebracht, und ich mußte den Reſt verbrennen, weil man ſonſt leicht die von mir genommenen Bücher vermißt haben würde.

Habt Ihr das Geld des Patjot liegen laſſen?

Ich Geld nehmen? Hält man mich für einen Dieb?

Nach dieſem Geſtändniß hatte der Fiscal eine leichte Arbeit. Der Advocat des Angeklagten ſtützte ſich beſonders darauf, daß ein Menſch niemals auf den bloßen Grund ſeines freiwilligen Geſtändniſſes verurtheilt werden dürfe. Es hätte Leute gegeben, ſagte er, die blind beherrſcht von der Leiden-

schaft sterben zu wollen, sich Verbrechen andichteten, die sie nie begangen, noch begehen würden. Nachdem er diesen Grundsatz aufgestellt hatte, verlangte er einen vollgültigen Beweis, da die bei Vincenz vorgefundenen Bücher auch auf andere Weise dahin gekommen sein könnten. Das Fiscal machte dem Advokaten bemerklich, daß von der Furs Volentia nur ein einziges Exemplar vorhanden sei, aber der Advokat bewies, indem er den Katalog eines Pariser Buchhändlers vorlegte, daß sich in Frankreich noch ein zweites Exemplar dieses Buches befinde. Hieraus zog er den Schluß, daß, wenn es zwei gäbe, auch noch ein drittes vorhanden sein könne.

Diese Vertheidigung machte wenig Eindruck und die Alcaden verurtheilten den Mörder zum Tode durch den Strang. Während des Plaidoyers des Advokaten begann Vincenz, der bis dahin eine unerschütterliche Ruhe an den Tag gelegt hatte, zu weinen. Der Präsident rief ihm zu: Fangt Ihr endlich an, die Größe Eurer Verbrechen zu begreifen?

Ach, gnädiger Alcade, mein Irrthum war schrecklich!

Es steht Euch frei, die Gnade unserer erhabenen Regentin anzurufen.

Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! —

Wenn die irdische Gerechtigkeit auch unerbittlich ist, so ist es doch die himmlische nicht, und aufrichtige Reue erweckt Mitleid.

O, wie schrecklich ist es, rief Vincenz endlich — und setzte seine Richter dadurch nicht wenig in Erstaunen, wie schrecklich, daß mein Exemplar nicht das einzige ist! *) —

*) Wer erinnert sich bei dieser merkwürdigen Geschichte nicht des Bibliomanen Pfarrers Ticinius, der ebenfalls Mordthaten beging, um seine Bibliothek vermehren zu können.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Monsieur Francois geheimnißvolles Verschwinden.

Rendez-vous mit Sennor R . . . — Ich werde als Tänzerin engagirt. — Ich soll verhaftet werden. — Ein mysteriöses Asyl. — Der Besuch. — Ein Menschen-Antiquarium. — Gefährliche Situationen.

Der Sennor R . . . ., der mir vorstehende Geschichte erzählte, fing es ganz eigenthümlich an, um mich zu gewinnen. Er glaubte nämlich, Monsieur Francois übe einen bedeutsamen Einfluß auf mich aus, und deshalb hielt er es vor allen Dingen für nothwendig, seine Zuneigung zu erwerben. Er lud ihn oft zu sich ein, besuchte mit ihm die größten Madrider Locale, beschenkte ihn sehr reich und ließ ihn fast nicht von seiner Seite fort.

Monsieur Francois war auch dermaßen von dem splendiden Antiquar eingenommen, daß er nur von ihm sprach, und mich zu überreden suchte, es wäre das größte Glück für mich, wenn ich dem Sennor R . . . . zu gefallen die Ehre hätte.

Da mir die ganze Geschichte Spaß machte, so ließ ich den Monsieur Francois in der Meinung, daß ich in ihn verliebt wäre, und nur aus Caprice diese meine Neigung zu ihm verberge. Nun hätte man die komischen Rendez-vous mit dem eingebildeten Menschen sehen müssen. Er gab sich stets die größte Mühe, mir Muth zu einem Geständnisse zu machen

und ich bin überzeugt, daß er stets zu mir in der festen Meinung kam, ich würde meine Schüchternheit ablegen, und mit einem Liebesgeständniß an seine Brust sinken.

Endlich sagte ich dem Monsieur Francois, daß ich mich nun nicht länger halten könne, und daß meine stille, schüchterne Liebe mich verzehre.

Ich fürchte auch für Dich, mein Töchterchen, versetzte er, Du siehst wirklich seit einiger Zeit ganz blaß aus.

Das war natürlich Einbildung, denn ich habe in meinem Leben nie wohler als damals ausgesehen.

Wenn mich Sennor R . . . . wieder besuchen wird, sagte ich, dann werde ich ihm auch das Geständniß meiner Liebe nicht mehr vorenthalten.

Monsieur Francois machte ein glückliches Gesicht, flugs verabschiedete er sich, und ich sah ihn im Geiste zu dem Antiquar eilen, und ihm die Mittheilung seines Glückes machen.

Es währte auch gar nicht lange, da erschien Sennor R . . . . in großer Gala und präsentirte sich mir mit einer Miene, in welcher eben so viel geheuchelte Bescheidenheit als Siegessicherheit lag.

Uebrigens war sein vergelbtes Gesicht, sein unheimliches unstätes Auge keine schlechte Einladungskarte zur Verlobungsfeier mit ihm.

Wahrlich, ich hätte laut auflachen mögen, als er sich mit einer Gravität neben mir niederließ, die einem Londoner Bürgermeister sehr gut gestanden haben würde, bei ihm aber eine wahre Ironie war.

Ich that so schüchtern, scheu und verlegen, als hätte ich mich noch niemals einem Manne gegenüber befunden.

Mein Kind, sagte er, und er hatte Recht mich so anzureden, denn er war fast zweimal so groß und dreimal so alt als ich, mein liebes Kind, wenn Du ein wenig mehr Vertrauen zu mir hättest, dann würdest Du mehr Muth haben, und Dein Herz würde Erleichterung fühlen.

Ja, Muth! sagte ich seufzend.

Ich habe hier ein sehr hübsches Preciosum, fuhr er fort, einen sehr schönen Ring, welchen einst die unglückliche Königin Marie Antoinette getragen haben soll. Dieser Ring ist ein Vermögen werth. Der Graf von Chambord würde ihn mit einem Gute bezahlen. Aber was sind alle Güter gegen das Besitzthum eines liebenden Frauenherzens? — Was ist dieser Demant gegen die Demantflamme Deiner Augen? —

Mit diesen Worten beugte er sich näher zu mir und griff nach meiner Hand, um mir den Ring aufzustecken.

Ich zog mich aber schnell zurück und zwar mit solcher Vehemenz, daß er mit der Stirn auf die Lehne meines Stuhles fiel und mit einem Kains-Zeichen beschenkt wurde.

Er schoß einen wüthenden Blick auf mich, der wahrlich keine sehr intensive Liebe verrieth. Ich that als bemerkte ich ihn nicht, und eilte fort, um etwas frisches Wasser zu holen.

Haben Sie denn Furcht vor mir? fragte er endlich, indem er mich wie ein Raubthier anblickte.

Ein wenig, versetzte ich.

Das ist aber thöricht — ich bin Ihnen gut, vielleicht sind Sie es auch mir. Warum sprechen Sie es nicht aus, wenn dem so ist? — Warum sagen Sie nicht offen, mein Freund ich liebe Sie! — Warum entziehen Sie mir Ihre Hand? —

Warum? — Sie gefallen mir nicht.

Ich — nicht? —

Der arme Tropf sah mich mit einem sprachlosen Erstaunen an.

Nein — Sie gefallen mir durchaus nicht zum Verlieben in Sie.

O, Sie scherzen, mein Töchterchen — es fehlt Ihnen nur der Muth der Liebe. Ach — Sie machen mir nichts weiß. Es ist mir bekannt, wie Sie die Nächte durchseufzen, wie Sie erwachen mit meinem Namensruf, aufstehen mit meinem Namensruf, sich zu Bette begeben mit meinem Namensruf

O, ich bin von Allem unterrichtet. Geben Sie sich nicht die Mühe, mich zu täuschen, ich weiß, ich bin felsenfest davon überzeugt, daß Sie mich lieben, — zärtlich, inniglich, und daß Ihnen nur der Muth gebricht, es einzugestehen. Warum? — Weil Sie ein kleiner Eigensinn sind, der sich ordentlich schämt, verliebt zu sein. Welch' eine Thorheit! Keine Prinzessin — keine Königin würde sich dessen schämen.

Mit diesen Worten versuchte er es, seinen Arm auf meinen Nacken zu legen, aber ich errieth seine Bewegung, erhob mich, und stellte mich hinter einen Tisch. Hier hielt ich ihm eine kleine Rede, in welcher ich ihm kurz und bündig erklärte, daß ich für einen Menschen von seinem Aeußern, und seinen Eigenschaften, keine Liebe empfinden könne, daß er durchaus im Irrthume sei, wenn er glaubte, daß ich die geringste Neigung zu ihm hätte. Das, was ich für ihn empfände, sähe im Gegentheil einer bedeutenden Antipathie weit ähnlicher.

Der Commissionair hörte diese Rede mit finstern Blicken an, er trat mit einer Miene auf mich zu, die mir fast Furcht vor ihm einflößte und ich sah mich unwillkührlich nach einem Gegenstande um, mit dem ich mich zu schützen vermochte.

Er schien meine Gedanken zu errathen, und sagte mit einem stechenden Blicke, indem er zu lächeln sich bemühte:

Nun, ich hoffe, wir werden dennoch recht bald gute Freunde werden. Vielleicht, daß Sie nach einigen Tagen mir eine angenehmere Antwort ertheilen.

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Ich war froh ihn los zu sein, und erkannte vielleicht zu spät, daß ich Unrecht gethan, mit einem Menschen von seinem zweideutigen Charakter Komödie zu spielen. Aber was thut man nicht Alles im Uebermuthe der Jugend, und was vergißt man mit ihm nicht Alles. Ein paar Tage später, war Sennor R .... ganz aus meinem Gedächtnisse verschwunden.

Inzwischen hatte ich die Freude, meine Anstellung auf dem Theater del Principe gesichert zu sehen. Der Theaterbote brachte mir den Kontrakt.

So war ich alſo aufgenommen als Mitglied der Künſtler-Welt, und ſchickte mich an, dieſe neue Bahn mit Glück und Erfolg zu betreten.

Es war ſchon ein Glück für mich, daß ich den Anfang meiner Carriere im Theater del Principe machen konnte.

Madrid beſitzt nämlich mit dem königlichen Theater vier Schauſpielhäuſer, das Theater de la Cruz, das Theater de la Calla de la Sarten und das Theater del Oriente. Letzteres iſt das größte von Allen, und war damals eben erſt beendigt. Das Königliche Theater und das del Oriente vermögen allein die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, die beiden anderen, obſchon ſie in den belebteſten Vierteln Madrids ſtehen, ſehen mehr wie bürgerliche Wohnhäuſer, als wie Theater aus. Die Vornehmen beſuchen nur die beiden erſten Theater, in den anderen verſammelt ſich, von den niedrigen Eintrittspreiſen angezogen, die gewöhnliche Volksklaſſe. Das Theater del Oriente, das, dem Königlichen Palaſte gegenüber, am äußerſten Ende von Madrid liegt, iſt eine ungeheure mit kleinen Fenſtern verſehene Maſſe und hat beinahe das Anſehen eines Speichers. Es iſt auf dem großen Schloßplatze an der Stelle aufgeführt, wo noch die Trümmer der von Joſeph Napoleon unternommenen Bauten umherliegen, die zum Zweck hatten, Madrid mit einem Königlichen Palaſte nach Pariſer Art auszuſtatten.

Das Theater del Principe empfiehlt ſich am meiſten durch ſein künſtleriſches Verdienſt und meine Freude war daher mit Recht groß, als ich die Gewißheit hatte, vor dem gewählten Publikum dieſes Theaters aufzutreten. Ich hatte den Boten, der mir die Beſtätigung brachte, vor Freuden faſt umarmt, und ſehr zufrieden mit ſeinem Botenlohn, den ich ihm gab, verließ er mich, mir alles mögliche Glück wünſchend.

Gleich darauf verließ ich meine Wohnung, um nach dieſer angenehmen Nachricht, ein wenig Luft zu ſchöpfen. Ich begab mich nach der Puerta del Sol. Dieſe Straße gleicht zu gewiſſen Tageszeiten einem Ameiſenhaufen. Man ziſchelt, mur-

melt, flucht und zettelt Verschwörungen an. Das neue „Kaffe-Haus" in dieser Straße ist der Sammelplatz von Publikum, welche Ministerien bilden und auflösen, über das Verfahren der Regierung, die Operationen der Armee-Befehlshaber, das System des Finanzministers und über alles Mögliche raisonniren. Mit einem Worte die Puerta del Sol ist die Verschwörungsstraße. Selten aber kömmt es vor, daß in Spanien eine Emeute am Abende angezettelt wird oder ausbricht. Der Tag ist in diesem Lande weder der Arbeit, noch den Geschäften, noch dem Handel geweiht, sondern wird mit politischen Gesprächen, mit Beurtheilungen aller Handlungen der Regierung, und mit Anstiftung von Verschwörungen hingebracht. Versammlungen, welche aus den aufgeklärten Leuten des Ortes bestehen, werden täglich auf dem Hauptplatze oder Spaziergange jeder Stadt abgehalten. Ist das Wetter kalt oder regnicht, so lassen sich die politischen Kannengießer dadurch keineswegs aus einandertreiben, sie begeben sich dann in eine Schenke, und dort wird über die wichtigsten Fragen debattirt, dort macht man unter Tabaksqualm republikanische, Karlistische und Juste-Milieu-Politik. Man schmiedet Komplotte und trinkt Eis-Orangeade. Sobald aber der Abend anbricht, verschwindet wie durch Zauberei diese ganze aufrührerische Menge von den Spaziergängen und aus den Kaffeehäusern, um sich in die Theater zu begeben. Eines schönen Tages war eine Verschwörung schon so weit gediehen, daß ihr Ausbruch auf Tag und Stunde festgesetzt war, aber die Verschwörer verschoben die Ausführung bis auf den folgenden Tag, um einer Ausführung der Verschwörung zu Venedig von Martinez de la Rose beizuwohnen. So ließen sie der Polizei Zeit, dem Komplott auf die Spur zu kommen, und die Verschwörer bei Tagesanbruch in ihren Betten zu verhaften.

Ich war von jeher aller Politik sehr abgeneigt, obgleich ich mehr als einmal gewaltsam in den revolutionären Strudel hineingerissen wurde, und ich war daher nicht wenig über-

raſcht, als mir, da ich kaum die Puerta Sol erreicht hatte, ein wildfremder Menſch in's Ohr raunte:

Gehen Sie nicht nach Hauſe, Sennora, man fahndet nach Ihnen. Sie gehören zum Komplott.

Ich hielt den Menſchen für einen Spaßvogel, und verſetzte:

Das iſt ein ſehr ſchlechter Scherz, Sennor.

Nicht doch — es iſt vollkommen Ernſt, entgegnete er.

Sie kennen mich nicht mehr als ich Sie

Doch — Sie ſind Pepita.

Allerdings wurde ich frappirt, ich erinnerte mich wirklich nicht, dieſen Menſchen je geſehen zu haben.

Und Sie? fragte ich.

Ich bin Niemand, verſetzte er lächelnd, und entfernte ſich, indem er auf eine ſehr galante Weiſe grüßte.

Ich ließ den neuen Odyſſeus gehen, und beharrte in dem Glauben, daß die ganze Sache nur eine Erfindung ſein könne. Und nachdem ich meine Promenade vollendet, begab ich mich wieder auf den Weg nach Hauſe.

Aber ich war kaum eine Straße gegangen, als der Commiſſinnair R.... mir begegnete, oder vielmehr an mich herantrat. Er gewährte einen ſehr ſonderbaren Anblick und ſchien mir in dieſem Augenblicke gar nicht der Mann zu ſein, mit dem man ungeſtraft ſpaßen konnte. Er ſah mich mit einem grollenden Blicke an, obwohl er ſich bemühete, ſeinem Geſichte einen freundlichen Ausdruck zu geben.

Ich komme von Ihrem Hauſe, ſagte er.

Und ich will dahin — verſetzte ich.

Sie dürfen nicht —

Wie —? Was fällt Ihnen ein?

Sie würden augenblicklich verhaftet werden —

Ich habe nichts begangen.

Die Alguazils ſind in Ihrer Wohnung.

Nun, ſo werde ich von ihnen erfahren, was ſie von mir wollen.

Man hält Sie, glaube ich, für die Theilnehmerin eines Complottes gegen die Königin Regentin.

Welche Thorheit! — Das muß ſich ja augenblicklich ausweiſen.

Ich rathe Ihnen, von anderswo aus den Beweis Ihrer Unſchuld zu führen, als vom Carcel de la Corte.

Dieſe Bemerkung war allerdings triſtig. Die Unterſuchungshaft in Spanien iſt gleichſam ſchon eine Strafe für überwieſene Verbrechen.

Aber wohin ſoll ich mich wenden? fragte ich mich beſinnend.

O, als könnten Sie um ein Aſyl verlegen ſein. Kommen Sie mit mir.

Ich ſah den Menſchen an. Es lag etwas in ſeinem Blicke, das mich warnte, und ich entgegnete entſchloſſen:

Mein Aſyl iſt mein Haus, ich hoffe, daß die Unſchuld darin ſicher ſein wird.

Sennor N .... gab ſich alle Mühe, mich von meinem Entſchluſſe abzubringen. Aber ich kehrte mich nicht daran, und als er ſah, daß ich entſchloſſen war, in meine Wohnung zu gehen, bat er mich, wenigſtens ſeine Begleitung anzunehmen.

Ich ſchlug ihm dieſe Bitte nicht ab und folgte ihm, aber kaum waren wir einige Schritte gegangen, da kam Monſieur Francois und beſtätigte die Ausſage des Kommiſſionairs.

Nun kam mir die Sache doch bedenklich vor, und auf vieles Zureden des Monſieur Francois entſchloß ich mich, das Anerbieten des Sennor N .... anzunehmen, und bei ihm ein Aſyl zu ſuchen, bis ſich die Sache aufgeklärt haben würde.

Zum erſten Male betrat ich die Wohnung dieſes Menſchen. Er ſchien überglücklich zu ſein, und wußte nicht was er anſtellen ſollte, um mir den Aufenthalt bei ihm ſo angenehm als möglich zu machen.

Er räumte mir ſeine beiden beſten Zimmer ein, verſah ſie mit jeder Bequemlichkeit, und auch den Monſieur Francois

nahm er bei ſich auf, weil dieſer nicht in meine Wohnung zurückkehren wollte. Er fürchtete, daß man ihn jedenfalls einſtecken würde.

Nach dieſen Vorbereitungen ſchrieb ich verſchiedene Briefe an meine Freunde, und ſetzte ſie von der mir drohenden Gefahr in Kenntniß. Zugleich bat ich ſie, mich in meinem Aſyl zu beſuchen. Sennor R .... übernahm mit der größten Bereitwilligkeit die Beſorgung dieſer Briefe und verſprach mir Nachforſchungen darüber anzuſtellen, warum man mich verhaften wollte.

Es war allerdings durchaus ernſthaft, meine Situation war bedenklich, denn die Verſchwörungen ſind in Spanien permanent geworden, es war leicht möglich, daß man abermals einer ſolchen auf die Spur gekommen, und daß einer meiner zurückgewieſenen Anbeter, ſo verrucht geweſen, meinen Namen in eine ſolche zu verwickeln.

Es waren indeſſen zwei Tage vergangen, ohne daß Sennor R .... mir einige Auskunft geben konnte. Und ich wartete vergebens die ganze Woche, — ich blieb ſo klug, wie zuvor.

Es kam mir aber ſeltſam vor, daß keiner meiner Freunde, an welche ich geſchrieben, ſich ſehen ließ, und was das Seltſamſte war, auch Monſieur Francois war verſchwunden.

Sennor R .... ſagte, er ſei nach meiner Wohnung gegangen, um ein wenig die Fühlhörner auszuſtrecken, und zu ſehen, ob die Alguazils ſich noch darin befänden oder ob freies Fahrwaſſer wäre und er ſei von dorther nicht wieder zurückgekehrt. Dies ſei ſchon am erſten Tage meines Aufenthaltes bei ihm geſchehen, er habe es mir aber verſchwiegen, damit ich mich nicht ängſtigen ſollte.

So ſeltſam die Sache auch war, ſo wahrſcheinlich war ſie doch. Dennoch überfiel mich eine innere Unruhe und Angſt, und eine Ahnung ſagte mir, daß mir von irgend einer Seite ein großes Unheil drohe.

Ich ſprach mich mit Sennor R .... darüber aus, und beobachtete ihn ſehr genau und mehr als je fiel mir der lauernde, unheimliche Zug in ſeinem Antlitze auf.

Ich fand es für gerathen mich vorzuſehen, und verſah mich heimlich mit einem Meſſer, welches ich zu mir ſteckte, ohne daß er es vermißte.

Ich wollte auch heimlich die Wohnung des Commiſſionairs verlaſſen, und mich zu einem meiner Freunde begeben, an die ich geſchrieben hatte, ohne Antwort zu erhalten. Jedenfalls war mir dieſes Schweigen guter Freunde in einer ſolchen Verlegenheit ſehr verdächtig.

Indeſſen mußte ich den nächſten Morgen abwarten, da er um dieſe Zeit das Haus verließ. Den Abend wollte ich benutzen, um die Lokalität zu unterſuchen.

Jetzt, wo ich einmal gegen meinen Wirth Argwohn geſchöpft hatte, fielen mir eine Menge Dinge auf, die ich bisher nicht beobachtet hatte und die meinen unbeſtimmten Argwohn ungemein ſteigerten.

Meine Zimmer befanden ſich nämlich nach hinten heraus. Ich hatte die Ausſicht auf den Hof, welcher ſehr myſteriös ausſah. Es ſchien als lugten aus jedem Winkel gräuliche Kobolde, es waren eine Menge Thüren, die, man errieth nicht wohin führten, kleine Scheunen ſtanden in der Mitte, die nach vielen ſeltſamen Winkeln ausliefen. Hier und dort ſtanden Pfähle oder Baumſtämme, wie über Unheil brütende Banditen, und das Ganze wurde mir in meiner jetzigen Stimmung noch unheimlicher durch eine tiefe Grube dicht unter meinen Fenſtern, welche mich wie ein Grab angähnte. —

Dieſe Oertlichkeit hatte allerdings an ſich nichts Befremdendes, nichts, was Beſorgniß einflößen konnte, aber jetzt war meine Phantaſie aufgeregt und es war mir, als müßten entſetzliche Dinge in dieſem Hofe vorgegangen ſein.

Ich beſchloß nun auf Alles ſtreng zu achten, was in der Wohnung meines Wirthes ſich zutrug. Das war allerdings etwas ſchwierig, denn meine Zimmer lagen ſehr vereinſamt.

Mein Wirth hatte mir allerdings, als ich Bedenken trug, sein Anerbieten, bei ihm einige Zeit zu wohnen, anzunehmen, zu meiner Beruhigung versichert, daß meine Wohnung von der seinen fast völlig getrennt, und ganz isolirt liegen würde. Es war also auch dieser Umstand gerade nicht geeignet, mir Besorgniß einzuflößen, denn Sennor R .... war nur meinen Wünschen zuvorgekommen. Aber bald genug wurde ich in die Lage versetzt, meinen Entschluß, das Anerbieten des Sennor R .... anzunehmen, bereuen zu müssen.

Meine Zimmer waren durch einen langen und ziemlich finstern Corridor, so wie durch eine seltsam winklige Stube von den Zimmern getrennt, in welchen der Commissionair seinen Trödel hatte. Es waren drei Stuben gänzlich damit angefüllt, dann kam erst das Zimmer, in welchem der Sennor wohnte. Dieses Zimmer war von innen verschlossen und hatte einen Ausgang, ich wußte nicht wohin. Die Trödel-Zimmer aber waren geöffnet und der Zugang zu ihnen war für mich frei. So viel hatte ich schon am ersten Tage meines dortigen Aufenthaltes herausbekommen. Die beiden Zimmer nun, welche ich bewohnte, hatten keinen besonderen Ausgang. Der Corridor hatte allerdings eine Thüre, aber sie war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Eines der Zimmer, in welchem der Trödel aufgespeichert lag, hatte ebenfalls eine Thüre, die nach meiner Meinung auf die Straße führen mußte, aber auch diese Thür war verschlossen. Ich war also eine Gefangene. Sennor R .... hatte gemeint, ich wohnte vollkommen sicher, es könne Niemand zu mir. Das war allerdings der Fall. Es konnte Niemand zu mir und ich war vollkommen in der Gewalt meines Wirthes. Nur der einzige Francois wußte von meinem Aufenthalte bei ihm, und dieser einzige Zeuge, wo war er?

Es erschien kein menschliches Wesen bei mir, Alles was zu meiner Bequemlichkeit nöthig war, befand sich in meinem Cabinet. Sennor R .... hatte mir gesagt, daß er nur eine

männliche Bedienung habe, und ich selbst hatte es für besser gefunden, meine eigene Dienerin zu sein, zumal da ich keineswegs glaubte, meinen Versteck lange inne zu haben.

Je mehr ich aber jetzt über meine Lage nachdachte, je peinlicher, je zweideutiger kam sie mir vor, und ich begriff mich nicht, daß ich das Anerbieten des Commissionairs, eines Mannes, zu dem ich so wenig Zutrauen hatte, annehmen konnte.

Indessen die Sache war geschehen, hier half nicht mehr über das Vergangene nachzudenken, es mußte gehandelt werden.

Es war ungefähr eine Stunde nach Sonnen-Untergang, daß ich meine Zimmer verließ, und mich in die Trödel-Zimmer hineinschlich. Ich hielt mich hier nicht auf, sondern ging bis zu der Thür des Gemaches, in welchem mein Wirth wohnte. Ich stand und lauschte, und glaubte mehrere Stimmen zu vernehmen. Ich strengte mich an, um etwas zu hören, aber so fein auch meine Ohren waren, vermochte ich doch kein Wort zu verstehen.

Ich mochte gute fünf Minuten gestanden haben, da hörte ich ein Geräusch, das Gespräch wurde lauter, schien in einen heftigen Wortwechsel auszuarten und ich hörte folgende Worte, welche eine mir gänzlich fremde Stimme, wie es schien im höchsten Zorne, hervorbrachte.

Es ist zu wenig, bei allen Heiligen! für einen solchen Judaspreis setzt man sein Leben nicht ein.

Es ist das beste Stück, hörte ich Senuor R .... rufen.

Das beste Stück? lautete die Gegenrede, wenn es das beste Stück wäre, würdet Ihr mir freie Wahl lassen — aber Ihr wollt immer das Beste für Euch behalten.

Ihr könnt Euch meinetwegen in meinem Magazin auswählen, was Ihr wollt, sagte Senuor R ...., Ihr sollt sehen, daß ich nicht so knauserig bin.

Gut, so öffnet mir Euer Magazin, und ich werde mir etwas wählen. Ich halte Euch beim Worte.

Ich hörte, daß man ſich erhob, und der Thüre zuſchritt, an welcher ich lauſchend ſtand, ich mußte mich zurückziehen, das ſtand feſt. Aber wohin? — In mein Gefängniß zurück? Von dort aus konnte ich nichts beobachten. Ich mußte mich hinter den Trödel verbergen. Da gab es Gegenſtände genug, die einen ſichern Verſteck hätten bieten können und ich war ſchon im Begriff, einen ſolchen auszuwählen, als mir ein beſſerer Gedanke einfiel.

Ich hatte nämlich große Luſt, mich in dem Zimmer des Sennor R . . . ., welches mir nicht zugänglich war, ein wenig umzuſehen. Was war dabei in meiner Lage zu riskiren? — War die Gefahr, in welcher ich zu ſein wähnte, nur eine Illuſion, dann konnte ich die ganze Sache in einen Spaß, den ich mir gegen ihn erlauben wollte, einkleiden. Hatte ich wirklich Grund, beſorgt zu ſein, dann konnte ich nur dabei gewinnen, wenn ich mir eine größere Gewißheit meiner Situation verſchaffte.

Ich wählte alſo meinen Standpunkt hinter einem Möbelſtück neben der Thüre, welche jetzt geöffnet wurde und der Sennor R . . . . trat mit einem Lichte in der Hand heraus. Ihm folgte ein langer, hagerer Menſch, deſſen Geſicht ganz dazu gemacht war, meinen unbeſtimmten Ahnungen und Befürchtungen noch mehr Nahrung zu geben.

Mein Herz pochte laut, als ich den Commiſſionair ſich nochmals gegen die Thür umwenden ſah. Ich glaubte, er wolle zuſchließen, aber glücklicher Weiſe unterließ er es. Meine Freude ſollte aber bald zu Ende ſein. Denn er blieb in demſelben Gemache, in welchem ich mich befand, und holte irgend einen Gegenſtand hervor, den ich nicht erkennen konnte.

Wie wär's? fragte er.

Nein, es iſt nicht das, was ich will, verſetzte der Andere. Gebt mir das Ding vom Monſieur Francois. —

Ich ſpitzte meine Ohren ſo viel ich konnte, aber verge-

bens. Ich vermochte nichts mehr zu hören. Beide Männer, verließen nun das Zimmer und traten in das andere.

Jetzt war ich rasch entschlossen. Ich schlich mich zu der Thür des Commissionairs, versuchte sie leise zu öffnen, es gelang. Eben so leise schlüpfte ich hinein, aber es war so völlig dunkel darin, daß ich mich auch nicht im Geringsten orientiren konnte.

Was half es mir, herum zu tappen? Ich konnte leicht etwas umwerfen und mich durch das Geräusch verrathen, und dennoch konnte ich nicht auf einem und demselben Fleck stehen bleiben. Das Zimmer mußte doch einen Ausgang haben. Ich tastete an den Wänden entlang, und wirklich erfaßte ich eine Thürklinke. Ein unangenehmes Gefühl verursachte es mir, daß sie naß war, aber auf einen leisen Druck öffnete sie sich. Wer beschreibt jedoch mein Entsetzen, als mich ein Geruch anwiderte, der mir durch Mark und Bein fuhr. Es war wirklich ein Leichengeruch.

Indessen Sennor R.... hatte überall so viele und so seltsame Dinge angehäuft, daß ich bei einigem Nachdenken über mein Entsetzen lächeln konnte. Es war zu natürlich, daß es überall nach Moder roch. Vielleicht befand ich mich in einem kleinen Kabinet ohne Licht und Luft mit vielen alten Dingen drin, die Gott weiß wie lange hier unter Staub und Moder gelegen haben mochten, und dann konnte leicht ein Geruch entstehen, wie derjenige war, der mir jetzt solchen Schrecken eingeflößt hatte.

Ich suchte mich also zu fassen und gewann auch bald wieder Muth genug, mich von Neuem an die Untersuchung zu machen. Ich stolperte mehremale über Gegenstände, die mitten in der Stube zu liegen schienen. Endlich faßte ich etwas an, das meine Furcht und Angst wieder anfachte. Es war ein knöcherner Gegenstand. Nach meiner Meinung mußte das, was ich erfaßt hatte, der Arm eines Gerippes sein. Ich ließ ihn zusammenschaudernd wieder fahren. Was die Furcht oder

die Einbildung einer nahen Gefahr aus dem muthigſten Menſchen machen kann, habe ich damals an mir erfahren. Ich zitterte und die Zähne begannen mir zu klappern. Es war mir plötzlich, als hörte ich Jemanden ſeufzen, und das ganz in meiner Nähe. War das auch Einbildung meiner aufgeregten Phantaſie?

Vergebens ſagte ich mir, daß ich ſchon aus ſo vielen Gefahren unverſehrt hervorgegangen, daß Gott der Unſchuld ein gütiger Beſchützer iſt, und daß es der Geiſtesgegenwart faſt immer gelingt, Gefahren zu überwinden, und ſich aus gefährlichen Situationen herauszuwickeln. Die undurchdringliche Finſterniß um mich her, welche mich hinderte die Dinge in's Auge zu faſſen, und mich mit tauſend unangreifbaren Schrecken umgab, ſchlug mich ganz darnieder. Jetzt hörte ich's abermals ganz dicht hinter mir ſeufzen, und mit lauter, auf's Höchſte aufgeregter Stimme rief ich:

Iſt hier Jemand? —

Keine Antwort.

Ich lauſchte abermals. Jetzt war es ganz ſtille — aber nur einige Momente ſpäter, vernahm ich das Seufzen wiederum ganz deutlich, und ohne es mir vorzunehmen, gleichſam als zwinge mich eine unſichtbare Macht dazu, rief ich:

Monſieur Francois, ſind Sie hier? —

Abermals keine Antwort.

Zögernd ſchritt ich nach der Richtung hin, von wo her das Seufzen mir zu kommen ſchien, aber ich konnte nicht weiter. Es hielt mich Jemand beim Kopfe feſt. In dieſem Augenblicke erſt erinnerte ich mich, daß ich ein Meſſer bei mir hatte. Ich griff darnach und ſtieß dann nach der Stelle hin wo ich gehalten wurde. Sogleich wurde ich frei, es fiel etwas raſſelnd zu Boden. Es konnte nur ein lebloſer Gegenſtand geweſen ſein, der mich feſtgehalten hatte. Aber im ſelben Augenblick wurde ich von zwei ſtarken und kräftigen Armen umſpannt.

21.3.30 L.S.10.6.3 8
28.5.30

Ich war eine Weile wie erstarrt. Ich konnte weder rück- noch vorwärts. Es ist möglich, daß der Schreck, das Entsetzen, welches mich plötzlich befiel, lähmend auf alle meine Nerven wirkte. Jedenfalls muß ich eine Zeit lang regungs- und bewegungslos dagestanden haben, denn plötzlich wurde es hell um mich herum und laut aufschreiend sank ich zurück.

Ich sah mich von lauter Gerippen umgeben.

Ach — wohin sind sie gerathen meine Schöne? rief zu gleicher Zeit eine mir wohlbekannte Stimme.

In eine Mördergrube! rief ich, dem Menschen einen tödtlichen Blick zuwerfend.

In mein Menschen-Antiquarium, versetzte Sennor R.... denn er war es, ruhig lächelnd.

Sie handeln mit todten Menschen? fragte ich wie außer mir. —

Mit Gerippen, versetzte er immer lächelnd, aber hier ist kein Aufenthalt für Sie, kommen Sie.

Es lag in diesem „Kommen Sie" etwas, das mich zur Besinnung brachte.

Ich erwachte aus meinem Entsetzen und fand mich selbst wieder. Es war ein Glück für mich.

Ohne den Gedanken, den mir mein guter Genius jetzt eingab, hätte ich vielleicht das Schicksal gehabt, Sennor R...s Menschen-Antiquarium zu zieren.

Aber ein guter Gott wachte über mich.

L.S. 27.

Memoiren

der

Señora Pepita.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe

aus dem Leben einer Tänzerin.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Zweiter Band.

(Vollſtändig in drei Bänden.)

Berlin.
Verlag von Hermann Hollſtein.

BERLIN

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Bette.

Ich suche Schutz beim Wolfe. — Fallstricke. — Der wache Schläfer. — Wie gut ich einen Knoten zu schürzen verstand.

Meine Furcht vor des Commissionairs geheimnißvollem Treiben mochte übertrieben sein, aber so viel stand fest, er hatte keine redlichen Absichten mit mir. Voll Rachegefühl, weil ich ihn gefoppt, voll Haß und Grimm, daß ich seinen Bewerbungen nur Spott und Hohn entgegengesetzt hatte, war er schlecht genug, mich durch eine elende List in sein Haus zu locken, wo er vollkommen meiner Herr war.

Die Zustände in der Residenz waren damals so verworrener Art, daß mein plötzliches Verschwinden keinen nachhaltigen Eindruck hervorgebracht haben würde. Ich will zugeben, daß Sennor R. nicht beabsichtigte, mich zu tödten. Aber jedenfalls war er darüber mit sich einig, mich mittelst jedes ihm zu Gebote stehenden Mittels zu schrecken, und seinem Willen ergeben zu machen, und erst dann, wenn ich mich nicht schrecken und einschüchtern ließe, vor keinem Verbrechen zurückzuschrecken.

Ich glaubte, unter diesen Umständen würde eine scheinbare Nachgiebigkeit allein im Stande sein, mich zu retten. Ich kannte die Bibel, und das Beispiel der dämonisch heldenmüthigen Judith, welche den Holofernes an ihrer Seite ermordet, schwebte mir vor Augen. Mein Entschluß war gefaßt.

Sie haben Recht, sagte ich also, als er sein „kommen Sie" wiederholte, der Ort hier ist kein Aufenthalt für mich. Ich habe mich hierher verirrt, indem ich Sie suchte. Wie konnte ich wissen, daß man solche Dinge bei Ihnen finden würde? — Ich habe mich sehr entsetzt, und bin nun so furchtsam geworden, daß ich Sie bitten muß, mir für diesen Abend Gesellschaft zu leisten.

Auch für die ganze Nacht, wenn Sie wünschen, versetzte er, indem er mich mit zudringlicher Zärtlichkeit anblickte.

Ob ich es wünsche? — O, gewiß. Ich würde die ganze Nacht nicht schlafen können, wenn ich allein bliebe. Ihre Gerippe würden mir beständig vor Augen schweben. Lassen Sie uns von hier forteilen, ich mag nicht länger hier sein.

Sennor N. reichte mir die Hand und führte mich in mein Zimmer zurück.

Hoffentlich werden Sie nun, wenn ich die Nacht bei Ihnen verweile, sich ungestört und unbeängstigt dem Schlummer überlassen, sagte er.

Ich hoffe. Und Sie Sennor, werden Sie nicht schlafen? —

Freilich werde ich das, meine Liebe. Aber es ist hier nur ein Bette.

Diese Worte sprach er aus, indem er mir einen sehr zweideutigen Blick zuwarf.

Ich verstand ihn.

Es wird Platz für uns Beide sein, versetzte ich, und ich räume Ihnen ein Stückchen meines Bettes unter folgenden Bedingungen ein.

Und die wären, meine Schöne?

Wir bleiben Beide angekleidet.

Zugegeben.

Sie legen sich zuerst hinein.

Zugegeben.

Und Sie schlafen auch zuerst ein, fügte ich lachend hinzu, obwohl mein Inneres aufs heftigste gegen diesen elenden Menschen empört war.

Das ist eine sonderbare Bedingung, rief er, ein schlafender Ritter ist ein schlechter Schutz für eine furchtsame Dame.

O, es ist genug, wenn ein Mann in meiner nächsten Nähe ist.

Sie wollen also nicht eher zu Bette gehen, bis ich schlafe?

Nein.

Aber wie wollen Sie sich dessen vergewissern?

Ich werde mich davon überzeugen.

Und wenn ich mich verstelle?

Unmöglich; Sie werden mir erlauben, alle mögliche Vorsicht anzuwenden.

Der Sennor umarmte mich lachend und ich ließ es geschehen. Er raubte mir einen Kuß, und ich gab ihm einen ziemlich derben Schlag auf die Wange.

Sennor, sagte ich, Sie schlafen noch nicht.

Wohlan, rief er, ich will Ihnen zeigen, welch ein treuer, gehorsamer Mann ich bin, ich hoffe, Sie werden mir für meine Folgsamkeit den Dank nicht schuldig bleiben.

Gewiß nicht, wenn ich mich überzeugt habe, daß Sie ihn verdienen.

Sennor R. begab sich zu Bette, nachdem er sich nur seiner Stiefeln entledigt hatte.

Ich wartete zehn Minuten, während welcher Zeit ich damit beschäftigt war, meinen Plan, der jetzt in That übergehen sollte, noch einmal genau zu überdenken.

Endlich näherte ich mich dem Bette.

Sennor, rief ich, schlafen Sie? —

Es erfolgte keine Antwort. Sennor R. schnarchte so gewaltig, wie es die Kunst nur irgend hervorzubringen vermochte.

Es schien mir aber nur zu gewiß zu sein, daß er noch vollkommen wach war.

Sennor R. fragte ich nochmals, schlafen Sie wirklich? — Verstellen Sie sich nicht. Ich werde mich überführen.

Es erfolgte natürlich abermals keine Antwort.

Nun nahm ich eine Stecknadel, näherte mich ihm, und begann ihn zu stechen.

Ach — Sie sind eine abscheulich kleine Hexe, rief er, wie Sie das ernst nehmen.

Sie wollten mich täuschen, rief ich meinerseits lachend, aber Sie kommen damit nicht durch; wenn Sie durchaus an meiner Seite wachen wollen, kann es nur unter einer Bedingung geschehen.

Wieder Bedingungen, und eigentlich sollte ich Ihnen solche stellen.

Warum meinen Sie das? —

Nun, weil — weil Sie in meiner Gewalt sind, versetzte Sennor R. verlegen, aber der Zorn sprach aus seiner Stimme.

Sie irren, Sennor, ich weiß, daß Sie mir gut sind, und fürchte nichts von Ihnen. Ich werde mit Ihnen beginnen, was ich will, und Sie werden sich mir unterwerfen, wenn ich nicht glauben soll, daß Ihre Zuneigung zu mir ein Strohfeuer ist.

Nun, was wollen Sie denn noch von mir? Ich muß allerdings gestehen, daß ich nicht sobald einschlafen werde.

Ich binde Ihnen die Hände.

Bah — Unsinn. Meine Hände thun Ihnen nichts.

Gleichviel — Sie wollten ja gehorchen.

Es fehlen Ihnen die Stricke.

Hier sind eine Menge Tücher.

Sie sind wirklich ein Kind, dem man immer den Willen thun muß, wenn man es bei guter Laune erhalten will. Nun meinetwegen, binden Sie mich.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Es war Alles für diesen Moment vorbereitet, und scherzend und schäkernd, wie sehr der Zorn auch in mir tobte, band ich dem Elenden so fest die Hände, daß er sich über meine Kraft wunderte.

Jetzt reißen Sie sich los, sagte ich wie im Spaße.

Das wird mir nicht leicht werden, versetzte er.

Ich war davon überzeugt. Ich hatte als Kind oftmals mit Juan gespielt, und wenn er dann zu ausgelassen wurde, ihm die

Hände gebunden, was er, in der festen Zuversicht, daß er sich leicht seiner Fesseln entledigen würde, ganz geduldig geschehen ließ. Aber meine Knoten waren stets so gut geschürzt, die Banden so fest und sicher und kunstvoll angelegt, daß er, obwohl er ein außerordentlich kräftiger Knabe war, von seinen unnützen Versuchen abstehen und sich mir ergeben mußte, dann löste ich den Knoten und befreite ihn.

Diese Kunst kam mir jetzt sehr zu Statten, Sennor R. war fester geknebelt, als er dachte. Ich konnte mich auf meinen Knoten verlassen, und nun war es Zeit, daß ich die Maske ein wenig lüftete, denn er war jetzt in meiner Gewalt.

Seien Sie nur hübsch geduldig, mein Freund, sagte ich. Ich hoffe, Sie werden sich vor den Banden nicht fürchten, die Ihnen ein junges Mädchen auferlegt. Mit Ihrer Erlaubniß binde ich Ihnen nun noch die Beine, und dann mögen Sie in Gottes Namen an meiner Seite schlafen oder wachen. Ich werde mich Ihrer Bescheidenheit vollkommen ruhig anvertrauen, die Bedingungen sind zu Ende, und ich glaube, daß mich kein böser Traum stören wird, wenn ich an Ihrer Seite einschlafe.

Sie sind wirklich toll, Pepita, entgegnete der Elende, Sie wollen einen Beschützer und machen ihn unfähig, Ihnen zu nützen.

Nicht doch; ich mache ihn unfähig, mir zu schaden. Wenn ich Ihrer bedarf, habe ich Sie zur Hand.

Dieses Gespräch führten wir, während ich ihm die Füße auf dieselbe Weise band, wie ich ihm die Hände gebunden hatte.

Sind Sie nun zufrieden? sagte er.

Vollkommen; ich danke Ihnen, Sennor.

Werden Sie nun kommen?

Noch nicht; versetzte ich, ich habe noch einige Dinge auf dem Herzen.

Wie? — Sie sind noch nicht zufriedengestellt?

O, es fehlt noch viel daran, Sennor. So möchte ich z. B. erst noch wissen, auf welchem kürzesten Wege man dieses Haus verlassen kann.

Wie? — rief Sennor R.

Ich habe nämlich Luſt, ein anderes Logis zu ſuchen, erſtens weil mir dieſes nicht gefällt, zweitens weil Sie mir nicht gefallen und drittens, weil ich neugierig bin, was aus Monſieur Francois geworden iſt.

Dirne, rief der Elende jetzt wüthend, und ſuchte ſeine Banden zu zerreißen.

Keine Bewegung, Sennor, ſagte ich jetzt ruhig, indem ich mein Meſſer zog, Ihre Banden ſind feſt, und bei dem geringſten Verſuche, ſie zu zerreißen, ſtoße ich Ihnen dies Meſſer durch die Bruſt. Sie ſind jetzt in meiner Gewalt. Glauben Sie nicht, daß ich mit Ihnen ſpaße.

Ich bitte mir ſämmtliche Schlüſſel aus, welche Sie bei ſich haben.

Mit dieſen Worten machte ich mich daran, ſeine Taſchen zu unterſuchen. Er war ſo wüthend, daß er mich zu beißen verſuchte. Ich hinderte ihn daran, indem ich ihm einen Knebel in den Mund ſteckte. Es koſtete mich dieſes große Anſtrengung, denn er kniff die Lippen ſo feſt zuſammen, daß ich den Mund mit einem Meſſer öffnen mußte. Nun war er aber in der That völlig werthlos. Ich war ſo glücklich, in ſeiner Taſche mehrere Schlüſſel zu finden, worunter auch der zu meinem Zimmer war. Ich konnte ihn alſo nun zum Ueberfluß noch einſchließen. Freilich würde ihm der Weg durchs Fenſter offen geblieben ſein, aber ich konnte meinen Knoten vertrauen, und die Tücher waren feſt.

Es handelte ſich alſo jetzt darum, den Weg aus dem Hauſe hinaus zu finden, und Herr der Situation, der ich jetzt war, hoffte ich ihn ohne Schwierigkeit zu finden.

Es iſt ſeltſam, daß ich jetzt nicht die geringſte Furcht hatte. Der Gedanke, aus dem verfänglichen Hauſe zu kommen, ließ keinen andern aufkommen.

So verließ ich denn den guten Sennor R., der vor Wuth ſchäumte und mich mit entſetzlich rollenden Augen verfolgte. In einer Zeit von noch nicht zehn Minuten hatte ich glücklich ver-

mittelst der dem Commissionär abgenommenen Schlüssel den Ausgang gefunden. Ich war frei.

Aber es war mitten in der Nacht; die Straßen dunkel und menschenleer, und außerdem, war mir die Gegend, in welcher ich mich jetzt befand, völlig fremd.

Das Beste was ich unter diesen Umständen thun konnte, war, mich dem Zufalle zu überlassen und weiter zu gehen. Ich merkte mir jedoch das Haus des Sennor R. so gut als möglich.

Kaum war ich einige Schritte fortgegangen, da begegnete mir glücklicherweise ein junger Mann, den ich, wenn auch nur oberflächlich, kannte. Es war der Schauspieler V. Er war nicht wenig überrascht, mich inmitten der Nacht auf der Straße zu finden. Ich bat ihn, mich nach einem anständigen Gasthofe hinzuführen, wozu er sehr bereitwillig war und erzählte ihm unterwegs meine Geschichte. Mit großem Erstaunen hörte er mich an, und versprach mir, sobald der Tag graute, die nöthigen Schritte zu thun, um den Motiven des Commissionairs auf die Spur zu kommen.

Ich quartirte mich in einem der ersten Gasthöfe ein und wer kann sich denken, wie mir zu Muthe war, als ich wieder Herrin meiner selbst in einem traulichen Gemache saß. Ich war ungemein ermüdet, warf mich sofort auf's Bett und schlief auch bald ein.

Es war noch sehr früh am Morgen, als der Schauspieler V. mit dem Grafen L., einem meiner Freunde, den herbeizurufen, ich ihn gebeten hatte, bei mir erschienen. Nach einer kurzen Unterredung mit mir verließen sie mich wieder, um sich zunächst nach meiner Wohnung zu begeben, und Erkundigungen einzuziehen, ob wirklich Aguazils in meiner Wohnung gewesen waren, um mich zu verhaften.

Es war ungefähr zehn Uhr, als sie wieder zurückkamen. Allerdings hatte mich die Polizei gesucht, und zwar auf eine anonyme Denunciation hin, die mir ein höchst unwahrscheinliches Verbrechen angedichtet hatte. Da ich mich vollkommen schuldlos wußte und dadurch ungemein beruhigt fühlte, folgte

ich jetzt dem Grafen L. zum nächsten Corregidor, welcher meine Aussagen in Bezug auf den Commissionair zu Protokoll nahm und sofort einige Aguazils aufbot, um Rs. Wohnung zu untersuchen.

Ich will diese Geschichte jetzt kurz beenden. Daß meine Furcht nicht ungegründet war, und ich mir gratuliren konnte, so gut aus den Händen des verruchten Menschen gekommen zu sein, wurde mir bald zur Gewißheit. Man fand Dinge in dem Hause des Menschen, welche die Polizei veranlaßte, ihn sofort zu verhaften. Ich hatte den Menschen in der That so gut geknebelt, daß man ihn, halbtodt von ohnmächtiger Wuth, in derselben Situation fand, in welcher ich ihn verlassen hatte.

Die Untersuchung währte ein ganzes halbes Jahr, während dessen im Publikum allerlei Gerüchte gingen, ich konnte aber, so viele Mühe ich mir auch gab, nichts Bestimmtes erfahren. Nur so viel verlautete, daß man einen Menschen halb verhungert zwischen lauter Gerippen gefunden hatte, und daß dieser Mensch bald nach seinem Transport verschieden war.

Ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß es der unglückliche Francois gewesen sein müsse, obgleich ich mich wunderte, daß man mich bei der ganzen Sache aus dem Spiele ließ. Aber wie gesagt, die Regierung mußte wohl Ursache haben, den Prozeß geheim zu halten. Ich habe später nähere Details darüber gehört und werde sie seiner Zeit mittheilen. So viel steht indessen fest, daß ich weder den Sennor R. noch den Monsieur Francois jemals wieder gesehen habe.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Wette.

Engliſche und ſpaniſche Tänzerinnen. — Sir F... — Laïs. — Genueſiſche Wetten. — Kinder und Hirſekorner. — Der Banquier Bulliet.

Meine Freunde ſorgten dafür, daß ich dieſe ſchlimme Geſchichte bald vergaß, und daß ſie nach kurzer Zeit wie ein Traum hinter mir lag. Meine künſtleriſche Laufbahn begann. Der erſte Abend, da ich im Theater del Principe auftrat, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ich war in kurzer Zeit, ich weiß nicht wie, in Madrid ſehr bekannt geworden und hatte eine große Anzahl von Freunden, von denen ich keine Ahnung hatte. Die Journaliſtik, dieſe erſte Macht für den Künſtler und die Künſtlerin, war auf meiner Seite, wenn ich nicht etwa die Redactoren einiger kleinen Blätter ausnehmen ſoll, denen ich vielleicht nicht genug geſchmeichelt habe, oder welche ſich durch Widerſpruch piquant machen wollten.

Das Theater war am Abend meines erſten Debüts ungewöhnlich voll, und zum erſten Male in meinem Leben lernte ich das ſtolze, behagliche Gefühl kennen, welches darin liegt, wenn man weiß, daß die Augen der Erſten des Landes auf uns gerichtet ſind. Weit entfernt durch dieſe Gewißheit eingeſchüchtert zu werden, ſteigerte ſie vielmehr meine Zuverſicht zu mir ſelbſt, gleichſam wie ein Improviſator, gehoben durch die Begeiſterung ſeines poetiſchen Bewußtſeins, Alles um ſich

her vergißt, und seine [illegible] immer kühnem Schwunge Wunderdinge des Rythmus vollbri[illegible], so vollbrachte auch ich in meiner Exaltation, [illegible], Wunderdinge der Tanzkunst. Ja, man mö[illegible] aber dennoch darf ich mich so ausdrücken, meine Seele schwebte auf meinen Zehen, es war eine Ballade, die ich tanzte, ein Drama, ein Trauerspiel, ein Lustspiel, je nachdem die Empfindungen mich übermannten, welche meine Fußspitzen ihre Bewegung vorschrieb.

Man hat mir nach der Vorstellung gesagt, daß ich ausgesehen habe, wie ein Wesen aus einer andern Welt, und das bezweifle ich nicht, denn war es mir doch gelungen, selbst einen Engländer, welcher schon seit Jahren in Madrid wohnte und als der größte Pflegmatiker bekannt war, in Enthusiasmus zu bringen.

Dieser Engländer, der mir damals noch völlig unbekannt war, hätte nämlich mit einem meiner Freunde gewettet, daß ich wie ein Engel tanzen könnte, ohne ihn im Geringsten aus seinem Gleichmuth zu bringen. Es habe dieses, meinte er, keine englische Tänzerin vermocht, mithin würde es auch keiner spanischen gelingen. Mein Freund widersprach ihm, und nun bot er keine unbedeutende Wette an, die er bezahlen wollte, wenn ihm unwillkührlich das geringste Zeichen des Beifalls entschlüpfen sollte. Mein Freund war so kühn und zugleich so galant die angebotene Wette anzunehmen. Er meinte die Sache würde sofort in der noblen Welt bekannt werden und das Interesse an meinem ersten Auftreten nicht unbedeutend gesteigert werden.

Die Sache verhielt sich in der That so und alle Welt gratulirte mir — denn der Engländer hatte seine Wette verloren und mehr geklatscht als alle Andern.

Am andern Tage stellte er sich bei mir ein, um mir seine Huldigungen darzubringen. Er that es, indem er mir sagte, daß er nicht begreifen könne, wie eine Spanierin auf ihn eine Wirkung hervorbringen konnte, welche einer Engländerin niemals gelungen wäre und nun begann er, sich weitläufig über den englischen Tanz auszulassen.

Ich hörte ihn eine Zeit lang an, widersprach ihm oft und als mir endlich die Geduld riß, sagte ich zu ihm:

Ich bitte Sie, reden Sie mir nicht mehr von Ihren englischen Tänzen.

Und warum? fragte er.

Warum? Weil sie nichts als ein charakterloses Getrippel sind.

Der Ausdruck ist sehr stark.

Aber wahr. Wie, müssen Sie mir, wenn Sie unbefangen sein wollen, nicht zugeben, daß der englische Tanz, um mich eines recht plumpen aber bezeichnenden Wortes zu bedienen, etwas recht pferdetrittmäßiges hat?

Sie sind bitter.

Wahrhaftig, wenn die berüchtigten Pferde um Sybaris getanzt haben, so muß es englisch gewesen sein.

Wollen Sie mir wohl sagen, worin Sie denn das Wesen der Tanzkunst setzen?

In der Grazie, versetzte ich, in der Leichtigkeit, Natürlichkeit und taktmäßiger Folge gewisser Körperbewegungen, die alle einen bestimmten Charakter ausdrücken, und verständlich sein müssen wie gedachte Worte.

Nun, ich denke, daß es den englischen Tänzerinnen nicht an Grazie und Leichtigkeit fehlt.

Heilige Terpsichore! Grazie in diesen plumpen Hin- und Hersprüngen. Aber ja! mit der Leichtigkeit mag es seine Richtigkeit haben. Es ist ein Parforce-Tanz, und die Schuhe tanzen als ob sie Besessenen gehörten. Ich möchte wohl wissen, was diese sinnlosen Touren ausdrücken sollen, so wie sie jetzt combinirt sind.

Aber welch andrer Tanz findet denn vor Ihren schönen aber strengen und kritischen Augen Gnade?

Keiner, wenn nicht der spanische. Der Tanz bei den andern Nationen ist fast ohne Ausnahme zu einer gemeinen Leibesübung herabgesunken. Man tramvelt und springt nach dem Takt und das nennt man tanzen.

Aber was soll man andres thun?

Andres? Seele haben, Leidenschaft ausdrücken, die Natur copiren, denken mit Bewegungen und Geberden. — Ja, jeder Tanz muß einen bestimmten Charakter haben. Die bloße Veränderung der Touren, die Abwechslung dieser todten geometrischen Figuren ist nichts als das Mechanische derselben, der Ausdruck des Tänzers muß erst Seele und Leben hineinlegen. Nehmen Sie z. B. das Menuet, das vielleicht unter allen Tänzen den Körper am meisten bildet. Wer das Symbolische desselben nicht empfindet, der macht die Pas und die Touren eines Menuets, aber er tanzt es nicht.*)

Der Engländer schüttelte sein wohlweises Haupt. Er erklärte sich keineswegs für überwunden, obgleich er mir, für meine Person, zugestand, daß ich Unübertreffbares leistete. Indessen gestand er mir, er ärgere sich doch, seine Wette verloren zu haben, und da ich die Ursache seines Verlustes sei, so folgerte er, habe er ein volles Recht, von mir Ersatz zu fordern.

Ich fragte ihn, worin der bestehen sollte?

Sir F... nahm einen sehr zärtlichen Ausdruck an und ließ etwas von Liebe fallen, ein Wort das mir sehr zur rechten Zeit kam.

Gut, sagte ich, ich nehme keinen Anstand, Ihnen für Ihren Verlust Ersatz zu geben, und ich will es thun, indem ich selbst eine Wette mit Ihnen eingehen will, die ich verlieren werde.

„Sie wollen eine Wette eingehen, die Sie voraussichtlich verlieren werden? fragte der Engländer, das ist ein sehr eigenthümlicher Fall.

---

*) So habe ich z. B. bei meinem Aufenthalte in Deutschland kleine Kinder, die niemals tanzen gelernt hatten, einen deutschen Walzer meisterhaft tanzen sehen. Ist das nicht ein Beweis, daß dieser wahrhafte National-Tanz der Deutschen, eine treue Nachahmung der Natur ist, zu der die Kinder instinktmäßig und durch die bloße Nachahmung gelangen? Dasselbe gilt von dem spanischen Fandango, von dem Venetianischen Furlana, von der Neapolitanischen Tarantela, kurz von allen National-Tänzen.

Durchaus nicht, verſetzte ich; Sie haben mir ſoeben gleichſam eine Liebeserklärung gemacht. Iſt es nicht ſo?

Ja, ſo iſt's, entgegnete Sir F... indem er ſeinen Zügen den möglichſt ſchmachtenden Ausdruck gab.

Nun, wollen Sie mit mir ſo hoch Sie wollen wetten, daß auch ich noch vor Verlauf von acht Tagen in Sie verliebt ſein werde?

Die Wette gehe ich um eine Million ein, ſagte Sir F... Ich würde auf jeden Fall der Gewinner ſein — entweder Ihre Liebe oder die Million.

Eine Million würde ich nicht bezahlen können, die Wette wäre alſo illuſoriſch, es muß das Object der Wette ſo gewählt ſein, daß ich im Falle des Verluſtes es erlegen kann.

Aber mein Gott, Sie haben ja die beſte Gelegenheit auf die beſte Weiſe eine große Summe zu gewinnen, es hängt ja von Ihnen ab, die Wette zu gewinnen.

Nein, durchaus nicht, es würde nur von Ihrer Liebenswürdigkeit abhängen, und ich bin überzeugt, wenn Sie ſich nur die Mühe geben wollten, liebenswürdig zu ſein, Sie jedenfalls unwiderſtehlich ſein werden.

Sir S. beſaß eine gute Portion Eigenliebe, und ich zweifelte gar nicht, daß er meine Aeußerung ſehr ernſt aufnehmen würde. Wir gingen alſo die Wette ein. Wenn ich mich nach acht Tagen nicht als raſend verliebt in Sir F... erklären würde, ſollte ich zweimal acht Stunden an ſeiner Seite ſitzen bleiben, ohne ein Wort zu reden, ohne irgend eine andere Pantomine zu machen, als eine ſolche, durch welche ich Speiſe und Trank begehrte. Es ſollte mir nur freiſtehen, mich während dieſer Zeit viermal auf zehn Minuten zu entfernen. Dagegen machte Sir S. ſich anheiſchig, falls ich mich als für überwunden durch ſeine Liebenswürdigkeit erklären würde, mir tauſend Pfund auszuzahlen.

Die Wette wurde in Gegenwart mehrerer Zeugen abgeſchloſſen, und Alles war auf den Ausgang geſpannt. Ich kann wohl ſagen, daß die ganze Madrider Bevölkerung daran Theil

nahm. Denn ich war sehr schnell bekannt geworden, und Jeden interessirte es, welchen Ausgang die Sache nehmen würde.

Uebrigens waren seltsame und sonderbare Wetten damals an der Tagesordnung, und man thut unrecht, wenn man gerade dem Engländer diese Passion, Wetten einzugehen, als einen besonderen Charakterzug, als ein National-Laster aufbürdet.

Nicht bloß in unserer Zeit ist das Eingehen von Wetten eine Lieblingsneigung vorzugsweise der vornehmen Welt, sie war zu allen Zeiten, bei allen Völkern Sitte, und schon im grauen Alterthum finden wir ihre Spur. Es dürfte wohl nicht uninteressant sein, wenn wir hier einige der merkwürdigsten Fälle aufzählen und an einander reihen.

Nur mit wenigen flüchten Worten erwähnen wir der bekannten griechischen Lais, die gewettet hatte, sie vermöge es, den bekannten Philosophen Xenocrates um seinen Gleichmuth zu bringen. Sie drang in sein Haus, gab vor, sie werde von den Aechonten verfolgt und flehte ihn um eine Nachtherberge an. Der Philosoph nahm sie mit der größten Bereitwilligkeit auf, er sorgte mit seltener Zuvorkommenheit für ihre Bedürfnisse und theilte das einzige bewohnbare Gemach seines Hauses, ja sogar das Bette mit ihr. Aber die beharrlichsten Künste der Verführung scheiterten an dem stoischen Gleichmuth des Philosophen und Lais hatte ihre Wette verloren.

Bei den Römern herrschte eine große Neigung zu Wetten vor, man ging diese sogar unter gewissen Feierlichkeiten ein. Die beiden Parteien zogen einen goldenen Ring, den die Patrizier bekanntlich immer zu tragen pflegten, vom Finger und legten diesen in die Hand eines dritten. Die unter dieser Form eingegangene Wette war über alles bindend, sie hatte sogar gesetzliche Kraft.

Eine der gewagtesten und unsinnigsten römischen Wetten ist die des Arztes Asklepiades, der gewettet hatte, daß er sein Lebtage nicht krank würde. Das Sonderbarste aber ist, daß er seine Wette gewonnen hat, denn er war sein ganzes Leben lang gesund, er litt kein Ungemach von dem Zufall, der die Ursache

ſeines Todes ward, denn er that im hohen Alter einen Fall und blieb auf der Stelle todt.

In Genua war in früheren Zeiten eine Wette Mode, die, allem Anſcheine nach, der Urſprung der Lotterie iſt. Die fünf Senatoren, welche in Gemeinſchaft mit dem Dogen die Republik regierten, wurden auf folgende Weiſe gewählt: Die Namen von hundertzehn Edelleuten wurden auf Zetteln geſchrieben und in eine Urne geworfen; ein Kind mit verbundenen Augen zog fünf dieſer Namen aus der Urne und die Gezogenen wurden mit der Senator-Würde bekleidet. Dieſe Wahl gab Gelegenheit zu vielen und großen Wetten; man parirte nämlich, daß dieſer oder jener Name zuerſt aus der Urne gezogen werden würde, oder man ſetzte auf zwei Namen, oder man hielt auf drei derſelben u. ſ. w. Die Summen, welche durch dieſe Wetten in Circulation gebracht wurden, ſtiegen zu einer beträchtlichen Höhe, denn ſelbſt die geringeren Volksklaſſen nahmen nach ihren Kräften Theil an dieſem Spiel.

In dieſem Lande, wo die Erwählung der Obrigkeit Gelegenheit zu Hazardſpielen gab, durfte man zweierlei nicht zum Gegenſtande einer Wette machen, nämlich ob eine geſchloſſene Ehe glücklich werden würde, oder nicht, und ob eine See-Expedition einen guten oder einen ſchlimmen Ausgang haben würde. Ein ähnliches Verbot beſtand in Rom, das den Tod des Papſtes und die Erhebung eines neuen, ſo wie die Erwählung der Kardinäle betraf, und was endlich zu Genua erlaubt war, nämlich die Magiſtratswahl zum Gegenſtande einer Wette zu machen, das war in Venedig nicht allein verboten, ſondern die Uebertretung wurde auch ſtreng beſtraft.

Im Jahre 1634 lag dem Parlamente zu Dolo ein ſonderbarer Streit vor, der aus einer Wette entſprang, die zwei Bürger von Pesmes mit einander eingingen. Der eine Kontrahent zahlte die Summe von 24 Frcs., dafür ſollte ſein Partner ihn für jedes Kind, das im Laufe des Jahres in ihrem Wohnorte geboren und getauft wurde, eine Anzahl von Hirſekörnern geben, für das erſte Kind hatte er ein einziges Korn zu liefern,

für das zweite zwei, für das dritte vier und sofort in stets steigender Progression. Die Zahl der gebornen Kinder stieg auf 60. Die Hirsekörner liefen zu einer so ungeheuern Summe an, daß derjenige, welcher sich zur Lieferung derselben verstanden hatte, die Aufhebung der Wette verlangte, weil diese auf eine Unmöglichkeit beruhe. Das Parlament urtheilte, daß derjenige, der in Rücksicht auf sein Versprechen, die Hirsekörner zu liefern, die 24 Frcs. empfangen habe, diese wieder herausgeben und noch 24 Frcs. zulegen sollte, als Strafe, weil er die eingegangene Verbindlichkeit nicht erfüllen könne und also verloren habe. — Dies Urtheil war, meiner Meinung nach, nicht gerecht, denn der, welcher die Wette angeboten hatte, wußte recht gut, daß die Erfüllung derselben unmöglich sei; er hatte nur die Dummheit seines Gegners zu seinem Vortheile benutzt, und dies gab seiner Handlung einen Anstrich des Betruges.

Eine andere seltsame Wette, die in der neuesten Zeit manche Wiederholung gehabt, fand zwischen dem Grafen Laillaut und dem Prinzen Condé statt. Ersterer wettete nämlich zehntausend Thaler, daß er in einer Zeit von sechs Stunden zweimal von dem Thore St. Denis zu Paris bis nach Chretilly und wieder zurück reiten wollte. Eine Menge Wettlustiger nahm Theil; es stand eine Million von beiden Seiten. — Der Graf hatte einen Gürtel um seinen Leib geschnallt, seinen ganzen Körper hatte er mit kleinen Binden umwunden und eine Bleikugel in den Mund genommen, um sich denselben frisch zu erhalten. Auf dem ganzen Wege waren frische Pferde aufgestellt und jedes Hinderniß, das man ungefähr voraussehen konnte, so weit als möglich aus dem Wege geräumt. Am Thore von St. Denis war eine Uhr angebracht, um die Stunden genau zu merken. Der Graf ritt rasch ab und war bald aus dem Gesichtskreis entschwunden; auf den Stationen schwang er sich von einem Pferde aufs andere, ohne den Erdboden zu berühren, und wenn er sah, daß sein Pferd Muth hatte, spornte er es zu noch größerer Eile. Die Sache lief so gut ab, daß er 10 Minuten vor der Zeit das Ziel erreichte und sich anheischig machte, noch

nach Verſailles zu reiten, um dem König, der ſich für dieſe Wette intereſſirte, die Nachricht ſeines Sieges zu überbringen. Fünf Monate darauf löste ſich dieſe Angelegenheit auf eine traurige Weiſe. Der Graf ſtarb und die Aerzte behaupteten, er habe den Keim des Todes ſeit jenem verhängnißvollen Ritt mit ſich herumgetragen.

Im Jahre 1725, das ſehr regnigt geweſen ſein ſoll, ging der Banquier Bulliot eine eigenthümliche Wette ein. Er hatte bemerkt, daß es am St. Medardus-Tage regnete; dieſer Tag ſteht in dem Ruf, daß es, wenn er Regen bringt, vierzig Tage lang fortregnet. Außerdem hatte es am Tage St. Gervais geregnet, ein Heiliger, der ebenfalls ſehr wäſſriger Natur iſt, und er ſchlug nun auf dem Regent-Kaffeehauſe, wo er ſich eben befand, die Wette vor, daß es vierzig Tage hinter einander regnen werde. Mehrere der anweſenden Perſonen waren bereit, gegen ihn zu halten und die Wette wurde folgendermaßen abgefaßt: Wenn es vom Tage St. Gervais ab, vierzig Tage hintereinander, wenig oder viel regnet, dann iſt für Bulliot die Wette gewonnen; bleibt aber während dieſer vierzig Tage der Regen auch nur an einem einzigen aus, dann hat Bulliot die Wette verloren. Bulliot hielt gegen Alle, die Luſt hatten; der Abend koſtete ihm eine bedeutende Summe, denn er ſetzte nicht bloß gegen baares Geld, ſondern auch gegen Tabacksdoſen, Ringe und andere Pretioſen, die ihm geboten wurden. Man ſagt ſogar, daß Jemand eine Anzahl von Hemden von holländiſcher Leinwand geboten, und daß Jener ſie angenommen hätte. Die Wette erregte Aufſehen und da alle Summen gegen Bulliot ſtanden und er noch an dem folgenden Tage Gebote annahm, ſah er, da ſein baarer Geldvorrath erſchöpft war, ſich genöthigt, Anweiſungen und Wechſelbriefe auszuſtellen; da ſein Kredit überaus groß war, ſagt man, daß er dergleichen Papiere bis zum Werth von 30,000 Thaler ausgegeben habe. Man kann denken, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Helden dieſer Wette richtete; er ward gewiſſermaßen Mode, und von dem Tage, da die Wette eingegangen ward, bis zu dem Tage,

an welchem sie ihre Endschaft erreichte, war er der Gegenstand der allgemeinen Neugier, und das in einem so hohen Grade, wie wohl selten ein berühmter Mann. Wo er auch immer erschien, zog er die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf sich, daß ein bekannter dramatischer Dichter den Gedanken faßte, ihn auf die Bühne zu bringen, nichts fehlte zu seinem Ruhm. Unglücklicherweise ruhte die Unfehlbarkeit des heiligen Gervais auf keinem sichern Fundament, der Regen blieb während der vierzig Tage aus. Bulliot war ruinirt und zwar so sehr, daß er nicht einmal alle Anweisungen und Wechsel, die er ausgestellt hatte, einlösen konnte. Mehrere Inhaber solcher Papiere versuchten, die Zahlung auf gerichtlichem Wege einzutreiben. Dagegen trug seine Familie darauf an, ihn für einen Verschwender zu erklären, der Gerichtshof von Chatelet annullirte auch in der That die Wette und so wurde sein Ruin verhindert.

Doch genug von diesen antequirten Seltsamkeiten und zur Gegenwart zurück. —

Alle meine Bekannten waren in Aufruhr, denn es war in der That für Sir S. nichts Geringes, einer Dame gegenüber liebenswürdig zu sein. Er war nichts weniger als ein Schmeichler, vielmehr grob und ungalant. Er war der Meinung, sein colossaler Reichthum überhebe ihn jeder Anstrengung. Da er indessen inne geworden, daß ich wohl, wie alle Menschenkinder, das Geld, aber nicht die goldenen Kälber liebe, so machte er bei mir eine Ausnahme und er war Narr genug zu glauben, ich würde in der That, durch seine Liebenswürdigkeit überwunden, mich in ihn verlieben und noch vor Verlauf der festgesetzten acht Tage, ihm eine feierliche Liebeserklärung in Gegenwart der Zeugen machen.

Nichts war seltsamer und komischer, als die Anstrengungen, welche er tagtäglich machte, um mir zu gefallen. An kostbaren Geschenken ließ er es unterdeß nicht fehlen und ich fand, daß diese jedenfalls liebenswürdiger als er selbst, waren. Was das Ende dieser Wette war? Ich erklärte mich nach Verlauf des achten Tages auf die ernsthafteste Weise verliebt in Sir R.

Dieſer war überglücklich und erklärte aller Welt ſeinen Triumph, d. h. eigentlich ſeine Niederlage, denn er mußte ja die Wette bezahlen. Als er aber mit dem Gelde kam, fragte ich ihn, ob ihm denn meine platoniſche Liebe auch wirklich ſo viel werth ſei?

Sir R. ſah mich mit komiſcher Erſtarrung an. Platoniſch? ſagte er endlich, Sie ſind alſo platoniſch in mich verliebt.

Ja, mein Freund, verſetzte ich ſehr ernſthaft.

Ach — gehen Sie — das iſt ja ein Unſinn.

Vielleicht nach Ihrer Meinung, nicht aber nach der meinigen.

Nach der Meinung aller Männer.

Auch das gebe ich zu. Die Männer verſtehen ſich nicht darauf — einer wirklich platoniſchen Liebe iſt nur das Weib fähig.

Solche Weiber ſind aber ſehr langweilig, rief Sir S. ſehr unwillig. —

Dann, mein Freund, haben Sie mich acht Tage lang mit Unwahrheit hingehalten.

Ich Sie? — Sie meinen das Gegentheil, meine Liebe.

Haben Sie mich nicht jeden Tag, wie Sie ſelbſt ſagten, liebenswürdiger gefunden?

Ja, das war meine aufrichtige Meinung, und Sie ſagten daſſelbe von mir.

Nun, ich habe Sie in der That mit jedem Tage mehr platoniſch geliebt, verſetzte ich.

Aber, zum Guckuk — wir haben nicht auf platoniſche Liebe gewettet. —

Nein, auf Liebe im Allgemeinen, die Form dafür blieb unſerm eigenen Ermeſſen vorbehalten.

Und Sie beharren wirklich bei Ihrer Meinung, mich nur platoniſch lieben zu wollen? —

Bis in den Tod, mein Freund.

Geben Sie zum — rief der grobe Engländer ganz außer ſich, während ich mich des Lachens kaum enthalten konnte, und verließ mit einer höchſt komiſchen Wuth das Zimmer.

Am andern Tage ſchon hatte er Madrid verlaſſen, nicht ohne in einer Zeitung mit großen Lettern drucken zu laſſen:

„Die ſpaniſchen Tänzerinnen ſind mit den engliſchen in keiner Weiſe zu vergleichen. Eine beinloſe Engländerin tanzt beſſer, als die beſte ſpaniſche Tänzerin. Wenigſtens ſollte man die Unverſchämtheit nicht ſo weit treiben, den Engländerinnen die Befähigung abzuſprechen, die Spanierinnen gänzlich zu verdunkeln.“

Dieſer unſinnige Satz erſchien während eines ganzen Monats tagtäglich, mit immer größern Lettern in der Zeitung. Die Madrider amüſirten ſich damit, und Sir S. hatte wenigſtens den Triumph eine Thorheit mehr zu begehen, und ein paar Pfund mehr los zu werden.

Immer genug für einen Engländer und um ein Narr zu ſein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Espartero.

Politische Notabilitäten. — Der Anfang einer großen Carriere. — Espartero in Amerika. — Seine Rückkehr. — Im Lager. — Don Diego Leon.

Bald nach der Entfernung des Sir S. machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft, die mich mit politischen Notabilitäten zusammenführte und die hervorragendste Persönlichkeit war — Espartero. Dieser Mann, der nach so merkwürdigen Geschicken, abermals Regent von Spanien ist, begann damals gerade in den Vordergrund des Welttheaters zu treten. Seine Kameraden aber so wenig wie er selbst hatten vormals eine Ahnung davon, welche große Zukunft sich sobald vor ihm aufthun sollte.

Ueber keine bedeutsame Persönlichkeit in neuerer und verflossener Zeit, als Espartero gezwungen war, den Scepter Spaniens niederzulegen und ins Privatleben zurückgetreten, ist so viel Widersprechendes gesagt und geschrieben worden. Es wäre mir eine kleine Genugthuung für den uneigennützigen Schutz, welchen mir dieser berühmte Mann verliehen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, das Urtheil über ihn, den vielfach Mißverstandenen, zu läutern. Mitten im Gewühl der Leidenschaften stehend, die nirgends heftiger und rücksichtsloser walten, als in Madrid, wird man sonst vergebens nach dem Unpartheiischen suchen, welcher diesem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren ließe.

Am Hofe Madrids glänzte Chriſtina, die Königin Regentin. In den Armen hielt ſie ihre beiden Infantinnen, die, gleich der Mutter, mitten im Bürgerkriege lächelten. Sie regierte glücklich und verjüngte Spanien durch ihren Geiſt, ihre Jugend und Schönheit, als plötzlich der Bürgerkrieg ausbrach. Alsbald kommt aus Amerika ein Glücksritter mit durchbohrendem Auge, verwegenem Kopf und ſtolzem Degen, deſſen Uniform aber verſchabt iſt, mit halb abgeriſſenen Oberſt-Epauletten, gleich denen des tapfern Grafen von Cartagena und aller ſpaniſchen Helden, die vor den Negern und Indianern Bolivers weichen mußten. Zuerſt zeigt er ſich unter den empörten Truppen von Biscaya, und nachdem er das Bataillon der Chapelgorri's dezimiren laſſen, beginnt er den Krieg mit aller Zuverſicht, Feſtigkeit und taktiſchen Kunſt der erfahrenſten Offiziere Amerika's. Man ſieht ſchon, daß er in Spanien etwas ſucht, was ihm in Peru und Chili entgangen — die Gelegenheit und eine hohe Befehlshaberſtelle. Das Glück Riegos hat auf ihn den mächtigſten Eindruck gemacht. Er gehört zu denjenigen Offizieren, welche alle Revolutionen mitgemacht, auf Congreſſen und in Schlachten die Parteien angeführt haben und ſeit 1808 die wahren Beherrſcher Spaniens geweſen ſind. Er iſt der Mann, deſſen Kühnheit und Geſchicklichkeit dem General Cordova ſein Commando entriſſen, der Bilbao befreien und in einer Gewitternacht, ſelbſt mehr todt als lebendig, über die von Blitzen erhellte Brücke von Luchana ziehen wird. Er zwingt bei Bergara mit ausgezeichneter Klugheit eine ganze Armee, die Waffen zu ſtrecken. Er ſchließt den Frieden. Dann ſtürzt er ſich in die Empörungen von Madrid und Barcelona; während man ihn auf einem letzten Zuge gegen Cabrera glaubt, lenkt er die Armee und die Parteien. Endlich, nach einem ſiebenjährigen Kriege, als man Spanien ſchon beruhigt und der Tochter Chriſtinens für geſichert wähnt, ſchreitet derſelbe Mann des Glücks ins Innere des Palaſtes und nimmt auf den Stufen zum Throne eine feſte Stellung, während die Königin Mutter abzieht. Der ehemalige Oberſt Espartero war geſtern Graf von Luchana,

heute iſt er der Herzog von Vittoria und Morella; morgen Regent des Königreichs.

Dieſer iſt der Mann, deſſen Glück nur ein Spiel des Zufalls geweſen ſein ſoll. Man hat nur zu viel Albernheiten über Spanien geſagt und Anderen nachgeſprochen, ich für mein Theil folge nicht der Meinung des großen Haufens. Espartero verdient als General ſowohl durch ſeinen ächten Heldenmuth, wie durch ſeinen natürlichen Beruf zu herrſchen, den er bei ſo mancher Gelegenheit offenbarte, alle Hochachtung.

Doch bevor ich näher auf ſein Leben im Lager und am Hofe eingehe, will ich eine kurze Skizze aus dem Leben dieſes Mannes geben, in deſſen Händen zum zweiten Male das Geſchick Spaniens ruht.

Don Baldomero Espartero wurde 1792 zu Granatula, einem kleinen Flecken in der Provinz le Mancha geboren. Er war zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Sein älteſter Bruder, Manuel Espartero, der damals Franziskaner-Mönch in einem Kloſter war, nahm ihn zu ſich, ſobald er etwas herangewachſen war.

Er war ſechszehn Jahre alt, als die Franzoſen 1808 in Spanien eindrangen. Er ſchloß ſich der allgemeinen Volksbewegung an und trat als gemeiner Mann in ein Bataillon, das faſt nur aus Studenten und Seminariſten beſtand, und deshalb das heilige, el Sagrado hieß. Die meiſten Freiwilligen der Bataillons traten nach und nach in die Regimenter. Espartero erhielt durch die Verwendung einer alten Marquiſe, bei welcher ſein Bruder eine Zuflucht gefunden, die Vergünſtigung, daß er in die Kriegsſchule auf der Inſel Leve aufgenommen wurde. Er verließ dieſelbe als Unter-Lieutenant, aber der Krieg gegen Napoleon war zu Ende. Es ſollte damals gerade eine Expedition nach den empörten ſpaniſchen Kolonien abgehen. Da Espartero nicht wußte, was er anfangen ſollte, ſo meldete er ſich bei dem Befehlshaber der Expedition, dem General Pablo Morillo, um Theil an derſelben zu nehmen. Wie alle andern Offiziere ſtieg Espartero, ſobald er den Fuß an Bord ſetzte, um einen Grad, überdies wußte er ſich während der Ueberfahrt

dem General Moriño bemerklich zu machen, der ihn in seinen Generalstab aufnahm.

Espartero, der von Natur tapfer war, fand in diesem Kriege reichliche Gelegenheit, sich hervorzuthun. An die Spitze eines Bataillons gestellt, nahm er 1817 an dem Treffen von Sugachi Theil. Zum Oberst-Lieutenant befördert, schlug er 1818 den Insurgentenhaufen Runto's in der Ebene von Majocayo. Im Jahre 1819 erwies er sich thätig bei der Unterwerfung der Provinz Cochabemba und verfolgte mit dem General Serane die Insurgenten dieser Provinz 56 Tage lang. Im Jahre 1823 wurde er Oberst und wohnte als solcher dem Treffen von Morata bei, in welchem er zwei schwere Wunden erhielt. Der größte Theil seiner Zeit war indeß dem Spiel geweiht. Dieses trug ihm ein ansehnliches Vermögen ein. Die Spielwuth war das vorherrschende Laster in der Amerikanischen Armee. Espartero war der nobelste und glücklichste Spieler. Viele höhere Offiziere und Generäle waren ihm auf Wort bedeutende Summen schuldig geblieben und fühlten sich seiner Schonung zu Dank verpflichtet. Man erzählt, er habe dem General Canterac an einem Abende 16000 Gold-Unzen, mehr als eine Million Franken, abgewonnen. Als Beide das Spielhaus verließen, sagte Canterac zu ihm: „Ich bin Ihnen 16000 Gold-Unzen schuldig, ich werde für Ihre Bezahlung sorgen." „Sie waren mir diese Summe schuldig," antwortete Espartero, „als wir an dem Spieltische saßen, jetzt sind Sie mir nichts mehr schuldig." — Dieses abenteuerliche Leben ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf seinen Character geblieben, in dem sich Kraft, Apathie, Ausdauer, wie bei allen Spielern von Profession, die Waage halten. Dem Spiele verdankte er vielleicht auch seine große Geschicklichkeit in jeder Waffenübung, da er wohl wußte, welchen Gefahren ihn sein ungewöhnliches Glück aussetzte. Mit den militairischen Wissenschaften beschäftigte er sich gar nicht, aber dennoch erwarb er eine enorme Menge von Kenntnissen aller Art.

Alle Offiziere, welche an dem Amerikanischen Kriege Theil genommen, bildeten bei ihrer Rückkehr nach Europa eine Art

Verbrüderung. Faſt alle Generale, die ſeitdem zur Bedeutung gelangten, Valdes, Nodil, Maroto, Lopez, Narvaez u. ſ. w. ſind aus ihr hervorgegangen. Man nannte ſie ſpottweiſe in Spanien die Ayacuchos, wegen der unheilvollen Capitulation von Ayacucho, welche der Spaniſchen Herrſchaft in Süd-Amerika ein Ende machte. Obgleich ſie nun eben nicht Grund hatten, auf ihre gemeinſchaftlichen Erinnerungen ſehr ſtolz zu ſein, ſo hielten ſie doch immer eng zuſammen, wenn ſie auch zu entgegengeſetzten Parteien übertraten: darin finden viele Ereigniſſe aus dem Leben Eſpartero's, auch die Convention von Bergara ihre Erklärung.

Don Valdomero hatte alſo, als er nach Europa zurückkehrte, den Grad eines Oberſten und gute Verbindungen. Da er die eroberten Fahnen zurückbrachte, ſo erhielt er den Grad eines Brigadiers. Sodann wurde er in das Depot von Lagarto geſchickt, wo er die Bekanntſchaft der reizenden Sennora Jacieta, der einzigen Tochter und Erbin eines reichen Grundeigenthümers, Herrn Santa-Cruz, machte und ſie wider den Willen ihres Vaters heirathete. Als Commandeur des Regiments von Sovia ging er ſodann nach Palma, wo er mehrere Jahre blieb, von wo er jedoch zuweilen nach dem Feſtlande mit ſeiner Gemahlin herüberkam, deren Schönheit und Anmuth in Barcelona zu hohem Rufe gelangten. In Barcelona ſchloß er auch einen Freundſchaftsbund mit Elio.

Nach dem Tode Ferdinand VII. erklärte er ſich für die Königin Iſabelle II. und als der Krieg ausbrach, begab er ſich als General-Capitain der Provinz Biscaya zu der Nord-Armee. Eſpartero war nicht glücklicher als die andern conſtitutionellen Anführer. Unter Anderm wurde er bei Villa-Real von einer Abtheilung Zumalacarreguy's aufs Haupt geſchlagen. In dieſer Zeit beſtand er nur ein glückliches Gefecht gegen Gomez. Da er ſeine Perſon nicht ſchonte, ſo befeſtigte er ſeinen verdienten Ruf der Tapferkeit. So lange die Armee dem Karliſtiſchen Helden Zumalacarreguy gegenüberſtand, richtete ſie nichts gegen die Inſurrection aus. Sechs Ober-Anführer waren auf ein-

ander gefolgt, und alle, selbst Nima waren gescheitert. Die Indisciplin und die Demoralisation griffen immer weiter um sich, und man konnte sagen, daß die Königin keine Armee mehr habe. Als die Ereignisse von La Granja eintraten, legte Cordova den Oberbefehl nieder und ging nach Frankreich. In der ganzen Armee war nur Ein Mann, der seine Stelle einnehmen konnte, und dieser war Espartero. Ein Decret vom 17. September 1836 ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Nord-Armee, Vice-König von Navarra und General-Capitain der Baskischen Provinzen.

Espartero brauchte indessen vier Jahre, um die Insurrection zu unterdrücken. Seine persönliche Tapferkeit unterliegt keinem Zweifel, wenn er als Feldherr auch oft die Rolle des Fabius gespielt hat. Er hatte ein chronisches Uebel, das ihn oft ans Bett fesselte. Dann dictirte er im Bett seine Pläne, hörte die Berichte seines Generalstabes, ordnete er seine Manöver an. Im Bette empfing er Deputationen, Glückwünsche und Lorbeerkränze.

Oft hat er sogar die Geduld seiner Landsleute ermüdet und dennoch verstehen die Spanier das Warten. Espartero hat diese National-Tugend auf eine harte Probe gesetzt. Nach jeder seiner Operationen trat eine Unthätigkeit von mehreren Monaten ein. Oft erhob sich die öffentliche Meinung gegen ihn, die Cortes hielten eine geheime Sitzung, um sich über die Unthätigkeit des Oberbefehlshabers zu berathen, es wurden Abgeordnete an ihn geschickt, um ihn zu drängen, aber Alles half nichts. Der erste und größte militairische Erfolg, den er davon trug, war der Sieg von Luchana, welcher die Entsetzung Bilbaos herbeiführte. Aber es steht fest, daß die Englischen Hülfstruppen den größten Antheil daran hatten, und daß sie ihm den Sieg fast in die Hände gaben. Dieser brachte ihm den Titel eines Grafen von Luchana und die Dankbarkeit und die Bewunderung ganz Spaniens ein. Ein andermal setzte er durch seine Langsamkeit die Hauptstadt und die Königin einer großen Gefahr aus. Als Don Carlos die Baskischen Provinzen ver-

ließ, folgte ihm Espartero nicht, vermuthlich weil er auf die in Aragonien und Catalonien zerstreuten Truppen und Abtheilungen rechnete. So ließ er diesen bis vor die Thore Madrids gelangen und schreckte erst dann aus seiner Sorglosigkeit auf, als Cabrera's Soldaten schon die Vorstädte besetzt hatten. Nun stürzte er der Hauptstadt zu Hülfe; wenn aber Don Carlos etwas mehr Entschlossenheit gezeigt hätte, wäre er zu spät gekommen. Die Karlistische Armee war schon in vollem Rückzuge begriffen.

Es ist sehr viel Nachtheiliges von Espartero's Zaudersystem gesprochen worden, die Gerechtigkeit erfordert indeß, auch auf die gute Seite desselben hinzuzeigen. Als er das Commando übernahm, fand er nur die Trümmer einer Armee und diese Trümmer waren die letzte Hoffnung des constitutionellen Thrones. Der geringste Unfall wäre ein entsetzliches Unglück gewesen. Espartero durfte also nur sicheres Spiel spielen und mußte vor allen Dingen auf die Organisation der Armee bedacht sein. Die Anordnung in der Armee war so groß, daß die Generale in beständiger Empörung gegen den Heerführer, die Offiziere gegen die Generäle, die Soldaten gegen die Offiziere waren. Die Ermordung der Generale Sarsfield und Escalera bezeugte, wie tief das Uebel eingerissen war. Espartero brauchte lange Zeit, um die Wunden zu heilen, aber er hat sie geheilt, und konnte am Ende nur durch Klugheit und Umsicht zu diesem Resultate gelangen.

Zuerst war er darauf bedacht, die Mörder in Pampelona und Miranda zu bestrafen. Er verbarg Anfangs den Abscheu, die ihm diese gräßlichen Thaten einflößten, als er sich aber des Gehorsams seiner Soldaten für versichert halten konnte und den militairischen Geist durch einige Erfolge über die Karlisten wieder etwas aufgerichtet hatte, schritt er zum Werk der Gerechtigkeit. In Miranda ließ er zehn Soldaten, die als Hauptanstifter des gegen den General Escaleron verübten Mordes bekannt waren, aus der Reihe hervorholen und niederschießen.

In Pampelona that er zehn Tage später dasselbe. Als die

Truppen sich auf den Glacis der Citadelle in Carré aufgestellt hatten, drohte er, sie dezimiren zu lassen, wenn die Namen der Schuldigen nicht augenblicklich genannt würden. Kaum hatte Espartero den Oberst Iriarti bemerkt, als er zu ihm sagte: Man glaubt, daß Sie sich der Ermordung Sarsield's schuldig gemacht haben.

Ich bin unschuldig, antwortete dieser. Es soll mir lieb sein, wenn Sie es sind, erwiederte Espartero; wenn Sie es aber nicht sind, so werden Sie in zwei Stunden Gott Rechenschaft ablegen. Augenblicklich wurde ein Tisch und Stühle herbeigebracht, das Kriegsgericht trat zusammen, die Verdächtigen wurden Angesichts der ganzen Armee vernommen und der Oberst Iriarti, der Oberst Barricot und vier Sergeanten wurden erschossen.

Zugleich that Espartero Alles, um sich bei den Soldaten beliebt zu machen, noch war kein General so sehr für sie besorgt gewesen, unaufhörlich bestürmte er das Ministerium. Nachdem er so zwei Jahre temporisirt hatte, schritt er endlich im Frühjahre 1838 zur Offensive. Negri war in Castilien eingedrungen, Espartero ging ihm nach und schlug ihn bei Burgos auf's Haupt. Einige Wochen später stand Espartero vor Penacerada und bemächtigte sich dieser Stadt. Zwei Tage später schlug er den General Guergue, der mit 15,000 Mann zum Ersatze herbeigeholt war, und nahm ihm 800 Gefangene ab, der Sieg wurde durch vier Schwadronen Husaren entschieden, die Espartero selbst ins Feuer geführt hatte. Hierauf schickte er sich an, Estella anzugreifen und würde den Platz gewonnen haben, wenn Orma's Niederlage von Morella nicht wiederum die Armee entmuthigt hätte. Espartero nahm wieder zu seiner frühern Taktik seine Zuflucht. Er hatte noch einen andern Grund, sich mehr auf die Rolle eines Beobachters zu beschränken. Von jeher hatte er gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu enden, und zu diesem Zwecke einen Briefwechsel mit mehreren Karlistischen Anführern unterhalten. Durch die Niederlage von Penacerada trat eine Revolution in der

Karliſtiſchen Armee ein. Guergue trat ab und Marote, ebenfalls Ayacucho, und ein alter Waffengefährte Eſparteros übernahm den Oberbefehl. Es wurden geheime Unterhandlungen zwiſchen Beiden angeknüpft und während mehrerer Monate die Feindſeligkeit eingeſtellt.

Jetzt hatte ſich der nachtheilige Eindruck der Niederlage von Morella verloren und Eſpartero glaubte den Unterhandlungen durch einen Sieg Nachdruck geben zu müſſen. Die Karliſten hatten lange an der Befeſtigung der furchtbaren Stellung Pena del More Ramales und Guardomino gearbeitet. Eſpartero nahm ſie an der Spitze von 30,000 Mann in den letzten Tagen des Mai ein. Die darauf folgenden Ereigniſſe ſind bekannt. Am 29. Mai wurde die berühmte Convention von Bergara unterzeichnet, und am 15. September trat Don Carlos nach Frankreich über. Seinem Grundſyſteme getreu, wartete Eſpartero noch einen Winter ab, bevor er auf Cabrera losging. Als der Winter vorüber war, fand er faſt keinen Widerſtand, und Spanien wurde vollſtändig beruhigt.

Eſpartero iſt demnach ein Mann, deſſen Glück in jedem Falle ſich genügend erklären läßt. Es mögen nun hier noch einige Züge aus ſeinem Lagerleben ihren Platz finden.

In ſeinem Hauptquartier überraſchte von vorne herein die Macht, die Dictatur Eſpartero's. Seine Armee gehörte ihm ganz an. Seine amerikaniſchen und ſpaniſchen Offiziere fügten ſich ehrfurchtsvoll ſeinem Willen. An dieſem kriegeriſchen Hofe befanden ſich die Repräſentanten der beiden größten mit Spanien alliirten Mächte, die Oberſten Senilſes und Wylde, von Marſchall Soult und Palmerſton geſandt.

Das Hauptquartier wanderte auf einen Wink des Herzogs von Vittoria nach jedem beliebigen Orte. Eine militairiſche und diplomatiſche Conferenz, die im Lager oder innerhalb der Mauern einer erſtürmten Stadt begonnen war, wurde oft während des Ausbruchs einer Schlacht und zu Pferde fortgeſetzt. Alsdann mußte man ſehen, wie der Obergeneral hier ſeinem Stabe Ordres gab, dort zu den Soldaten ſprach, dann plötz-

lich beim erſten Erſcheinen des Feindes mit ſeiner Escorte von fünfhundert Reitern nach der Vorhut ſprengte und nach der Schlacht die Unterhaltung da wieder anknüpfte, wo er ſie hatte abbrechen müſſen.

Wenn der Obergeneral von ſeiner Vorpoſten-Runde zurückkehrte oder, von ſeinem Stabe umgeben, die Befeſtigungen des Lagers in Augenſchein nahm, ritt er eine prächtige andaluſiſche Stute mit herabhängender Mähne. Sein blaſſer und hagerer Reiter ſpornte das Thier zu einem lebhaften Trabe, daß die ganze Suite nur im Galopp folgen konnte. Inmitten dieſer Gruppe glänzender Uniformen machte ſich Espartero nur durch die Einfachheit ſeines Anzugs bemerklich; ſo oft er das Lager verließ, trug er einen ſchlichten grünen Mantel und einen alten Treſſenhut. Espartero ſchien eher klein als groß, beſonders wenn er den tapfern und unglücklichen Don Diego Leon zu ſeiner Seite hatte, jenen ſpaniſchen Murat, der ein vollendet ſchöner Mann war, und immer ſich ſo koſtbar kleidete. Beide glichen einander nur von Seiten ihres Löwenmuthes; der Eine war majeſtätiſch gebaut, dräuenden Antlitzes und doch ritterlich höflich; der Andere eher unanſehnlich, wenig auf ſeine Perſon bedacht, aber Alles beobachtend, was um ihn her vorging. Doch ließ ſich bemerken, daß der Obergeneral neben Diego Leon jene Miene ſtolzer Ueberlegenheit ſich gab, welche Napoleon an der Seite des herkuliſchen Kleber annahm. Espartero erräth und durchſchaut wie Wenige die kriegeriſchen Eigenſchaften und beinahe das Schickſal der Generale, die ihn umgaben — ein furchtbares Talent in Bürgerkriegen. Er hat auf ſeiner thatenreichen Laufbahn alle Geheimniſſe des menſchlichen Charakters ergründet und er behauptete wohl nicht mit Unrecht, daß er ſeine ganze Armee, von dem General bis zum Gemeinen kenne. Espartero, den man ſo wenig verſtanden hat, und noch heute nicht zu würdigen verſteht, ſuchte die Kühnſten und Ehrgeizigſten heraus, um ſie an ſein Intereſſe zu feſſeln, allein er war auch unverſöhnlich gegen ſeine Feinde, ſelbſt wenn ſie großes militairiſches Verdienſt hatten. So vernichtete er das Glück

des Generals Cordova, das dem seinigen schon fast überlegen war, so gab er dem bravsten Gefährten seines Ruhmes, Diego Leon, einem unrühmlichen Tode preis. Aber welche Festigkeit in diesem Ehrgeize! — Espartero, der zu Mas de las Matas schon entschlossen war Alles zu stürzen, was einen Widerstand gegen ihn wagte, der damals den bevorzugten Minister der Königin zum Falle brachte, setzte später durch die Hinrichtung Diego Leons, als dieser gegen ihn sich auflehnte, ganz Spanien in Schrecken. Man sagte ihm, die Armee würde sich gegen ihn empören; er sah im Gegentheil jeden Degen gesenkt, als er sich den Truppen zeigte, und man erkannte ihn als den Herrn von Spanien an.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Wissenschaft der Liebe.

Jaque M... — Wie man lieben muß. — Eine Beschreibung von mir selbst.

Unter allen meinen Anbetern machte mir Herr Jaque M... den meisten Spaß. Jaque M... war ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen jungen Mann, welcher damit umging, etwas über die Wissenschaft der Liebe zu schreiben, nachdem er sie, wie er sagt, praktisch studiert, oder vielmehr, wenn er sie praktisch studiert haben würde. Denn schon war er im Begriff diese praktischen Studien abzuschließen, um Ruhe zu seinem verdienstlichen Werke zu gewinnen, als er mich kennen lernte.

Er hatte mich tanzen sehen und sich sofort entschlossen, seinem Werke noch ein Kapitel hinzuzusetzen und mich zu lieben. Er

besuchte mich und sagte mir sogleich die drei Eigenschaften, welche ihm erforderlich schienen, um mich seinem Entschlusse geneigt zu machen, daß er nämlich Jaque M... heiße, 3000 Franks Renten habe und mit einem Buche über die Wissenschaft der Liebe beschäftigt sei.

Aber wie erschrak der junge Autor, als er nur zu bald gewahrte, daß meine Bekanntschaft ihm nicht ein neues Kapitel, sondern ein ganz neues Buch lieferte, daß sie, statt seine Theorie zu vervollständigen, diese vollkommen umstieß.

Die Kunst zu lieben, sagte ich ihm, ist allerdings eine sehr schwierige Kunst, ich möchte fast behaupten, die schwierigste. Sie ist bekanntlich eine alte klassische Kunst, über die Ovid schon ein großes Buch geschrieben hat, und die, wie so manche alte Kunst, in unsern Tagen nicht verstanden wird.

Ich will gerne zugeben, versetzte der neue Ovid, daß sie eine sehr schwierige Kunst ist, aber ich sehe nicht ein, warum diese Kunst die schwierigste sein sollte.

Jede andere Kunst, sagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die sich der Hand des Künstlers willig fügen und die gewissermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch diese Fügsamkeit des Stoffes, welchem der Künstler selbst Leben und Geist einhaucht, gewinnt dessen Individualität, dessen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunstproduct bleibt so ewig ein Reflex des Kunstgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebekünstler? Ist das weibliche Herz auch ein solcher willfähriger fügsamer Stoff, der den Geist des Meisters als seinen eigenen in sich aufnimmt? Wie verstehen Sie die Kunst zu lieben? Ist es die Kunst des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu sein? Gehört nicht vielmehr dazu, auch von ihm geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Jaque M...

Nun, so möchte ich doch wissen, welche allgemeine Regeln Sie aufstellen, um jedes weibliche Wesen sich zugethan oder vielmehr in sich verliebt zu machen?

Lassen Sie das „sich" weg, versetzte Jaque M... dann

wird es eine richtige Frage, und ich werde ſie Ihnen beantworten und Sie ſchlagen, d. h. Ihre Vorausſetzung zu Schanden machen.

Ich ſoll das „ſich" fortlaſſen?

Allerdings! Dieſe Kunſt zu lieben ſoll den Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in ſich, den Einzigen, verliebt zu machen, ſondern in Jeden die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübſchen Frauen liebt, und das ſcheint mir in der Regel ſo zu ſein, dann wird ihm Ihre Kunſt alſo nichts nützen?

Ich ſetze nicht voraus, daß ein Mann ſo thöricht ſein wird, ſich in alle hübſchen Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es iſt dieſes bei der Verſchiedenheit des Geſchmacks auch gar nicht anzunehmen, ich ſetze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt iſt, und mit dieſer Vorausſetzung, die Sie mir nicht ſtreitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebekünſtler ein weniger fügſamer Stoff als jedem andern Künſtler zu Gebote ſteht. Das weibliche Herz iſt ein ſo fügſamer Stoff wie es keinen andern giebt, fügſamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Anſicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weibliche Herz iſt der Liebe zugänglich, und wer dieſen fügſamen Stoff zu behandeln weiß, der wird ſich der Gegenliebe ſtets verſichern können. Sie beſitzen dieſe allergrößte Kunſt, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum Raſendwerden verliebt ſind. Iſt es ſo, oder haben Sie nur eine Redensart ausgeſprochen?

Durchaus nicht, es verhält ſich vollkommen ſo.

Nun, ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich auch nicht die geringſte Zuneigung zu Ihnen verſpüre. O, lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegenheit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie ſind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es nur nicht ſagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, versetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt sind, werden Sie das mir schon sagen, und wenn Sie es mir nicht sagen, so muß ich es doch sicher merken können.

Ei, warum? ich bin vielleicht ein recht bizarres Geschöpf, liebe Sie entsetzlich und stelle mich als Ihre Todfeindin.

Das ist freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beispiele schon erlebt. Aber es giebt dennoch sehr sichere Kennzeichen der Liebe, die allen verstellten Haß durchbrechen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem sie dem Gegenstande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Ansprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals so weit gehen, dieser Ursache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte sich aber auch in dieser Beziehung verstellen.

Bis zu einem gewissen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewissen Punkte? Sagen Sie bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune haben, mir das durchaus verbehlen zu wollen, so könnten Sie vielleicht, um dies durchzusetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küssen.

Wenn dieser Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter ist?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch Ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn sogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewissen Punkte gehen? rief ich lachend, ich denke, das ist über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geschieht gar nicht so selten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieses zu den Seltenheiten gehört, daß sonderbare Umstände obwalten müssen, um ein solches Verhältniß hervorzubringen.

Es müssen in der That sehr sonderbare Dinge sein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenstand ohne alle äußere Veranlassung aufzugeben, um mit einem Manne, der ihr gleichgültig ist, einen Ehebund zu schließen. Ich sage ohne alle äußere Veranlassung, und nehme also an, daß keine Abneigung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Und wenn es Ihnen möglich scheint, daß ein weibliches Herz einer solchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieses dennoch einen fügsamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es so.

Und Sie wollen auch in diesem, wie Sie selbst gestehen, ungewöhnlichem und seltsamen Falle, daß Sie geliebt werden, erkennen?

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügsamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr kostbares Werk niemals drucken lassen, denn es ist von A bis Z falsch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage das fest und bestimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten: denn daß Sie es nur wissen, mein Herr Liebekünstler, Sie verstehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergessen Sie nicht, was Sie so eben ausgesprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es ist gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweisen. Wenn Sie mir den Wein beschreiben, ganz wie man das Wasser beschreiben muß, so ist es ganz natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen sehr gut das Wasser, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune sich so völlig verläugnet, daß sie der Verachtung, dem Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles dieses, nur nicht die Liebe sein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, so liebt kein Hottentotte, so könnte man höchstens in einem Zustande lieben, und das ist nicht der der Laune, sondern der der äußersten Verrücktheit. Was ein Wahnsinniger thut und thun kann, darüber kann ich freilich nicht mit Ihnen rechten. Aber ich will ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine solche unmögliche, unsinnige Liebe möglich sei, wie wollten Sie auch bei dieser, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den gewissen Punkt, bis zu welchem sich ein liebendes Herz verstellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenstandes.

Wahrlich, das ist köstlich, Sie meinen also, ein liebendes Weib kann sich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, sobald aber dieser es eben so machen würde, würde ihre Liebe unwillkürlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, sei der sicherste und letzte Probirstein der Liebe.

Das ist vollkommen meine Ansicht.

Es ist dieses vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine solche vermag man nicht wegzustreiten. Ich schlage Ihnen also etwas Anderes vor, aber wir müssen nun wieder von vorne anfangen. Sie sind also wirklich in mich verliebt?

Ich bete Sie an, ich lasse mein Leben. — —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja würde mir vollkommen genügt haben. Sie sind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht.

Sie besitzen die Kunst, auch meine Liebe vermittelst Ihrer

Liebe zu erzwingen, Sie wollen wenigſtens über dieſe Kunſt ein ganzes Buch drucken laſſen; nun, es ſoll mir recht viel Spaß machen, wenn Sie gefälligſt Ihre Kunſt an mir erproben wollen.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben.

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz iſt noch ganz frei. Sie ſehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm ſind, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen von allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erſt meine Laune überwinden zu müſſen. Alle dieſe Verſuchungen Ihrer Künſtlerſchaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewiſſen, der verſteckten Liebe ſo gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben, aber dieſer Schlaukopf ſuchte mir wie ein Aal zu entſchlüpfen.

Meine Theure, verſetzte er, ich bin zu ſehr Künſtler, um nicht über meine Kunſt mich ſelbſt vergeſſen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunſt lehrt nicht, wie ein beſtimmtes Individuum die Liebe eines andern beſtimmten Individuums erlangen könne, ſondern ſie lehrt nur, wie man überhaupt ſich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten aber vorhin das „ſich" nicht haben. —

Sie vergeſſen, daß Sie das „ſich" auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, ſei meine Lehre, müſſen ſich vermittelſt meiner Kunſt in einen Einzigen verlieben. Meine Kunſt aber lehret nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoiſt genug, um meine Kunſt nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporſchwingen, Ihnen völlig zu entſagen, und einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu ſein, ſein heiß erſehntes Ziel zu erreichen.

Das ist in der That eine ungeheure Seelengröße, sagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber werden Sie denn Ihrerseits über den gewissen Punkt wegkommen können, mich in dem Besitz eines Andern zu sehen? —

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunst triumphirt.

Also Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz trösten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunst auch dazu behülflich sein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das ist wohl möglich, ich hoffe alles von meiner Kunst.

Schön, mein Herr, es ist mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich vor Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu lassen?

Was ist man nicht im Stande für das geliebte Wesen zu thun, rief der begeisterte Künstler. Wenn ich meine Kunst meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, so trage ich doch keineswegs Bedenken, Ihrem Wunsche zu genügen.

Der Herr Ovid schien sich sehr zu freuen, so leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, selbst in der Narrheit, natürlich so lange sie nicht lästig wird, was in diesem Falle, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Also vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Jaque M... noch ein wenig amüsiren.

Erklären Sie mir doch, sagte ich zu ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müssen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten sagen.

Es kommt mir auf ein paar Worte gar nicht an, bedienen Sie sich deren mehrere.

Man muß Sie erst genau kennen, Sie studiren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tausend Widersprüche mit sich selbst. Ich denke, Sie haben für den fügsamen, bildsamen Stoff des weiblichen Herzens ganz allgemeine Regeln? — Diejenige, von der man geliebt sein möchte, zu studiren, ist die erste allgemeine Regel der Kunst zu lieben.

Wenn also jemand dieses Studium nicht versteht, so kann ihm Ihre Kunst nicht helfen?

Diese Regel ist unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz studiren. Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil sie das Frauenherz nicht kennen. Sie wollen vielleicht sagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenstand ihrer Liebe genau zu kennen. Nein, ich wollte gerade das sagen, was ich gesagt habe. Ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verstehen könnte, wenn er sich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, so haben Sie nicht nöthig mich zu studiren, ich will Ihnen ganz wahrheitsgetreu sagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin? Sie verpflichten mich damit.

Nun, wohlan, um ihrer Kunst nützlich zu sein, denn ich habe für diese eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem Papier entwerfen, und dann will ich sehen, was Ihre Kunst zu thun lehren wird.

Der Künstler war mit diesem Vorschlag einverstanden, er verließ mich, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben hatte, schon nach einigen Tagen meinem Versprechen nachzukommen.

Wenn ich sagte, daß ich für seine Kunst eine aufrichtige Verehrung hegte, so habe ich in der That nicht zu viel gesagt. Wenn die Herren alle die Liebe als eine Kunst betrachten würden, die Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenstand der Kunst sein und uns wissenschaftlicher und künstlicher Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenstand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu sein. Wie wäre es, wenn sich das weiblich Geschlecht dahin vereinigte, zu beschließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunst betrachten. Wir würden uns nur von solchen Männern lieben lassen, die diese Kunst verstehen. Wer vom andern Geschlecht unsere Liebe erwerben will, muß uns zuerst den Beweis geben,

daß er und der geliebte Gegenstand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweisen, daß er sich und diesen Gegenstand genau kennt, und uns die Grundsätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich auch keine Freundin der sogenannten constitutionellen Karten bin, so würde ich mich doch sofort für eine solche Liebeskarte erklären, nach der es den Frauen freistehen müßte, dem Mann, welcher sich gegen seine einmal angelobten und angenommenen Prinzipien verginge, den Abschied zu geben.

Natürlich müßte das Gesetz diesen Akt legalisiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt sich in der Ehe, bei längerem Zusammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwidere darauf, nach meinem System würde es dieser stets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wissen, woran man ist, und die Disharmonie, die sich erst mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden sein. Man würde mir noch entgegensetzen: die wenigsten Menschen kennen sich selbst so genau, um von sich eine Charakterschilderung entwerfen zu können. Ich sage: die Männer, die sich selbst nicht kennen, geben keine Bürgschaft für ein eheliches Glück, sie brauchen uns nicht zu lieben und sie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter sagen: Die Männer sind oft zu schlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu sein und wahr sein zu können. Darauf ist nichts zu erwidern, als daß wir Frauen klug genug sein müssen, um uns nicht täuschen zu lassen, und daß wir der Schilderung des Mannes Studium hinzufügen müssen.

Man wird endlich sagen: Es ist doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns sobald so genau kennen lernen sollen, da wir uns doch auch und so gut zu verstellen und zu verstecken verstehen.

Ich antwortete: Wir müssen den Männern, trotzdem daß wir das schwache Geschlecht sind, mit gutem Beispiel vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergesse man nicht, daß hier von einer Kunst die Rede ist, die erst gewissermaßen neu gefunden werden soll, und deren Aufgabe es also sein wird, für alle diese Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hindernisse überwinden lehren.

Was aber das gute Beispiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, so will ich für meinen Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich habe schon den Anfang damit gemacht, als ich diese Memoiren zu schreiben begann. Ich will indessen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf sich selbst und ihren Charakter sagen, sondern auch über mich selbst mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und so, denke ich, wird es dem guten Jaque M... nicht schwer werden, mich in diese Kunst zu lieben, die er eigentlich richtiger die Kunst geliebt zu werden, nennen sollte, einzuweihen.

— Selbsterkenntniß ist die schwerste Wissenschaft, sagten schon die Alten, und die Alten waren kluge Leute, das behaupten die Gelehrten ohne Unterschied, vielleicht deshalb, weil die Alten jetzt wirklich alt genug geworden sind, um die Welt, die Menschen genugsam zu kennen. Es ist dabei allerdings der Umstand nicht zu vergessen, daß diese klugen Alten so jung wie wir gestorben sind, und daß wir demnach gar keinen übermäßig vernünftigen Grund haben, diese alten Jungen in allen alten und neuen Dingen als eine über jeden Widerspruch erhabene Autorität zu betrachten. — Ich gebe zu, daß die Selbsterkenntniß eine schwere Wissenschaft, so gut wie irgend eine ist, aber sie scheint mir nicht das non plus ultra alles Wissens oder die schwerste Wissenschaft zu sein. Ich halte sie sogar für die leichteste.

Wenn man bedenkt, welche Riesenanstrengungen nöthig waren, welche Instrumente ein Herschel und — um mein Geschlecht nicht zu vergessen — seine Schwestern erfinden und verbessern mußten, um nicht etwa Luftschlösser, nein, sogar Mondschlösser zu entdecken, und die Wissenschaft von dem Monde und was

darin ist zu erweitern und zu verbessern, so wird man mir gern zugestehen, ohne daß ich auch über andere Wissenschaften mich zu verbreiten nöthig hätte, das dem Selbsterkenntniß die leichteste aller Wissenschaften ist, trotz jenem Ausspruche der Alten.

Bedarf man, um sich selbst zu erkennen, anderer Hülfsquellen, als der Wahrheit?

Ja, da liegt der Knoten, wird man sagen, die Wahrheit ist schwer.

Sie ist schwer, das gebe ich zu, wenn man sie anderswo, aber gewiß sehr leicht, wenn man sie bei sich selbst zu suchen hat. Allerdings ist die Eigenliebe eine Feindin dieser Wahrheit, welche uns zur Selbsterkenntniß führen soll, und diese muß wohl überwunden sein, wenn wir uns wirklich kennen lernen wollen, d. h. mit andern Worten, wir müssen ein Vorurtheil ablegen, und da man bei jeder Wissenschaft mit Vorurtheilen zu kämpfen, die so oft außer uns liegen; sollte es nicht viel leichter sein, die zu überwinden, welche in uns liegen?

Wenn wir es nur wollen.

Hierin liegt die einzige Schwierigkeit.

Ich glaube, wenn es Mode würde, statt, daß der Leumund oder die Lehrer und Lehrerinnen, und Gott weiß, wer noch bei dieser oder jener Gelegenheit, uns ein oft so unwahres oder so wenig schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen: daß wir uns selbst von Zeit zu Zeit und bei den passenden Lebensabschnitten, als Confirmation, Verlobung ꝛc. ein Sittenzeugniß ausstellten, wir viel besser dabei fahren würden, wenn wir auch unbedingt die Wahrheit sagten. Die Erkenntniß würde sich sicher herausstellen, und wir würden einsehen lernen, nicht allein, daß es gut, sondern auch, daß nichts leichter sei — als sich selbst erkennen.

Wir dürfen dazu eben nicht mehr als zu wollen.

Ich habe also daran gedacht, ein Bild von mir zu entwerfen, und habe dies in kurzen Worten aufgeschrieben:

Ich bin nicht so schlecht, wie mich die Frauen, und nicht so gut, wie mich die Männer nennen. Ich bin nicht so närrisch,

um nur für Andere, und nicht so eigensüchtig, um nur für mich leben zu wollen. Ich glaube die Welt ist eben so gut für mich da, wie ich für die Welt. Ich bin leichtsinnig, insofern man das leichtsinnig nennen kann, nicht nur leben, sondern auch angenehm leben zu wollen, aber auch nicht hochweiſe genug, um Niemandem gefallen zu wollen, als mir ſelbſt. Ich bin gläubig in Bezug auf die Tugenden und die Weisheit des höchſten Weſens, aber ſehr ungläubig im Bezug der Tugenden und Weisheit der Menſchen, beſonders der Männer. Ich haſſe nicht Alles, was mir mißfällt, aber ich liebe, was mir gefällt. Mir gefällt beſonders das Schöne, obwohl ich weiß, daß es nicht immer das Rechte iſt. Ich will vor allen Dingen leben, ehe ich ſterbe, nicht nachdem ich geſtorben bin. Ich gebe nichts auf den Ruhm, nichts auf den Nachruhm, und bin zufrieden, zu leben, wie es mir gefällt, als ein freies, ſelbſtſtändiges und von ſeinen eigenen Launen und Empfindungen abhängiges Weſen.

Dieſe Zeilen hielt ich für genügend, um Herrn Jaque M... in die Lage zu verſetzen, über mich urtheilen zu können. Ich übergab ſie ihm und wartete voll Neugier auf ſeinen Ausſpruch.

Jetzt haben Sie es alſo in Händen, mich in Sie verliebt zu machen, ſagte ich lachend, nun heraus mit Ihrer Kunſt.

Eine ſo feierliche Miene hat noch kein Prieſter auf dem Dreifuß des Orakels zu Delphi angenommen, wie jetzt der Herr Jaque M... annahm; dann ſagte er, oder vielmehr er wollte ſagen, denn er ſperrte den Mund auf und verharrte eine ziemliche Weile in dieſer ſpannenden Stellung.

Ich wagte kaum zu athmen.

Endlich ſprach das Orakel:

Nach dem Urtheil, welches Sie über ſich ſelbſt gefällt, iſt nichts in der Welt leichter, als Ihre Liebe zu gewinnen. Derjenige, welcher ſich in Sie verliebt machen will, hat nichts Anderes nöthig, als — Ihnen zu gefallen.

Man kann ſich wohl denken, wie fürchterlich ich auf dieſen weiſeſten aller Orakelſprüche lachen mußte. Es währte eine geraume Weile, ehe ich ein Wort ſprechen konnte. Natürlich

war der Herr Jaque M... über mein Benehmen sehr erstaunt, sogar empfindlich, denn er begriff gar nicht, weshalb seine Antwort meine Lachmuskeln auf eine solche Weise erschüttert hatten.

Und wie man sein muß, um mir zu gefallen, darüber kann mir Ihre Kunst wohl keine Auskunft geben? sagte ich endlich.

Das ist die Sache desjenigen, versetzte er, der Ihre Liebe sucht.

Nun gut, mein Herr, fuhr ich fort, ich sehe wohl ein, daß ich gegen Sie aufrichtig sein muß. Ich gestehe es Ihnen endlich, daß Sie mir sehr gefallen.

Ich Ihnen? rief der Herr Jaque M... mit glänzenden Augen und ausgestreckten Armen.

Schon wollte mir der köstliche Ovid zu Füßen fallen.

Hören Sie nur — Sie gefallen mir außerordentlich besser als mir je ein Mann gefallen hat — —

O, ich Glücklichster der Sterblichen! rief der Unglückselige und umfaßte meine Knie.

Ach, Sie incommodiren sich auch gar zu sehr, rief ich lachend, Sie sollten mich doch erst vollständig aushören. Ich sage Ihnen, daß Sie mir sehr gefallen, aber daß ich mich dennoch niemals in Sie verlieben werde.

O, versuchen Sie es! versuchen Sie es! rief der Liebekünstler.

Ich wiederhole es Ihnen, daß es eine Unmöglichkeit für mich ist. Ich kann mich nun einmal nicht verlieben. Alle Ihre Kunst ist für mich umsonst vorhanden. Wenn ich Ihnen gefalle, warum sollten Sie mich nicht lieben können?

Ja, das ist eben Sache Ihrer Kunst. Lösen Sie gefälligst dieses Räthsel, ich vermag es nicht. Ich kann Ihnen nur betheuern, daß ich Sie niemals lieben, aber daß Sie mir stets gefallen werden.

Herr Jaque M... erhob sich endlich, da es ihm nicht gelingen wollte, mich von meinem Vorsatze abzubringen, verließ er mich mit der für ihn tröstlichen Bemerkung, daß er in seinem Werke über die Kunst zu lieben nachschlagen werde, um sich für diesen außerordentlichen Fall Rath zu holen.

Entweder hat der Herr Jaque M... darüber in seinem

Woche nichts finden können, oder er hat es überhaupt für gerathener gehalten, bei andern Damen die praktiſche Anwendung ſeiner Kunſt zu verſuchen, oder er war mit Erweiterung ſeiner Theorie beſchäftigt und hatte augenblicklich für die Praxis keinen Sinn; genug, er verſchonte mich mit ferneren Beſuchen, und ich hatte einen Narren weniger unter der Zahl meiner Verehrer.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Königin Iſabelle und ihr Hof.

Die Königin im Prado und im Theater. — Die Königin und das Volk. — Abſchied von ihrer Amme. — Züge aus ihren Jugendjahren. — Die Königin in der Corteſitzung.

Seitdem die Königin von ihrem Ausfluge nach San Ildefonſo und dem Eskurial nach Madrid zurückgekehrt war, hatte ich öfter Gelegenheit, ſie an öffentlichen Empfangstagen und im Prado zu ſehen, wo ſie häufig mit ihrer Schweſter, der Infantin Luiſa, und einem kleinen Gefolge ſpazieren fährt. Sobald ſie ſich zeigt, entblößt Jedermann das Haupt, die Wagen halten, die Damen erheben ſich von ihren Sitzen und bleiben ſtehen, bis ſie vorüber gefahren iſt. Bei öffentlichen Verhandlungen und Luſtbarkeiten ſind ſtets die Bildniſſe der Königin ausgeſtellt, denen das Volk, wie bei den Bildern der Heiligen, ſeine Huldigung darbringt. Geht ſie in das Theater, ſo wird das Schauſpielhaus reich ausgeſchmückt und glänzend erleuchtet. Im Augenblick, wo ſie in ihrer Loge erſcheint, ſtimmt das Orcheſter den Königsmarſch an, während die verſammelte Menge die Königin mit einem Sturme von Vivats empfängt, Blumen und Kränze aus den Logen und Galerien regnen und Vögelchen mit bunten

Bändern, losgelassen im Saale herumfliegen. Zugleich ist es Sitte, daß ihr beim Eintritt in das Theater auf silbernen, mit Blumen bekränzten Schüsseln ein elegant gebundenes Exemplar des angekündigten Stückes und ein auf Seide gedruckter Theaterzettel überreicht wird. Im Uebrigen ist es von Alters her eingeführt, daß Niemand, so lange die Königin dem Schauspiele beiwohnt, zu applaudiren wagt, oder gar ein Zeichen der Mißbilligung hören läßt. Alle Zuschauer, Männer und Frauen, kehren während der Zwischenakte der königlichen Loge das Gesicht zu.

Es ist immer ein Volksfest, wenn sich die Königin im Publikum zeigt; auch wird ihr Erscheinen im Theater gewöhnlich einige Tage vorher angekündigt, und ihr und der Infantin Namen figurirt auf den Anschlagzetteln neben der Liste der Schauspieler. Dann sind die Preise der Plätze erhöht, denn nur an solchen Tagen werden die Billet-Büreaus von der Menge belagert, da man in Madrid, mit Ausnahme der Stiergefechte, die Schauspiele nicht besonders liebt. Zu den Vorstellungen aber, in denen man die Königin erwartet, legt alle Welt, Mann und Frau, Reich und Arm, die Festtagskleider an, und jeder zeigt Scheu und Ehrfurcht in der Atmosphäre der königlichen Würde, wie wenig auch diese Würde der Pracht und Größe der alten spanischen Monarchie noch gleichen mag. Man gab, als ich das erste Mal tanzte, das Ballet „die Gipsy." Die Ballets, welche man aus Paris hierher verpflanzt, werden hier mit weit weniger Präcision ausgeführt als dort, besonders sind die Frauen nachlässiger und ungraziöser, aber auch ungebundener und kecker als auf der großen Oper zu Paris. Eine Pariserin, glaube ich, würde sich vor den Pirouetten der spanischen Tänzerinnen die Augen verhüllen, und dennoch verlangt man, vermöge eines wahrhaft feinen Nationalgefühls, den größten Anstand, sogar Sprödigkeit für Nationaltänze und würde jede Tänzerin auspfeifen, wenn sie in Madrid tanzte, wie in Paris.

Das Königthum ist also, trotz allen Revolutionen, trotz allen demokratischen Unterwühlungen, in Spanien noch immer, und

heute mehr wie ehedem, von einem Heiligenſchein umgeben und durch einen eigenen Kultus gefeiert. Dieſe Ehrfurcht vor der königlichen Majeſtät iſt hier eine überlieferte Gewohnheit und von dem Charakter des Spaniers unzertrennbar, muß aber unſere Verwunderung um ſo mehr erregen, als die Sitten im Allgemeinen völlig demokratiſch ſind. Man ſieht nicht ſelten ſpaniſche Große mit ihrer Dienerſchaft auf brüderlichem Fuße leben, Miniſter ſich mit ihren Subalternen duzen und ſogar Generale ſo freundſchaftlich mit ihren Untergebenen verkehren, als ob die militairiſche Diszirlin keine Schranke zwiſchen ſie geſetzt hätte.

Die Königin wird als Königin und Spanierin geliebt. Die Opfer, welche die Nation ſeit Jahren ihrer Sache gebracht, die Hoffnungen, welche ihre Thronbeſteigung erweckt hat, alles Blut, das im ſiebenjährigen erbitterten Kampfe vergoſſen worden, knüpfte das Volk an die Königin. Sie iſt die Urſache ſeines Unglücks, ſie muß auch die Bringerin beſſerer Tage ſein. Unter den Augen des jetzt lebenden Volkes ward ſie geboren und wuchs ſie heran. Es ſah ſie in der zärtlichen Pflege ihrer Mutter, dann als Waiſe und Spielball der Parteien. Darum hat das Volk ſie in ſeinen Schutz genommen; es ſammelt ſich um ihren Thron, und ruft in allen politiſchen Ungewittern des Landes ihren Namen als Zauberwort des Friedens und der Verſöhnung.

Iſabella II. galt damals noch allgemein als das Unterpfand einer Epoche der Wiedergeburt, als das Banner eines neuen Zeitalters, das dem Lande Glück und Ruhe bringen ſollte. Alle Parteien hofften von ihrer Regierung, die Einen freiſinnige Prinzipien erwartend an der Stelle der alten Vorurtheile, die Anderen einen Schutz ſuchend gegen die Zerſtörungswuth der Neuerer und deren Träume von dem Glücke der Geſetzloſigkeit. Darum war damals auch die Königin überall Gegenſtand der Unterhaltung und zahlreicher Aufmerkſamkeiten. Man erzählte ſich, was ſie geſprochen hat, und prophezeite aus ihren unbedeutendſten Handlungen für die Zukunft des Landes.

Isabella zählte, als sie zuerst sah, kaum dreizehn Jahre. Sie war für dieses Alter hinlänglich entwickelt und hatte jenes kränkliche Aussehen verloren, das einst ihre Mutter in lebhafte Besorgniß versetzte. Ihre Stirn ist breit und hoch, und ihr hervorragendes Kinn erinnert an das Geschlecht der spanischen Bourbonen. Alle, die zu ihrem näheren Umgange zugelassen wurden, rühmten ihre Freundlichkeit, Offenheit und Heiterkeit. Wenn sie spricht, belebt sich ihr Gesicht und nimmt jenen Ausdruck der Würde und Hoheit an, der die Züge ihrer Mutter auszeichnet. Die schönen blauen Augen geben ihrem Blicke etwas Sanftes und Sinnendes, das ganz die Güte und Empfänglichkeit ihres Gemüthes ahnen läßt. Als man ihr anzeigte, daß die öffentliche Ceremonie ihrer Majorennitäts-Erklärung bald stattfinden würde, stellte sich ihr die Amme ihrer Schwester, eine Bäuerin aus der Gegend von Madrid, vor, um ihr Glück zu wünschen; die Königin warf sich ihr in lebhafter Aufregung in die Arme und konnte nicht ohne Thränen von ihr Abschied nehmen. Die regste und aufrichtigste Zuneigung hat immer zwischen den beiden königlichen Waisen bestanden. Eine rührende Eintracht herrschte unter ihnen und eine Zärtlichkeit, die sich in jedem Augenblicke kund gab. Man erinnere sich nur des naiven und gefühlvollen Briefes, den die junge Infantin an ihre Schwester richtete, als dieselbe majorenn erklärt werden sollte, und den alle Zeitungen damals ihren Lesern mittheilten.

Die Königin Marie Christine, der selbst ihre Feinde einen bewunderungswürdigen Takt und großes Herrschertalent nicht absprechen können, wachte mit der größten Sorgfalt über die Erziehung ihrer Töchter. An der Seite ihrer Mutter sahen sie sowohl die exaltirten Huldigungen einer berauschten Volksmenge, als auch die Meutereien von Lagranja, Barcelona und Valencia. Die Liebe Isabellas zu ihrer Mutter hat der langen Trennung und allen Anstrengungen getrotzt, die unter der Regentschaft Espparteros von ihren Vormündern gemacht wurden, sie ihr zu entfremden.

Maria Chriſtine hat durch ihr Beiſpiel und ihre Lehren ihren Töchtern eine tiefe Ehrfurcht vor den Geboten der katholiſchen Religion eingeprägt. Als ich einſt den Prado beſuchte, begegneten die Königin und die Infantin, auf der Rückkehr von einer Spazierfahrt, dem heiligen Sakrament, das man nach der Kirche von San Gilles trug. Sie ſtiegen alsbald vom Wagen und gingen von den Ehrendamen begleitet, zu Fuß nach der Kirche, wo ſie auf den Knieen lagen, bis die Ceremonie beendigt war. Als die Königin und ihre Schweſter wieder herauskamen, wurden ſie von einem enthuſiaſtiſchen Jubel empfangen, und die Straße wiederhallte von dem Rufe: Viva la reina y l'infartada! ſo erbaut war die Menge von dieſem Akte der Frömmigkeit.

Seit der erſten Abdankung Marie Chriſtinens lebten die Königin und ihre Schweſter faſt iſolirt auf dem Schloſſe. Ihr Vormund Arguelles, ihr Studien-Direktor Quintana und beſonders einige Lehrer erfüllten ſie mit Mißtrauen oder Widerwillen. Einer von dieſen, ein gewiſſer Luſan, hatte ihnen einmal einige Ereigniſſe aus der Geſchichte Ferdinands VII. zu erzählen und that dies auf eine ſo rückſichtsloſe und unpaſſende Weiſe, daß die Königin von einem Nervenanfall ergriffen wurde.

In den beiden letzten Jahren vor ihrer Mündigkeit waren ihre Hauptbeſchäftigungen Muſik und Malerei. Die junge Königin, vor der man ſtets den wahren Grund der Entfernung ihrer Mutter geheim gehalten hatte, verſäumte keine Gelegenheit, ihre Liebe zu derſelben zu zeigen. So lernte ſie mit ſichtlichem Eifer alle diejenigen Muſikſtücke, die ſie mitſammen gehört hatten und in ihren erſten Verſuchen im Zeichnen waren es wiederum die Züge der Mutter, die ſie ſich bemühte, darzuſtellen. Natürlich war keine andere Aehnlichkeit in dem Bilde, als die mit dem Ideale, das ſie von Natur in ihrem Herzen trug.

Madame Mina, die Gouvernante der Prinzeſſin zur Zeit Eſpartero's, hatte ſelbſt nur eine mangelhafte Erziehung genoſſen, und immer fern von der Welt gelebt. Als pflichttreue und ehrbare Dame, wußte ſie alle Intriguen mit Klugheit zu

hintertreiben, die angezettelt wurden, um zwischen der Königin und dem Sohne des Don Francisco ein unwürdiges Verhältniß herbeizuführen. Aber da sie weder das alte Spanien, noch die constitutionelle Regierungsweise, noch überhaupt den Geist der Zeit kannte, so wußte sie ihre erhabenen Zöglinge eigentlich nicht für ihren einstigen Beruf zu erziehen. Sie hatte keine anderen Zwecke, als ihnen Frömmigkeit, Demuth und Liebe zur Arbeit einzuprägen.

In dem Retiro, einem Lustschloß der Königin, war ein kleines Stück Land der Feldarbeit gewidmet, der sich die königlichen Kinder unterziehen mußten. Madame Mina ließ sie hier mit der Hacke in der Hand arbeiten, in der Meinung, so am besten zu zeigen, wie sich das Volk seinen Unterhalt erwerben müsse. Diese Arbeit von einigen Minuten war für die Prinzessinnen mehr ein Vergnügen und eine Erholung und für die Höflinge ein Vorwand, ihnen zu schmeicheln. Man ließ in ihrer Abwesenheit den Garten pflegen, so daß er rasch gedieh, dann machte sich die Königin eine Freude daraus, die Erzeugnisse derselben den Regenten und hohen Würdenträgern als Früchte ihrer eigenen Anstrengungen, zu schicken. In diesem Retiro befand sich auch eine kleine Hütte, die man Casa del probre, das Haus der Armen, nannte. Sie war eingerichtet wie die Wohnung eines gewöhnlichen Bauern. Eine Gliederpuppe, die einen Kranken vorstellen sollte, lag in einem Bette und konnte vermittelst einer Feder aufstehen und sich setzen. In dieses Haus wurde die Königin oft geführt, um das Elend der niederen Volksklassen kennen zu lernen. Indeß war diese Spielerei nur eine Belustigung für sie, und sie nahm keinen anderen Eindruck aus dem Casa del probre mit, als bei uns die Kinder aus dem Marionettentheater. Solcher Art waren noch im letzten Jahre die gewöhnlichen Zerstreuungen der Königin, obgleich man, so nahe an ihrer Majorennitäts-Erklärung, ihren Geist wohl schon hätte auf die ernsten Angelegenheiten des Staates richten sollen.

Die junge Königin empfing die Fremden, die man ihr vor-

ſtellte, mit der größten Leutſeligkeit. Als ihr von dem Herzoge von Glücksburg die franzöſiſchen Deputirten Daru und Fould vorgeſtellt wurden, drückte die Marquiſin von Sta. Cruz ihr Bedauern darüber aus, daß die Königin nicht franzöſiſch verſtehe. Der Vorwurf liegt an den Erziehern der Königin, die, wie man ſagt, auf Befehl Eſparteros, mit ganz beſonderer Sorgfalt darüber wachten, daß ſie ſich ja nicht mit der franzöſiſchen Sprache beſchäftigte. Lange indeß konnte ihr die Sprache der Höfe und der Diplomatie nicht fremd bleiben.

Herr Olozaga, ſpäter ihr Studien-Direktor, bildet ſie mehr für den Beruf einer conſtitutionellen Königin. Sie lernte nun franzöſiſch, und zwar, indem ſie bald die öffentlichen Verhandlungen der conſtitutionellen Staaten, bald die Reden der verſchiedenen Souveraine Europas überſetzte. So hat ſie Olozaga z. B. die Antwort des Herzogs von Nemours auf die anmaßende Rede des Maire's von Mans überſetzen laſſen.

Die Königin zeigte im Allgemeinen viel Faſſungskraft und Gewandtheit. Ihre Beobachtungsgabe und ihr überlegtes Benehmen waren von der beſten Vorbedeutung. Sie wußte die Königin, trotz ihres zarten Alters, ſchon mit Würde zu ſpielen. Bei feierlichen Gelegenheiten, an den Gala- und Beſamanos-Tagen, wie man am ſpaniſchen Hofe ſagt, überraſchte ſie durch ihre Einfachheit und ihren Ernſt, und es war an ihrer taktvollen Haltung zu erkennen, daß ſie bereits die Pflichten und die moraliſche Verantwortlichkeit fühlte, die ihr erhabener Beruf ihr auferlegte.

Als die Königin ihr dreizehntes Jahr vollendet hatte, feierte die Regierung dieſen Geburtstag mit der größten Pracht. Am Abend brachten vierzehn Muſik-Chöre, Militair- und Privat-Capellen, unter den Fenſtern des Schloſſes Ihrer Majeſtät eine lange Serenade. Am Morgen darauf erſchienen die Miniſter, der ganze Hof und die Servidumbra, die Beamten des Palaſtes, vor der Königin, um ihre Huldigung darzubringen. Mittags verſammelten ſich das ganze diplomatiſche Corps, die Generale, Biſchöfe, Offiziere der Garniſon und alle Körper-

ſchaften der Stadt im Schloſſe und erwarteten die Königin in dem Thron- und in dem ſogenannten Uhr-Saal.

Wer nicht Augenzeuge war, wird ſich kaum einen deutlichen Begriff von der Großartigkeit und Pracht machen können, mit welcher die Ceremonie des Handkuſſes vollzogen wurde. Die Königin und ihre Schweſter waren in weiße, goldgeſtickte Roben gekleidet, über welche ſie grüne, reich mit Edelſteinen beſetzte Mantillen trugen. Werthvolle Brillanten glänzten in ihren Haaren. Der größte Theil der Damen, die Ihre Majeſtät umgaben, die Fürſtinnen von Santa-Cruz, Medina-Celi, Villa-Hermoſa, Alba, Noblajas, Abrantes, Miroflores trugen weiße Roben und darüber grüne, goldgeſtickte, oder blaue, ſilberne Mantillen.

Um die Mittagſtunde kam die Königin aus ihrem Zimmer und ſetzte ſich auf den Thron. Ihre Schweſter, die Infantin Donna Louiſe, nahm zu ihrer Linken, eine Stufe niedriger, Platz. Zur Rechten des Thrones ſtanden der Vormund, der General-Capitain Geſtanoſ, und der Graf Sta. Colonna, zur Linken die Aya (Hofmeiſterin), Marquiſe von Sta. Cruz, und alle Hofdamen in einer Reihe. Hinter dem Thron ſtanden die Miniſter, die Generale und die Hofleute.

Dieſe Ceremonie, die an den meiſten Höfen nicht mehr gebräuchlich, iſt mir immer ſehr impoſant erſchienen. Sie exiſtirt in zwei Monarchien, die einander in ihren Prinzipien völlig entgegengeſetzt ſind, in Rußland und Spanien. In Madrid aber, muß ich geſtehen, erſcheint ſie mir majeſtätiſcher. In Rußland ſteht die Kaiſerin während der Ceremonie, die erſte Reverenz gilt dem Kaiſer, der zur Rechten der Kaiſerin placirt iſt, und die Männer machen nur eine leichte Verbeugung, indem ſie ihr die Hand küſſen. Dem Kaiſer wird nie die Hand geküßt, während dies in Spanien allen Gliedern der königlichen Familie geſchieht. Die Königin ſitzt auf dem Thron, und ein Jeder beugt ehrfurchtsvoll, ehe er ihre Hand küßt, die Kniee vor ihr.

Der General Narvaez trat, in ſeiner Eigenſchaft als General-Capitain, zuerſt zum Handkuß vor. Ihm folgten alle Generäle

und viele Offiziere der Garnison, und diesen die Staatskörperschaften und die Vertreter der Bürgerschaft. Der Infant Don Franzisko war durch eine Unpäßlichkeit abgehalten, am Hofe zu erscheinen, die übrigen Glieder seiner Familie aber waren gegenwärtig.

Als die Ceremonie beendet war, erhob sich die Königin und trat an das diplomatische Corps heran, das dem Throne gegenüberstand und Zeuge der ganzen Feierlichkeit gewesen war. An jeden von den Repräsentanten der verschiedenen Mächte richtete sie mit Anmuth einige passende Worte, und den französischen Geschäftsträger konnte sie schon in seiner Sprache nach der Gesundheit des Königs und der königlichen Familie fragen.

Während der ganzen Feierlichkeit bewahrte die Königin, obgleich Aller Augen auf sie gerichtet waren, einen unbefangenen Ernst. Ihre Art zu grüßen, die Gesten und Mienen, mit denen sie ihre Worte begleitet, waren würdig und frei von aller Künstelei, so daß ihre Umgebung darüber erstaunt war, wie rasch sie sich in die Rolle einer Königin hineingelebt hat. Jedoch zeigte sich später etwas anders.

Um vier ein halb Uhr fuhren die Königin und die Infantin in einem bedeckten Wagen zur Grundsteinlegung des künftigen Kongreßhauses. Eine Abtheilung Kavallerie eröffnete den Zug, die Offiziere der Leibgarde ritten in Parade-Uniform unmittelbar vor dem Wagen Ihrer Majestät, an den Seiten der Kriegs-Minister und der General Narvaez. Die Dienerschaft der Königin war äußerst reich gekleidet, die Jockey's nach alter spanischer Mode. Die Linientruppen bildeten ein Spalier durch alle Straßen, die der Zug passirte, Fenster und Balkons waren glänzend ausgeschmückt, und eine unübersehbare Menge drängte sich längs dem Wege der Königin, die für jedes Zeichen der Theilnahme einen anmuthigen Dank oder Gruß hatte. Ein aus Holz gezimmertes, aber reich verziertes Zelt war zur Aufnahme der Königin bestimmt. Der Platz, den der neue Kongreß-Palast einnehmen soll, war mit werthvollen Tapeten bedeckt, auf denen man Plätze für den Hof und die hohen Beamten

reservirt hatte. In gewissen Zwischenräumen hatte man Mastbäume aufgerichtet, an denen die Banner Castiliens flatterten.

Vor dem Thore standen auf Tischen, die mit Sammet bedeckt waren, die Geräthschaften, welche bei der Ceremonie gebraucht werden sollten. Der Minister und eine Kommission, die für diese Feierlichkeit ernannt worden war, führten die Königin und ihre Schwester auf ihre Plätze. Der Conseil-Präsident hielt eine angemessene Rede. Die Königin naherte sich darauf dem Orte, wo der Stein aufgehängt war, den man einsenken wollte, der Minister des Innern reichte ihr eine goldene Kette, die mit den Stricken in Verbindung stand, an denen der Stein heruntergelassen wurde. Darauf übergab man ihr eine silberne Kelle und etwas Mörtel in einer silbernen Schüssel, wovon sie selbst einen Theil auf den Stein strich. Dann verlas der Minister des Innern die Akte der Ceremonie, die von allen Ministern unterzeichnet war, und reichte der Königin ein Bleikästchen, in welches sie verschiedene Münzen, ein Exemplar der Constitution von 1837, die Akte der Ceremonie mit dem betreffenden Gesetz-Artikel, die Journale jenes Tages und die Kelle legte, deren sie sich bedient hatte. Dann legte man einen zweiten Stein darüber.

Nach der Feierlichkeit begaben sich die Königin und ihre Schwester in den Prado, wo sie einer großen Musterung beiwohnten, die General Narvaez veranstaltete. Des Abends war die Stadt erleuchtet.

Ich wohnte auch einer Cortessitzung bei, welche die Königin mit ihrer Gegenwart beehrte. —

Kurz nach zwölf Uhr Mittags versammelten sich die Pairs und Abgeordneten in ziemlicher Anzahl und nahmen ihre Sitze ein, indem der einzige anwesende Bischof sich nach dem hintersten Platz zurückzog. Zwei Deputationen verließen das Haus — die eine, um die Königin, und die andere, um die Infantin zu empfangen. Nach einigen Augenblicken kehrte die letztere Deputation zurück und die Infantin Donna Maria Luisa Fernanda erschien in der für Ihre Königliche Hoheit bestimmten Tribüne;

ſie war in Weiß und Gold gekleidet und ſtrahlte von Schönheit und Ungeduld. Das Geflüſter im Saale wurde durch ihre Gegenwart unterbrochen, und es erfolgte ein unwillkürliches Murmeln der Bewunderung. Sie ſchien in der That jene Bilder der Schönheit und des Glanzes zu verwirklichen, mit denen wir in unſeren jugendlichen Träumen das Feenreich bevölkern. Obgleich damals nur wenig über eilf Jahre alt, zeigte doch ihre Geſtalt das ſchönſte Ebenmaß, und mit kindlicher Grazie und Einfalt lächelte ſie auf Alle um ſich her, verneigte ſich mit unausſprechlicher Anmuth und blickte von Zeit zu Zeit freundlich nach der obern Tribüne, in der ſich ihre Dienerſchaft befand. Die Neugier, welche die Erſcheinung der jungen Prinzeſſin erregte, war kaum befriedigt, als die Königin ſelbſt eintrat, von dem Regenten Espartero begleitet und im Gefolge ihres Hofſtaats. Sie iſt bei weitem nicht ſo ſchön als die Infantin, aber von hellerer Geſichtsfarbe; ihre Geſtalt iſt regelmäßig, Nacken und Arme könnten einem Bildhauer zur Studie dienen, und obgleich ſie zu jener Zeit erſt das Alter von zwölf und einem halben Jahre erreicht hatte, war ſie doch ſchon zur Jungfrau herangereift. Sie war in weißgeblümtem Atlas gekleidet und trug ein ſilbernes mit Diamanten verziertes Diadem, während die goldene Krone auf einem Tiſche ihr zur Seite lag. Ihre Schleppe, von grünem Sammet, mit Hermelin beſetzt, wurde von einem Offizianten ihres Haushalters getragen, und Madame Mina, die Camara und Gouvernante der Königin, folgte Ihrer Majeſtät in der gewöhnlichen ſchwarzen Tracht einer ſpaniſchen Dame. Ich bemerkte mit Theilnahme, daß die ſchöne junge Monarchin ſich gleich bei ihrem Eintritt nach ihrer Schweſter umſah, mit der ſie vielleicht an dieſem Tage noch nicht zuſammen gekommen war; kein anderes Mitglied ihrer Familie war anweſend, und als ſich die Augen Beider begegneten, war unverhüllte kindliche und ſchweſterliche Freude in ihren Blicken zu leſen. Wie anmuthig ſind die beiden königlichen Waiſen, rief eine Dame aus, die in meiner Nähe ſaß.

Die Königin ſchritt mit Würde auf den Thron zu, aber die

Art, mit der ſie die Begrüßungen der Paries empfing, war weder einnehmend noch höflich, und im Allgemeinen bildete die Schroffheit und Heftigkeit, die ſich in ihrem Betragen kund gab, einen ſtarken Gegenſatz zu der natürlichen Grazie der jüngeren Infantin.

Denſelben Eindruck brachte das Benehmen der Königin beim Gottesdienſte hervor. Iſabella und ihre Schweſter nahmen auf zwei Thronen Platz — die Infantin zur linken der Königin. Wenn ſie niederknieten, ſo befanden ſie ſich außerhalb des Gitters, welches das königliche Gemach von der Kapelle trennt; wenn ſie aber ſaßen, ſo war die Königin zum Theil dadurch verborgen. Die liebenswürdige kleine Infantin ſchien ihrer Schweſter faſt zu viel Aufmerkſamkeit zu widmen; es war ſichtbar, daß dieſe der Gegenſtand ihrer ganzen Bewunderung und Liebe ſei. Sie trugen grünſammete Hüte, aber in der Folge ſah ich ſie beide oft in der ſpaniſchen Mantille gekleidet, wofür die Königin eine große Vorliebe zeigt. So oft der Name Ihrer Majeſtät in der Meſſe genannt wurde, verbeugten ſich die Prieſter gegen ſie, was ſie aber nur durch ein leichtes Kopfnicken erwiederte. Hierin, ſo wie in anderen haſtigen Geberden, plötzliches Aufſpringen und heftiges Schütteln mit dem Kopfe legte ſie nicht nur eine etwas mangelhafte Erziehung an den Tag, ſondern auch, wie man fürchten muß, einen ſtörrigen, eigenſinnigen Charakter. In dieſer Hinſicht würde ſie ihrem königlichen Vater gleichen, wie ſie ihm auch in einer gewiſſen Rohheit des Ausdrucks um Mund und Kinn, obwohl nicht im allgemeinen Umriß der Züge ähnelt. Nach einer Weile ſah ich Ihre Majeſtät die Geduld verlieren, als ſie, der Erklärung ihrer Hofmeiſterin ungeachtet, ſich in ihrem Gebetbuche nicht zu orientiren wußte; ſie ſchlug verdrießlich das Buch zu und weigerte ſich, mit ihrer Schweſter zu ſprechen, die vergebens bemüht war, ihren Zorn zu beſänftigen.

Dieſe Angaben bilden eine Art Kommentar zu den nachfolgenden Ereigniſſen — der Kataſtrophe und der Flucht Die-

jagt's — worüber ſo verſchiedene Meinungen geäußert wurden, und möglicherweiſe iſt die Charakterfeſtigkeit der jungen Königin (wenn man es ſo nennen will) beſtimmt, einen noch bedeuteren Einfluß auf das Schickſal ihres Reiches auszuüben.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Kein Herz für die Liebe.

Graf St. J... — Seltene Einleitung. — Die Bekehrung. — Eine entführte Schöne kommt wieder zum Vorſchein.

Unter den vielen Leuten, die ſich an mich herandrängten, Politiker, Literaten, Diplomaten, Soldaten und Gott weiß welchen Stänben und Gattungen ſie ſonſt noch angehören mochten, befand ſich auch ein junger Mann, der Graf von St. J. Vom Glücke überaus begünſtigt, reich, hübſch, geiſtreich, hatte er doch die Manie, durchaus unglücklich ſein zu wollen. Er war mit einem Wort ein Hypochondriſt. Seine Anverwandten, oder in ihrem Auftrage ſein Arzt, hatte ihm ein Medicament verſchrieben, das ihn ſicher von ſeiner Melancholie heilen ſollte, — man rieth ihm, ſich — zu verlieben. Der junge Mann jedoch behauptete, daß er niemals ein Mädchen finden würde, in das er ſich verlieben könnte, und daß ihm überhaupt alle Eigenſchaften abgingen, welche dazu gehörten, um ſich zu verlieben.

Man ließ den jungen Mann reiſen, da er weder in Paris, noch in ſonſt einer franzöſiſchen Stadt das Weſen gefunden

hatte, das ihm hätte Liebe einzuflößen vermocht; so besuchte er Spanien und war jetzt seit einigen Tagen in Madrid.

Da er, wie gesagt, aus einem sehr einflußreichen Hause war und ein bedeutendes Vermögen besaß, so standen ihm die vornehmsten Cirkel offen, und es fand ein Wetteifern unter den Müttern heirathsfähiger Töchter statt, welche sich bemühten, den jungen Mann zu fesseln.

Aber vergeblich, der junge Graf blieb kalt.

Ich weiß nicht, ob seine Freunde ihm riethen, meine Bekanntschaft zu machen und daß sie glaubten, ich würde ihm die Gefühle einflößen können, welche seinem Leben eine neue Richtung geben sollten; genug, er wurde bei mir eingeführt, nachdem ich von seinen Sonderbarkeiten im voraus unterrichtet war.

Es lag keineswegs in meiner Neigung, das Herz des jungen Mannes in Flammen zu setzen. Es fehlte mir dazu auch an Eitelkeit. Zudem fand ich selbst keine besondere Vorliebe für einen Jüngling, der kein Herz hatte, denn nur diesem Mangel konnte ich es zuschreiben, daß er bis jetzt unempfindlich gegen weibliche Jugend und Schönheit geblieben war.

Nichts desto weniger war ich sehr begierig, den jungen Menschen kennen zu lernen, um die Quelle zu entdecken, aus welcher eine so unerklärliche Abneigung gegen ein Gefühl floß, das von der Jugend unzertrennlich zu sein scheint.

Er kam und ich fand, wie man ihn mir auch beschrieben, einen Menschen mit einem artigen aber kalten Gesichte, mit einer marmornen Stirn und großen blauen Augen, in welchen Offenheit und Gradheit lag. Seine ganze Erscheinung machte einen angenehmen Eindruck, obwohl etwas Unempfindlichkeit in seinen Zügen lag.

Wir wurden bald mit einander bekannt und plauderten mit einander, als hätten wir uns längst gesehen. Das Gespräch kam natürlich bald auf denjenigen Gegenstand, der ihm und mir sehr nahe lag — auf die Frauen.

Die Madrider Damen gefallen Ihnen also noch weniger als die Pariserinnen? sagte ich zu ihm.

Nicht weniger, nicht mehr, verſetzte er; es ſind unter dieſen nun zwar recht hübſche Geſichter, herrliche Geſtalten, Frauen von Geiſt und Gefühl — aber — ſie laſſen mich kalt.

Sie ſcheinen ein Herz von Stein zu haben.

Nichts weniger, aber es ſind Dinge, die mir mehr werth ſind, als Schönheit und eine hübſche Figur; ich ſuche ein Weib, das nicht ſcheinen will, ein Weib, das im Verborgenen blüht wie ein Veilchen, ein Weib, das mich liebt um meiner ſelbſt willen, und ich habe ein ſolches noch nicht gefunden.

Vielleicht haben Sie nicht recht geſucht.

Ich habe mir viele Mühe gegeben. —

Sie müſſen tiefer hinabſteigen, Sie werden ſicher viele ſolcher Mädchen finden, vielleicht nicht gerade in den Cirkeln, die Sie vorzugsweiſe beſuchen.

Auch nicht anderswo. Ich habe nichts unverſucht gelaſſen. In allen möglichen Geſtaltungen habe ich mich unter die Geſellſchaft gemiſcht. Ich bin überzeugt, man würde einer Verbindung mit einem Mädchen, das mir gefiele, viele Hinderniſſe bereiten, aber, wenn ich ein Mädchen, das ich lieben kann, finde, ſo werde ich keinen Augenblick zögern, ihr Rang, Stellung und Reichthum aufzuopfern.

Wirklich — ſo ſchwärmeriſch könnten Sie lieben?

Durchaus nicht ſchwärmeriſch, ich werde dann nur lieben mit dem Verſtande, der mir ſagt, daß ich wahre Liebe nur bei dem Weſen finde, welches ſich begnügt mit meiner Perſon, von Allem entkleidet, was ihm eine bevorzugte Geburt gegeben.

Die Gelegenheit wird ſich Ihnen auch bieten, aber ich glaube, Sie würden dann erſt anfangen, recht unglücklich zu ſein, wenn Sie ein Weſen finden, die Sie auf ſolche Weiſe liebt, und Sie ihr nichts zu bieten vermögen, was ſie über die Alltäglichkeit des Lebens erhebt.

Davon bin ich überzeugt.

Nun — und doch beharren Sie dabei?

Das iſt es ja eben — es iſt deshalb beſſer, ich behalte meinen Frieden und bewahre mich vor Liebe.

Sie ſind in der That ein Miſanthrop, aber demungeachtet bin ich überzeugt, daß Sie ſich recht bald verlieben werden.

Niemals, ich bin davon überzeugt.

Nun, es gilt eine Wette. Sie verlaſſen Spanien nicht ohne durch ſüße Bande gefeſſelt zu werden, die Sie zu gleicher Zeit ſuchen und meiden.

Wir wurden in dieſer Unterhaltung durch einen Beſuch geſtört, aber der junge Mann beſuchte mich Tags darauf wieder und ſeitdem tagtäglich.

Es waren noch nicht vierzehn Tage vergangen, als er mit verklärten Blicken zu mir kam, und mir geſtand, was ich ſchon an ſeinen Blicken ablas, daß ich meine Wette gewonnen hätte, und daß er in der That verliebt ſei.

Natürlich war ich ſehr begierig auf den Gegenſtand.

Er ſagte mir ſehr geheimnißvoll, daß ich bis jetzt die Einzige ſei, die er in ſein Vertrauen ziehe. Es ſei ein blutarmes Mädchen, in einem Winkel der Stadt, wohin er ſich in der Tracht eines Waſſerträgers begeben, er bat mich ſogar das holde Kind, wie er ſie nannte, zu beſuchen und ihm meine Meinung über ſie zu ſagen.

Am andern Abend machte ich mich auf, und beſuchte die arme Geliebte des reichen Grafen unter einem Vorwande, den ich für ihre Einfachheit für ausreichend hielt. Aber ich fand mich ſehr getäuſcht, denn das Mädchen, ſo einfach es auch erſcheinen mochte, hatte in ihren Manieren, in ihrer Ausdrucksweiſe etwas, was verrieth, daß ſie nicht immer in ſo beſcheidenen und dürftigen Verhältniſſen gelebt.

Ich ſuchte ſie auszuforſchen, aber ſie wußte meine ſcheinbar ſo abſichtslos an ſie gerichteten Fragen auf eine ſo feine und gewandte Weiſe zu umgehen, daß ich ſie um nichts klüger verließ. Uebrigens konnte ich nicht umhin, dem Geſchmack des jungen Grafen volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, denn das Mädchen war bezaubernd ſchön und ganz dazu geſchaffen, ſelbſt ein Herz von Stein zu bewegen.

Was nun geſchah?

Der junge Graf heirathete ſie, trotz dem Widerſtande ſeiner Verwandten. Aber man enterbte ihn nicht und ließ ihn im ungeſtörten Vollgenuß aller ſeiner Revenüen. Damit aber war der Roman noch nicht zu Ende.

Zu derſelben Zeit nämlich, als der junge Graf dieſe Bekanntſchaft machte, machte das Verſchwinden einer jungen, ſehr hübſchen Dame aus einem der erſten Häuſer in Madrid ſehr viel von ſich reden. Es wurde Alles aufgeboten, um dem Entführer des Mädchens auf die Spur zu kommen, aber vergebens. Und entführt mußte ſie ſein, vielleicht daß ſie ſchon in dem Kloſter, welches ſie erſt kurz zuvor verlaſſen hatte, eine Bekanntſchaft gemacht hatte.

Indeſſen ſchienen die Anverwandten ſich mit dem großen Vermögen zu tröſten, welches die Dame ihnen zurückgelaſſen, denn die Sache ſchlief bald ein, ſie ſchien vergeſſen; da plötzlich tauchte ſie eines Tages wieder in der Geſellſchaft auf und zwar — als die Gattin des jungen ſteinernen Grafen. In der That, ſie war das junge beſcheidene Mädchen, welches es übernommen hatte, in der Geſtalt einer armen Magd das Herz des Grafen zu rühren, was ihr ſo vollkommen gelungen war.

Wahrſcheinlich waren ihre Verwandten mit dieſer Komödie einverſtanden, obwohl ſie es beharrlich leugneten. Der junge Graf aber war deshalb nicht weniger glücklich, denn er glaubte feſt daran, daß ſie aus reiner Liebe zu ihm, es übernommen hatte, den kleinen Roman zu ſpielen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Im Escurial.

Pater Eſteban. — Das Leben eines Mönchs. — Die Kirche und die Reliquien.

Da die Zeit herangekommen war, wo ich von meinem Urlaub, der mir geſtattet worden war, Gebrauch machen, und mich auch einmal außerhalb Madrid verſuchen wollte, ſo beſchloß ich, die letzten Tage vor Ablauf meines Urlaubs noch dazu zu benutzen, einige Merkwürdigkeiten Madrids in Augenſchein zu nehmen.

So beſuchte ich denn in Begleitung eines meiner Freunde, welcher in Madrid eine einflußreiche Stellung im Miniſterium des Aeußern hatte, das große impoſante Schloß, welches wie kein Gebäude, Zeugniß von der dahingeſchwundenen Rieſengröße eines Staates giebt, welcher einſt zwei Welten beherrſchte.

Das Eskurial iſt eine große, ſprechende Geſchichte.

Philipp II., der Erbauer deſſelben, hat hier das Geheimniß ſeiner Regierung zurückgelaſſen; er hat ihm das Siegel ſeines finſtern, fanatiſchen Geiſtes aufgeprägt. Um dieſen König zu begreifen, muß man Eskurial beſuchen und dort ſeine Memoiren ſtudiren; man muß dieſe Granit- und Marmormauern durchblättern und in jenem prächtigen Buche leſen, das auf jeder Seite mit Fresken von Jordan und Cambiazo geſchmückt iſt, und deſſen Vignetten, Gemälde von Espagnolet, Velasquez, Titian, Murillo und Raphael ſind.

Das Eskurial iſt ein Pallaſt, ein Kloſter, ein Grab, eine Stadt in der Wüſte, es iſt alles dies; doch vorzugsweiſe ein

Grab; es iſt das Grab der Könige, das Grab zweier Dynaſtien. Die Kuppeln des Eskurial ſind die Pyramiden Spaniens.

Dieſe und andere Gefühle bewegten mich, als ich das Eskurial zum erſten Mal beſuchte. Zunächſt beſah ich die prachtvollen Gemächer, die der Hof bewohnte, wenn er jährlich einen Herbſtmonat hier zubrachte.

Die Diener, welche mich durch dieſe verödeten Zimmer führten, ließen mich lange das Gemach bewundern, in welchem Ferdinand VII. geboren ward. — Warum ſtarb er nicht ſchon lieber als Kind in ſeiner Wiege, die man mir zeigte! Es wäre für ihn und für ſeine Völker beſſer geweſen, denn eine ſchwere Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem unſeligen Fürſten. Er endete damit, daß er ſich ſelbſt in ſeinen letzten Lebetagen glücklich pries, der furchtbaren Zukunft zu entgehen, die er vorbereitet hatte. Gleich Ludwig XV. kümmerte es ihn wenig was nach ihm geſchehen würde.

Vom Pallaſte führte man mich ins Kloſter. Der Prior, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, der aber durch einen Gichtanfall an ſeine Zelle gefeſſelt war, übergab mich der Sorge eines Mönchs, der an ſeinem Bette ſaß, und ihm den Bericht über den letzten Stierkampf in Madrid vorlas.

Dieſer mir zuertheilte Führer war der Vater Eſteban, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren und von jener kränkelnden Geſundheit, jener unterdrückten Kraft, die der Erſcheinung gewiſſer Mönche einen ſo ergreifenden Charakter verleihen; einer jener ſchönen Kloſterköpfe, wie ſie Zurbaran und Murillo ſo gern malten, mit frommem, brennendem Auge, mit bleichem und doch warmem Antlitz, mit einer Stirn, die durch die geſchorne Schläfe noch breiter geworden, und die unter einer dichten Krone ſchwarzer Haare nur noch ausdrucksvoller hervortrat.

Ich verſtehe mich ſchlecht auf maleriſche Reiſe-Beſchreibungen und Schilderungen von Oertern. Ich würde es vorziehen, den Menſchen zu ſkizziren, wenn ich einen Pinſel zu führen verſtände, der einer Leinwand Leben und Seele einhauchte.

Genug Schriftsteller haben übrigens schon hinreichend die Zahl der Fenster und Thüren des Eskurials angegeben und die sonderbaren Abtheilungen seiner kleinen Klöster gezählt, die, nach der Absicht seines Stifters, dieses Gebäude, von der Höhe der nahe gelegenen Berge herab gesehen, wie einen ungeheuren Rost erscheinen lassen. Ich will also Niemand nöthigen, mir durch dieses Kloster zu folgen, in welchem der Vater Esteban mir mit unerschöpflicher Geduld Alles erklärte.

Er zeigte mir die Kirche und das Chor mit ihren allerkleinsten Details, die Altäre und ihre Statuen, die bronzenen Betpulte, die Meßbücher von Velin mit silbernen Klammern, die Meßgewänder und auch die unendliche und prächtige Reliquien-Sammlung, die, außer anderen Hauptstücken, nicht weniger als elf ganze Körper von Heiligen und dreihundert Köpfe von Jungfrauen und Märtyrern enthält. Ich mußte gleichfalls die noch kostbare Sammlung besonderer Reliquien bewandern, die von unschätzbarem Werthe sind, und zu deren Anbetung man nur wenige ausgewählte Schüplinge zuläßt. Da verwahrt man in bewunderungswürdigen silbernen und goldenen, mit Perlen und Diamanten verzierten Reliquienkasten, außer vielen Fragmenten und Gliedern der Apostel, eine Vase von der Hochzeit zu Cana, eine Feder aus den Flügeln des Erzengels Gabriel, ein Haar aus dem Barte Jesu Christi, elf Dornen aus seiner Krone, ein Stück von dem Seile, womit ihm die Hände gebunden waren, ein Haar der heiligen Jungfrau und ein Stück des Tuches, womit sie sich die Augen am Fuße des Kreuzes trocknete.

Fray Esteban nahm aus einem Kasten ein kleines Bild und überreichte es mir: es war eine Abbildung des heiligen Lorenz, unter welcher folgende Zeilen standen, die ich buchstäblich nach dem Texte übersetzte:

Gebet. „O allmächtiger Gott, der du dem heiligen Lorenz die Kraft schenktest, die Feuersbrünste seiner Qualen zu überwinden, verleihe auch uns die Macht, wir bitten dich darum, die Flammen unserer Laster zu tilgen, im Namen unseres Herrn

Jeſu Chriſti, welcher mit dir lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Amen!“

Fray Eſteban wartete, bis ich das Gebet geleſen hatte; dann ſagte er mit der ernſten Ruhe eines unerſchütterlichen Glaubens: Dieſes Bildniß iſt mit dem wunderbaren Bruſtknochen des Heiligen berührt worden. Es giebt brennende Fieber, in welchem die andächtige Herſagung dieſes Gebetes, wenn Sie feſt daran glauben, Ihnen die Fürbitte des Märtyrers und thätigen Beiſtand von oben auswirken kann.

Ich war für dieſes Geſchenk ſehr dankbar, aber ich wußte nicht recht, wie ich es dem guten Pater ausdrücken ſollte. Endlich ſagte ich ihm ungefähr Folgendes: Ihr ſeid ſehr barmherzig, uns armen gebrechlichen Geſchöpfen, die der kleinſte Funke entzündet und in lichte Flammen ſetzt, dies heilſame Schutzmittel zu gewähren. Selig ſeid ihr friedlichen Einſiedler, deren Leben gegen das Feuer der Leidenſchaften geſichert iſt.

Wer weiß! rief Fray Eſteban aus, wer weiß! Ergreift die Flamme nicht auch Gebäude, die ſehr wohl gegen Feuersbrünſte geſichert ſind? — Schnell wandte er ſich weg, um mir die Röthe zu verbergen, die ihm auf die Stirn trat, weil er ſich zu einer weltlichen Aeußerung hatte hinreißen laſſen.

Es würde ſehr unbeſcheiden und hart von mir geweſen ſein, ſie zu beachten; ich brach alſo ab.

Vier Stunden waren wir auf den Füßen geweſen, immer gehend und kommend, hinauf und hinunter ſteigend. Ich fühlte mich ſehr ermüdet. Mein Führer mußte es aber noch weit mehr ſein, da ihn bei unſerer Beſichtigung nicht wie mich die Neugierde aufrecht erhielt.

Wir befanden uns jetzt in der Sankriſtei, wo die koſtbarſten Gemälde des Kloſters aufgeſtellt ſind; ich vergaß mich ſelbſt, ich geſtehe es, in der Gegenwart dieſer heiligen Jungfrauen von Raphael und Murillo. Ich ſtaunte dieſe Meiſterwerke mit ganz gemächlicher Verwunderung an. Da ich wahrſcheinlich nicht ſo ausſah, als wolle ich mich kurz faſſen, ſo überließ mich Pater Eſteban meinen Betrachtungen und warf

ſich in einen Lehnſtuhl. Er legte ſein ſchweres Schlüſſelbund auf einen nahe ſtehenden Tiſch und ſtützte ſich darauf. Das war der einzige Vorwurf, den er mir zu machen wagte, und ich verſtand ihn. Schnell machte ich meinen Entzückungen ein Ende und entſchuldigte mich beſtmöglich, ſo ungebührlich die Geduld des Vaters gemißbraucht zu haben; dann nahm ich Abſchied und wollte mich entfernen.

„Wir werden wohl thun, den Reſt des Tageslichtes noch zum Beſuch des Gewölbes zu benutzen," ſagte der Mönch zu mir. Er nahm ſein Schlüſſelbund zur Hand und wir verließen die Sankriſtei. Als wir das große Kloſter, langſam neben einander fortſchreitend, durchwanderten, blieb Fray Eſteban plötzlich vor einem gewaltigen Fresko-Gemälde ſtehen, die es ſchmücken, und zwar vor dem, welches den Märtyrertod des Patrons des Eskurials vorſtellt. Ich hatte das kleine Gemälde noch in der Hand, auf dem derſelbe Gegenſtand nach dem Gemälde abgebildet war; der Mönch nahm es mir fort, kniete nieder und las das Gebet ganz laut:

„O allmächtiger Gott, der du dem heiligen Lorenz die Kraft ſchenkteſt, die Feuersbrünſte ſeiner Qualen zu überwinden, verleihe auch uns die Macht, wir bitten dich darum, die Flammen unſerer Laſter zu tilgen, im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti, welcher mit dir lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit."

„Amen," antwortete ich, das Bild zurücknehmend, das mir der wieder aufgeſtandene Mönch reichte.

Endlich waren wir bis zum Pantheon hinuntergeſtiegen. Das Pantheon, dieſes Grab der ſpaniſchen Könige, führte ehemals ſeinen Namen mit Recht. Da man ſie während ihres Lebens vergötterte und ihre Majeſtät der göttlichen Majeſtät an die Seite ſtellte, ſo war die Grabſtätte, die man ihnen nach ihrem Tode anwies, ſehr natürlich ein Pantheon.

Das Pantheon iſt ein achteckiges, ganz mit Marmor und Bronze überkleidetes Gewölbe, zu dem man auf einer Treppe, die gleichfalls aus Marmor und Bronze beſteht, hinunterſteigt. Ehe man dorthin gelangt, kömmt man noch durch zwei andere

Gewölbe, die finſter und enger ſind. Im erſten werden die Infanten, die Infantinnen und diejenigen Königinnen, die dem Throne keine Nachfolger geboren, beigeſetzt. Das andere iſt das podridero, in welchem man die verſtorbenen Majeſtäten erſt lange Jahre verweſen läßt. Wenn die Würmer all ihr Fleiſch verzehrt haben, wenn von ihnen nichts mehr übrig iſt, als die Gebeine, dann bringt man die königlichen Skelette erſt in das Pantheon. Hier ruhen ſie in verſchloſſenen Alabaſter-Särgen, die in den ſieben Niſchen des Monuments ſtehen; die Könige an der Seite, die Königinnen an der anderen gegenüber. Alle Regenten der öſterreichiſchen Dynaſtie liegen dort; Philipp V. aber fehlt in der ſeinigen; er iſt in St. Ildefonſo beerdigt. Karl IV. iſt der Letzthinzugekommene; man hat ihn erſt vor Kurzem aus dem Podridero hierher gebracht. Karl I. (außerhalb Spaniens Karl V. genannt, ſteht an der Spitze; er präſidirt, das Scepter in der Hand, in dieſer erhabenen Verſammlung der zu Staub gewordenen Majeſtäten; er iſt der Kaiſer aller dieſer todten Könige.

Die letzten Strahlen des Tages warfen nur noch einen matten unſicheren Schimmer durch die kleinen Fenſter-Oeffnungen des Pantheons, ſo daß die Dämmerung mir nicht mehr erlaubte, die Inſchriften der mich umgebenden Sarkophage zu leſen; doch Fray Eſteban war entſchloſſen, ſein Führeramt bis zuletzt vollkommen treu zu erfüllen. Er wußte alle Grabſchriften auswendig und begann, ſie mir herzuſagen, immer mit dem Finger den Sarg bezeichnend, auf den ſie ſich bezog. Den Sinn der Worte, denen ich zuhörte, beachtete ich in Wahrheit weniger, als den Ton ſeiner Stimme, die eben noch ſo bewegt und zitternd und jetzt ſo ruhig und heiter war, da ſich die von mir berührte Wunde für einige Augenblicke geſchloſſen hatte, da er ſeine Rolle wieder als bewanderter und gleichgültiger Führer annahm. Was kümmerte ihn aber auch die Vergänglichkeit aller jener hier begrabenen Größen, deren Andenken er maſchinenmäßig in Erinnerung brachte? Welches Mitgefühl konnten ſie in ſeiner Seele erwecken? Das Elend ſo vieler verblichenen

königlichen Pracht, konnte es ihn bei seinem eigenen Elende rühren! Ihn hatte man lebendig begraben. Sein eigenes Grab nahm sein Mitleid und seine Thränen in Anspruch, nicht das der untergegangenen Dynastieen. Wie viel Verachtung und sarkastische Kälte lag auch in der ironischen Sorglosigkeit, die er mit seinem Bericht schloß. Er hatte mir die letzte Inschrift, die der Urne Karls IV., hergesagt. Dieses leere Grabmal erwartet die jetzige Königin, fügte er hinzu, den Arm gegen die Urne ausstreckend, jetzt ist die Reihe an Isabella; ahora toca a Isabella. Er schwieg, denn er war fertig. Als wir wieder zur Kirche hinaufgestiegen waren, trennten wir uns, mit einander sehr wohl zufrieden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Besuch.

Ein Vertrag. — Zwei Gäste und nur ein Bett. — Doch ein Freund. — Das Mißverständniß. — Die Probe.

Es war ein recht heiterer Julitag als ich Madrid verließ, um meine erste Künstler-Reise anzutreten.

Wahrlich, ich kam mir selbst wie eine Prinzessin aus dem Feenreiche vor, und mehreremal war ich versucht, an mich die Frage zu richten, ob ich denn wirklich dasselbe verlassene arme Mädchen sein könne, welches vor nicht gar langer Zeit, brotlos, unbekannt und unbeachtet durch die Straßen von Madrid irrte.

Mein Ziel war Sevilla, dieſe poetiſche, liebliche Stadt voll ſchöner Frauen und Männer.

Der Sennor P., ein Mann von mittlern Jahren, einer meiner anhänglichſten und enthuſiaſtiſchſten Bewunderer und Freunde begleitete mich.

In Sevilla angekommen, fanden wir, da gerade ein großes Stiergefecht ſtattfinden ſollte, alle Gaſthäuſer beſetzt, nur in einem einzigen, in welchem wir noch anſtändig wohnen konnten, war noch ein Zimmer leer.

Mein Begleiter ſah mich mit einer ſehr wehmüthigen Miene an, welche ſo viel ſagen wollte, als: ach, wären Sie meine Frau.

Ich hatte ebenfalls nicht Luſt den Abend in Sevilla herumzukutſchiren und machte ein ſehr unzufriedenes Geſicht. Dies ſchien meinen Freund zu ermuthigen, denn er ſagte zu mir: Meine Liebe, die Noth muß beten lehren, wir werden uns auch einmal in Einem Zimmer behelfen können.

Ich machte keine Einwendung und unſere Sachen wurden nach dem leeren Zimmer geſchafft

Mein Freund, ſagte ich, als wir wieder allein waren, zu meinem Begleiter, ich will Sie nicht gern zum irrenden Ritter machen, denn ich ſehe ein, daß es ſchwer iſt, hier ein Obdach zu finden, wir werden alſo dieſe Nacht wie ein Paar Weſen, die mit einander vertraut ſind, auf einem Zimmer zubringen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, ſich artig betragen zu wollen, damit ich nicht Veranlaſſung habe, mich vor die Schwelle dieſer Thür zu legen.

Mein Freund, entzückt über dies Vertrauen, welches ich ihm bewies, unterließ nicht, mir ſeine Hand darzureichen und ein gutes Benehmen anzugeloben.

Nachdem dieſer wichtige Akt geſchloſſen war, gingen wir in den Speiſeſaal, woſelbſt wir eine zahlreiche Geſellſchaft fanden, die aber ſämmtlich dem Kaufmannsſtande anzugehören ſchien. Beſonders auffallend war ein junger Herr, der einen vortrefflichen Appetit, eine ausgelaſſene Laune und ein Paar große

ſchwarze Augen hatte, welche ihre Flammen unaufhörlich über den Tiſch hinweg auf mich warfen.

Der Herr ſchien uns bekannt zu ſein. Er ſprach franzöſiſch.

Als wir uns vom Tiſche erhoben, trat der junge Herr zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht die Madrider berühmte Tänzerin Pepita ſei.

Auf meine Bejahung war er außer ſich vor Freude, gab ſich mir als der Herr Marquis von Villier zu erkennen, und ich erinnerte mich nun, ihn in Madrid häufig geſehen zu haben.

Er theilte mir mit, daß er eine große Reiſe nach dem ſüdlichen Spanien und Italien beabſichtige, und forderte mich auf, die Reiſe mit ihm in Gemeinſchaft zu machen.

Das ſüdliche Spanien war allerdings auch mein Ziel, und dieſe Sache paßte vortrefflich, denn kann man wohl einen angenehmeren Reiſegefährten als einen Franzoſen finden?

Gleichwohl hatte ich ſchon einen Reiſegefährten, welcher bis ans Ende der Welt mit mir zu gehen entſchloſſen ſchien, und welcher dieſe neue Compagnonſchaft gewiß mit ſehr ungünſtigen Augen betrachtet haben würde.

Ich ſagte alſo dem Herrn von Villier, daß mir ſeine Geſellſchaft ſehr angenehm ſein würde, daß er ſich aber mit meinem bisherigen Reiſegefährten verſtändigen müſſe.

Wie, Sie haben ſchon einen Begleiter? fragte der Marquis.

Ja, es iſt der Herr dort, neben dem ich meinen Platz hatte.

Der ältliche Herr, welcher Sie unaufhörlich mit ſeinen Blicken verſchlingt?

Der ältliche Herr? Er iſt noch nicht vierzig Jahre alt.

Nun, ich denke, das iſt alt genug für einen Liebhaber.

Allerdings alt genug für einen Reiſegefährten einer jungen Dame, die mehr Schutz und Sicherheit als Liebesfeuer ſucht.

O, was das Letztere betrifft, würde ich dem Herrn dort nicht weniger als einem Jünglinge zutrauen.

Das wird ſich noch dieſe Nacht ausweiſen, mein Herr.

Dieſe Nacht?

Ja, ganz gewiß, und wenn der Herr nicht die Probe besteht, nun, dann trenne ich mich von ihm.

Aber, meine schöne Dame, versetzte der junge Mann, so geben Sie doch diesem grimmigen, eifersüchtigen Cicisbeo sofort den Abschied, und versuchen Sie es mit mir. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Probe zu Ihrer Zufriedenheit bestehen werde.

Daran zweifle ich, mein Herr!

Wie, Sie zweifeln daran? — Fehlt es mir etwa an irgend etwas, was darauf schließen läßt?

O nein, umgekehrt, Sie scheinen von Allem zu viel zu haben. Zu viel Geist, zu viel Jugend, zu feurige Augen, zu viel Unruhe, zu viel Uebermuth —

Und das sind keine Dinge, mit denen ich die Probe bestehen könnte? — Nun, ich gestehe, Sie müssen eigenthümliche Anforderungen machen.

Meine Anforderungen sind allerdings ein wenig eigenthümlich, und Sie sind sicher nicht der Mann, der ihnen auf die Dauer genügen würde. Nun, ich werde schon auch einmal mit Ihnen die Probe machen. Der Herr dort wird sich doch am Ende Ihre Gesellschaft gefallen lassen müssen, wenn sie mir gefällt. Sie werden sich hoffentlich mit einander vertragen, wenigstens so lange, bis ich mich im Falle eines vorkommenden Streites für Einen oder den Andern von Ihnen entscheiden kann. In diesem Augenblicke, ich gestehe es, würde mir die Wahl sehr schwierig sein.

Der Herr Marquis sah mich auf eine sehr eigenthümliche Weise an, er bat mich dringend, dem Herrn sofort Abschied zu geben, ich sollte über seine Börse, über seine Person verfügen, ich sollte dem Herrn die Probe erlassen. Er zweifelte zwar nicht, daß er sie bestehen würde, aber er würde sie sicher auch bestehen. Kurz, der junge Mann gab mir so viele Versicherungen und sprach so viele sonderbare Dinge, daß ich ihn gar nicht verstand.

Indessen schien mein Freund jede unserer Bewegungen mit

einem argwöhnischen Blicke zu verfolgen, und endlich erhob er sich mißmüthig und trat zu mir heran, mich fragend, ob ich noch die Promenade um die Stadt mit ihm besuchen wolle.

Ich stellte ihm den Herrn von Villier als einen ehemaligen Bekannten vor, aber ich mußte bei diesem ersten Zusammentreffen schon den Gedanken an ein gutes Einvernehmen zwischen diesen beiden Herren aufgeben. Mein Freund sprach nicht geläufig französisch und die Unterhaltung war eben nicht sehr fließend. Eine ziemlich trockene Verbeugung von beiden Seiten leitete ihre Bekanntschaft ein, welche mit einigen nichtssagenden Worten fortgesetzt wurde.

Der Herr Marquis von Villier, sagte ich zu meinem Freunde, macht dieselbe Reise, die wir uns vorgenommen haben, und es wird uns recht angenehm sein, wenn Sie sich unserer kleinen Gesellschaft anschließen.

Ja, sehr angenehm ist möglich — sehr angenehm — ich zweifle nicht — sehr hübsche Städte — so lautete die Antwort meines Freundes, welcher jetzt seine Frage, ob ich eine Promenade mit ihm machen wolle, wiederholte.

Da es mein Wunsch war, die Nacht, in welcher ich mit meinem Freunde in einem Zimmer zuzubringen gezwungen war, so viel als möglich zu verkürzen, so ging ich gern auf seinen Vorschlag ein. Der Herr Marquis schloß sich uns zu meinem Vergnügen und zu nicht geringem Verdruß meines Freundes an.

Ich hätte ihm den Aerger gern erspart, aber warum ärgerte er sich auch? — Hatte er das Recht, eifersüchtig zu sein? War ich seine Frau oder seine Geliebte? Ich hatte ihn wenigstens nicht zu meinem Liebhaber erklärt, ich ging frei und vollkommen unabhängig neben ihm her.

Es war schon sehr spät, als wir nach unserem Hotel zurückkehrten. Der junge Franzose nahm mit einem recht wehmüthigen Blicke von mir Abschied, sehr kalt sagten sich die beiden Herren gute Nacht, und ich glaube bemerkt zu haben,

daß ſich ſchon ein nicht geringer Grad der Feindſchaft in ihren Blicken ausſprach.

Als wir auf unſerm Zimmer waren, wurde mein Freund wieder geſprächiger, aber mein Gott, welch eine eigenthümliche Art von Beredſamkeit entwickelte ſich bei ihm. Er hielt mir mein Benehmen gegen den Marquis vor. Ich verſetzte ihm ganz ruhig:

Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, ſo ſpielen Sie nicht die Rolle eines Mentors, eines Eiferſüchtigen und eines Grämlings, am wenigſten aber die eines Verliebten.

Und welche andere Rolle theilen Sie mir zu, meine Freundin? fragte er etwas ironiſch.

Durchaus nur die eines Reiſegefährten.

Und wie muß man ſich benehmen in dieſer Rolle? fragte er weiter.

Wie ein Mann, der mit ſeines Gleichen einen gemeinſamen Weg geht und dieſem weder ſeine Herrſchaft noch ſeine Bevormundung noch ſeinen Schutz gegen ſeinen eigenen Willen aufzwingen darf. Vor allen Dingen, mein Guter, brummen Sie nicht, wir reiſen mit einander, ſo lange es uns gefällt, und trennen uns, ſo bald wir uns nicht mehr gefallen.

Dieſe Worte ſchienen meinen Freund wieder etwas zur Vernunft zu bringen, und er ſchickte ſich an, ſich zur Ruhe zu begeben. Er begann damit, die Thüre zuzuſchließen.

Bitte, laſſen Sie die Thüre nur unverſchloſſen, ſagte ich zu ihm, wir ſind in einem reſpectablen Hotel, wo uns weder Räuber noch Schelme incommodiren werden.

Wir ſollen bei offener Thüre ſchlafen? fragte mein Freund ganz erſtaunt.

Fürchten Sie ſich denn? fragte ich dagegen.

Nun, meinetwegen, verſetzte mein Freund, aber ich ſtehe nicht für die Folgen.

Ich legte mich angekleidet auf das Sopha, denn wir hatten nur ein Bett im Zimmer. Mein Freund proteſtirte aber dagegen, und ich gab ſeinen Bitten nach, und warf mich ange-

kleidet auf das Bett. Mein Freund ahmte mir nach, warf ſich in ſeinen Schlafrock, und legte ſich auf's Sopha.

Das Licht ließ ich im Zimmer brennen.

Wir wünſchten uns gegenſeitig gute Nacht, und da ich ſehr müde war, ſchlief ich bald ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich recht tief geſchlafen haben mochte, ich erwachte plötzlich, denn ich fühlte eine Berührung.

Das Zimmer war ganz dunkel.

Das iſt recht erbärmlich von Ihnen, rief ich im höchſten Zorn, wir ſind geſchiedene Leute. Heißt das ſein Ehrenwort halten?

Was iſt Ihnen, rief die Stimme meines Freundes, die mir aber von einer ganz andern Seite herzukommen ſchien.

Was iſt mir? Mein Gott, träume ich denn?

Bitte, beruhigen Sie ſich, ich bin es, flüſterte eine Stimme an meinem Bette.

Sie? Wer ſind Sie?

Aber es erfolgte keine Antwort, ich hörte nur leiſe Tritte, die ſich mehr und mehr entfernten.

Indeſſen war mein Freund von ſeinem Lager aufgeſprungen und zündete Licht an.

Wer hat denn das Licht ausgelöſcht? fragte ich.

Verzeihen Sie, das that ich ſelbſt, verſetzte mein Freund, ich konnte bei dem brennenden Licht, das mir Ihre ſchöne Geſtalt im verführeriſchen Zwielicht zeigte, nicht einſchlafen, ich löſchte es aus und ſchlief auch gleich darauf an.

Aber es war Jemand an meinem Bette.

Mein Freund eilte mit dem Lichte aus dem Zimmer, aber es war im Hauſe Alles ruhig, und mein Freund verſicherte mir, daß ich geträumt haben müßte.

Nein, ich habe ganz deutlich Schritte gehört.

Das ſchien mir in der That auch ſo. Aber es fehlte hier nichts. Da liegen unſere Uhren und Börſen ganz unberührt.

Ich ſagte es Ihnen ja, man muß in einem Hotel nicht bei offener Thür ſchlafen.

Indeſſen ging mir ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf, und ich begann der Sache etwas nachzuſpüren.

Am andern Morgen ſprach ich zu dem jungen Franzoſen, und ich ſagte ihm:

Mein Herr, es ſcheint mir, als bedürfte es bei Ihnen keiner zweiten Probe, denn Sie haben die erſte Probe ganz jämmerlich beſtanden.

Aber, mein Gott, ſagte er, konnte ich denn wiſſen, daß Sie mit dem Herrn die ganze Nacht ſchlafen würden? Ich horchte an Ihrer Thüre und hörte, daß Alles ganz ſtille war. Ich lugte durchs Schlüſſelloch und ſah Sie allein im Bette liegen; da ſich in dieſem Augenblick Tritte näherten, zog ich mich zurück und wartete, bis der Fremde in ſeinem Zimmer war, und als ich nun nochmals durch's Schlüſſelloch guckte, war alles finſter. Ich faßte ganz mechaniſch den Griff der Thür, und ſie ging auf, und da dachte ich — nun, wenn eine junge Dame bei offener Thür und im Finſtern ſchläft, was ſollte ich da anders denken — —

Als, daß dies durchaus ein Beweis von der Leichtfertigkeit einer Dame und ihrem guten Willen ſei, ein Attentat auf ihre nächtliche Ruhe hervorzurufen, zu begünſtigen und gut zu heißen. Iſt dem nicht ſo, mein Herr? Aber es freut mich — —

Nein, das dachte ich nicht, fiel der junge Mann ein; ich dachte, daß Sie ſich ohne Geſellſchaft befänden, und fand dieſe Gelegenheit ſehr günſtig. Verzeihen Sie, daß ich, durch eine männliche Stimme überraſcht, ſo ſchnell den Rückzug angetreten habe. Ich wollte nur den Skandal um Ihretwillen vermeiden.

Ich ſoll verzeihen, daß Sie ſich zurückgezogen haben? fragte ich ganz erſtaunt.

Ja, daß ich meine Probe ſo ſchlecht beſtanden habe.

Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr.

Hätten Sie nur nicht ſo laut gerufen, meine Dame, ſo würde der alte Cerberus nicht erwacht und die Sache dennoch ganz gut abgemacht worden ſein.

Aber welche Sache, mein Herr?

Nun, die Probe.

Wie, Sie wollten Ihre Probe bestehen, indem Sie ungehindert bis zu meiner Schlafstelle drangen und sie wieder verließen, da Sie Lärm hörten?

Ach, meine Liebe, hätte ich nur ahnen können, daß ich bleiben durfte, ohne Ihr Mißfallen zu erregen — —

Es ist Ihr Glück, mein Herr, daß Sie unbemerkt davon gekommen sind.

Sie geben also zu, daß es unter solchen Umständen nicht möglich war, die Probe zu bestehen?

Sie haben sie in der That sehr jämmerlich bestanden, und ich muß meinem Freunde die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich wie ein Ehrenmann benommen hat. Er hat dadurch ungemein in meiner Achtung zugenommen. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so bitte ich Sie, dergleichen nächtliche Reisen in mein Schlafzimmer einzustellen.

Uebrigens vertraue ich mich von nun an ganz dem Schutze meines Freundes.

Der junge Mann schien mich gar nicht zu begreifen und schüttelte den Kopf. Mein Freund trat jetzt zu uns heran und ich gab ihn meinen Arm, da wir uns die Stadt besehen wollten. Der Herr Marquis begleitete uns diesmal zur großen Freude meines Cibisbeo nicht, jedoch kamen wir darin überein, uns am Mittag an der table d'hôte wieder zu treffen und das Nähere über unsere Abreise festzusetzen.

Der Marquis ist noch sehr jung, dachte ich, und er wird sich hoffentlich bessern. Ich werde mir seine Erziehung ein wenig angelegen sein lassen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Sevilla.

In Sevilla findet man keine Geſellſchaft in unſerm Sinn des Wortes; aber die Straßen ſind amüſanter als mancher Salon, und in den Häuſern, mitten im Hofe, den man Patio nennt, giebt es kleine geſellige Kreiſe, die täglich zuſammentreten. Die Muſik, der Himmel mit ſeinen Sternen, die hier ſchöner flimmern als anderwärts, die friſche Luft und Wohlgerüche der Blumen verſchönern dieſe Tertulia's. Dieſe Familien-Vereine, denen ſich eine paar vertraute Freunde oder einige begünſtigte Ausländer anſchließen, haben einen Zauber, den nur Solche faſſen können, für die der Salon ein Ort der Erheiterung und nicht eine dem Kampf des Egoismus eröffnete Schranke iſt.

Man darf dem Katholicismus wohl nachrühmen, daß er die Menſchen zur wahren Höflichkeit ſtimme, welche nur die Kunſt iſt, einem Jeden ohne Zwang wiederzugeben, was man ihm in ſocialer Hinſicht ſchuldet. Ich habe nie einen Mönch oder eine Nonne von ſchlechtem Ton gekannt; der ſchlechte Ton beſteht immer darin, daß man Unziemliches redet; er manifeſtirt ſich noch öfter in der Art, wie man dem Unziemlichen ausweicht. Reinheit oder Unreinheit des Gedankens ſind es, was die guten oder ſchlechten Manieren weſentlich bedingt; und der ſogenannte gute Ton hat weniger Conventionelles, als Leute vom ſchlechten Geſchmack zu denken pflegen.

Es herrſcht in den Salons von Sevilla eine Höflichkeit, deren Baſis die vollkommenſte Gleichheit iſt; dieſe Gleichheit verkündet ſich durch die Abweſenheit jeder anſtößigen Idee, jedes

affektirten oder kindischen Compliments. Die Einfalt und Natürlichkeit, welche in dem ganzen Zirkel vorwalten, sind für jeden sichere Bürgschaft des Schutzes und Wohlwollens Aller. Ein Verein von Menschen, der so liberalen Gesetzen gehorcht, findet man fast in keinem andern Lande; man darf ihn weder in Frankreich noch in Deutschland, und am wenigsten in England, oder gar bei den Nordamerikanern suchen; der Luxus der bürgerlichen Gleichheit in der Verfassung erfordert Ausnahmen im socialen Zusammenleben; denn die Sitten der Gesellschaft sind immer und überall die Korrektive und die Substitute der Gesetze.

Tretet in einen Salon von Sevilla, ihr Fremden, und ihr werdet gleich bemerken, daß Niemand Niemandem fragt, wer die Leute da sind; man erkundigt sich so wenig nach den Unbekannten als nach den Uebrigen; dieser schöne Ton macht Einen gleich heimisch. Du bist in demselben Zimmer wie die Uebrigen, und eben darum sieht man dich gern, behandelt dich höflich. Jeder Einzelne sorgt dafür, daß die Gesellschaft dir angenehm werde. Eine so verstandene, so angewendete Höflichkeit ist nicht mehr ein Inbegriff abgenutzter Formeln und müßiger Worte; sie ist ein geheiligter Kodex, das Schutzrecht für jeden Reisenden, der ein Asyl begehrt, die letzte Hinterlassenschaft der patriarchalischen Gastfreiheit. Ihr sehet nun wohl, daß jeder Stand, und wäre er selbst ein Pariser, in Sevilla etwas lernen kann. Mein Urtheil über die spanischen Sitten wird euch paradox erscheinen. Die Bewohner dieser Halbinsel, die Castillianer, sind ja fast sprüchwörtlich wegen ihrer Ceremonien, ihrer leeren Phrasen und conventionellen Formeln, die demjenigen, welcher solche Huldigung erfährt, eher lästig fallen als schmeicheln.... Aber ich sage, was ich gesehen habe. Außerdem darf man nicht vergessen, daß in Spanien jede Provinz ihren eigenthümlichen Charakter hat.

Die Bewohner dieses Reiches sind nicht gleichsam in einander geschmolzen wie die Franzosen: man täuscht sich, wenn man sagt: der spanische Charakter, man sollte sagen: der castillianische, der andalusische u. s. w. In Andalusien sind die

Erinnerungen an den Kampf der Mauren gegen die alten Bewohner des Landes überall noch lebendig, das Blut des alten eingerosteten Christen (critians viejo y raccioso) empört sich in allen Puls- und Blutadern, wo man dem afrikanischen Blute begegnet. Welche sonderbare Kontraste, welche schreckbare Leidenschaften, und doch auch wieder welche Anmuth, welchen Zauber hat diese gewaltsame Vermischung erzeugen müssen! Ja, die andalusische Race ist einzig in ihrer Art, — das Ergebniß einer natürlichen Antipathie zwischen den Elementen, die sie hervorgebracht, einer Antipathie, welche besiegt worden durch das erstaunungswürdigste historische Phänomen, durch einen 700jährigen Kampf zwischen Mauren und Christen auf demselben Boden!... Sie ist so edel, so zierlich, so verschieden von allen übrigen Europäern, wie es die Pferde dieses glückseligen Landes sind. Ich bin nicht in Madrid bei den pomphaften Castillanern, nicht in San Compostella bei den schwerfälligen Gallopos, ich bin zu Sevilla und ich beschreibe die jetzigen Sitten der Honoratioren dieser Stadt, die ich als die wahre Hauptstadt Spaniens betrachte.

Hast du erst in einem Familienzirkel Zutritt — was freilich selten geschieht — so wirst du ohne alle Etikette zu Tische gebeten. Die Frauen gehen ins Zimmer und wieder hinaus, sie thun, was ihnen obliegt, ohne dir zu erlauben, daß du sie oder dich genierst; man schenkt dir nie eine peinliche Aufmerksamkeit. Der Ausdruck „ohne Ceremonie" bedeutet hier nicht eine Ceremonie mehr und zwar die unangenehmste von allen, — er hat seine wahre, unverfälschte Bedeutung.

Auf der Promenade la Christina, haben mir die Sitten dieses Volkes großen Respekt eingeflößt. Wie verblendet sind noch Diejenigen, die Spanien civilisiren wollen!...

Die Sommertage in Andalusien sind kurz; um acht Uhr kommt die Nacht schon heran; die ganze Bevölkerung war auf einer Art von niedriger Plattform versammelt, die so ziemlich einem mit Steinplatten gepflasterten Cirkus gleicht. Diese Plattform ist eine Zier der Promenade und würde einigermaßen an

die Form des Platzes Ludwigs XV. in Paris erinnern, wenn letzterer, wie die Christina, von Balustraden und Gebüschen umgeben, mit schönen, marmorähnlichen Platten belegt und nur für Fußgänger bestimmt wäre.

Die Sennora's und Sennorita's von Sevilla, die kaum eine andere Belustigung kennen, als am Abend auf dieser Terrasse zu paradiren, waren in ihrer ganzen Herrlichkeit zu schauen. Ihre Augen funkelten hinter dem Fächer hervor, der immer in Bewegung und doch weniger mobil ist, als die Blicke dieser zarten Schönen; ihr Teint schimmerte unter den schwarzen Spitzen der Mantille; die Hände, die Füße, die Köpfchen, die Schultern, die ganze schlanke und doch üppige Figur — Alles verkündet frische Lebenskraft und Lebenslust! Welches Herz, und wäre es noch so versteinert, könnte nicht ein solcher Zauber rühren!

Aber mit einem Male stockte das rege Leben, die Männer nehmen ihre Hüte ab, die Frauen beugen das Haupt, die sitzenden Personen erheben sich von ihren Bänken. Die Stunde des Abendgebets hat geschlagen.

Wie weniger Dinge bedarf es doch, um das Leben interessant zu machen, wenn nur wirklich frisches Leben vorhanden ist, und wenn die Herzen nicht durch raffinirte Lebensgenüsse verderbt sind! ... Ein harmloser Spaziergang auf der Promenade la Christina ist die Summa der Freuden einer Sevillanerin. So lange ihre Blüthenzeit dauert, ist es ihre vornehmste Angelegenheit, hier zu glänzen; in einem anderen Lande wäre dies pure Eitelkeit, hier ist es wahres Bedürfniß nach Liebe; denn nur hier versteht der Mensch zu lieben, und mit welcher Liebe! ... mit der ganzen Glut des Orients, einer Glut, die zwar kein vergittertes Harem, wie im Orient, wohl aber die mächtigere Schranke christlicher Wohlanständigkeit vor Exzessen bewahrt.

Die Sevillanerin würde lieber hungern, als einen Kamm nach der neuen Mode sich versagen, und die Mode wechselt alle Vierteljahr. Der Kamm ist der kostbarste Schmuck einer anda-

luſiſchen Dame. Die Andaluſierinnen haben im Allgemeinen hübſche Füßchen, die ſie verderben, um ſie noch niedlicher zu machen. Sie ziehen Schuhe an, in denen kein Fuß, nicht einmal der übrige, Platz hat. Man macht dieſe Schuhe vor dem Anziehen naß und reibt den Strumpf mit Seife. Sie dürfen kein Hinterſtück haben, oder doch ein ſo kleines, daß man nur den ſeidenen Strumpf und die Sohle ſehen kann. Man erſetzt das fehlende Hinterſtück durch Bänder von der Farbe der Strümpfe; dieſe Bänder müſſen alſo die Ferſe in dem Schuh feſthalten. Solche Koketterie hat einen recht chineſiſchen Charakter; aber die Sennora's dulden lieber den ärgſten Hühneraugen-Schmerz, wenn ſie ſich nur vortheilhaft produciren können.

Die Gattin des brittiſchen Konſuls zu Cadix, welche ſich damals in Sevilla befand, erzählte mir, eine junge Dame von Cadix habe ſie eines Tages beſucht. Die junge Andaluſierin hatte kaum Platz genommen, als ſie ihre ältere brittiſche Freundin, mit der ſie ſehr vertraut war, um die Erlaubniß bat, ihre Schuhe ablegen zu dürfen. Die weibliche Fußbekleidung iſt in den heißen Sommertagen ein wahres Martterwerkzeug. Nach halbſtündiger Erholung wollte das Schlachtopfer ſeinem galanten Märtyrerthum von neuem ſich unterwerfen; aber die Füße hatten ſich ihre Freiheit bereits in ſolchem Grade zu Nutze gemacht, daß keine Anſtrengung ſie in ihr Gefängniß zurückbringen konnte. Die engliſche Dame bot ihrer jungen Freundin Schuhe ihrer Töchter an: man brachte die nordiſche Fußbekleidung; aber kaum erblickte die Spanierin dieſe Art von Schuhen, als ſie erſchrocken ausrief, ſie würde um nichts in der Welt mit einer ſolchen Maſchine am Fuß über die Alameda (den öffentlichen Spaziergang) gehen; ihre ganze Reputation wäre zu Schanden, wenn ſie, an den Füßen ſo gemuſtert, nur auf der Straße erſchiene. Jetzt mußten kaltes Waſſer, Eis und Seife herbei, und erſt nach halbſtündiger namenloſer Qual fühlte die unbeugſame Kokette ſich im Stande, nach Hauſe zu gehen.

Man verſicherte mir, daß die andaluſiſchen Damen nichts

als ihre Gebete lesen! ... Ebenso ist es im übrigen Spanien. Wie glücklich sind die Männer, denen sie ihre Liebe schenken! was die Geliebte ihnen sagt, kommt wenigstens aus ihr selbst. Es giebt zwar eine Art von traditioneller Kenntniß, welche in den weiblichen Zirkeln durch das lebendige Wort sich fortgepflanzt; allein dieser unvermeidliche Unterricht stammt nicht aus Büchern und erzeugt also kein affektirtes unnatürliches Wesen. Hier kann man einen Zauber recht genießen, der für uns vielwissende Geschöpfe verloren ist — den Zauber geistreicher Unwissenheit. In Frankreich oder England ist eine unwissende Frau ein albernes Ding; in Spanien aber blitzt ihr ein nicht durch aufgedrungene Kenntnisse geübter Geist aus den Augen und offenbart sich in der entzückendsten Naivetät und Originalität jeder Aeußerung. Nach Sevilla müßte man kommen, wenn man den Urtypus weiblicher Liebenswürdigkeit finden will.

Ich weiß nicht, inwiefern die Abend-Promenade den Schönen von Sevilla gefährlich werden kann; allein mehrere Ehemänner haben mir versichert, daß Jene mit der Bewunderung, die sie einflößen, vorlieb nehmen. Wenn ein junger Mann auf den Spaziergang zu verschiedenen Malen nach einer schönen Frau sich umgesehen hat, so steht er schon in einer Art von Rapport mit derselben. Diese eigenthümliche Fechterei hat ihre Regeln, wie das Stiergefecht, welches man hier das Stierlaufen (corrida d'toros) nennt; es ist ein Damenlaufen. Die Frau wirft anfänglich verstohlene Blicke auf den jungen Mann ihrer Auszeichnung; erneuert sich das Zeichen der Bewunderung, so giebt sie ihm dafür ein Zeichen ihrer Dankbarkeit; sie läßt ihren Fächer, ihr Taschentuch fallen und empfängt es wieder aus den Händen des jungen Mannes, der sich beeilt, den Gegenstand vom Boden aufzuheben. Nicht selten bestehen solche Verbindungen wohl sechs Monate lang und nähren zwei jugendliche Phantasien, ohne daß es auch nur zu einem Austausch von Worten käme.

Dergleichen Sitten waren meinen Begleitern dermaßen fremd, daß sie solche weder in dem, was sie Gutes, noch in dem, was

ſie Schlimmes haben, verſtehen konnten, ſie waren für ſie eine verlorene Sprache und ſie glaubten kaum an das, was ihnen davon erzählt wurde.

Ich will mein Lob der Tugend der andaluſiſchen Frauen nicht ſchließen, ohne dem Beiſpiel jenes Landpredigers zu folgen, der ſeine Gemeinde durch die Erzählung des Märtyrertodes eines Heiligen gerührt hatte; als der ehrliche Pfarrer das ganze Dorf in Thränen ſah, fing er an zu ſtocken und ſich wegen des zu guten Erfolges ſeiner Beredſamkeit Vorwürfe zu machen. Endlich rief er ſchluchzend: „Weinet doch nicht über die Maßen; denn Alles, was ich Euch eben erzählt und geſchildert, kann ja auch eben ſo gut nicht wahr ſein.“

Alle Bewohner von Sevilla kennen einander; jeden Tag verſammelt man ſich auf der bewußten Promenade, und doch ſpricht man wenig unter einander, beobachtet und kritiſirt, aber ganz leiſe; denn die gegenſeitige Furcht iſt nicht geringer als der gegenſeitige Neid. Die Miſchung der Oeffentlichkeit und des Geheimniſſes giebt dem Leben daſelbſt eine eigenthümliche Färbung. Der Menſch lebt hier ſo gut wie unter freiem Himmel und doch bleibt das Leben eines Jeden ein Geheimniß. Wenn die Einſamkeit nicht in den Mauern wohnt, ſo wohnt ſie dagegen in [illegible]herzen! Der Spanier hält ſeine Gefühle tief verſchloſſen, wie jeder leidenſchaftliche Menſch.

Ich ſagte mir oft, daß man dies Land mit keinem andern, aber am wenigſten mit Italien vergleichen darf. Beide Länder und beide Völker, die ſie bewohnen, unterſcheiden ſich in kleinen wie in großen Dingen. In Italien fliehen die Frauen aus einem Zimmer, in welchem ſie Blumen ſehen; hier leben ſie ganz von Blumen umgeben. Eine Römerin wird ohnmächtig, wenn ſie Ambra riecht; die Andaluſierin aber parfümirt ſich mit peau d'Espegne, welche reiner Ambra iſt. Die Zeit im Sonnenuntergange iſt allen Frauen gefährlich, die ſich in Rom und dem ganzen übrigen Italien der Abendluft ausſetzen; hier in Andaluſien kann das weibliche Geſchlecht, ſeiner Geſundheit unbeſchadet, den ganzen Nachmittag und einen

Theil der Nacht ohne Hut und ohne Shwal im Freien zubringen.

Die französischen Moden dringen mit Macht in Spanien ein. Jeden Monat kommt eine Ladung Modepuppen aus Paris nach Sevilla. Diese fremden Artikel sollen der Nation ihren einheimischen Luxus verleiden und sie an linkische Nachahmung französischer Moden gewöhnen. Die muntern belebten Straßen der Hauptstädte Andalusiens haben vielleicht schon nach wenigen Jahren den Original-Charakter verloren, den sie fast ausschließlich der spanischen Tracht verdanken. Unsere Leibröcke und farbige Damenkleider machen erschreckliche Fortschritte; und doch wurden diese und andere Pariser Erfindungen noch vor Jahren in Sevilla verhöhnt. Die neueste französische Invasion hat auf das einfach edle und die Phantasie belebende National-Kostüm der Spanier, und zwar zunächst in den Nord-Provinzen, verderblich eingewirkt.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Sevilla besuchte ich auch einen Markt, der an einem kleinen Orte in der Nähe dieser Stadt, in Mairene abgehalten wurde. Niemals habe ich ein bewegteres Treiben gesehen, niemals habe ich mehr Augenweide und Erstaunen empfunden.

Vor allem zogen die zahlreich versammelten Majo's meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Majo oder andalusische Dandy trägt unstreitig das eleganteste Kostüm der Halbinsel; es ist echt Spanisch und besteht in einer Jacke von dunklem Sammet oder Tuch, die Nähte mit Seide gestickt, Aermel, Aufschläge, Achselstücke, Kragen mit silbernen Nesteln reich besetzt, und einer Weste in ähnlichem Geschmack. Dazu gehören kurze Hosen von elastischem Trikot, unterhalb [illegible] Kniee von seidenen Schnüren mit herabhängenden Troddeln gehalten, oder, wie die Jacke, mit silbernen Nesteln besetzt; zu beiden Seiten läuft eine dichte Reihe silberner Knöpfe. Außerdem tragen viele Majo's Zwei-Realenstücke mit silbernen Kettchen an verschiedenen Stellen der Beinkleider und Weste. An die kurzen Kniehosen schließen sich Stiefeletten von weißpolirtem Leder, oben und unten anliegend,

in der Mitte aufgeſchlitzt, um einen Blick auf die blendend weißen Strümpfe zu gönnen; Schuhe von demſelben Leder bedecken den Fuß und ein kleiner Hut, mit Sammet ausgelegt, unter dem Kinn mit einem Bande befeſtigt, den Kopf. Ein Gurt von rother, weißer oder gelber Seide vollendet die ſchlanke Geſtalt. — So iſt der klaſſiſche Stil in der Tracht des Majo; an romantiſcher Ingredienz fehlt es nicht, doch finden ſich Abweichungen davon nur bei dem Städter und werden von dem am Wechſel weniger Gefallen findenden Landmanne verachtet. Sie eignet ſich übrigens nur für wohlgebaute Leute, hebt aber dann die Geſtalt auf das Entſchiedenſte.

Wie Adam nicht ohne eine Eva, ſo iſt der Majo nicht ohne eine Maja; was er unter den Männern des Dorfes, das iſt ſie unter den Frauen; ihre Tracht iſt eben ſo eigenthümlich und national, wie die ſeinige. Eine mit Franzen bordirte Basquine von ſchwarz ſeidenem Zeug und darüber eine Blonden-Mantille bildet ihren Anzug; mehr um zu zeigen als zu verhüllen, birgt das volle Bein der weißſeidene Ajour-Strumpf und der enganſchließende Zeugſchuh das Miniaturfüßchen. Das Haar nach vorne geſcheitelt, die langen Flechten, die aufgelöſt über den Nacken fallen würden, netzförmig gewunden und von der linken Schleife eine ländliche Blume ſchelmiſch nickend, ſiehe da das liebliche Bild der Andaluſierin. Dieſe enganſitzende Tracht macht der Andaluſierin das Mieder unſerer Frauenwelt entbehrlich, verleihet ihr Geſchmeidigkeit und Grazie, und läßt die Schönheit der Formen deutlich errathen. Wenn ſie am Arme des Geliebten, auf demſelben Pferde ſitzend, zum Jahrmarkt kommt, ſo macht der Anblick dieſer reizenden Paare einen überraſchenden Eindruck, und ſelbſt der Renner ſcheint wie zum Brautritt geſchmückt. Schleifen und Bänder in ſinnvollen Farben weben von ſeinem Kopfe; ſicher und ſtolz auf ſeine zwiefache Bürde iſt ſein Trapp und der weit ausgebogene Sattel, der kurze aber breite Steigbügel ruft, wie ſo vieles Andere, ſeinen arabiſchen Urſprung ins Gedächtniß zurück.

Auch die Schäfer Eſtremaduras und der Sierra-Morena

hatten ihre luftigen Weiden und einsamen Höhen verlassen, um in Mairena ihre Schafe feil zu bieten. Vom Scheitel bis zur Zehe in Hammelfelle gehüllt, sind sie kaum von ihren Heerden zu unterscheiden. Ihr Leben verfließt zwischen Schlafen und Träumen; aber was für ein Träumen! Auf seine Keule gestützt, stiert der Hirt stundenlang auf denselben Fleck; welche Gedanken beschäftigen den wilden Bergbewohner? Ihn quälen die von den Arabern im Lande vergrabenen Schätze — ein in ganz Spanien verbreiteter Glaube —; ein zweiter Pizarro, träumt er von den Goldgruben Peru's und baut tausend Luftschlösser. Da hinkt er von der Höhe seiner Traumwelt in die magere Wirklichkeit zurück, erkennt seinen Rasensitz und sein Schwarzbrod, unmuthige Zweifel, böse Gedanken bemächtigen sich seiner; was denn der Zweck seines Lebens sei, fragt er sich, warum er arm und Andere reich, und wehe dem unter bösem Sterne gebornen Wandersmann, der in diesem Augenblicke am Rande des Horizontes auftaucht; die letzte Staffel seines mühsamen Weges ist nur allzu oft die letzte Stufe auf seiner Pilgerfahrt. Das Uebermaaß von Dürftigkeit und Phantasie macht aus dem sonst friedlichen Hirten in Spanien — einen Straßenräuber. Vaterus heißen die vereinzelten Wegelagerer im Lande, im Gegensatz zu den Partias oder organisirten Banden, die, weniger gefährlich als die Vateros, für sich allein die Escopeteros oder bewaffnete Post-Eskorte niemals nothwendig gemacht haben würden. So ist in Spanien, besonders aber in Andalusien, das mittelalterliche Raubwesen noch im vollen Schwunge. Wen man trifft, der Majo, der zu Markte zieht, der Schäfer bei seiner Heerde, selbst der gesellige Maulthiertreiber, Alles ist bewaffnet; der Gedanke an unerwarteten Ueberfall wird auf jedem Schritte unterhalten, und wir zollen dem Fremden unsere aufrichtige Bewunderung, wenn er, wie es uns hier und da vorgekommen ist, leichten, sorglosen Sinnes die Hochebene durchzieht.

Nächst diesen fesselten uns die Gitanos (Zigeuner) am meisten, ein nicht minder verdächtiges Volk. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die Frauen unter ihnen kenntlicher sind,

als die Männer; die charakteriſtiſchen Züge dieſer myſteriöſen Race haben ſich in den weiblichen Phyſiognomien unverändert erhalten, ihr Auge verräth eine hämiſche Schadenfreude, einen größeren Trotz ihre aufgeworfene Lippe, ein dunkleres Oliv ihre Geſichtsfarbe.

Die Männer kommen mir mehr europäiſirter vor. Die Kleidung der Frauen unterſcheidet ſich nur durch die Farbe von der der Majo's, je ſchreiender, deſto geſuchter. Schwarz wird gar nicht getragen, deſto häufiger ein gelbes Kleid und blaue Schuhe, weiße Mantille und Silberflittern im ſteifen Rabenhaar. Die Kleidung der Männer iſt ebenfalls eine Baſtatracht der Majo's. Der Jahrmarkt iſt ihr Erntefeld; ſie ſind, wie alle Zigeuner, ſeit undenklichen Zeiten — Roßtäuſcher, Pferdeſtutzer, Färber; mit falſchen Zähnen verſehen, iſt das erbliche Vorrecht dieſer Kaſte, indeß die Damen auf galante Abentheuer ausgehen, tanzen, ſingen, Pfannenkuchen feil haben und bei Gelegenheit — mauſen. Von den Zigeunern anderer Länder unterſcheiden ſich die Gitano's dadurch, daß ſie kein Nomadenleben führen, ſondern feſte Wohnſitze in den Städten, wenn auch in eigenen Quartieren, haben. So nehmen ſie in Kardowa vier Straßen ein, in Sevilla findet man ſie in zwei oder drei Straßen der Vorſtadt Triana zuſammengedrängt. Dieſen einzigen Unterſchied abgerechnet, tragen ſie den Typus ihrer Stammgenoſſen im übrigen Europa unverkennbar an ſich.

Es war ſpät am Abende, als wir wieder nach Sevilla zurückkehrten. Es war eine ungemein intereſſante Reiſe, die ich in Geſellſchaft des Dr. Reveillé-Pariſe machte. Seine Unterhaltung war für mich wahrhaft belehrend. Während meine andere Reiſegefährten mich nicht beſſer unterhalten zu können glaubten, als indem ſie mir Schmeicheleien ſagten, unaufhörlich ſeufzten und ſich bemüheten, ihre Augen ſo ſchmachtend wie möglich zu machen, ſprach der Arzt von Dingen, die ebenſo durch ihre Erhabenheit als durch das Intereſſe, welches ſie in jedem denkenden Menſchen erwecken mußten, meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten.

So kam unter Anderem auch die Rede auf die Erziehung der Kinder und zwar in Folge einer sehr einfältigen Bemerkung eines meiner Begleiter, welcher jedoch der Dr. Pariſe eine ernſte Wendung zu geben wußte.

Die Kinder lieben und verſtehen, ſagte der menſchenfreundliche Arzt. Das bildet die erſte Grundlage phyſiſcher und moraliſcher Erziehung; aber dieſe große Regel iſt unermeßlicher Entwicklung und unendlich mannigfaltiger Anwendung fähig. Wir wollen nur einige Hauptpunkte dieſer Wiſſenſchaft, die wenig beachtet ſind, obgleich ſo viele ſie ergründet zu haben vermeinen, ins Auge faſſen.

In welchem Alter ſoll die Erziehung anfangen? Die Antwort iſt: mit dem Beginn des Lebens. Je mehr man darüber nachdenkt, was wir ſind, deſto mehr wird man die Wahrheit dieſes Grundſatzes zugeben. Man glaubt gar nicht, wie überaus wichtig die erſten Eindrücke ſind. Der menſchliche Organismus iſt von allen Organismen der weichſte, der empfänglichſte und folgt am leichteſten dieſer oder jener Richtung. Man muß ſich alſo von früh an damit beſchäftigen, um ihn gründlich kennen zu lernen. Ein Kind, dies ſo überaus zarte, erſt vor wenig Tagen aus dem Nichts hervorgerufene Weſen, einzig der liebevollen Pflege ſeiner Eltern dahingegeben, trägt doch ſchon eine erſtaunenswürdige Lebenskraft in ſich und einen Inſtinkt, der es bald da-, bald dorthin, oft ſelbſt mit einer ſchwer zu beſiegenden Gewalt, leitet. Man laſſe nur ſelbſt ein ganz junges Kind ſchlechte Gewohnheiten annehmen, wie zum Beiſpiel, daß es nicht in ſeiner Wiege ſchlafen will, daß es durch heftiges Geſchrei das Umhertragen in der Nacht erzwinge oder dieſes und jenes vorzugsweiſe verlange, und man wird ſehen, mit welcher unendlicher Schwierigkeit ſich ſolche Gewöhnungen ausrotten laſſen. Von dieſer Schwierigkeit ſchließe man nun auf das fernere Leben, denn der Menſch iſt ja nichts weiter als das entwickelte Kind.

Montaigne, der ſo ſchön die Liebe des „Erzeugers" für ein Erzeugtes zu ſchildern verſteht, ſagt, „daß unſere Hauptbildung

in den Händen der Amme ruhe"; eine tiefe Wahrheit, die sich täglich im Leben eines jeden Menschen bethätigt. Die Milch der Amme ist aus ihrem Blut gebildet und dieses wieder aus ihrem ganzen Wesen; daraus geht hervor, daß mit der Länge der Zeit ihr ganzes physisches Leben, ihre Fehler und Tugenden, selbst ihre Gesichtsbildung, ihre Sprache, der Ton ihrer Stimme, ihr Charakter, ihre Launen, ihr Geschmack und ihre Neigungen von der mächtigsten Einwirkung auf den Organismus ihres Säuglings sind, das demselben ihre Substanz eingeimpft, daß er dadurch verändert, modificirt, kurz zu dem gemacht wird, was er ist und später noch wird. Die, welche nährt, ist mehr die Mutter als die, welche geboren hat, heißt es im Phädrus. Diodrus von Sicilien schreibt die Grausamkeit des Caligula der Gewohnheit seiner Amme zu, sich die Brust mit Blut zu netzen, um den Säugling so zur leichteren Annahme derselben zu bewegen. Descartes besaß eine große Vorliebe für Schielende, weil seine Amme diesen Naturfehler besessen hatte. Es ließen sich tausende derartige Beispiele anführen, wollte man in das Leben der Menschen tiefer eindringen.

Im Allgemeinen legt man zu viel Werth auf den Unterricht, sehr wenig auf die Erziehung und noch weniger auf die Gesundheitspflege; den Geist übergeben wir der Schule, die Gesundheit und den Charakter aber dem Zufall und den Umständen. Darum begegnet man in der Welt auch sehr vielen gescheiten, geistreichen Leuten, aber wenig erhabenen Charaktern und edeln und starken Seelen. Wenn aber die wichtige Aufgabe einer gleichmäßigen, in allen Beziehungen so viel als möglich vollendeten Erziehung der Kinder am Herzen liegt, der mache sich jenes Grundprinzip ganz zu eigen, er lerne die Kinder lieben und verstehen, so werden alle Hindernisse verschwinden, alle Schwierigkeiten sich ebnen. Sein Wahlspruch sei: „Liebe und Einsicht."

So sprach dieser würdige Mann, aber ich dachte mir dabei, daß, wenn jede Mutter nur einigermaßen etwas tiefer über die-

ſen Gegenſtand nachdenken würde, das Menſchengeſchlecht ſehr bald ein anderes ſein müßte. Ich habe ſpäter während meines Aufenthalts in Berlin viel von einem Profeſſor gehört, welcher ſich geäußert haben ſoll: die Regeneration des Menſchengeſchlechts könne nur durch einen großen allgemeinen Krieg zu Stande kommen, denn die jetzige Generation, welche er ſeltſamer Weiſe und gewiß ſehr unprofeſſoriſch eine ſcrophulöſe nennt, müßte, nach ſeiner Meinung erſt vollkommen untergegangen ſein.

Welch eine unhumane Aeußerung, über die ich mich damals als ich ſie hörte, nicht genug verwundern konnte. Iſt es möglich, daß ein gelehrter Mann, in dem gebildeten, intelligenten Preußen, in unſerm durchgeiſteten Jahrhundert ſo reden und denken kann?

Wie entmuthigend für die Mütter, die ihre Kinder mit ſo vielen Schmerzen und Leiden groß gezogen, wie entmuthigend für die Jungfrauen, deren Beruf und Beſtimmung es iſt, dereinſt Mütter zu werden. Wie menſchlicher, humaner und geſitteter dachte mein Reiſegefährte über dieſes Thema, der, ſtatt ſich an die Kriegsfurie zu wenden, das Wort an die Mütter, an die Frauen, an die Erzieher, an alle Geſitteten und Gebildeten richtet.

Dreißigſtes Kapitel.

Eine Doppelgängerin.

Roſſini in Sivilla. — Keller Streich des Grafen von Villier. — Ein Urtheil über die Königin Eliſabeth. — Hände und Füße. — Ein alter Tanzmeiſter.

Ich hielt mich in Sevilla mehrere Wochen auf, tanzte und wurde mit Beifall und mit Anbetern überſchüttet. Es iſt einmal nicht anders in der Welt. Jede Frau, die öffentlich auftritt, muß ſich — wo ſie auch immer verweilen mag — einige Dutzend Liebesbriefe, mehrere Packete Gedichte, Liebesbriefe und ähnliche Dinge gefallen laſſen, denen die Verfaſſer oder Geber gewöhnlich folgen.

Aber während dieſe Leute mich für die Blume hielten, die ihnen den Saft zum Honig in Hülle und Fülle bieten würde, war ich für ſie nichts anderes als die Biene, die ſich gegen die Zudringlichen ihres Stachels zu bedienen wußte und ſelbſt in ihrem Gifte den ſüßen Saft zu finden wußte, aus dem ſie für ſich den Honig ſchuf.

Ein eigenthümliches Ereigniß fand am erſten Tage meines Auftretens auf dem Theater in Sevilla ſtatt. Es wurde nämlich Roſſini's Barbiere di Sevilla zum erſten Male als Barbero de Sevilla, alſo in ſpaniſcher Sprache, aufgeführt. Das Orcheſter war vortrefflich beſetzt, aber die Sänger erhoben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit, Figaro allein ausgenommen, der in jeder Hinſicht meiſterlich ſang und ſpielte. Im Verlaufe der Oper machte das Publikum ſeinem Enthuſiasmus durch lautes, faſt betäubendes Beifallsjauchzen Luft, alle Damen winkten mit

ren Scharpen, ihren Fächern, ihren blitzenden Augen Beifall. Am Ende der Oper war der Spektakel fürchterlich. Da sie den Componisten für einen Spanier und ihren Mitbürger hielten, riefen sie mit Ungestüm: Rossini! Rossini! — Diese rauschende Freude war um so auffälliger, als es im spanischen Theater gemeinhin sehr ruhig herzugehen pflegt und höchstens ein trockenes biederes „bueno" (gut) gehört wird.

Am selben Abende, als ich das Theater verließ und auf dem Heimwege nach meinem Hotel begriffen war, hatte ich noch ein komisches Abenteuer zu bestehen. Der Graf von Villier nämlich, der sich noch immer in meiner Gesellschaft befand, aus der ich ihn nun einmal nicht verbannen konnte, hatte sich einen höchst tollen Spaß gemacht, der bei mir sehr schlechte Aufnahme fand.

Kaum war ich nämlich eine Straße weit gegangen, als mir eine Person entgegen trat, die ganz dieselbe Kleidung anhatte, welche ich an diesem Abende trug. Auch sonst entsprach ihre äußere Erscheinung auch ziemlich der meinen, nur daß sie etwas größer war.

Natürlich stutzte ich und sah mir die Gestalt etwas näher an, und da sie eben verschleiert war, konnte ich das Gesicht nicht erkennen. Mir kam die Bewegung meiner Doppelgängerin übrigens sehr hart und eckig vor, dennoch hatte ich nicht den geringsten Argwohn, daß diese ganze Erscheinung etwas mehr als Zufälligkeit sein könnte.

Als ich ungefähr eine halbe Stunde auf meinem Zimmer war, trat ein Individuum zu mir ein, das ich am liebsten sogleich wieder zur Thüre hinausgeworfen hätte. Es war ein ältlicher, ausnehmend häßlicher Mensch, mit allerlei Fehlern und Gebrechen, und dennoch behauptete er, ich hätte ihm auf der Straße sehr bedeutsame Blicke zugeworfen, ja, sogar mit ihm gesprochen und ihn zu einem Rendez-vous auf meinem Zimmer eingeladen. Das war doch zu arg. Ich gerieth außer mir vor Zorn, aber das half mir nichts. Der Mensch beharrte mit großer Dreistigkeit bei seiner Behauptung. Ich war ihn

noch nicht los, als schon ein Zweiter erschien, der über die Gegenwart des Ersten höchst erstaunt war, und gleiche Ansprüche wie dieser machte. Kurz darauf erschienen nicht weniger als acht Personen, welche sämmtlich Ausbunde an Häßlichkeit waren. Und alle diese Menschen behaupteten mit dreister Miene, daß ich selbst sie zu mir bestellt hätte.

Nach gerade begann mir diese Comödie interessant zu werden und ich fing an, mich mit den Herren auf eine sehr ironische Weise zu unterhalten, als plötzlich die Thür geöffnet wurde, und meine Doppelgängerin mit gravitätischem Anstande ins Zimmer trat.

Nun ging mir und den Herren ein Licht auf. Sie stürzten sich Alle zugleich auf diese falsche Pepita, nicht anders gewillt, wie es schien, als sie zu massacriren. Sie war aber schneller und auch stärker als diese alten Narren, denn nachdem sie sich mit ihnen eine Weile herumgebalgt und sich dann von ihnen losgerungen hatte, entschlüpfte sie. Die Herren hielten es für das Klügste, sich zu entfernen, was sie auch voller Wuth thaten. Einige Minuten später erschien der Graf von Villiers mit der ernstesten Miene von der Welt. Ich erzählte ihm den Vorfall, und er wollte sich halbtodt lachen. Erst einige Tage später gestand er mir, daß meine Doppelgängerin keine andere — als er selbst gewesen war.

Ich nahm indessen diesen Spaß sehr ernsthaft auf und hatte das Vergnügen, sehr bald für immer von seiner lästigen Gesellschaft befreit zu sein.

Zu derselben Zeit lernte ich auch eine sehr geistreiche Engländerin, die Mrs. Gren, kennen. Sie schrieb sehr hubsche Sachen und wir unterhielten uns, wenn wir zusammenkamen, sehr angenehm. Unser Hauptthema war die Frauen und ihre Stellung in der Gesellschaft. So viel Geist sie auch besaß, so hegte sie doch eine zu bescheidene Meinung von dem weiblichen Geschlechte, von dem sie behauptete, daß seine Fähigkeiten zu herrschen im Ganzen doch nur sehr untergeordnet seien. Ich führte ihr das Beispiel mehrerer berühmter Herrscherinnen an;

sie aber sagte, das größte historische Unglück sei eine unbeschränkte Herrscherin auf dem Throne. Erstaunt über diesen Ausspruch berief ich mich auf die glänzende Epoche der Königin Elisabeth, um von ihrem eigenen Lande zu sprechen. Sie sagte: Wenn Shakespeare und Spenser schmeichelten, wenn Raleigh und Sydnery lobpriesen, wenn Buckhurst, Burleigh und Baco huldigten, so giebt dies vielleicht einige Ansprüche auf den übertriebenen Ruhm, mit dem man das Gedächtniß der Königin Elisabeth, jenes verzärtelten Kindes der englischen Geschichte, überschüttet, aber dies alles kann den Unparteiischen nicht täuschen. Wir sind bei einigem Tiefblick im Stande, selbst bei den übertriebenen Lobsprüchen der gleichzeitigen Schriftsteller die Verschlagenheit, die Grausamkeit, den unbegrenzten Eigendünkel und die unsinnige Eitelkeit jenes eingebildeten Phönix herauszufinden und deutlich zu unterscheiden. Die bitteren Kränkungen, die sie ihren Hofdamen widerfahren ließ, der unchristliche Stolz, mit dem sie Jeden, der sich ihr nahete, zu ihren Füßen niederfallen ließ, ihre gewaltthätigen Verfolgungen des Hauses Gray, das doch weiter nichts verschuldet, als daß etwa seine Sprößlinge einst rechtmäßige Ansprüche auf die Krone hätten machen können, die Rohheit, mit der sie ihre erprobtesten und ältesten Diener behandelte, der ungeziemende vertrauliche Umgang mit ihrem Lieblinge Dudley — alles das dürfte wohl hinreichend sein, um die Weihrauchwolke, in die man „die schöne Vestalin auf dem Throne im Westen" gehüllt, zu zerstreuen und auf ihren Charakter ein wenigstens zweideutiges Licht zu werfen. Betrachtet man aber erst das bejammernswerthe Schicksal ihrer Schwester und Nebenbuhlerin, die wegen eines Aufstandes in ihrem Reiche sich dem Schutze der brittischen Königin anvertraute — erinnern wir uns an die Blutgerüste eines Grafen von Essex, eines Norfolk's und anderer Unzähligen — werfen wir einen Blick auf den schändlichen Mißbrauch der Tortur, der die Gesetze des Reiches verletzte und zur Verunglimpfung desselben diente — bemerken wir ihr ränkevolles und unverschämtes Benehmen ge-

gen das Parlament — die abſcheuliche Gefühlloſigkeit, die ſie bei der Gelegenheit der ſchaudererregenden Bartholomäus-Nacht und der Hugenotten-Verfolgung an den Tag legte, indem ſie unmittelbar darauf ohne alles Bedenken die Pathenſtelle bei dem Kinde des franzöſiſchen Königs annahm, — ferner die Rachſucht, die ſie dazu antrieb, einem Edelmanne und Gelehrten den Garaus zu machen, bloß weil er es gewagt, auf das auffallende Mißverhältniß ihrer beſprochenen Ehe mit dem jungen Herzog von Alençon hinzudeuten, — die Verſchmitztheit, mit der ſie die Gaſtfreundſchaft des Beſitzers von Cuſton-Hall dazu mißbrauchte, um ſeiner geheimen Anhänglichkeit an das Pabſtthum auf die Spur zu kommen und ihn zu beſtrafen, und endlich der Geiz, die abſcheuliche Sparſamkeit Eliſabeth's, überall, wo es darauf ankam, einen Akt der öffentlichen Milde und Großmuth zu üben, und wiederum die ungeheure Gier, mit der ſie von der Galanterie ihrer Höflinge alles Mögliche zu erpreſſen ſuchte, betrachten wir, ſage ich, die Schändlichkeit aller dieſer Thatſachen, ſo hält es ſchwer, ſie durch den oft zweideutigen Eifer für das Intereſſe der reformirten Kirche, durch den Scharfſinn, der ſie bei der Wahl der Diener ihrer Willkühr leitete, durch ihren eigenthümlichen glänzenden Takt in der Kunſt zu regieren und endlich durch die Unerſchrockenheit ihres Geiſtes und ihr beſonders würdevolles Anſehen aufwiegen zu laſſen.

Dies Urtheil über die Königin Eliſabeth mochte allerdings ſeine Richtigkeit haben, dennoch konnte ich nicht zugeben, daß die Frauen nicht ebenſo wie die Männer zum herrſchen befähigt ſein ſollten. Sind doch ſogar große Kriegerinnen unter ihnen erſtanden, und das, ſollte man meinen, müßte Jedermann überzeugen, daß ſie die Natur nicht von den männlichen Fähigkeiten ausgeſchloſſen, und daß nur die Gewohnheit ſie zu den ſchwachen, paſſiven Geſchöpfen macht, welche ſie in der Regel ſind.

Um nur ein Beiſpiel anzuführen, erinnere ich mich, daß ich mir einſt folgende verbürgte Geſchichte von Frauenbravour habe erzählen laſſen:

In der Schlacht bei Jemappes hatte Dumouriez zwei der ſchönſten, reizendſten und gebildetſten Jungfrauen als — General-Adjutanten zur Seite. Ebenſo keuſch als kriegeriſch, waren die Heldinnen für jede Waffenthat mit Begeiſterung eingenommen. Kanonendonner und Trompetenſchall beſeelten und ergriffen ihr Ohr. Oft hörte man ſie mitten im Getümmel der Schlacht, wie ſie mit zarter, aber friſcher lebendiger Stimme die Fliehenden vermahneten und zum kühnen Angriff gegen den Feind antrieben. „Ou allez-vous soldats! — ce n'est pas là l'ennemie en avant, suivez!“ Und man konnte auch überall, wo das Feuer am ſtärkſten war, die flatternden Federn und die weißen Gewänder unſerer ſchlanken Amazonen erblicken.

Eine andere Bekanntſchaft erregte mir ebenfalls ſehr viel Intereſſe. Es war ein Franzoſe, den ich auf eine ſonderbare Weiſe kennen lernte.

Ich bemerkte nämlich, während ich im Theater tanzte, unter den Leuten, die immer vorne an ſaßen, immer die Lorgnette zwiſchen den Augen geklemmt, oder den Operngucker in der Hand, auch einen ziemlich beleibten Mann mit einem ſehr militairiſchen Aeußern. Dieſer Herr ſchien hauptſächlich meine Hände zu recognosciren und ich konnte mir die Urſache hiervon lange nicht erklären. Wie, wollte er vielleicht meine Caſtagnetten unterſuchen? Glaubte er etwa, daß hierin ein Zauber ſteckte, und daß dieſer einen Einfluß auf die Bewegungen meiner Füße ausübe? — Bald ſollte dieſer Zweifel gelöſt ſein, denn einige Tage ſpäter wurde er mir durch einen meiner Freunde vorgeſtellt und obgleich ich mit ihm in eine lebhafte Unterhaltung gerieth unterließ er es dennoch nicht, beſtändig auf meine Hände zu ſehen. Ich fragte ihn endlich nach der Urſache und nun erfuhr ich von ihm, daß die Chiromantie ſein Lieblingsſtudium ſei, und daß er ſeine Kunſt auch an meinen Händen erproben wolle.

Er hatte erſt kürzlich in Paris eine Schrift über ſeine ganz neue Kunſt herausgegeben, die er Chirognomonie nannte, welche von der Chiromantie ſehr zu unterſcheiden iſt, obwohl die alten

Zigeuner und Wahrſager, als ſie aus den Linien der Hand die Geſchicke der Menſchen und ihre Kunſt verkündeten, von der Kunſt des Herrn Arpentygny (ſo hieß er nämlich) ſchon etwas verſtanden haben mögen. Wie Lavater einſt die Phyſiognomik und Gall nachmals die Phrenologie zum unfehlbaren Kopf-, Herzens- und Seelenmeſſer machen wollte, ſo ſoll uns nach ſeinen Manieren, die Kenntniß der menſchlichen Hand den Menſchen ſelber kennen lehren.

Die Hand unterſcheidet den Menſchen vom Thiere, ſagte er. Die Hand iſt das gewandtere Werkzeug par excellence, mit welchem die Natur uns ausgeſtattet, um die erreichbare Welt zu modifiziren und nach unſerm Sinne umzugeſtalten. Es iſt daher auch wohl kaum zu zweifeln, daß der göttliche Geiſt den Menſchen nach ihren unterſchiedenen Fähigkeiten und Beſtimmungen auch das äußere Werkzeug, mit dem er ſie ausgerüſtet, in verſchiedener Weiſe zugetheilt. Derjenige, deſſen Beſtimmung es iſt, zu handeln und thätig in das Leben einzugreifen, hat gewiß eine ganz andere Hand, als der Philoſoph oder der Künſtler. Die Hand eines Sancho Panſa hat ſicher eine ganz andere Form als die eines Don Quixote. Die zarte Hand des Weibes ſagt überzeugender, als alle Bücher, die gegen die Emancipation der Frauen geſchrieben werden können, daß ſie nicht für der Männer harte Arbeit gemacht ſei, zu welcher Muskelkraft und große Ausdauer erforderlich iſt.

In der Geſtalt offenbart ſich der Geiſt, die Form ſteht augenſcheinlich in Beziehungen zu den beſonderen Eigenſchaften deſſen, was ſie umhüllt; dies iſt der Ausgangspunkt des Herrn d'Arpentigny, und dem Prinzipe nach möchte er kaum zu widerſprechen ſein, wenn auch die Anwendung deſſelben in ſeiner Allgemeinheit wie in ſeiner Beſondernheit eben ſo vielen Bedenken unterliegen dürfte, als die Regeln der Phyſiognomik und der Phrenologie.

Bei der Betrachtung der Hand, ſagte der Verfaſſer der Chirognomie, iſt dreierlei in Erwägung zu ziehen: der Daumen, die Handfläche und die Finger.

Die Handfläche ist der Sitz der Instinkte. Sie offenbart uns das thierische Leben und zeigt die Einflüsse desselben auf unsere geistigen Anlagen. Eine zu kleine, zu dünne Handfläche deutet auf ein schwaches Temperament, auf eine Einbildungskraft ohne Wärme, auf einen mehr gewandten als umfassenden Geist. Das andere Extrem dagegen, eine zu starke und harte Handfläche, ist ein Zeichen vorherrschender thierischer Sinnlichkeit.

Die Finger sind entweder knochig oder glatt, laufen entweder spitz oder in eine Art von Quadrat aus. Knotige Finger deuten auf Ordnung in den Gedanken, so wie auch das Bedürfniß, in materieller Hinsicht wohl arrangirt zu sein. Glatte Finger dagegen gehören denen, die mit Gefühl, Einbildungskraft, Phantasie ausgestattet sind; sie deuten vornehmlich auf künstlerische Organisationen. Derjenige, der mit konischen Knöcheln glatte Finger und einem kleinen Daumen verbindet, den hat die Natur unwidersprechlich zum Künstler geschaffen. Wer knotige Finger mit halb quadratischen und halb konischen Knöcheln auf großem Daumen besitzt, kann sich als einen Philosophen, als einen Mann von Urtheil und Verstand betrachten. Quadratische Knöcheln deuten im Allgemeinen auf Combinationsgabe, auf logisches Denken; spaltelförmig auslaufende Knöchel auf praktischen Verstand, mehr auf Geschick, als auf Wissen. Der nordamerikanische Yankee erreicht nur darum so wunderbare praktische Erfolge, weil er so breite, spaltelförmige Hände hat. Starke Hände deuten auf einen Verstand, der mit Geringfügigkeit sich gern beschäftigt und eine sonderbare Geschicklichkeit für das Detail besitzt. Mit solchem großen, spaltelförmigen, aber geschmeidigen Händen hat der bekannte Maler R. in Paris seine frischen und zarten Blumen geschaffen. Wie indessen die Blumen-Malerei mit großen Händen zusammenhängen mag, kann nur ein Chirognomist erklären.

Das Edel-Animalische im Menschen sitzt der neuen Theorie zufolge, in der Hand, und der Mensch selbst in seinem Daumen.

Ein großer Daumen deutet auf einen urtheilsfähigen, überlegten und resoluten Geist; ein kleiner Daumen dagegen auf

einen unentſchiedenen, beweglichen Charakter, der ſich leicht von Begierden und Gefühlen leiten läßt. Herr Dupin der Aeltere, deſſen Wahlſpruch Chacun pour soi chacun chez soi iſt, hat große, knotige und ſpaltelförmige Hände, wie der Herr von Arpentigny bemerkt haben wollte.

Die elementaren Hände ſind mit dicken Fingern ohne Geſchmeidigkeit und mit ſtumpfen Daumen ausgeſtattet; die Handfläche iſt von außerordentlicher Breite, Dicke und Härte. Dies iſt der Charakter der Hand von der unterſten Organiſation, nach Herrn d'Arpentigny. Folgendes ſind dagegen die Zeichen der Hand von höchſter Organiſation oder der ſeeliſchen Hand (main âme). Sie iſt klein, zierlich und fein; die Handfläche von mittlerer Größe iſt mit knotenloſen oder leicht wellenförmigen Fingern ausgeſtattet, der äußere Knöchel iſt lang und ſchmal, der Daumen elegant und eher klein als groß. Künſtleriſche Hände, nach der obigen Beſchreibung, werden Alles mit Geſchmack und Phantaſie ausführen, quadratiſche mit Ordnung und Umſicht, philoſophiſche mit Verſtand und Vernunft, ſeeliſche Hände aber lieben nur ideale Werke und regen ſich nur für göttliche Harmonien; ſolche Hände ſind die Werkzeuge der großen Dichter, Inſpirirten und Nachwelts-Beherrſcher.

Folgendes iſt eine allgemeine Wahrnehmung: Welcher Art auch die Hand ſei, wenn ſie zu hart iſt, ſo iſt das ein Zeichen thieriſcher Kraft, heftiger Einwirkung der Begierden; iſt ſie dagegen zu weich, ſo wird das Individuum ſchwach, thatenlos, aber auch zärtlich und zartfühlend und empfindlich für die feinſten Nüancirungen ſein. Eine ſchöne oder vielmehr eine vollkommene Hand muß alſo feſt ohne Härte, elaſtiſch ohne Weichheit ſein.

Es wird dies genügen, um von der Theorie des Herrn d'Arpentigny einen ungefähren Begriff zu geben. Die Sache iſt ganz neu und gewiß noch mancher Erweiterungen fähig. Der Herr Arpentigny ſelbſt beſcheidet ſich, nur Andeutungen gegeben zu haben, indem er, wie er ſagt, ein Neuling in der Wiſſenſchaft ſei und es daher Andern überlaſſe, auf einem Felde

zu erndten, welches er zuerſt angebaut. Jedenfalls zeugt ſein Syſtem von großem Beobachtungstalent, das wohl eine ernſte Beachtung, nicht aber, wie ſo leicht, namentlich in Frankreich, zu befürchten ſteht, wegwerfende Verſpottung verdient.

Was mich betrifft, ich überließ ihn gern meine Hand zu ſeinen Studien, da er nicht ſo unverſchämt war, wie ein junger Mann aus Marſeille, welcher vorgab, ſich auf die Liniamente und Formen der Füße zu verſtehen, und ſich die meinen zur Anſicht erbat.

Das war allerdings etwas ganz Neues. Ich habe ſchon manche Haarlocke nolens volens, ja ſogar Pantoffeln, Handſchuhe und Gott weiß, welche Dinge hergeben müſſen, aber es war noch Niemand ſo weit gegangen, meine Füße zu begehren, um daran ſeine Weisheit verſuchen zu können.

Aber es giebt eine Art Wißbegiede, die weit gefährlicher iſt, als die größte Dummheit, und wenn ſolche Narren erſt anfangen die Füße zum Gegenſtand ihrer Studien zu machen, wo denken ſie denn mit ihren Wiſſenſchaften aufzuhören?

Iſt es nicht genug, wenn wir mit unſern Schädeln, Naſen, Augen und Händen herhalten müſſen? Iſt da nicht Raum genug für alle mögliche Weisheit und Thorheiten?

Einunddreißigſtes Kapitel.

Geſchichte der Tanzkunſt.

Ein alter Tanzmeiſter. — Wie die alten Philoſophen über das Tanzen dachten. — Tanzende Kardinäle. — Ein Ballfeſt der Königin Katharina von Medicis.

Die kurze Zeit meines Urlaubs war ſchneller wie ein Traum verſchwunden und ich mußte meine Rückreiſe nach Madrid wieder antreten. Ich wurde von meinen vielen Freunden, die ich daſelbſt zurückgelaſſen hatte, auf das Herzlichſte empfangen und bald ging Alles wieder in ſeinem alten Geleiſe.

Ich tanzte und wurde bewundert und mußte mich tagtäglich mit den Leuten herumſtreiten, welche durchaus behaupteten, daß eine Tänzerin, als öffentlicher Charakter, Jedermann bei ſich empfangen müſſe, der etwas auf dem Herzen habe, um es ihr anzuvertrauen.

Es war mir nicht immer möglich, dieſe Anmaßungen von mir abzuwehren, denn es giebt Leute, die je zudringlicher werden, je kälter man ſie behandelt, aber ich war doch ſo glücklich ſtets einen Kreis von geiſtreichen und durchbildeten Leuten um mich zu haben und ich habe von ihnen Viel gelernt.

Ein ganz eigenthümlicher Kauz war ein ehemaliger Balletänzer, welcher mehrere Potentaten im Tanze unterrichtet hatte. Er hatte ſchon graues Haar und zählte ſicher ſeine ſiebenzig Jahre. Aber nicht deſto weniger tanzte er noch mit jugendlichem Feuer und konnte es mit jedem jungen Tänzer aufnehmen.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Er hatte sich ein sehr ansehnliches Vermögen erworben, obgleich ihm, wie er sagte, zwei Könige das Honorar schuldig geblieben waren, Ludwig XVI. und Ferdinand VII. An beider Monarchen Höfe unterrichtete er kurz vor der unglücklichen Katastrophe, welche den einen dem Schaffotte, dem andern der Gefangenschaft zuführte.

Jetzt durchreiste er die Welt, oder, wie er sich mit liebenswürdiger Heiterkeit ausdrückte, er durchtanzte sie, denn er nahm die Welt und das Leben so leicht wie möglich und er würde, sagte er, wenn es nur irgend anginge, selbst noch im Grabe tanzen.

Also Tanzen war sein Element und er war sogar damit beschäftigt, eine Geschichte der Tanzkunst zu schreiben, zu welcher er, wie er mittheilte, bereits bedeutendes Material gesammelt hatte. Ich bat ihn, mir solches mitzutheilen, und da ich meine Memoiren früher schreibe als er sein Werk über die Tanzkunst, welches, da er schon längst ins andere Leben hinübergepilgert, niemals erscheinen wird, so will ich dem guten Manne hier ein Monument setzen, indem ich einiges aus seiner Geschichte der Tanzkunst mittheile.

Mezeray erzählt, sagte er, daß schon die ersten Könige von Frankreich ihren Generälen Gastmähler und militärische Bälle in ihren Lagern während der Winterquartiere gegeben haben.

Aus anderen Quellen wissen wir, daß die Alten den Comus als den Gott der Feste und Bälle betrachtet haben, und daß er von ihnen auf folgende Weise dargestellt worden: In einem prachtvoll erleuchteten Saale steht er mit einem lachenden Gesicht, den Kopf mit einem Blumenhut bedeckt und in der linken Hand eine brennende Fackel haltend, die er nachlässig ein wenig neigt, damit sie besser brenne, während er sich, wie berauscht im Vergnügen, auf die Rechte stützt, in welcher er einen hohen Spieß hält; noch sieht man in diesem Saale, dessen Boden mit Blumen bestreut ist, den einen Theil der Gäste um eine reich geschmückte Tafel sitzen, den andern einen Kreistanz auf-

führen und eine große Anzahl von Zuſchauern unter einer Bühne ſtehen, auf welcher ein großes Orcheſter beſchäftigt iſt.

Es wird berichtet, daß zu den Zeiten des Sokrates und Plato die ſtrengſten Philoſophen es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, auf Balle zu gehen und mitzutanzen, und daß Sokrates einen Tanz, den man den memphitiſchen nannte, ſehr geliebt und gewöhnlich getanzt habe.

Herodot und Strabo, Homer, ſtimmten darin überein, daß die größten Helden eine Ehre darin geſucht haben, bei den öffentlichen Feſten zu tanzen. Bacchus, Oſiris, Cadmus, Herkules, Theſeus, Caſtor, Pallur, Achilles, Aeneas, Belleopophon, Alexander, Epaminondas und Scipio haben bei ihren öffentlichen Tänzen die Erhabenheit ihres Charakters bewahrt. Dies beweiſt uns hinlänglich, daß jenen Helden der Tanz keine unanſtändige Handlung ſchien.

Die erſten Jahrhunderte unſerer chriſtlichen Geſchichte können uns nur wenig Belege zu unſerem Thema darbieten. Wir wollen uns darum ohne Weiteres zu Ludwig XII. wenden. Dieſer Fürſt traf auf einem Balle zu Mailand viele Kardinäle aus Sarbonne und St. Severien, welche gar keinen Anſtand nahmen, vor Sr. Majeſtät zu tanzen.

Auf ſolchem Balle war es doch aber Niemandem verboten, incognito zu erſcheinen, der Herr in einen Mantel, und die Dame in einen Schleier gehüllt. Denn damals war es gegen die Regeln des Balles, eine ſolche verhüllte und nur aus Neugierde erſchienene Perſon zum Tanze aufzufordern. Don Juan von Oeſterreich, zu der Zeit, als er Vicekönig der Niederlande war, ging ſo incognito auf einen Ball in Paris, um Margarethe von Valois tanzen zu ſehen, weil die Prinzeſſin als die beſte Tänzerin in Europa bekannt war.

Der Kardinal Pallavicine erzählt, daß, als 1562 Philipp II. König von Spanien, bei dem Concilium von Trient ſich eingefunden, bei welchem der Kardinal Herkules von Mantua den Vorſitz hatte, die Häupter des Conciliums durch Berathſchlagung übereinkamen, dem Könige ein galantes Feſt zu geben,

das der Würde eines so bedeutsamen Assemblee angemessen wäre. Die ausgezeichnetsten Damen der Stadt Trient erschienen dabei im größten Glanze. Die Pracht des Festes wurde mit einem Balle im italienischen Geschmacke beschlossen, dessen pomphafter Anblick sich den ganzen Beifall Philipp II. erwarb, der dabei mit sehr vieler Anmuth tanzte. Ein Gleiches thaten auch die Kardinäle und die hohen Prälaten, welche gegenwärtig waren.

Man findet keine Regierung in Frankreich, unter welcher die Bälle mehr im Gange gewesen wären, als unter Karl IX. Heinrich III. und vorzüglich unter Katharina von Medicis. Sie gab unter andern einst ein superbes Fest auf einer kleinen Insel nahe Bayonne. Die Königin hatte aus ungeheuren Bäumen dreizehn Lauben errichten lassen, welche durch die an den Zweigen angebrachten großen Kronleuchter auf das prächtigste erleuchtet waren, und unter denen sich die Tafeln, von zwölf Gouverts eine jede, befanden. Diejenigen für den König, die Königin und die Prinzessinnen von Geblüte waren so geordnet, daß man dabei während der Mahlzeit die ganze Assemblee mit einem Blicke übersehen konnte. Ehrendamen der Königin waren theils als Nymphen und theils als Najaden gekleidet und hatten das Amt, die Speisefchüsseln und die Trinkgeräthe auf die königliche Tafel zu besorgen, so wie eine Anzahl im Gehölze befindlicher Satyre ihnen Alles überwachte, was zu ihrem Dienste gehörte. Das Ganze hatte das Ansehn, als ob es eine ländliche Gottheit angeordnet hätte, und Comus dabei präsidirte.

Während der Mahlzeit führten Tänzer und Tänzerinnen aus allen Provinzen des Reichs, gekleidet in ihre Landestracht und begleitet von den in ihrer Heimath gebräuchlichen Instrumenten, die dort gewöhnlichen Tänze aus. Die aus Poitou tanzten nach der Sackpfeife, die Provinzialen nach den Tambourins, welche der Spieler mit der rechten Hand kräftig schlug, während er mit der linken das Flageolet hielt, das er blies; die Burgunder und Champagner nach dem Hautbois; die Bretagner nach der Violine, und die Biskayer nach der großen

baskiſchen Trommel, welches Alles einen überraſchenden Anblick gewährte. Endlich nach aufgehobener Tafel begann die königliche Familie ſelbſt die damals bei Hofe eingeführten Tänze zu tanzen. Dieſe waren: die ſpaniſche Pavanne, der italieniſche Pazzemeno und die franzöſiſche Bourree, Paſſepied und Siſſonne.

Doch plötzlich ließ der Himmel, eiferſüchtig auf ſolch ein glänzendes Erdenfeſt, ein ſo heftiges Ungewitter erſcheinen, daß der ganze Hof genöthigt war, ſich in Unordnung und mit gänzlich beſchädigtem Putze ſchleunigſt zurückzuziehen.

Es war in Frankreich Sitte, daß bei Gelegenheit öffentlicher Beluſtigungen das Pariſer Stadthaus ein aus Gaſtmählern, Bällen und Feuerwerken beſtehendes Feſt gab, deſſen Koſten ſehr beträchtlich waren. So wird uns berichtet, daß zu den Zeiten Heinrichs IV. die dreizehn Schweizer-Kantone eine große Anzahl ihrer Bürgermeiſter nach Paris ſandten, um ihr Bündniß mit Frankreich zu erneuern. Der Stadtrath hegte den Wunſch, dieſe Deputirten mit großer Pracht zu regaliren. Allein es fehlte ihm zu dieſer Zeit gerade an Mitteln, den großen Aufwand beſtreiten zu können, und der Gouverneur, der Vorſteher der Kaufmannſchaft und die Schöppen der Stadt Paris entſchloſſen ſich, dem Könige eine Bittſchrift zu überreichen, worin ſie ihn baten, ihnen eine kleine Auflage von den Hähnen der ſtädtiſchen Waſſerleitungen bewilligen zu wollen, um die Schweizer Gäſte anſtändig bewirthen zu können. Als Heinrich dieſe Eingabe geleſen hatte, ſagte er: Meine Herren! es ſteht nur Gott allein zu, Waſſer in Wein zu verwandeln; ſuchen Sie ein anderes, meinen Pariſern nicht beſchwerliches Mittel, um meine Alliirten zu bewirthen.

Im Jahre 1664 ſchrieb ein Zeitgenoſſe aus jener Periode: Ich habe dem Feſte beigewohnt, welches das Stadthaus bei dieſer Gelegenheit gegeben, und deſſen Herrlichkeit der prachtliebenden Regierung Ludwigs XIV. Ehre gemacht haben würde. Da mein Vater, als Viertels-Hauptmann, auch zu dem Feſte eingeladen wurde, ſo nahm er mich mit. Ich tanzte dort einen Schweizertanz, den mich St. Andre gelehrt hatte; die Herren

Bürgermeiſter ſchlugen freudig die Hände und ließen mich ein kleines Glas Reſade auf die Geſundheit der Schweizer Kantone leeren.

Nach der Krankheit des Königs, im Jahre 1684, beſuchte derſelbe die Notredame-Kirche, um Gott für ſeine Geneſung zu danken. Der Gouverneur und der Vorſteher der Kaufmannſchaft begaben ſich aufs Schloß, den König zu bitten, bei dieſer Zurückkunft aus der Kirche das Stadthaus mit ſeinem Beſuche zu beehren und dort ein Mittagbrod einzunehmen. Der König nahm es an und wurde ſammt dem ganzen Hofe auf eine prachtvolle Weiſe bewirthet. Dem herrlichen Mittagsmahle folgte ein glänzender Ball, wo Monſieur der König des Balles und die Dauphine die Königin waren. Dieſe Fürſtin tanzte mit der Grazie einer Nymphe, und auch die Prinzeſſin von Conti war eine herrliche Zierde des Balles. Es war heller Tag, aber der Schmuck der anweſenden Damen überſtrahlte das Sonnenlicht.

Ich übergehe mit Stillſchweigen die Regierung Ludwigs XIII., die uns nichts Außerordentliches dieſer Art darbietet. Damals wurde jedoch das Meiſterrecht für Tanz- und Muſik-Meiſter begründet, und das Privilegium darauf einem gewiſſen Beaumanar ertheilt. Aber man kann keinen beſſeren Begriff von einem Balle damaliger Zeit geben, als indem man einen Ceremonienball ſchildert, welcher zu Verſailles bei der Hochzeit des Herzogs von Burgund gegeben wurde, und deſſen Pracht als ein Muſter für alle europäiſchen Höfe galt. Der König ließ die große Gallerie in Verſailles durch drei Geländer von vier Fuß Höhe abtheilen, von denen der mittelſte Raum den Mittelpunkt des Balles bildete. Hier war eine Eſtrade von zwei Stufen angebracht und mit den ſchönſten Gobelinſchen Tapeten beſteckt. Auf dieſer Erhöhung ſtanden im Hintergrunde Armſtühle von carmoiſinenem Sammet mit goldenen Stickereien, die für den König und die Königin von Frankreich, den König und die Königin von England, die Herzogin von Burgund und alle Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt beſtimmt waren.

Die drei andern Seiten waren in der ersten Reihe mit reichen Armstühlen für die Botschafter und fremden Prinzen und Prinzessinnen, die Fürsten und andere Große des Reichs besetzt, und eine hinter diesen aufgestellte Reihe gewöhnlicher Stühle war für alle Standespersonen vom Hof und Stadt bestimmt. Zur rechten und linken Seite des Ball-Saales waren Rondele für die Zuschauer angebracht. In einiger Entfernung erhob sich eine kleine Estrade, worauf sich 24 Violinisten, 6 Hautboisten und 6 Flötisten befanden.

Die ganze Gallerie war durch große krystallene Kronleuchter und Girandolen mit sacklichen Wachslichtern glänzend erleuchtet. Der König hatte Alles, was am Hofe und in der Stadt von ausgezeichnetem Range war, durch Karten einladen lassen, auf denen zugleich die Ordre stand, nicht anders, als in der schönsten und anständigsten Kleidung zu erscheinen. Daher kostete das geringste Mannskleid 3 — 400 Piaster. Einige waren aus Sammet, mit Gold und Silber gestickt und mit einem Stoffe gefüttert, von dem der Stab 50 Thaler kostete, und andere ganz aus reichem Gold- und Silberstoff angefertigt. Die Damen waren nicht minder prachtvoll gekleidet, und ihre Edelsteine blendeten beinahe die Augen. Diese brillante Assemblee bestand aus 7 — 800 Personen, deren glänzender Anblick wirklich zur Bewunderung hinriß. Der Herzog und die Herzogin von Burgund eröffneten den Ball mit einer Courante (Polonaise), dann forderte die Herzogin den König von England zum Tanze auf, dieser die Königin von England, diese den König von Frankreich, dieser wieder die Herzogin von Burgund, diese Monsieur, dieser Madame, diese endlich den Herzog von Berry, und so kamen endlich alle Prinzen und Prinzessinnen hinter einander zum Tanze. Der Regent, Herzog von Chartres, tanzte mit der Prinzessin von Conti eine so anmuthsvolle Menuet und Servante, daß sie die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zogen. Da zu dieser Zeit die Prinzessinnen von Geblüt sehr zahlreich waren, so dauerte es sehr lange, ehe der Ball eine Pause machen konnte. Alsdann kamen die Hofbedienten, unter

Anführung der Küchen- und Kellermeiſter mit ſechs ambulanten Tiſchen, beſetzt mit allen möglichen Erfriſchungen und ſtellten ſie in der Mitte des Saales, wo dann ein Jeder die Freiheit hatte, während einer halben Stunde zu eſſen und zu trinken, was und ſo viel ihm beliebte.

Außer dieſen wandernden Tiſchen gab es noch zur Seite der Gallerie ein großes Zimmer, welches mit Stufen umgeben war, auf denen ſich eine zahlloſe Menge von Gefäßen befanden, gefüllt mit allen nur erdenklichen Gerichten zu einem glänzenden Souper. Monſieur und andere Herren und Damen vom Hofe kamen auch dahin, um ſich hier zu erfriſchen; ſie nahmen indeß blos einige Granatäpfel und etwas trockene Confituren zu ſich. Als aber endlich dieſer große Vorrath dem Publikum preisgegeben wurde, da war er in weniger als einer Viertelſtunde rein ausgeplündert. In einem zweiten Zimmer befanden ſich noch zwei große Buffets, von denen das eine mit allen Sorten Weinen und das andere mit allen Sorten Liqueurs und erfriſchenden Getränken beſetzt war. Dieſe Buffets waren durch Geländer abgeſondert, hinter welchen eine Anzahl von Schenken bereit war, einem Jeden das Getränk zu überreichen, das er verlangte. Während der ganzen Zeit des Balles, welcher, nachdem ihn der König mit dem König von England und allen Prinzen ſchon um eilf Uhr verlaſſen hatte; noch die ganze Nacht hindurch dauerte, wurden, ſo lange der König zugegen war, nur die ehrbarſten und ernſthafteſten Tänze getanzt, in denen ſich Anmuth und edler Anſtand ganz beſonders zeigen konnten.

Seit der Vermählung des Herzogs von Burgund haben ſich dieſe ernſthaften und edlen Tänze von Jahr zu Jahr vermindert, und von dem Vocanne, Canaris, Paſſepied und anderen, welche den Zweck hatten, die ſchöne Haltung des Körpers, ſo wie die anmuthsvollen Bewegungen deſſelben dem Auge darzuſtellen, ſind keine auf unſere Zeit gekommen. Die jungen Hofleute haben an ihren Stellen die Contretänze ein-

geführt, in denen weder der Ernſt noch die Würde noch der Adel der Alten wieder zu erkennen ſind, ſo daß man auf den Hof-Bällen in der Folge nichts weiter als Schauſpielertänze tanzen ſah. Das zielt Alles auf die Zerſtörung der alten ernſten Sitten los und beſtätigt gründlich die Vorwürfe, die man den Franzoſen ihrer wechſelnden Launen halber macht, da ſie in dieſen ſo wie in vielen andern Dingen das Gute und Nützliche dem Vergnügen und der Neuheit opfern.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die tanzende Welt.

Hiſtoriſche Tänzer und Tänze. — Eine Hochzeit der Kaiſerin Meſſalina. — Königin Ingoberga. — Sully als maitre des plaisir. — Toilette unter Ludwig XIV.

Ich muß geſtehen, daß mich ſeit langer Zeit nichts ſo geiſtig angeregt hatte, wie dieſe Unterhaltungen, oder ich möchte lieber ſagen Belehrungen des alten Tanzmeiſters.

Man lachte mich allerdings aus, wenn man mich ſo oft ſo vertraulich mit ihm plaudern ſah, und alle Welt zog mich wegen dieſes grauköpfigen Liebhabers auf.

Dieſe Leute wußten nicht, daß ein weiſer Graukopf Dutzende ſchwarzköpfiger Narren aufwiege.

Dieſer alte Mann war munter wie ein Apollo und junger als alle junge Leute um ihn her. Wenn man ſein Haar nicht

anſah, glaubte man in der Geſellſchaft eines Jünglings zu ſein. Wahrlich, man kann dies heute nur von ſehr wenigen Jünglingen ſagen.

Angeregt durch die Wiſſenſchaftlichkeit des alten Tanzmeiſters, habe ich ſpäter über die Geſchichte des Tanzes eigene Studien gemacht, und ich hielt dies für um ſo nöthiger, als es leider noch immer ſehr viele prüde Frauen und, wenn ich ſo ſagen darf, prüde Männer giebt, welche den Tanz für eine Kunſt des Teufels erklären und ihn am liebſten aus dem Buche des irdiſchen Lebens geſtrichen haben möchten.

Wer aber weiß, ob er nicht ſelbſt im himmliſchen Leben eine Rolle ſpielen wird, denn kann man ſich glückliche Seelen wohl kaum anders denken, als ſchwebend wie Sylphiden? — Wie aber auch die Prüderie ſcheelſüchtig und neidiſch auf die Tänzerinnen und Tanzenden blicken möge, welche unter Tanz etwas Anderes als genau einſtudirte Bewegungen und Geſten verſtehen, die Welt, oder die Menſchheit iſt gleichſam tanzend groß geworden und wird tanzend alt werden.

Was wäre ſie auch, hörte ſie auf zu tanzen, zu ſchwärmen, zu ſingen, zu jubeln, zu lieben? — Wehe uns, wenn wir Alle der Prüderie, der Miſanthropie, der Melancholie in die Arme fielen, welche zuſammen mit dem ſich jetzt ſo breit machenden Pietismus, der von wahrer Religiöſität wohl zu unterſcheiden iſt, das Stiefelternpaar der Menſchheit wäre, unter deſſen Aufſicht ſie bald genug verkrüppeln würde.

Mögen diejenigen, welche ſo heftig gegen die kurz berockten Tänzerinnen, wie ſie ſolche nennen, um Gott weiß welch einen Schwalm von verabſcheuenden Gedanken zu erwecken, es leſen, was der Tanz zu allen Zeiten zu bedeuten hatte.

Der Tanz iſt aus den erſten Bedürfniſſen und Empfindungen, aus den erſten Erfahrungen und Freuden des Menſchen hervorgegangen; auch um die Grabesſtätten und um die Denkmäler der Todten ſchlang das Alterthum ſeine Reigen gleich Trauerkränzen. Es iſt überhaupt die wahrhaft poetiſche Form des erſten Zeitalters. Als David, deſſen Geſetz als leuchtende

Grenzſäule zwiſchen dem uralten Orient und dem modernen Occident daſteht, das Lob des Herrn feierte, that er es durch dieſe beiden Poeſien: er tanzte vor der Bundeslade, indem er ſie bis zu dem Tempel begleitete, und hier ſang er ſeine Pſalmen.

Das Ballet, welches eigentlich ein getanztes Drama, ein Dialog der Geberden iſt, kommt ſchon in den heiligen Ceremonien der alten Aegypter vor und war damals nach hieroglyphiſchen Zeichnungen geordnet. Es drückte die Lehre der Prieſter und die Bewegung der Geſtirne aus. Ueberhaupt wurde das Volk im Alterthum durchaus nicht in einem ſo rohen Zuſtande der Unwiſſenheit gehalten, wie man gewöhnlich glaubt; vielmehr bekam es die erhabenſten Wahrheiten unter reizenden, lockenden Symbolen, und ſo wurden die Gläubigen der ägyptiſchen Theokratie durch den Tanz in die Kenntniß der Naturkunde eingeweiht.

Auch die Griechen tanzten ſehr viel. Sokrates war ſchon hoch an Jahren, als er noch die Reihe ſeiner Studien mit dem Unterricht bei der berühmten Tänzerin Aſpaſia beſchloß. Pyrrhus hatte den pyrrhiſchen Tanz erfunden, und Merion hat ſich einer höchſt ſchmeichelhaften Lobpreiſung im Homer zu erfreuen, wo er ein guter Tänzer genannt wird. Selbſt im Areopag tanzte man, und die Glieder dieſer ernſten Verſammlung ſchritten im Takte heran, um ihre Kugel oder ihre Muſchel in die Urne zu werfen.

Pylades und Bathyll waren die zwei berüchtigten Pantomimiker, welche unter der Regierung des Auguſtus um die Gunſt des römiſchen Publikums buhlten. Der Erſtere erfand das edle, zärtliche und pathetiſche Ballet, Bathylls Produktionen dagegen waren lebendig, leicht und voll heiterer Laune. Zuerſt waren beide mit einander verbunden, ſie errichteten auf ihre Koſten ein Theater und gaben gemeinſchaftlich Tragödien und Komödien ohne andere Hülfe als die der Pantomime, des Tanzes und der Muſik. Die glückliche Vereinigung zweier ſo verſchiedener und zugleich ſo origineller Talente verſchaffte dem römiſchen Publikum eine Fülle der ſchönſten Genüſſe. Pylades

und Bathyll erfreuten ſich eine Zeitlang gemeinſchaftlich ihres Vermögens und ihres Ruhms. Doch bald nutergrub die Eiferſucht ihre Freundſchaft und brach ihren Bund; ſie trennten ſich. — Die Talente dieſer beiden Nebenbuhler entſprachen in der Aufführung der Kuhnheit und Schönheit des Styls, welchen ſie zuerſt auf die Scene zu bringen wagten. Pylades beſonders, welcher der Erfinder deſſelben war, beſaß eine reiche und fruchtbare Einbildungskraft, die ihm jeden Tag irgend ein neues Mittel an die Hand gab, um den Enthuſiasmus der Zuſchauer zu beleben. Er vermehrte die Zahl der Inſtrumente, bildete Tanzchöre, die er mit ſeinen Darſtellungen verband: Er ſchrieb ihnen Pas und Figuren vor, nach den verſchiedenen Situationen des Dramas; auch im Koſtüm führte er ſehr wichtige Reformen ein: ſeine Schauſpieler erſchienen auf der Bühne nur in den eleganteſten, prächtigſten Kleidern, welche jedesmal der Natur ihrer Rollen vollkommen angemeſſen waren. In allen ſeinen Tragödien entriß Pylades ſelbſt dem Gefühlloſeſten Thränen, ſo daß mehrere Male das Weinen und Schluchzen die Scenen des Ballets Glaucus unterbrach. Wenn dagegen Bathyll die Liebe der Leda dargeſtellt, ſo konnte er dadurch leicht die römiſchen Damen von den unbeſcholtenſten Sitten auf Gedanken-Abwege bringen, welche die Grenzen der gewöhnlichen Empfänglichkeit überſchritten.

Oft wurde auch das Theater durch die Parteiungen der Pyladianer und Bathyllianer mit Blut befleckt. Die Schauſpieler, welche die Verſchiedenheit ihres Erfolges mit Stolz oder Wuth erfüllt hatten, ſchlugen ſich und erwürgten einander am Ende des Stücks hinter der Bühne. Daher verjagte Tiberius ſämmtliche Pantominen aus Rom, aber Caligula und Nero riefen ſie zurück und ſtellten die öffentlichen Schauſpiele wieder her.

Meſſalina faßte eine heftige Leidenſchaft für den Tänzer Mereſter, den Claudius enthaupten ließ. Ueberhaupt war dieſe Kaiſerin in das Ballet wunderbar verliebt. Tacitus erzählt uns von dem Maskenball und den Wettrennen der Frauen und

Bachantinnen in den Gärten der Meſſalina, als ſie öffentlich, noch bei Lebzeiten des Claudius, ihren Freund Silius heirathete. Die Schauſpieler bei dieſem Hochzeitsfeſte nahmen das Koſtüm der Venus an, wie ſie aus dem Wellenſchaum emporſteigt, und hatten alſo nichts als das Geſicht verſchleiert.

Dieſes ſonderbare Saturnal koſtete den Neuvermählten und den Gefährten ihrer Ausſchweifungen das Leben. Tänzer und Tänzerinnen, Satyre und Bachantinnen, Alle zuſammen wurden ohne Mitleid hingerichtet.

Die Darſteller von Pantominen brauchten zuweilen auch die gewaltſamſten Mittel, um den Tod, die Ermordung oder die Hinrichtung einer Perſon ganz naturgetreu wiederzugeben. Man nahm einen zum Tode verurtheilten Verbrecher, deſſen Geſicht natürlich mit der Maske des Schauſpielers bedeckt war, welchen er bei dieſer Entwickelung der Handlung vertrat, und ließ ihn alles Ernſtes vergiften, martern, erdolchen oder ins Feuer werfen, wobei die Zuſchauer roh und grauſam genug waren, ſo gräßliche Scenen, vor denen unſere Einbildungskraft erſchrocken zurückbebt, mit dem größten Vergnügen anzuſehen.

Hier muß ein Geſchichtsſchreiber der Tanzkunſt mit zuſammengeſchloſſenen Füßen einen gewaltigen Satz über mehrere Jahrhunderte hinaus machen und ſich mit einem Sprung von der Regierung Conſtantins bis zu dem Zeitalter der Mediceer hinabſchnellen. In jener undurchdringlichen Finſterniß, mit welcher das Mittelalter Europa eingehüllt, hatte ſich die ganze dramatiſche Kunſt verloren, und auch die Pantomine und das Theater-Ballet waren von ihrem Glanzpunkte herabgeſunken. Gleichwohl hat man immer getanzt, auf eine mehr oder minder kunſtgerechte Weiſe; ja, man findet ſogar die Spuren des Ballets im Hofe Cariberts, eines Königs von Paris. Dieſer Fürſt zeigte für nichts eine ſo heftige Leidenſchaft, als für die Jagd, und um ihm nun den Geſchmack an dieſen weiten abenteuerlichen Streifzügen, welche ihn einen großen Theil des Jahres von dem Palaſt entfernt hielten, zu benehmen und ihn mehr an ſich zu feſſeln, veranlaßte ſeine Gemahlin Ingoberga die reizend-

ſten Galanterie- und Hirtenfeſte, welche, mit den Freuden des Tanzes und der Muſik verbunden, unſern Caribert ſo ſehr entzückten, daß er nicht mehr daran dachte, die Bewohner des Waldes zu verfolgen, ſondern ſich ganz und gar dieſer neuen Zerſtreuung hingab. Doch nur zu ſpät merkte dieſe tugendhafte Fürſtin, daß das Mittel noch ſchlimmer als das Uebel war; denn zwei Schweſtern von entzückender Schönheit, welche wie Sirenen ſangen und obendrein noch Hoffräulein waren, Merofleda und Marcovera, die in den von der Königin angeordneten Feſten die Hauptrollen gaben, hatten des Königs Herz ſo ſehr mit Liebe entzündet, daß er ſeine rechtmäßige Gattin verließ, um die beiden Schweſtern, eine nach der andern, zu heirathen.

Das erſte nach Kunſtregeln und mit gehöriger Pracht aufgeführte Ballet, worüber uns nach der Epoche der wieder hergeſtellten Wiſſenſchaften berichtet wird, hatte nur den ſehr untergeordneten Zweck, den Appetit und die Verdauung einer Geſellſchaft von erlauchten und berühmten Schmauſern zu befördern. Sämmtliche Notabilitäten der Mythologie und Geſchichte wurden aufgeboten, um dieſen Herren bei einem ſplendiden Gaſtmahl aufzuwarten. Der Veranſtalter war Bergonio di Botto aus Tortona, ein Mann, deſſen Name in den Annalen der Gaſtronomie und der Tanzkunſt unſterblich fortlebt. Die Veranlaſſung war ein Feſt, das im Jahre 1489 zu Ehren der Vermählung des mailändiſchen Herzogs Galeazzo Sforza mit Iſabelle von Aragonien gefeiert wurde. Die Gerichte und die Tänze machten dem Geſchmack des Feſtgebers Ehre. Von da an wurden die großen Ballets Mode. Anfangs blieben ſie für höchſt feierliche Gelegenheiten aufgeſpart, wenn an den Fürſtenhöfen eine Vermählung, die Geburt eines Prinzen oder ein beſonders freudiges, die Nation betreffendes Ereigniß feſtlich begangen werden ſollte. Das Ballet für ſich allein war ein Schauſpiel, das fürſtliche Summen verſchlang und wobei Pracht und Verſchwendung bis zu unſinniger Höhe getrieben wurden.

Auf dieſe getanzten Haupt- und Staatsaktionen folgten in

der Mode die poetiſchen Ballets, z. B. die Nacht, die Jahreszeiten, die Menſchenalter; dann kamen allegoriſche Ballets und getanzte Moralitäten, z. B. die geſtörten Wonnen, die Neugier u. ſ. w. Gewöhnlich war eine ſolche chorographiſche Compoſition in fünf Akte abgetheilt und jeder Akt enthielt drei oder ſechs oder neun, manchmal ſogar zwölf Auftritte und Figurationen.

Die poetiſchen Ballets hatte eigentlich Catharina von Medicis am franzöſiſchen Hofe in Mode gebracht. Baltaſarini hieß der Künſtler, der zuerſt dieſe Art von Darſtellungen auf Regeln brachte; für die Vermählung des Herzogs von Joveuſe komponirte er 1581 das berühmt gewordene ballet comique de la reine, das als Zwiſchenſpiel zur Verherrlichung dieſer Hochzeitsfeier beſtimmt war.

Der Tanz war ein Lieblingsvergnügen des großen Heinrich IV. Sully, der ernſte Sully, machte den maitre de plaisier, den Feſtordner, ließ Ballſäle bauen und richtete nicht allein als kundiger Balletmeiſter die Tänze ein, ſondern figurirte ſelbſt als Tänzer dabei und exekutirte die ſchönſten Pas, die er von der Schweſter des Königs gelernt. Für die Hoffeſte dieſes Königs wurden in zwanzig Jahren über achtzig große Ballets komponirt; dabei ſind eine Menge glänzender Bälle und luſtiger Maskeraden gar nicht mitgezählt.

Mit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts nahm das Ballet einen neuen Charakter an, es wurde eine anmuthige Traveſtie der Hof-Intriguen und Hof-Liebſchaften. Den rauſchendſten Beifall fand Benſerade mit ſeinen Ballets; er flocht Couplets und Rondeaus ein, die von den Herren und Damen geſungen wurden und worin auf feine und witzige Weiſe der Charakter der Sänger geſchildert ward. Quinault richtete eine Revolution im Balletweſen an, oder vielmehr er führte ſie durch. Schon Pierre Corneille war mit dem Beiſpiel von Tragödien vorangegangen, worin, wie in der Andromeda, Tanz und Geſang als Zuthaten mit dem dramatiſchen Vortrage abwechſelten. Es war dies eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen des

griechiſchen und römiſchen Theaters, eine Rückkehr, die in dem Kunſtweſen und der Kunſtrichtung der damaligen Zeit begründet lag. Durch Quinault wurde der Tanz zurückgedrängt und der Geſang hervorgehoben; er ſchrieb große Opern, in denen ſich die Ballet-Partien nur wie ein eingeſchobenes Divertiſſement verhielten. Quinault hatte eine beſondere Sucht zu dem Hochtrabenden, Schwülſtigen, Wunderbaren. Er ergeht ſich im Feenreich und Heldenthum, und hierin that er dem ſouverainen Geſchmack Ludwig XIV. ſchmeichelndes Genüge. Die Allmacht und die überſchwengliche Größe des Königs, das iſt die Grundidee in allen ſeinen Opern. Zauberpracht der Decorationen, Götter und Ungeheuer, die erſcheinen und verſchwinden, die Natur und alles Leben im knechtiſchen Gehorſam, die Elegants im zahmen Dienſt, die Feenwelt in ſchmeichelnder Verehrung des Monarchen befangen, das Alles ſahen die Hofleute in den Schauſpielen, die der große König gebot.

Wie geſagt, dieſe Geſtaltung der Tanzkunſt unter Ludwig XIV. ſtand im Einklang mit der gleichzeitigen Entwicklung der übrigen Künſte und der Literatur. Jedermann weiß, daß der Charakter dieſer Geiſtes-Epoche in einer Reaktion zum Griechiſchen und Römiſchen, in einer Hinneigung zur klaſſiſch antiken Form beſteht. Die griechiſchen und römiſchen Herren betraten die Bühne wieder, in die Chlamys und in die Toga gekleidet; durch die Zaubermacht der Dichterſprache waren ſie wieder lebendig geworden, man ſah und hörte die Gluth ihrer Leidenſchaft, die Qual ihres Unglücks und ihrer Schuld, die Gewaltigkeit ihres Kampfes gegen das unerbittliche Schickſal. Durch Corneille und Racine erhob ſich die Tragödie wieder zu ihrer alten Größe und Majeſtät; da ſprach die Großmuth des Auguſtus wieder mit erhabenen Worten, da entbrannte in Phaedras Buſen wieder die ſchuldvolle Begier, da loderte Hermiones Eiferſucht wieder empor, da ſchüttelten die Furien wieder die ziſchenden Schlangen ihrer Häupter. Alle Gattungen der Literatur durchdrang dieſe Nachahmung des Antiken, auch im Ballet machte ſie ſich geltend. Die reizenden Ueberlieferungen der Mythologie,

die heitersen Bilder und Symbole des Polytheismus liehen den Festen des großen Königs ihren Schmuck und ihren blendenden Zauber. Der ganze Olymp fand sich zur Cour ein und tanzte. Die großen Götter und die obskursten Genien und Nymphen eiferten um die Wette, die Augen des Monarchen und seiner Hofleute mit Pirouetten und Ronds de jambe zu regaliren. Die Dryaden des Haines, die Nereiden des Oceans machten sich auf die Reise nach Paris und stellten sich zu den Tanz-Feierlichkeiten ein; das war ein beständiges Flimmern und Blinkern, ein berauschender Duft von Poesie und Mythologie. Die Trümmer jener zu Boden gestürzten Götterwelt wurden aufgewühlt, und siehe da, aus ihrem tausendjährigen Grabe hervor stiegen die alten Gottheiten und richteten sich in ihrem besten Schmucke blendend und kokettirend empor, um vor der Elite der französischen Gesellschaft alle Anmuth ihrer Formen, alle Schönheit und Reizfälle ihrer Attitüden und Gruppirungen zu entfalten.

In der trüben, unreinen Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts begann diese Blüthe der Kunst, zu welken, der Geschmack verfiel und mit ihm das Ballet. Da trat gegen Ende des Jahrhunderts Noverre auf; er, der Wiederentdecker der pantominischen Kunst, hat zuerst wahre Muster des dramatischen Ballets aufgestellt; nach ihm haben Mehrere es vervollkommnet, und es besteht heute noch. Am 13. Juli 1763 kam das Ballet: Jesmene, zur Ausführung, in welchen einige Scenen aus einem von Noverre herrührenden pantominischen Ballet, Medea und Jason, eingeschalten wurden. Aber es dauerte lange, bis man Noverres Compositionen Geschmack fand: es geschah dies nicht eher, als die er selbst nach Paris kam, die Aufführung zu leiten.

Die Familie Vestris aus Florenz hat beinahe ein Jahrhundert lang den französischen Tanz beherrscht. Gaetano Vestris trat 1748 bei der Oper auf und verließ die Bühne erst 1800. Er hatte vier Brüder, sämmtlich desselben Berufes. Sein Sohn August übertraf ihn noch an Talent und Virtuosität und soll

in der Pantomime und in der Ausführung der graziöſeſten und ſchwierigſten Pas unübertrefflich geweſen ſein.

Der reißende, zerſtörende Strom der Revolution konnte dem Ballet nichts anhaben. Inmitten der blutigſten Orgien des Jahres 1773 hörte man nicht auf zu tanzen. Bei dem Feſte des höchſten Weſens, das Robespierre feiern ließ, mußten die Tänzerinnen der Oper figuriren; auch führte man revolutionäre Ballets und Tragödien auf, z. B. ein Ballet l'offrände à la liberté, und eine fünfaktige Oper: la réunion du dix août. In dem Ballet la rosière républicaine tanzte Auguſt Veſtris im Koſtüm eines Sansculotten ein Pas de trois mit zwei Nonnen, die von den Damen Pérignon und Adeline dargeſtellt wurden. Den Feſtzug, den Robespierre zur Feier des höchſten Weſens anordnete, war eigentlich auch ein ambulatoriſches Ballet.

Am 23. Juli 1827 hat Demoiſelle Marie Taglioni bei der größten Oper in Paris debütirt, und zwar in dem Ballet: Der Sicilianer, man weiß mit wie ausgezeichnetem Erfolg. Ihre naive Grazie, ihre ſchönen und anmuthigen Bewegungen, ihre wunderbare Leichtigkeit, die überraſchende Neuheit ihrer Ausführungen, in denen man eher eine natürliche Eingebung als ein kombinirtes und vorher geübtes Kunſtſtück zu erkennen vermeint; dies Alles erwarb ihr allgemeine, begeiſterte Bewunderung. Wenn eine Künſtlerin ſich von alten Trationen entfernt, Nachahmung verſchmäht und ſich in neue Bahnen der Kunſt hinüberſchwingt, ſo findet ſie ſonſt wohl Tadler und Widerſacher, die auch der glänzendſte und dauerndſte Erfolg nicht immer entwaffnet. Die Taglioni hat gleich bei ihrem Auftreten alle Stimmen erobert, einmüthiger Beifall kam ihr entgegen, alle Welt war erfreut und entzückt. In der That, wie ſie tanzt, das iſt kein Tanz von dieſer Welt; ſo mögen Elfen und Feen dahinſchweben. Voll Anmuth, voll Geſchmeidigkeit, voll idealer Leichtigkeit, kaum ſieht man ſie den Boden berühren: ſie hat es gar nicht nöthig, es geſchieht nur aus Scherz, aus Caprice, zum Vergnügen, wenn ſie einmal ihr Füßchen an den Boden ſetzt.

Kann man auf eine ſolche Künſtlerin eiferſüchtig ſein?

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein Reiseabenteuer.

Abreise von Madrid. — Eine Wirthshausscene. — Spanische Studenten. — Ein nächtlicher Ueberfall. — Der arme Pepito. — Rettung.

Ich will jetzt eine große Epoche meines Lebens übergehen, nicht weil es mir an Interessantem fehlt, das ich aus ihr berichten könnte, sondern weil die Masse dessen zu groß, als daß ich sie auf den Raum, den ich mir für meine Memoiren vorgesetzt, überwältigen könnte. Zudem sind es der Städte noch viele, die ich gesehen, und wo ich Merkwürdiges erlebt, interessante Menschen kennen gelernt habe, daß ich eilen muß, meine Rundreise zu beginnen.

Ich hatte schon so lange von Paris geträumt, die Franzosen, denen ich so viele kennen gelernt, hatten mich durch ihre Schilderungen so neugierig auf dieses moderne Ninive, auf dieses ewige unauflösbare Städteräthsel gemacht, daß ich mir fest vornahm, das Madrider Theater für einige Zeit gänzlich zu verlassen und diese Stadt der Wunder zu besuchen und kennen zu lernen. Nur wenn man in Paris ist, befindet man sich in der That am Heerde der Weltgeschichte.

Ich wollte einmal sehen, ob das wahr sei, was man von dieser Stadt erzählte, dieser Matrone von tausend Jahren, welche nicht alt wird, und nicht alt ist und ewig die jugendliche Kokette spielt.

Ich machte mich daher an einem schönen Sommertage, in Begleitung eines Pariſers, eines reichen Rentiers, auf den Weg.

Es war ein einzig bemerkungswerthes Abentheuer, welches mir auf meiner Reise aufstieß und das ich berichten will.

Es war 4 Uhr Nachmittags, als unsere Diligence an der Stelle des Ebro hielt, welcher die Provinzen Katalonien und Valencia scheidet. Wer den Anblick des berühmten Stroms auf diesem Punkte sich nicht zu würzen weiß, durch historische Erinnerungen aus Cäsars Zeit, oder poetische aus spanischen Romanzen, wird eben nichts gewahr, als schmutziges Wasser, in gelangweilter Eile sich fortschiebend durch flaches oder sandiges Land. Am jenseitigen Ufer liegt der ärmliche Flecken Amposta, unser heutiges Nachtquartier. Eine breite Fähre erwartete uns; zwei Maulthiere zogen den Wagen hinein: die übrigen abgespannt, aber mit langem Seil an die Fähre befestigt, schwammen voraus und unterstützten sie gegen den Strom; zwei schwere Ruder thaten das Uebrige, und so standen wir bald auf Valencianischen Boden. Während im Wirthshause unsere Mahlzeit bereitet ward, schlenderten wir umher am Ufer des Stromes und in den gleich eintönigen Gassen des Städtchens. Fischer und Ackerleute, die schon zurückgekehrt vom Tagewerke, saßen theils einsam jeder an seiner Thürschwelle, den Kopf in die Hand gestützt, theils standen sie in Gruppen an den Straßenecken, mich anstarrend und ihre Glossen machend über meine fremdartige Außenseite. Vielleicht erschienen sie mir noch merkwürdiger als ich ihnen; denn zum ersten Male erblickte ich hier die seltsame Valencianische Bauerntracht. Wenig mehr als die Breite des Stromes, also gewiß noch keine den Unterschied rechtfertigende Differenz des Himmelstrichs liegt zwischen den ungeheuren von der Schulter zum Knöchel reichenden Pumphosen des Katalaniers und den Leinenhöschens des Valencianers, über der Hüfte mit einem Gurt befestigt und nicht einmal die Kniee bedeckend; außer diesem lustigen Kardinalstück seines Anzuges trägt er nur noch ein Hemd, eine Aermelweste, Sandalen von Stroh oder Hanf geflochten und eine rothe Mütze auf dem Kopf oder um denselben gewunden, ein baumwollenes Tuch mit hinten herabhängendem Zipfel. Die Beine sind nackend, oder

mit engen ledernen Gamaſchen, oder auch mit Strümpfen ohne Fußlinge bekleidet. Den Anzug vervollſtändigt die manta, ein langer wollener Sack, bunt gewürfelt, wie der ſchottiſche Plaid und mit Franzen beſetzt; gewöhnlich läßt ihn der Eigener nachläſſig über die Schulter hängen; bei kaltem Wetter wickelt er ſich hinein; Laſten tragend braucht er ihn als Tragkorb; ſeinen Acker beſend als Schürze für das Saatkorn. Auch großen phyſiſchen Unterſchied gewahrt man zwiſchen den beiden nachbarlichen Volksſtämmen: der Catalonier iſt im Ganzen höher gebaut, mit vielen Merkmalen celtiſcher Abkunft; der Valencianer ſteht der orientaliſchen Form näher; ja er kann mit ſeinem feinen Gliederbau, ſeinem ſonnengebräunten Antlitz, ſeinem langen, glatten, ſchwarzen Haar, an den Indianer amerikaniſcher Urwälder erinnern.

Bei Sonnenuntergang wanderten wir zurück in unſer Wirthshaus. Vor dem Thorwege ſaßen drei Kerle in der beſchriebenen Tracht, mit gekreuzten Beinen, einen ihrer Mäntel zwiſchen ſich ausgebreitet, im eifrigſten Spiel begriffen mit ſchmutzigen Karten. So hatten wir ſie ſchon gefunden beim Ausſteigen aus der Diligence; ſo beim Austritt unſres Spazierganges; und auch jetzt noch flogen Karten und Reale zwiſchen ihnen, und die Sache ſchien keineswegs beendet. Im Hofe war unſer Manoral beſchäftigt, ſchmierend, umdrehend, Alles in Stand ſetzend zur Abreiſe vor Tagesanbruch. Ich knüpfte ein Geſpräch mit ihm an, über unſeren Weg und deſſen Ziel, das ſchöne Valencia; bald wurden wir abgerufen zum Eſſen.

Der Tiſch war gedeckt in einem großen Zimmer, deſſen Boden unſer Paſſagiergut bedeckte, im Winkel lag ein Haufen Algarrobabohnen, das gewöhnliche Maulthierfutter dieſer Gegend. Wir fanden ein reichliches Tiſchtuch, irdenes Geſchirr aus engliſcher Fabrik, Meſſern und Gabeln, nicht beſonders aſſortirt, letztere von Eiſen und überzinnt. Die Geſellſchaft ſaß auf langen hölzernen Bänken um den Tiſch, und die Suppe ward ſchweigend genoſſen, wie gewöhnlich. Dann kam das ſpaniſche Nationalgericht puchero oder olla genannt, kurioſes

Mischmasch von Rindfleisch, Geflügel, Erbsen und vielen anderen Gemüsen, Alles tüchtig mit Knoblauch durchwürzt und für jeden Gast ein Stückchen gesalzenes Schweinefleisch auf den Rand gelegt. Diese Schweinefleischregel scheint religiösen Ursprungs in Spanien, aus jener Zeit stammend, wo man dergleichen Legitimation gegen die Judenthums-Ricberei der Inquisition bedurfte. Wird das Gericht feiner bereitet für leckerhaftere Tafeln, so heißt es olio podrida, und ist dann eine wahre Noas-Arche des mannigfaltigsten Fleisches von dem, was fleucht und kreucht. Nach dem puschero kamen gebratene Hühner und Sallat, beides zusammen genossen, wie in Frankreich und Deutschland; dann ein Nachtisch von Oliven, Aepfeln, Feigen, Mandeln und halbgetrockneten Weintrauben.

Den Beschluß machte ein Schlückchen Aniset, aus künstlich geschliffenen und vergoldeten, von der Wirthin in hohen Ehren gehaltenen holländischen Spitzgläsern genippt, und von keiner Dame verschmäht.

Eine junge Reisende konnte wenig einwenden gegen die Mahlzeit, mehr vielleicht gegen Sitte und Art der Tischgenossen. Mehrere katalonische Studenten, welche mit am Tische saßen, griffen sehr eilig nach jeder Schüssel, bemächtigten sich der ihnen anstehenden Stücke mit Gabel oder Finger, wie es gerade am bequemsten war und ließen dann Andere für sich selbst sorgen.

Mit abnehmendem Hunger wuchs ihnen jedoch die Höflichkeit; sie wurden mittheilender in dem Grade, als weniger selbstbedürftig; am Ende ganz galant gegen mich.

Jeder präsentirte mir beim Dessert einen halben Apfel gar zierlich auf der Messerspitze, zum Theil mit wohlgesetzten Redensarten.

Ich kostete von jedem die Hälfte, blieb auch keineswegs auf ihren Scherz und Lachen die Antwort schuldig.

Das Mahl war verzehrt, die Cigarren angesteckt; die Wirthin machte ihre Runde, um den Betrag der Zeche einzufordern; hinter ihr ein wenig modernisirte Maritorne, die derbe Patsche dem erwarteten Trinkgeld entgegenstreckend. Die Zeche betrug

16 Realen auf jeden Kopf, und zwei mehr für die Chokolade vor der Abfahrt. Die Katalonier ſchrieen laut über die doppelte Kreide und behaupteten, wenigſtens 10 Realen habe die Alte für ruido de caso (die verurſachte Unruhe) angeſetzt — ein ſtehender Artikel in ſpaniſchen Wirthsrechnungen. — Als keine Demonſtrationen helfen wollten, wurden die Realen aus den nicht überfüllten Studentenſäckeln ziemlich widerſtrebend zu Tage gefördert, und es gab nur noch einigen Wortwechſel mit der Maritorne über den halben oder ganzen Real Trinkgeld. Man zeigte uns dann unſer Schlafgemach, neben dem Eßzimmer, mit kleiner Doppelthür und eine Eiſenbarre davor, wie an den Stallthüren. Das Eiſengitter ging auf den Hof und hatte eine Klappe ſtatt Fenſterſcheiben. Acht Bretter ſtanden bereit für die Reiſegeſellſchaft.

Ich erhielt natürlich ein eigenes Zimmer gehörig abgeſondert, vor jedem Bette ein alter Lehnſtuhl, mehr oder weniger invalide. Ich ſchloß das Fenſter gegen die böſe Nachtluft und kroch in mein Neſt mit klüglicher Vermeidung zu genauer Bettuchsſchau. Unter kataloniſchem Studentengeſchnatter in der Kammer und Glockengebimmel freſſender Maulthiere im Stalle daneben, entſchlief ich bald und feſt.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht, verkündete Lärm am äußeren Thor die Ankunft der Reitpoſt von Tortoſa, zugleich das Signal zum Weitergehen unſrer Diligence. Jetzt ward's auch im Hauſe lebendig, die Maulthiere wurden angeſpannt, und bald rief unſer Mayoral ſein „arriba Senhores, ya vamos" (Auf, auf, ihr Herren, wir müſſen fort), indem er das roth bekappte Haupt in die Kammerthür ſteckte und einige hartnäckige Schläfer mit der Lampe beleuchtete. Nach wenigen Minuten hatten wir uns angekleidet, die im Vorzimmer dampfende Chokolade hinunter geſtürzt und unſre Plätze im Wagen eingenommen. Der Mayoral ſtieg auf den Bock, der junge Katalonier, ſein Stallburſche, faßte das vorderſte Maulthier am Kopf, leitete es aus dem Hofe, lief nebenher, bis wir aus dem Ort und auf freier Landſtraße waren, ließ hier das ungedul-

dige Thier los, gab ihm und allen übrigen einen tüchtigen Peitſchenhieb und erkletterte dann gleichfalls den Sitz neben ſeinem Herrn. Dieſer überließ ihm jetzt die Zügel, wickelte ſich in ſeinen Mantel und rückte ſich zurecht, den verſäumten Schlaf nachzuholen.

Pepito — ſo hieß der wackere, behende, lebensluſtige Burſche — ließ fröhlich ſeine Peitſche knallen, redete auch ſonſt einbringlich und begeiſtert zu den die Ohren ſpitzenden Thieren und war ganz ſeelenvergnügt. Armer Pepito! er ahnte nicht, wie nahe ihm ſein grauſes Schickſal ſtand.

Wir waren eben eine Stunde von Ampoſta entfernt; der Mayoral ſchnarchte laut; ſelbſt Pepito war ſtiller geworden und ließ ſein Geſpann ruhig forttraben im regelrechten Gange; mein zweiter Gefährte im Kabriolet, ein junger angehender Prieſter, ſtets wortkarg, ſchien jetzt völlig verloren, ich weiß nicht, ob in geiſtiger Verzückung oder in irdiſchem Schlaf. Mich beſchäftigten allerlei Gedanken — als endlich in der allgemeinen Stille auch auf meinen Augen ſich der Schlummer ſenkte, ſpann ein ſüßer Traum dieſe Gedanken in längere und glänzendere Fäden aus.

Plötzlich erwachte ich; der Wagen ſtand ſtill. Halb noch träumend, wähnte ich mich einem Augenblick an die nächſte Station angekommen; aber die Täuſchung war kurz. — Wilde und drohende Männerſtimmen erklangen draußen; wir hielten in einem Olivenwalde; unſere Maulthiere, durch irgend etwas im raſchen Lauf gehemmt, hockten zuſammen wie in einem Knäuel gewickelt, ſichtbar erſchrocken, ſchnaubend und ohrſpitzend. Am erſten Vorderrade ſtand ein Kerl in jener zu Ampoſta zuerſt geſehenen Valenzianertracht, die rothe Mütze tief auf den Kopf gedrückt. Der geſtreifte Mantel von der linken Schulter flatternd, den linken Fuß vorgeſtreckt, lag er mit ſeiner Flinte im Anſchlage auf unſeren Mayoral, und wild ſah ich ſein Auge über das Viſir herüberblitzen. Pepito, gleich im erſten Augenblick nicht zweifelhaft über die Statur des Abentheurers, war vom Bock geſprungen, ſich wo möglich unter den Bäumen zu

verbergen. Aber kaum hatte der den Boden erreicht, als auch ihm eine Karabinermündung entgegenstarrte. Zugleich trat ein dritter Räuber aus dem Walde. Der Knabe ward gezwungen, sich glatt mit dem Gesicht auf die Erde zu legen; dem Mayoral war bereits ein Gleiches geschehen.

Deutlich vernahm ich nun das Verhör, in welches der erste Räuber den Mayoral nahm — wie viele Passagiere er habe? ob bewaffnet? ob Geld auf dem Wagen? den Schluß machte das Donnerwort „la bosla." Der arme Schelm säumte nicht, zu gehorchen, lüftete sich etwas vom Boden, nur eben genug, um eine große lederne Börse aus der inneren Kamisoltasche hervor zu zerren, steckte sie dann, ohne aufzublicken, dem Räuber entgegen und bat flehentlich, das Geld zu nehmen aber seines Lebens zu schonen. Dies jedoch schien nicht zu passen in den Plan des Bösewichts. Von dem Steinhaufen am Rande der Kunststraße nahm er einen großen Kiesel und schlug damit wiederholt auf den Kopf des liegenden Mayoral. Der Unglückliche erhob ein herzzerreißendes Geschrei um Erbarmen und Mitleid; er rief den Heiland an, St. Jakob den Apostel der Märtyrer, unsere liebe Frau del pilar und alle die heiligen in Spanien so hoch verehrten Namen, denen er Einfluß zutrauen mochte auf seines Mörders christ-katholisches Gewissen. Aber der Stein in des Buben Hand hatte mehr Gefühl als dieser. Er schlug und schlug und legte endlich sogar die Flinte bei Seite, um mit beiden Händen den Kopf seines Schlachtopfers zu bearbeiten, dessen Jammergeschrei allmählig dumpfer ward unter den wiederholten Schlägen, bis endlich nur noch unartikulirtes Röcheln und gelegentlich eine Gliederzuckung von schwachen Lebensresten Zeugniß gab. Nicht besser, ja schlimmer noch, erging es dem armen Pepito, obgleich man von ihm, statt der lauten vergeblichen Klagen und Bitten seines Herrn, nur ein dumpfes, im Sande, wo er auf dem Antlitz lag, dahinsterbendes Stöhnen und Jammern vernahm. Man hätte denken sollen, die unschuldige Jugend des hübschen Burschen werde ihm Schonung erwirken. Aber die Räuber waren zwei-

ſelsohne aus Amposta, kannten ihn, und wußten ſich von ihm gekannt: was ſonſt Liebe und freundlichen Beiſtand begründet, zeugte hier den Mord.

Als nun beide Schlachtopfer beſinnungslos lagen, entſtand eine kurze Pauſe; in leiſem, unverſtändlichem Gemurmel ſchien die Bande ſich zu berathen. Ein Kerl trat jetzt an des Wagens linke Seite, legte zum Ueberfluß den Hemmſchuh ans Rad, öffnete die Thür des Mittelraumes, ſtieg auf den Tritt und forderte unter gräßlichen Flüchen eine goldene Unze von jeder Perſon. Die Krämer verſicherten, ſo viel hätten ſie nicht; was ſie hätten, ſtehe zu Dienſt; und nun hörte man mit kleinem Gelde klimpern und einzelne Stücke zu Boden fallen in der Angſt und Verwirrung. Der Räuber kam nicht zunächſt, wie ich erwartet hatte, ins Kabriolet, ſondern ging zur Rotonde. Hier brauchte er mehr Vorſicht. Ohne Zweifel hatte er in Amposta geſehen, daß hier nicht Weiber ſaßen, ſondern ſechs junge Studenten, ſtämmige Burſche. Er ließ ſie einzeln ausſteigen, einem nach dem andern Börſe und Uhr abgeben und dann ſich auf's Geſicht zur Erde werfen.

Unterdeſſen war der zweite Räuber, nach kurzer Berathung mit den Gefährten, wieder an den Ort gegangen, wo der unglückliche Perito ſich wälzte im harten Todeskampf. Er zog ein Meſſer aus den Falten ſeines Gurts, öffnete es, nahm ſein Schlachtopfer zwiſchen die Beine, bückte ſich darüber, ſchob kaltblütig das Kamiſol zurück und verſetzte ihm nun Stich auf Stich, als ſollte der ganze Körper Eine Wunde werden. Mein Kabrioletgefährte, der junge Prieſter, drückte ſich in die Ecke und bedeckte ſeine Augen mit zitternder Hand; mir war wie durch Zauber der Blick gebannt auf die gräßliche Scene und ſelbſt der Gehörſinn geſchärft, denn, obwohl die Fenſter des Kabriolets geſchloſſen waren, vernahm ich deutlich den knirſchenden Laut der mörderiſchen Meſſerſtiche in den Leib des Unglücklichen. Es war dies der ſchmerzlichſte Augenblick meines Lebens. Peritos grauſamer Martertod ſchien mir faſt weniger bemitleidenswerth, als mein eigenes Schickſal, welches mich

verdammte, unfähig zu aller Hülfe, Zeuge davon zu sein. — Als der Räuber seinen Zweck gesichert glaubte, kam er an die Thür des Kabriolets und versuchte sie zu öffnen; er schüttelte heftig daran und verlangte in drohendem Tone unsere Mitwirkung. Wir waren zufällig bis jetzt nur auf der andern Seite ein- und ausgestiegen und der junge Priester glaubte nur die eine Thür gangbar; er sagte es in seiner Angst dem Räuber und daß er auf die andere Seite kommen müsse. Mein Reisegefährte, welcher ziemlich viel Phlegma bei dieser gräßlichen Scene bewies, hatte gleich anfangs eine werthvolle Uhr, die er trug, aus der Westentasche genommen und im Stiefel versteckt; als er aber des Gesindels kaltblütige Mordlust gesehen, war ihm die Furcht gekommen, seiner Börse nur mittelmäßiger Inhalt möge ungenügend scheinen, und er hatte die Uhr wieder zur Hand genommen, um sie auf die erste Aufforderung abzuliefern. Doch es kam anders. Der dritte Räuber, bis jetzt mit gespanntem Hahn Wache haltend, schien plötzlich zu stutzen, legte das Ohr an die Erde und redete dann leise zu den Spießgesellen. Die Berathschlagung war kurz. Sie führten noch ein paar Kettenschläge auf den Kopf des Mayorats, ein paar Messerstiche auf Pepito und verschwanden plötzlich aus unserem Gesichtskreis.

Es war eine dunkle Nacht, und wenngleich der Schein unserer Wagenlaterne mich in den Stand gesetzt hatte, deutlich zu erkennen, was dicht vor und neben uns sich begab, blieb doch der entferntere Raum dem Blicke entzogen. Wir beharrten daher noch fast eine halbe Stunde regungslos in der bisherigen Lage. Nun beruhigte sich allmälig das bis dahin deutlich zuweilen aus dem Innern des Wagens vernommene Zähnklappern der Angst und leises bald lauter werdendes Geflüster trat an dessen Stelle. Unsere schwer verwundete Kutscher gaben durch Stöhnen und krampfhafte Bewegungen einige Zeichen noch nicht ganz erloschenen Lebens. Mein Gefährte und ich ließen jetzt die Kabrioletfenster nieder, schauten umher und, als Alles still schien, öffneten wir die Thür und stiegen aus. Der mitt-

lere Kutſchenſchlag ſtand offen, wie ihn der Räuber gelaſſen hatte; die Familie drinnen ſaß auf ihren Plätzen in leiſem, ängſtlichen Geſpräch. Hinter dem Wagen zeigte ſich eine ſchwarze Gruppe auf der Erde, es waren die ſechs Studenten aus der Rotunde; ſie lagen noch unbeweglich auf den Geſichtern, wie der Räuber ſie geheißen hatte und gewährten in ihren langen ſchwarzen Talaren und dreieckigen Hüten einen ſeltſamen Anblick. Als wir uns ihnen näherten, begann ein Geflüſter unter ihnen; dann erhob Einer ein wenig das Haupt, dann ein Anderer, bis endlich, nachdem ſie die Reiſegefährten in uns erkannt, alle urplötzlich ſich erhoben, einer ſchwarzen Wolke oder einem aufflatterndem Rabenſchwarm gleich. Sie vergaßen jetzt die — wie ſie nachher erzählten — von den abziehenden Räubern ihnen leiſe inſinuirte Drohung, daß Einige wachhaltend im Gebüſch zurückbleiben und den Erſten, der ſich zu rühren wage, niederſchießen würden. Gewiß hätte, inſofern überhaupt Widerſtand möglich war, derſelbe nur von dieſen ſechs jungen Leuten wirkſam geleiſtet werden können, welche im Augenblicke der beginnenden Gefahr ſich beiſammen befanden, einer vom andern gekannt, alſo gemeinſamer Handlungsweiſe fähig, was Alles ganz anders ſtand bei der übrigen von einander getrennten, ſich gegenſeitig unbekannten, auch an Zahl viel geringeren männlichen Reiſegeſellſchaft. Erwägt man indeſſen, wie die guten Muſenſöhne wahrſcheinlich aus tiefem Schlaf zum Bewußtſein plötzlich dringender Gefahr aufgerüttelt wurden, ohne Berathungsfriſt, ohne Waffen zur Unterſtützung irgend eines etwa nöthigen Entſchluſſes — ſo mag am Ende ihr Benehmen nur natürlich ſcheinen.

Unſere erſte Sorge war jetzt, zu ſehen, ob noch irgend etwas für unſere unglücklichen Kutſcher zu thun ſei. Wir fanden ſie mit gedämpften Schmerzenslauten ſich im Sande wälzend; halb unverſtändlich murmelte zuweilen noch der Mayoral einen ſeiner heiligen, vorher ſo vergeblich von ihm angerufenen Namen. Sie näher unterſuchend beim Schein der vom Wagen heruntergenommenen Laterne, fanden wir Beide, bis zur Unkenntlichkeit,

durch Wunden, Quetschung und Blut entstellt. Und der Putz unseres schmucken Pepito, seine silbernen Knöpfe, sein seidener Gürtel — vanitas vanitatum et omnia vanitas! Unter den Studenten befand sich ein Mediziner, der sogleich das Samariterwerk eines blutstillenden Verbandes mit Schnupftüchern begann, so gut es eben gehen wollte. Unterdessen vernahmen wir Fußtritte in der Richtung von Ampoſto. Bald erschien ein Mann, den Karabiner auf der Schulter, fragte erst nach der Ursache unseres Verweilens, dann nach der Gegend, wohin die Räuber verschwunden; er schoß sein Gewehr ab in dieser Richtung, lud wieder und schoß noch zwei oder drei Mal. Eine Art von Halb-Uniform bezeichnete ihn als zum resguardo gehörig, eine bewaffnete Polizeiwache, welche zum Patrouillendienst gegen Schmuggler und Räuber gebraucht wird, aber so schlecht gehalten und bezahlet, daß sie häufig vorzieht, gemeinschaftliche Sache zu machen mit denen, welche sie verfolgen soll. Ich will unserem Ankömmling nichts bestimmt Böses nachsagen; aber seine plötzliche Erscheinung und sein Benehmen waren mehr unheimlich als beruhigend.

Dem Trauerspiel folgte das Nachspiel. Viele desselben Weges ziehende Karren und Wagen hielten jetzt vor und hinter uns; wir durften aber nicht vom Platze, ja nicht einmal unsere blutenden Kutscher durften aufgehoben werden bis zur Ankunft des Alkalden aus der nächsten Stadt und seiner Konstatirung des Thatbestandes. Endlich kam er an, ein fettes Männchen mit großer rother Kokarde, Abzeichen loyaler Gesinnung, welche ihn ins Amt gebracht. Er begann mit der Untersuchung des Orts und verfuhr so kaltblütig und regelrecht, daß man wohl sah, er war oft schon durch Vorfälle dieser Art aus dem Bette gejagt. In den Blutpfuhl neben dem Mayoral tauchte er prüfend einen Finger, und den blutbespritzten Stein, welcher den Mördern gedient, gab er seinem Schreiber in Verwahrung. Dann ward ein in der Nähe haltender Karren zum Transport der Verwundeten requirirt. Es befremdete mich damals, entschiedenen ängstlichen Widerwillen wahrzunehmen bei allen Um-

stehenden, welche zu irgend einer Handreichung aufgefordert wurden. Ich habe schon gesagt, daß nach spanischem Gesetz, Jeder verhaftet werden darf, den man in der Nähe eines Ermordeten antrifft; sei es, um sich des Verdächtigen zu versichern, oder des Zeugen. Daher geschieht es, daß der Angstruf eines unter Mörderhänden blutenden Schlachtopfers die Hülfe eher verjagt als herbei lockt. Wird Jemand in einem Hause ermordet, so ist die erste Gerichtshandlung nicht nur Verhaftung aller Hausbewohner, sondern auch Beschlagnahme des ganzen Mobiliars. In der That hört man in Spanien heute noch, wie zu Gilblas Zeit, das Wort justicia — dies Wort des Trostes und des Schutzes für den Guten — nur mit Schauder selbst vom Besten ausgesprochen.

Der Karren mit den beiden Verwundeten setzte sich jetzt langsam nach Amposta in Bewegung. Unser Mayoral hatte einige Zeichen zurückkehrenden Bewußtseins gegeben; aber Pepito röchelte augenscheinlich seinen letzten Todeskampf. Zwei Polizei-Soldaten übernahmen es, einstweilen die Diligenze weiter zu fahren; das durch die Räuber quer über die Straße von Baum zu Baum gezogene Seil ward weggeschafft; die wieder in Bewegung gesetzten Maulthiere entführten uns im Galopp dem Schauplatz der erlebten Gräuel, als brenne auch ihnen der Boden unter den Füßen. Der Tag war nun vollständig angebrochen; die am wolkenlosen Himmel emporsteigende Sonne bestrahlte fruchtbare Felder und friedlichen Feldbau. Wir hatten aber wenig Freude daran; was wir sahen von Schönheit der Natur entschädigte uns nicht für das, was wir erlebt von Bösartigkeit der Menschen.

Der erste Ort, welchen wir erreichten, war St. Carlos. Wir hielten auf dem Marktplatz, bald umringt von der ehrenwerthen Bevölkerung, die nicht satt ward, von unseren geschwätzigen Musensöhnen sich das Abentheuer erzählen und wieder erzählen zu lassen. Indessen hatte über die Natur desselben schon die Art unseres Einzugs, zwei, Banditen gleiche, Polizei-Soldaten auf dem Bock, mit Flinten statt der Peitschen in den

Häuften, keinen Zweifel übrig gelaſſen. Der Alkalde erſchien, begehrte amtliche Nachricht; berathſchlagte dann mit dem ſchäbigen Kommandanten eines hier in Garniſon liegenden zerlumpten Soldaten-Häufleins; einige Mannſchaft ward zur Verfolgung der gewiß längſt geborgenen Räuber ausgeſendet; andere zur Eskortirung der Diligence bis Vinaroz beordert, wo wir umſpannen ſollten.

Vinaroz iſt eine ziemlich große Stadt. Unſer langes Ausbleiben über die gewöhnliche Stunde hatte ſchon Beſorgniß erregt; wir hielten kaum, als wir ſchon wieder von neugierigen Müßiggängern dicht umgeben waren. Ich überließ jetzt meine Gefährten dem aus der Mittheilung erlebten Mißgeſchickes zu ſchöpfenden Troſt, drängte mich durch das verſammelte Geſindel, weltliches und geiſtliches, und ging in das Gaſtzimmer des Wirthshauſes. Hier fand ich eine Geſellſchaft Reiſender, und dieſe unſtreitig ernſtlicher und perſönlicher bei der Sache intereſſirt, als der blos neugierige Pöbel. Zwei kataloniſche Herren auf einer Reiſe in eigenem Wagen nach Madrid begriffen, fragten und kreuzfragten mich zum Ueberdruß. Für meine freilich nicht ſehr tröſtliche Relation empfing ich den Gegentroſt: — Aehnliches könne mir noch oft begegnen. Ich würde aber die Räuber nicht mehr ſchlangenartig lauernd finden im waldbewachſenen Hinterhalt, ſondern das offene Feld durchſtreichend, zu Pferde, in hellen Haufen. — Fernerer Entmuthigung ausweichend, verließ ich meine leidigen Tröſter und ſah mich nach einem Imbiß um. Ein Duft von gebratenen Fiſchen kitzelte mein Geruchsorgan und der Naſe nachgehend, gelangte ich glücklich zur Küche.

Es begab ſich nun, daß die Wirthin dieſes Gaſthofes die Mutter unſeres armen kleinen Pepito war, eine ſehr anſtändige Katalonierin. Sie hatte ſchon gehört vom Schickſale ihres Sohnes und bereitete ſich zur unverzüglichen Abreiſe nach Amposta. Unverkennbar war ſie tief ergriffen und betrübt, aber eine Miſchung von Schmerz und Berufsgewohnheit geſtaltete ſich bei ihr zum tragikomiſchen Effekte. Vierzehn hungrige

Magen erlangten Frühstück und die Verwirrung war groß unter Gesinde und Gästen. Jede andere Wirthin in gleicher Lage und Gemüthsstimmung hätte wohl die Sache gehen lassen, wie sie eben gehen konnte und wollte; aber sie vergaß keinen Augenblick die Hausfrau über die Mutter; in Thränen zerfließend, von Seufzern erstickt, befahl sie, beschied sie, schalt sie, ordnete und that sie, was zu thun war; — die Fische in der Pfanne wendend und mit ihren Thränen begießend, erschien sie eine Parodie der Niobe. Dazwischen ordnete sie den Reise-Anzug, legte reine Strümpfe an, drappirte die Mantilla, unaufhörlich weinend und schluchzend. Endlich war das Maulthier gesattelt; sie schwang sich hinauf und im Galopp ging's fort auf dem Wege nach Amposta.

Ich will hier gleich hinzufügen, was ich später erst vom endlichen Ausgange der Begebenheit erfuhr. Pepito war denselben Morgen um zehn Uhr gestorben und die arme Mutter fand nur noch seinen kalten Leichnam. — Acht Tage später, nach namenlosen Leiden, war auch der Mayoral ihm ins Grab gefolgt. Die drei Räuber hatte man entdeckt und ergriffen; es waren die drei Kartenspieler vor dem Wirthshause von Amposta. Ob ihnen ihr Recht ward, weiß ich nicht, möchte es aber fast bezweifeln, denn man sagte mir, der Eine habe sehr wohlhabende Verwandte und ein Zweiter genieße großer Protektion der Geistlichkeit!

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Der Amerikaner.

Kampf zwiſchen Hunden, Tigern und Löwen. — Spaniſche Hofbeluſtigungen. — Thierkämpfe in Surakarta. — Der Kaiſer von Java und ſein Hof.

Auf unſerer weiteren Reiſe lernte ich einen gelehrten Amerikaner kennen, welcher ein halbes Menſchenalter hindurch faſt alle Länder der Erde durchreiſt war. Ein Nabob an Vermögen, der nicht wußte, was er mit ſeinen ererbten Millionen anfangen ſollte, konnte er zu keinem beſſern Entſchluſſe kommen, als ſo lange als möglich zu leben, und nach ſeiner Meinung lebte derjenige am längſten, der das Meiſte in der Welt geſehen und erfahren. Seine Maxime ſchien mir durchaus triftig zu ſein, um ſo mehr, da ich je mehr und mehr Gelegenheit hatte, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe zu bewundern.

In Almira ſahen wir ein merkwürdiges Schauſpiel, welches des alten Roms in der Kaiſerzeit würdiger war, als unſeres civiliſirten neunzehnten Jahrhunderts. — Es fand nämlich ein Kampf zwiſchen mehreren wilden Beſtien ſtatt. Zuerſt mußte ein Wolf mit einigen Hunden kämpfen, der Wolf hatte jedoch augenſcheinlich Furcht und ſuchte zu wiederholten Malen das eiſerne Gitter zu überſpringen, welches die Arena umgab, dieſe Anſtrengungen wurden noch verzweifelter, als er von vier kräftigen Doggen gepackt ward, die ihn nach wenigen Minuten ſo kläglich zurichteten, daß man ihn wegtragen mußte. Der Wolf beſchränkte ſich ganz auf die Diffenſive; er ſchüttelte die Hunde ab, ging aber nie zum Angriff über. Jetzt trat eine Hyäne

ein, gegen welche gleichfalls vier Doggen losgelaſſen wurden. Einer von den Hunden zeichnete ſich in dieſem Kampfe ungemein aus und warf die Hyäne mehrere Mal ganz allein zu Boden, wurde aber von ihr ſo arg gebiſſen, daß ſein Herr ſich dazwiſchen legen und ihn unter donnernden Beifall aus der Arena ſchleppen mußte. Auch die Hyäne ward alsdann in einem etwas zerfetzten Zuſtande fortgeſchafft. Ein ſtämmiger, mürriſcher Bär nahm ihre Stelle ein, den man durch nicht weniger als dreizehn Hunde angreifen ließ. Es war dieſes auch offenbar ein weit furchtbarerer Feind, da die Hunde ſich hüteten, ihn zu packen, und ſich damit begnügten, ihn im Kreiſe anzubellen; wagte einer von ihnen ſich näher, ſo wurde er mit einer Umarmung und einem Biß empfangen, die ihn anſcheinend leblos hinſtreckten. Das Publikum rief jetzt laut nach dem muthigen Hunde, der es mit der Hyäne aufgenommen hatte. Es war der erſte von der Schaar, der es wagte, den Bären mit den Zähnen zu packen. Die andern folgten ſeinem Beiſpiel mit geringerer Entſchloſſenheit, aber nichts ſchien die mindeſte Wirkung auf das zottige Thier hervorzubringen, deſſen dickes Fell allen Anſtrengungen ſeiner Feinde Trotz bot. Der letzte Akt des Schauſpiels hatte die Menge ganz beſonders angezogen, es war ein Kampf zwiſchen einem Löwen und einem Stier. Erſterer war einer der ſchönſten ſeines Geſchlechts. Kaum war er in die Arena getreten und des Stieres anſichtig geworden, als er mit einem Male auf ihn zuſprang und ihn wüthend angriff. Es gelang ihm jedoch nur, den Schweif ſeines gehörnten Gegners zu ergreifen, an welchem er ſich mit den Klauen feſthielt. Der Stier, ſo von hinten überfallen, konnte ſich nicht mit ſeinen Hörnern vertheidigen; als aber der Löwe ihm den Schweif dicht an den Rumpf abgebiſſen, wandte er ſich gegen ihn, fuhr raſend vor Schmerz mit unbeſchreiblicher Wuth gegen ihn los und ſchleuderte ihn, trotz ſeiner Größe, hoch in die Luft, was den Muth des Löwen ſo dämpfte, daß er ſogleich klar ward, auf welche Seite der Sieg ſich neigen werde. Der Löwe kauerte ſich, ſchmerzvoll ächzend am Boden und wurde von dem Stier

mehrere Male nach einander angegriffen, wozu letzterer mehr durch die vor dem Gitter verſammelten Zuſchauer, als durch eigenen Antrieb veranlaßt wurde, denn ſobald der Löwe hors de combat war, ſchien ihn der Stier nicht länger beläſtigen zu wollen und hätte ihn gern in Ruhe gelaſſen. Der Kampf endete mit dem Tode des Löwen.

An ſolchen Beluſtigungen weidet ſich nicht etwa nur das ſpaniſche Volk, der Hof ſogar veranſtaltet ſehr oft ſolche Feſtlichkeiten, wie er es nennt, namentlich zu Aranjuez, und ich ſelbſt hatte daſelbſt ſchon einem ſolchem Thierkampfe mit beigewohnt, welchem auch die Königin Mutter mit ihrer ganzen Familie, der König Don Franzisko und der Herzog von Riänzaras von der Hoflogg aus zuſahen.

Der Amerikaner erzählte mir bei dieſer Gelegenheit von einem ähnlichen Kampfe mit folgenden Worten:

In Surakarta hatte ich zum erſten Male das ſeltſame Schauſpiel eines javaniſchen Thiergefechts. Vom Kaiſer dazu eingeladen, begaben wir uns eines Morgens nach ſeinem Kedaton (Palaſt). Eine unermeßlich wogende Menſchenmenge hatte ſich auf dem Alunalun, dem Vorplatz vor dem Eingange des Kedaton, zuſammengedrangt. Tauſende von Männern, Frauen und Kindern warteten hier mit ängſtlicher Ungeduld auf den Anfang des Feſtes. Im zweiten Hofraum wurden wir vom Kaiſer empfangen. Er war in javaniſcher Tracht gekleidet, maleriſch reich und glänzend von Goldſtickerei auf edlen Steinen. Sein Gefolge hatte ſich in langen halbrunden Reihen hinter ihm geſchaart und erwartete, auf orientaliſche Weiſe mit untergeſchlagenen Knieen hingehockt, in ehrfurchtsvoller Stille ſeine Befehle. Auffallend war die zahlreiche Schaar javaniſcher Frauen, die ſich dabei befand, da man dieſe indiſche Schönheiten ſonſt beinahe nie zu ſehen bekommt; denn nur bei ſo außergewöhnlichen Gelegenheiten wie die heutige, dürfen ſie ſich auf wenige Stunden öffentlich zeigen.

Nach einigen Augenblicken, die den erſten gegenſeitigen Begrüßungen gewidmet waren, erhob ſich der Kaiſer und begab

ſich langſam und von ſeinem Gefolge begleitet, nach dem Schauplatz des heutigen Feſtes. An der einen Seite des ſehr großen freien Platzes befindet ſich eine von hölzernen Pfeilern getragene bedeckte Halle, im Javaniſchen „Setingel" genannt. Sie iſt etwas 10—15 Fuß über den Grund erhaben; an jeder Seite führt eine breite Treppe hinauf. Sie iſt nach allen Richtungen hin ganz offen, und von hier aus beherrſcht man die ganze ausgedehnt vorliegende Sandfläche mit einem Blicke. Von hier aus pflegt der Kaiſer nebſt den dazu eingeladenen europäiſchen Gäſten den öffentlichen Feſten anzuſehen.

Nach einer kurzen Pauſe näherte ſich der Ady Petty, einer der Großen des Hofes, in gebückter demüthiger Stellung ſeinem kaiſerlichen Gebieter, ihm die Nachricht zu überbringen, daß Alles für den Anfang des Feſtes bereit ſei und man nur den Wink Seiner Hoheit abwarte, die Kämpfer erſcheinen zu laſſen. — In nicht großer Entfernung von uns befand ſich ein großer Käfig, durch deſſen Prahlwerk wir einen koloſſalen ſchwarzen Büffel erblickten, der mit ſeinen langen geſchärften Hörnern ungeduldig den Grund wühlte. Dicht daneben befand ſich ein kleiner aber ſehr ſtarker Käfig, aus dem von Zeit zu Zeit das dumpfe Knurren eines Tigers ſich hören ließ. — Der Büffel wurde zuerſt auf den Kampfplatz gelaſſen und lief, ängſtlich und verwildert über die zahlloſe Menſchenmenge, die ihn von allen Seiten umgab, längs der ſtark befeſtigten Barrieren, womit der für den Kampf beſtimmte Raum umhegt war, hin und her. — Auf einen Wink des Kaiſers wurde jetzt die Klappe des kleineren Käfigs geöffnet.

Ein großer Königstiger ſprang mit Gebrüll heraus. Kaum hatte er den Büffel bemerkt, als er einen Verſuch machte, ihn von hinten zu beſpringen. Aber mit wirklich bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit wußte dieſes ſonſt ſo plumpe, ſchwerfällige Thier dem erſten Angriff auszuweichen und dem Tiger ſtets ſeine Hörner ſo zu bieten, daß er ſich ihm durchaus nur von vorn nähern konnte ... Mit furchtbarem Gebrüll ſchlug der Tiger ſeine Klauen und Zähne in den Kopf des Büffels,

der ſich mit aller Kraftanſtrengung, deren er fähig war, von der furchtbaren Laſt zu befreien ſuchte und den gefährlichen Feind dergeſtalt gegen das Prahlwerk anſchleuderte, daß man das Zerbrechen der Knochen in ſeinem Leibe zu hören vermeinte. Der Tiger ließ ſich herunterfallen, und jetzt erſt bemerkte man, wie fürchterlich der Büffel verwundet war. Gerade oberhalb der Naſe klaffte eine tiefe Wunde, aus der das Blut mit Gewalt hervordrängte und den Boden blutig färbte. Er ſchien ermüdet, ſeine Naſenlöcher waren weit offen, und er zeigte keine Luſt, den Kampf zu erneuern. Etwas entfernter lag der Tiger, keuchend und nach Luft ſchnappend, dem Anſcheine nach todtmatt.

Der Büffel hatte ſich unterdeſſen allmälig wieder erholt. Das Blut hörte auf, aus ſeinem Munde zu fließen. Seinen gefährlichen Feind ließ er keinen Augenblick aus den Augen. — Plötzlich wird auf einen Wink des Kaiſers die Klappe eines zweiten Tigerkäfigs geöffnet. Ein Tiger, noch größer und kräftiger als der erſte, ſpringt auf den Kampfplatz. Mit einem gewaltigen Sprunge fällt er den Büffel an. — Indeſſen dieſer war darauf vorbereitet. — Mit unglaublicher Behendigkeit fängt er ſeinen Feind im Sprunge mit den Hörnern auf, ſchleudert ihn gegen die Paliſaden und tritt ihn mit Füßen. Beide Tiger lagen dem Anſchein nach ſterbend, der Büffel ſtand in der Mitte. Keiner ſchien Luſt zu haben, den Streit zu erneuern und er würde beendigt geweſen ſein, wenn nicht die Grauſamkeit der Menſchen ihn aufs neue anzufachen gewußt hätte. — Mit ſtachlichten Pflanzen peinigte man von oben herab die empfindliche Haut des ſonſt ſo gutmüthigen Büffels. Die Tiger bedeckte man mit Stroh und ſteckte es in Brand. — Auf ſolche Weiſe wußte man ſie wieder zur Wuth zu treiben und zum Gefecht anzuregen. Nun fielen beide Tiger zu gleicher Zeit den Büffel an; während der eine mit ihm kämpfte, lag der andere ruhig und ſcheinbar theilnahmlos in einem entfernten Winkel. Begegneten ſich beide zufällig, ſo griffen ſie ſich nicht ſelten gegenſeitig an. Ungefähr dreiviertel Stunden hatte dieſer ungleiche Kampf gedauert. Je matter und friedlicher die Thiere wurden,

deſto mehr wurden ſie zum Streit angefeuert. — Dazwiſchen hörte man das Gebrüll der Tiger und das dumpfe Geſtöhn des Büffels, das Jauchzen und Jubeln der ringsum verſammelten Menge und die tiefen, monotonen Töne der javaneſiſchen Gammelang-Muſik.

Endlich gab der Kaiſer einen Wink. — Die Tigerkäfige wurden geöffnet und beide Tiger zogen ſich ſchleunig dahin zurück. Der Buffel war furchtbar verletzt, jedoch hegte man Hoffnung, daß ſeine Wunden wieder geheilt werden könnten. Iſt dies der Fall, ſo bekommt er gewöhnlich nach einem ſo glorreich beendeten Kampfe das Gnadenbrod für den Reſt ſeiner Tage.

Die Tiger hatten jedoch ihre Rolle noch nicht ausgeſpielt. Nach dieſem erſten Kampf zwiſchen Thieren folgt nämlich ein zweiter zwiſchen Menſchen und Thieren, wobei Erſtere jedoch nichts zu fürchten haben, ſondern immer ſiegreich ſind.

Einige tauſend Javaneſen, worunter viele angeſehene und zum Gefolge des Kaiſers gehörende Große, bilden ein regelmäßiges Viereck, deſſen Seiten jede ungefähr dreihundert Fuß lang ſein mögen. Sie rangiren ſich in dreifachen Reihen hinter einander, von denen ſich die vorderſte auf den Grund hinhocken. Jeder iſt mit einer ziemlich langen ſpitzen Lanze bewaffnet, deren Spitzen nach der inneren Fläche des Vierecks gerichtet ſind, ſo daß dadurch eine dreifache undurchdringliche Mauer von Speeren entſteht. In der Mitte dieſes viereckigen Platzes ſtehen vier Tigerkäfige, die mit Schilf und anderen brennbaren Stoffen umgeben ſind.

Auf einen Wink des Kaiſers begaben ſich zwei Javaneſen nach dem Takt der Muſik, einen javaneſiſchen Tanz aufführend, nach einem dieſer Käfige und neigen ſich tief vor dem Kaiſer. Einer von ihnen klettert auf den Käfig, öffnet von oben die Klappe, ſteigt wieder hinunter und ſetzt ſich endlich neben der geöffneten Thür auf den Grund. Während deſſen hat ſein Gefährte das trockene Schilf ringsum in Brand geſteckt und ſetzt ſich gleichfalls an der andern Seite der geöffneten Thür

nieder. Hier verweilen ſie einige Augenblicke, dann ſpringen ſie auf einen Wink des Kaiſers wieder auf und entfernen ſich langſam und beſtändig einen javaneſiſchen Nationaltanz ausführend.

Der Tiger bleibt ruhig in ſeinem Käfig liegen, bis die Flammen ihn hinaustreiben. Dann ſpringt er heraus und blickt wüthend und durch ſein Gebrüll die Töne des Gammelong betäubend, um ſich. — Die fremdartige Umgebung, die zahlloſe Menſchenmenge, die ihn von allen Seiten umgiebt, machen ihn noch wilder. Der Durſt nach Freiheit gewinnt endlich die Oberhand, ängſtlich ſucht er einen Ausweg. Ueberall drohen ihm Lanzenſpitzen entgegen. Oft läuft er zwei oder dreimal längs des ganzen Quarres hin, endlich ſpringt er in toller Wuth in die Lanzenſpitzen oder verſucht es, ſich mit einem gewaltigen Sprunge darüber hinwegzuſchwingen.

Gewöhnlich iſt dieſer Augenblick ſein letzter, — er wird durch unzählige Piken aufgefangen und durchſtochen. Jedoch nicht immer läuft dieſes Spiel ſo glücklich ab. Einem der vier Tiger gelang es, mit einem furchtbaren Sprunge wirklich über die dreifache Reihe Lanzen hinwegzukommen und nach dem inneren Hofraume des Kedaton zu entfliehen. Groß war der Schrecken der anweſenden Europäer, jedoch der Kaiſer und die ihn umgebenden Javaneſen blieben ſo ruhig und kalt, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre. Uralte Gebräuche machen es nämlich dem Kaiſer und den javaniſchen Großen zur Pflicht, während eines Tigergefechtes ein feierliches Stillſchweigen zu bewahren und auch nicht vor Beendigung des Ganzen von ihren Stühlen aufzuſtehen. Daher auch bei dieſer Gelegenheit die kalte Ruhe. Bald darauf empfingen wir die angenehme Nachricht, daß der Tiger im inneren Hofraum gefunden und getödtet worden ſei, wobei nur ein Javaneſe eine leichte Wunde bekommen hatte. Die drei anderen Tiger ſtarben auf die beſchriebene Weiſe. Dieſe Art, die Tiger zu erlegen, heißt im Javaniſchen rampock.

In früheren Zeiten ließen die javaniſchen Fürſten nicht ſelten

zum Tode verurtheilte Verbrecher mit Tigern kämpfen. Noch vor zwanzig Jahren ereignete sich ein solcher Fall am Hofe des Sultans von Djocjocarta. Zwei Javanesen, welche der Brandstiftung verdächtigt worden waren, wurden verurtheilt, gegen Tiger zu fechten. Man gab jedem einen javanischen kurzen Dolch mit abgebrochener Spitze (kris) und ließ in einem kleinen Raume auf jeden einen Tiger los. Einer von ihnen war in wenigen Minuten förmlich auseinander gerissen; dem zweiten gelang es jedoch, nach einem zweistündigen heftigen Kampfe seinen furchtbaren Feind durch verschiedene Verwundungen am Kopfe zu tödten.

Man hatte die Grausamkeit, noch einen zweiten kleineren Tiger gegen ihn loszulassen. Als er jedoch auch diesen glücklich überwand, wurde Gnade über ihn ausgesprochen. Dieser glückliche Erfolg galt als eine göttliche Offenbarung seiner Unschuld. Der Sultan schenkte ihm nicht nur die Freiheit, sondern erhob ihn zur Belohnung auch sogar in den javanischen Adelstand. — Seitdem sich der Einfluß der Europäer an den früher unabhängigen javanischen Fürstenhöfen mehr und mehr geltend gemacht hat, haben dergleichen grausame Kämpfe wie der zuletzt beschriebene gänzlich aufgehört, und nur bei großen Festlichkeiten finden noch bisweilen Thiergefechte statt wie die ersterwähnten.

Die Leidenschaft für Thiergefechte ist überhaupt ein hervorragender Zug des javanischen Nationalcharakters. Bei Häuptlingen geringeren Ranges sieht man häufig Gefechte zwischen wilden Schweinen und Böcken, oder Schweinen und Hunden, die in einem kleinen Käfig vor sich gehen. Auch Hahnkämpfe lieben sie leidenschaftlich. Die javanischen Kampfhähne werden von Jugend auf dazu angeleitet, die Krallen werden verschiedene Male täglich mit der Rinde einer Kokusnuß gerieben, um sie scharf und spitz zu machen, während der Schnabel gleichfalls durch oft wiederholtes Reiben mit der Hand hart und glatt gemacht wird. —

Auch eine Art kleiner Wachteln und selbst große Heuschrecken und verschiedene Arten Käfer läßt man mit einander fechten,

und wirklich erſtaunlich iſt es, wenn man ſieht, auf welche verſchiedene Weiſe die Javaneſen die kleinen Thierchen gegen einander in Wuth bringen.

Alle dieſe verſchiedenartigen Gefechte hätten für die Javaneſen wenig Intereſſe, wäre nicht ihre unbegränzte Leidenſchaft für Wetten und Hazardſpiele. Große Summen Geldes, wenigſtens verhältnißmäßige zu den Mitteln der Spieler, werden häufig auf den Erfolg eines Kampfes zwiſchen Hähnen, Wachteln und kleineren Thieren verwettet. — Obgleich von Seiten der Regierung zum Beſten des javaniſchen National-Charakters dieſem Unfug ſo viel wie möglich durch Verbote gegen Thiergefechte geſteuert wird, ſo ſieht man ſie doch beinahe täglich auf den Märkten und in den Straßen Batavias.

Iſt es nicht wunderbar, ſo ſagte ich nach dieſer Erzählung, daß ſich in einem Lande, welches ringsum von der modernen Civiliſation umgeben iſt, ja, welches eines der aufgeklärteſten Länder zum Nachbarn hat, Kämpfe erhalten könne, welche man bei gänzlich unkultivirten Völkern findet? Und wird, ſo frug ich weiter, dieſe Liebe zu den Thierkämpfen ſo lange bei ihnen andauern, ſo lange das Volk noch in ſeiner Unwiſſenheit verharrt, die es zum Spielballe der ſo unwiſſenden Mönche oder verſchlagener Demagogen macht?

Vielleicht wird es einmal heißen:

Die Stiergefechte in Spanien haben aufgehört, zu den Volksbeluſtigungen zu gehören; — d. h. das ſpaniſche Volk hat angefangen, in die Reihe der civiliſirten und aufgeklärten Nationen zu treten.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Paris.

Zuerſt war der Mann. — Die Freiheit der Frauen. — Quartier Latin. — Die Studenten. — Der Luxemburger Garten.

Es war keine gute Vorbedeutung für mich, daß der Regen in Strömen vom Himmel fiel, als ich in Paris einfuhr. Wir hatten ſchon einige Tage ſchlechtes Wetter gehabt, was mir die Reiſe ſehr verleidete, denn wenn der Himmel einen Schleier trägt, gewährt uns auch die Erde keine Freude. Sonſt war meine Reiſe ruhig verlaufen, im Uebrigen hatte ich mich nirgends aufgehalten, da ich Eile hatte nach Paris zu kommen.

Da lag ſie nun vor mir dieſe Rieſenſtadt, welche in einer ewigen Metamorphoſe begriffen, dennoch immer dieſelbe bleibt, dieſes liebenswürdige Ungeheuer, welches einen Danton und Murat, einen Robespierre und Mirabeau, ſo viele große Verbrecher und Heroen geboren hat, die Sphynx, welche ſchon ſo viel Blut von Millionen Unſchuldigen getrunken, und die Welt noch immer mit ihren ſeltſamen Räthſeln in Erſtaunen ſetzt und in Spannung erhält.

Trotzdem, daß ich ſehr liebenswürdige und geiſtreiche Reiſegeſellſchaft hatte, ſämmtlich Pariſer und Pariſerinnen, konnte ich nicht umhin, einer ziemlich geraumen Weile mich meinen Ideen zu überlaſſen.

Hier iſt, ſagte ich mir, wo die Weltgeſchichte ſo viele Dramen, Tragödien und Luſtſpiele aufgeführt. Hier iſt, wo die Idee in ſteter Gährung, der Geiſt im ſteten Schaffen, Aufbauen

und Niederreißen begriffen, dieſe Stadt, welche, obgleich ſie, nie von ihrem Flecke gewichen, dennoch die irrende Jüdin iſt, welche alle Völker heimſucht, überall Spuren ihres Daſeins zurückgelaſſen hat, in Madrid, in Moskau, in Berlin und Wien, in Konſtantinopel und Petersburg — überall war Paris auf ſeinem welthiſtoriſchen Gange, iſt dort noch heute, keine Stadt von Bedeutung vermag ſich ihrem Einfluſſe zu entziehen. —

Alles, was die Menſchheit als geiſtige Wohlthat betrachten kann, iſt ihr aus dieſer Stadt zugefloſſen.

Alle humane Ideen, die jetzt ſtärker als je an die Gewiſſen der Völker pochen und Einlaß begehren, Geltung fordern, hier ſind ſie entſtanden. Die Armen, die Frauen, die Unglücklichen, die Schwachen und Unterdrückten, die Welt iſt Paris zum Dank verpflichtet und alles Elend, welches von ihm aus über die Nationen gekommen, iſt nur gering anzuſchlagen gegen die edle geiſtige Influenz, welche dieſe Stadt ausgeübt.

Dieſe Ideen waren es, welche mich ergriffen, als ich mich Paris näherte und durch die impoſanten Steinmaſſen fuhr. Betäubt von dem Geräuſch langte ich in mein Hotel an, wo ich das geiſtige Gleichgewicht wieder herſtellte, welches ſo nöthig iſt, um Paris wahrhaft genießen zu können.

Das Erſte, was ich that, war, daß ich einen der geiſtreichſten Franzoſen, den ich ſo glücklich war zu kennen, zu meinem beſtändigen Begleiter wählte. Denn was ſollte eine Dame allein machen? — Selbſt in Paris, wo die Frauen eine Freiheit genießen wie nirgends, vermögen ſie das Leben kaum anders kennen zu lernen, als durch die Brille eines Mannes.

Es iſt nun einmal das Geſchick der Frauen, daß, ſo ſehr ſie ſich auch emanzipiren mögen, ſie dennoch beſtändig unter dem eiſernen Scepter eines Büttels ſtehen — der Convenienz.

In Paris ſo gut wie anderswo hat er ſeinen ſtrengen Gebot, dem ſie ſich unterwerfen müſſen — ſo lange ſie den Unterrock nicht etwa mit jenen Unausſprechlichen vertauſchen, welche nun einmal das Attribut der Erſtgeburt ſind.

Ja, was wir auch dagegen unternehmen mögen, die Männer

haben ſich das Recht der Erſtgeburt uſurpirt und was ſollen wir gläubigen Frauen anderes thun, als der chriſtlichen Liebe zu vertrauen, welche es ſagt:

Zuerſt war der Mann!

Die Natur hat ein einzig Mal unnatürlich gehandelt und das Weib aus dem Mann erſtehen laſſen, und obwohl das ganze Menſchengeſchlecht fortan aus dem Weibe hervorgegangen, ſo bleibt der Satz für alle Zeit ſtehen:

Der Mann iſt der Erſtgeborene, die Welt iſt ſein Majorat.

Wir Frauen kämpfen umſonſt um den legitimen Mitbeſitz. Alles, was wir vermögen, iſt, den Mitgenuß zu erkämpfen.

Sie ſind doch im Irrthum, ſagte mein Begleiter, gegen den ich dieſe Ideen ausſprach, wenn Sie glauben, daß die Franzoſen und die Europäer überhaupt dem Weibe die höchſte Summe der Freiheit geſtatten. Obwohl ich gewiß der Letzte ſein würde, der den Ruhm meines Landes um ein Haar ſchmälern möchte, ſo muß ich doch, um gerecht zu ſein, Ihnen geſtehen, daß es ein Volk giebt, wo die Frauen größere Rechte haben — und das iſt im — Orient.

Wie, im Orient? rief ich, in den Serails? in den Harems? — In dem Lande, wo ſie als Sklavinnen ge- und verkauft werden? — Sie lieben es, parador zu ſein.

Ich bin nichts weniger als parador, aber von den zahlloſen irrigen Meinungen, die man noch jetzt im Abendlande über morgenländiſches Thun und Treiben hegt, iſt die über das Schickſal der Frauen eine der abſurdeſten. Die Europäer glauben allerdings, das andere Geſchlecht würde im Orient auf die unwürdigſte und roheſte Weiſe behandelt, und demnach hält der Perſer ſeine Frauenzimmer für moraliſch freier und einflußreicher als die europäiſchen Damen.

Der berühmte Mirza Alu Taleb Chan, ein perſiſcher Grande, der Europa durchwandert hat, zählt ſogar acht Punkte auf, in denen ſeine Landsmänninnen größere Freiheit genießen, als die europäiſchen Damen. Zu dieſe Punkten gehören, „daß man

in Aſien die Launen des weiblichen Geſchlechts mehr beachtet und daß ſie ein vorgeſchriebenes Recht haben, ihren Ehemännern bei jeder Veranlaſſung einen Verweis zu geben."

Freilich ſperrt man die Frauen im Orient ein; aber das Herkommen macht dieſe Abſonderung gar nicht ſo ſtreng. Ein Frauenzimmer darf z. B. ihre Freundin beſuchen und eine Woche lang von dem Hauſe ihres Mannes wie des Vaters entfernt bleiben, ohne daß ein eiferſüchtiger Blick über ſie wacht. Der Ehemann, welcher ſeinem Weibe nicht erlaubt, heilige Oerter und Moſcheen, oder die Häuſer ihrer Freunde, ſeien es von Männer oder Frauen, zu betreten, oder unſchuldige und ihnen angenehme Dinge ihnen unterſagt, heißt es, würde in jenem Leben ſeiner verdienten Strafe nicht entgehen. Auch ſei es in ſolchem Falle recht, wenn die Verwandten der Frau den Eheherrn vor dem Kadi zitirten und auf Scheidung antrügen. Allerdings iſt auch Polygamie erlaubt; allein der perſiſche Reiſende ſagte hierüber: „So viel ich weiß, iſt es leichter, mit zwei Tigerkatzen leben, als mit zwei Frauen." Daß der Mann, welcher mehr als eine Frau nähme, ewiglich ſeine Thorheit bereuen würde, ſteht ſogar in den Schriften ihrer Weiſen.

Ja, die Perſer haben ſogar ein eigenes Geſetzbuch, aber nicht zum Gebrauche „der Herren der Schöpfung" geſchrieben, obſchon einige ſeiner Regeln den Ehemännern insbeſondere zu gelten ſcheinen, ſondern zur Erbauung des weiblichen Geſchlechts; und die Matronen, deren weiſe Ausſprüche es enthält, waren ſehr bewandert in den Mitteln, „wie man die Männer dahin bringen könne, dem Willen des zarteren Geſchlechts ſich zu fügen."

Der genußreichſte Ort für perſiſche Damen iſt das Bad. Folgendes ſind einige weiſe Regeln in dieſer Erholung, die zugleich eine religiöſe Pflicht iſt. Die Dame muß an der Thüre des Hemmare einige Wallnüſſe mit den Abſätzen ihrer Schuhe entzweitreten und alsdann barfuß hineingehen. Hier muß ſie ſehr behutſam in einem Becken Platz nehmen, in welches verſchiedene aromatiſche Ingredenzien gemiſcht ſind. Einige ſagen,

daß der Geruch einer von den Absätzen der Dame am Eingang aufgetretenen Wallnuß das Zahnweh stille. Im Bade selbst trägt die Dame so lange ihren Gürtel, bis die Hautbürste und Seife in Anwendung kommen. Andere kleine Dienste leisten sie einander wechselseitig, während sie im Kreise sitzen und heitere Gespräche führen, wobei alle Art von Klatscherei erlaubt ist. Auch Taback wird geraucht, und vor dem Besuch des Hemmare wird jede lebensfrohe und nicht geizige Frau ihren Sklavinnen befehlen, daß sie ein herrliches dort einzunehmendes Frühstück bereiten, nämlich Salate, allerlei Gekochtes und Gebratenes, und alle Früchte der Jahreszeit, nebst Scherbet und Rosenwasser. Einige sagen, die Frau solle sich, wenn sie das Bad verlassen hat, festlich schmücken und im Fall eines Engagements gleich in das Haus ihres Freundes oder Liebhabers gehen. Begegnet ihr auf dem Wege ein schöner junger Mann, so ist es ihre Pflicht, den Schleier, der das Antlitz deckt, ein wenig zu lüften und nach und nach wegzuziehen, unter dem Vorwande, es sei sehr heiß, und sie transperire stark. Dabei verweilt sie sich etwas, bis der Duft ihrer Salben den Jüngling anweht und dann eine Botschaft sendet, mit der Beschreibung seines entzückten liebetrunkenen Herzens.

In dem Kapitel vom ehelichen Zusammenleben wird dem Manne eingeschärft, daß er seiner Frau niemals eine Bitte abschlage und ihr Geld gebe ohne Maaß. Will die Frau eine Gesellschaft geben, so darf der Mann nichts dawider haben; und gefällt es den weiblichen Gästen die Nacht über da zu bleiben, so muß er ihnen erlauben, in ihrem Zimmer zu schlafen, während der Eheherr abgesondert und allein schläft. Jede Einwendung von Seiten des Mannes oder seiner Angehörigen soll die Frau damit beseitigen, daß sie wenigstens ein Mal des Tages ihrer Nägel und Zähne sich bedient; auch soll sie ihrem Mann bei jeder Gelegenheit mit Scheidung drohen; ihm die Schuhe zu knapp machen und sein Polster in einen Stein verwandeln; so daß er seines Lebens überdrüßig wird und ihre

Autorität willig anerkennt. — Alles dies ſtimmt ſehr wenig zu unſeren Begriffen von Despotismus der Männer im Orient.

Es wird der Frau als großes Unglück angerechnet, wenn ſie ohne Freundinnen iſt, und auch das ärmſte Weib giebt ſich Mühe, einem ſolchen Fluche zu entgehen. Eine Frau, die täglich mit Freundinnen Hand in Hand ging, wird man am Tage der Auferſtehung mit ihren alten Geſpielinnen auf Erden im Paradieſe tanzen ſehen. Kulſum Nahnoh ſagt ſogar, geſellige Freiheit und Harmonie ſeien hinreichend, um Vergebung der Sünden zu verwirken, und die alten Matronen behaupten, daß ein junges Mädchen, das bei ſeinem Tode keine Freundinnen zurückläßt, denen es ſeine geheimſten Gedanken und Handlungen anvertraut hat, in jenem Leben nicht glückſelig ſein wird.

Dieſe Belehrung über die Stellung der Frauen im Orient gewährte mir viel Vergnügen. In der That will es mir bedünken, daß wir die Verhältniſſe der orientaliſchen Frauen zu ſehr mit europäiſchen Augen betrachten. Es iſt gewiß der Fall, daß das Weib überall diejenigen Eigenſchaften geltend macht, die ihm die Natur gewiſſermaßen als Revange gegeben, um den Anmaßungen der Männer begegnen zu können, und ihrem Despotismus Maaß und Ziel zu ſetzen.

Ach, wie oft bedauerte ich es dennoch kein Mann zu ſein, um mich ſo ganz in das Pariſer Leben ſtürzen zu können und ich konnte es nicht unterlaſſen, mein Bedauern deshalb gegen meinen Begleiter auszuſprechen.

Nun, werden Sie ein Mann, ſagte er lächelnd.

Ein Mann? Wie ſoll ich das anfangen? —

Ziehen Sie Männerkleider an.

Und Sie glauben, man wird nicht auf den erſten Blick mein Geſchlecht erkennen?

Ei warum? ein feſter Tritt, ein keckes Auge, ein wenig Unverſchämtheit —

Und der Mann iſt fertig? fiel ich ihm lachend ins Wort. Alſo das wären die Ingredenzien der Herren der Erde? —

Beinahe — was ſonſt noch fehlt beſitzen Sie vollauf.

Und das wäre? —

Muth, Verstand, Stolz, Kraft —

Sie sind ein Schmeichler.

Nein, gewiß nicht — aber in Paris kann man Alles wagen. Sie können ohne Gefahr einige Tage einen Mann spielen. Aber halt — wissen Sie, wo wir hier sind? —

Nun? —

Im Studenten-Viertel.

Ei, das ist ja interessant. —

Sehen Sie dort jenes alterthümliche sonderbare Haus mit dem thurmhohen Giebel? —

Nun freilich; es stehen zwei Herren am Fenster mit sehr langen Pfeifen und gaffen gemüthlich aus dem Fenster hinaus.

Das sind zwei Studenten.

Ich dächte, die Herren hätten zu wenig Zeit, so müßig in die Gasse hinaus zu schauen.

Sie denken sich diese Herren Studenten stets mit und bei den Büchern? Sie scheinen die Pariser Studenten wenig zu kennen. Sie sollen bald ihre nähere Bekanntschaft machen.

Wie das? —

Gehen Sie zweimal allein die Straße auf und ab und ein Dutzend Thüren werden sich öffnen und eben so viele Studenten heraustreten, Ihnen ihre Complimente zu machen.

Ich danke für diese Bekanntschaften und zumal auf diese Weise, versetzte ich. Lassen Sie uns diesen Stadttheil con amore durchstreifen und ich will sehen, welche Beobachtungen wir gemeinsam machen werden.

Mein Freund war es zufrieden, und ich fand nun Gelegenheit genug, das Pariser Studentenleben äußerlich genau kennen zu lernen. Uebrigens gewann ich bald darauf auf eine sehr komische Weise die Bekanntschaft eines dieser Herren der Wissenschaft, der mich mit ihrem Leben aufs Innigste vertraut machte. — Ich werde von diesem Bekannten später reden. Jetzt will ich die Erfahrungen, die ich gemacht, im Zusammenhange mittheilen. —

Wer die Pariſer Studenten einen Tag lang beobachtet, dem drängt ſich die natürliche Frage auf: Wo finden dieſe Studenten Zeit zum Studiren? Am zweiten Tage löſt ſich das Räthſel, und man kommt zu dem befriedigenden Schluß, daß die Pariſer Studenten überhaupt keine Zeit zum Studiren finden. Gewiß giebt es da und dort in Frankreich ausgezeichnete Aerzte, große Maler, ſcharfſinnige Rechtsgelehrte, die hell unter allen Andern hervorleuchten, um die geiſtige Finſterniß der Andern deſto deutlicher zu machen. Dieſe Aerzte, Maler und Juriſten ſind nicht mit ihren Diplomen, ihren Pinſeln, ihrem Corpus juris auf die Welt gekommen: die Erziehung hat etwas für ihre Förderung, ſie haben etwas für ihre Erziehung gethan. Aber das Leben großer Männer iſt das von Einzelnen, nicht das der Maſſe. Und von dieſer ſoll hier die Rede ſein. Möglich, daß das Quartier latin in dieſem Augenblicke mehr als einen ungekannten Dumas oder Paul de Kock enthält, der zur Zeit an ſeiner Leſer Unmoralität noch keine Schuld trägt, möglich, daß mancher junger Mann, der gegenwärtig das Hotel Corneille durch ſein Billardſpiel in Erſtaunen ſetzt, einmal ein berühmter Barrikadenbauer oder ein berüchtigter Galeerenſträfling wird. Aber wie ſoll man an dieſen langbeinigen, kurzröckigen, bärtigen Jünglingen das Genie herausfinden, wenn ſie ſich ſo ſehr wie gewöhnliche Menſchen geberden!

Wer das öffentliche Leben der Pariſer Studenten kennen lernen will, der braucht in der That nur einigemale das Lateiniſche Viertel zu beſuchen, dieſes glückliche Viertel, wo Alles nach des Studenten Geſchmack und Geldbeutel arrangirt iſt, wo das Vergnügen ſelbſt billiger zu ſtehen kommt, als das Studium, wo Handſchuhe gegen die Sitte, wo die Ehrbarkeit ein unbekanntes Ding iſt.

Iſt der Student reich, d. h. hat er monatlich zweihundert Franken zu verzehren, ſo wohnt er, wo es ihm beliebt, wahrſcheinlich im Hotel Corneille; iſt er arm und, wie es nicht ſelten der Fall iſt, auf kaum mehr als den vierten Theil der genannten Summe angewieſen, ſo lebt er, Keiner weiß wo und

Wenige wiſſen wie. Hauptſächlich aus den Studenten dieſer Klaſſe, die insgemein die Söhne von Bauern oder Arbeitern ſind, gehen die großen franzöſiſchen Maler, Juriſten und Aerzte hervor. Sie ſind fleißiger als ihre reicheren Kollegen, nicht aber, weil ihnen das Vergnügen zu theuer wäre, ſondern weil ſie gewöhnlich mehr Willenskraft und mehr geiſtige Begabung haben. Denn ohne dieſe Eigenſchaften wäre es ihnen ſchon nicht möglich geweſen, ſich den niederen Berufsarten zu entziehen, zu denen ſie durch die Geburt beſtimmt waren, während bei den reicheren Studenten die Wahl einer liberalen Profeſſion ganz andere Gründe hat. — Es iſt ein eigenthümlicher Anblick, dieſe armen Studenten zu ſehen, wenn ſie ſich um die Mittagszeit im Luxembourg-Garten ſonnen, in Mänteln mit langen Kapuzen, die ſie trotz der Hitze des Tages noch nicht abzulegen im Stande ſind. Gehörte man auch zu den Leuten, die da meinen, daß es wirklich Neues unter der Sonne gebe, dieſe Mäntel würde man doch nicht darunter begreifen. Aber, ſo ſchwer ſie auch ſein mögen, die Herzen derer, die ſie tragen, ſind leicht und ihr Lachen iſt fröhlich und das ſelbſt bei der letzten Pfeife Taback. Erſt nach der letzten Pfeife, und nicht früher, kömmt die Verzweiflung.

Die reicheren Studenten haben mit ihren ärmeren Kommilitonen das Eine gemein, daß ſie früh aufſtehen. Manche frühſtücken ſchon um ſieben Uhr, Andere gehen bereits um ſechs Uhr angeblich in ihre Ateliers oder Vorleſungen und kehren nach zwei bis drei Stunden zum zweiten Frühſtück zurück. Daſſelbe iſt ziemlich ſubſtanziell und beſteht aus zwei oder drei Gängen und dem unvermeidlichen ein ordinaire. Lebt der Student im Hotel, ſo frühſtückt er unter dem Klappen der Billardbälle und umwogt von den Rauchwolken der Gypspfeifen. Mit Rauchen, Billardſpielen, unterſchiedlichen Taſſen Kaffee und Gläschen Cognac werden ein paar Stunden nach dem Frühſtück todtgeſchlagen. Auch Ecarté und Domino ſind zu ſo früher Stunde ſchon weidlich in Gebrauch. Doch Hitze und Tabacksdampf eines Kaffeehauſes können auch Pariſer Studenten ein-

mal läſtig werden. Iſt dieſes Phänomen eingetreten, ſo ziehen ſie zu Zweien oder Dreien hinaus in die friſche Luft. Der Louxembourg-Garten iſt in nächſter Nähe und bietet ſich ihnen als der bequemſte Platz zum Flaniren dar. Es gewährt einen höchſt ſpaßhaften Anblick, ſie dort in ihren jetzigen Trachten umherſpazieren zu ſehen, die eine Karrikatur von den Moden der Champ Elisées vorſtellen. Die beliebte Kopfbedeckung iſt ein breiter und hoher weißer Hut, den es Sitte ſein ſoll gegen den Strich zu bürſten. Der Rock ſteht zwiſchen Paletot und Jacke, iſt oben und unten gleich weit, ohne Naht und Taille und reicht ſo wenig über die Hüften hinunter, als es der abſurde Geſchmack des Trägers zuläßt. Der Reſt des Anzuges beſteht aus verſchiedenen anderen Proben von der Hanswurſt-Manier des Pariſer Studenten. Was den Bart betrifft, ſo iſt ſeine Form vollkommen dem Geſchmack des Einzelnen freigegeben und es exiſtiren in der That nicht zwei Perſonen im Viertel, die gleiche Bärte tragen. Es muß indeſſen bemerkt werden, daß das Raſiren entſchieden mehr und mehr in Aufnahme kömmt.

Der Luxembourg-Garten zeichnet ſich beſonders durch ſeine Bildſäulen ohne Figur, ſeine Mandelbäume ohne Mandeln und ſeine Griſetten ohne Zahl aus. Die rundbeſchnittenen Kaſtanienbäume der Alleen würden in der That ſehr ſchön ſein, erinnerten ſie nicht den vorurtheilsfreien Beobachter an die geſchorenen Pudel, die ihrerſeits wieder geſchoren zu werden ſcheinen, um den Bäumen gleich zu ſein. Die Königinnen von Frankreich, die, wohin wir den Blick wenden, von hohen Piedeſtalen auf uns herabſehen, ſind unleugbar das Werk eines geheimen Republikaners, ſo wie die Löwen an den Blumenterraſſen höchſt wahrſcheinlich eine Satyre auf England ſein ſollen. Indeſſen möchte auch Der und Jener dieſe Beſtien weniger ſüßlich lächelnd wünſchen, ſo würde er doch kaum die Scene ringsum anders wollen mit ihren blühenden Büſchen und nicht minder blühenden Mädchen, mit ihren heiteren Blumenbeeten, luſtigen Bummlern und militairiſchen Paraden.

Neben dem Gartenthore an der Seite der barrière d'Enfer

giebt es immer etwas zu ſehen, und die dort veranſtalteten öffentlichen Vorſtellungen ſind theils ſehr billig, theils unentgeltlich. Ihr drängt euch durch einen dichten Haufen, der meiſt aus Soldaten beſteht, denen nicht in Maſſen zu begegnen unmöglich iſt. Seid ihr nun vorgedrungen bis an den Kreis, in dem die Vorſtellung ſtattfindet, ſo trefft ihr euch unter einer Bande von Studenten, die ihr vorhin aus dem Hotel habt gehen ſehen und die jetzt den Kunſtproduktionen eines Wunderhundes beiwohnen. Der Hund ſteht unter der Leitung eines widerwärtigen Kerls, der mit ſeinem Bart und ſeiner Blouſe ausſieht wie ein rechter Stammgaſt der Barrikaden. Das Wunderbarſte an dem Hunde aber iſt, daß er gar nichts thut, nicht, weil es ihm ſo befohlen worden, ſondern im Gegentheil, weil er, als echtes Kind Frankreichs alle Autorität verlachend, ſeinen eigenen Weg geht. Sein Herr ſchreibt die Unthätigkeit des Hundes zwar nicht der Dummheit des Thieres zu, ſondern dem Mangel an Beiträgen von Seiten der Zuſchauer. Auf dieſe Bemerkung des Mannes werden einige Sous in den Kreis geworfen und der Hund legt ſich in der That nieder und thut, als wenn er ſchliefe. Doch bleibt es zweifelhaft, ob dieſe ſeine Produktionen der magiſchen Gewalt der Kupfermünzen oder den Fußtritten ſeines Herrn zu verdanken ſind. Zu mehr Kunſt läßt ſich indeſſen das Wunderthier nicht herab und ſo groß die Summe auch wurde, die man allmälig in den Kreis warf, niemals war ſie nach der Meinung des Beſitzers hinreichend, den Hund zu Bravourſtücken zu vermögen. So hoch ſchlug das ſtolze Thier ſeine Talente an. Aber wer möchte es deshalb tadeln in einer Zeit, wo ihm ſo viele Genies unter den Menſchen das Beiſpiel der Launenhaftigkeit und Selbſtvergötterung geben!

Wir folgen jetzt unſeren ſtudirenden Freunden eine kurze Strecke zum Nicolet-Theater, wie daſſelbe nach dem Helden der Marionetten genannt wird. Nicolet iſt ein ſogenannter Mordskerl, der es beſonders mit den Ehemännern zu thun hat, aus dem Grunde, weil er mit Frauen gut Freund iſt. Dem Ni-

colet-Drama liegt demnach derſelbe leitende Gedanke zu Grunde, der ſich auch durch jedes andere franzöſiſche Stück hindurchzieht. Wäre es heutigen Tages nicht unziemlich, Moral zu predigen, ſo würden wir bemerken, daß wir etwas anderes als Vergnügen empfanden, wenn wir uns die Kinder unter der Zuſchauermenge betrachteten, wie ſie mit frühreifem Verſtändniß ſich an die Lüderlichkeiten jenes Faublas ergötzten und mit dem Takte von Weltleuten ſchlüpfrige Anſpielungen begriffen und Zweideutigkeiten goutirten.

Es iſt nicht Sitte unter den Studenten, Nicolets Vorſtellungen bis zu Ende anzuhören. Die faſhionable Zeit zum Fortgehen iſt verſchieden, gewöhnlich aber, bevor des Puppenſpielers Frau ſich anſchickt, mit dem Hute herumzugehen.

Ein andermal, wenn man eine Geſellſchaft Studenten auf ihren Morgengängen begleitet, gelangt man nach kurzem Wege in die Closerie des Lilas, ebenfalls nahe an Luxembourg. In dieſem Garten werden einige Abende in der Woche Bälle abgehalten und ſchwache Verſuche zu einer Illumination gemacht. Als Tanzplatz unterſcheidet ſich der Ort wenig von den vielen anderen, die Paris enthält, aber als Morgenaufenthalt hat er ſeine beſonderen Reize. Einer derſelben iſt der Umſtand, daß kein Entree gefordert wird. Den ganzen Tag hindurch findet man hier zahlreiche Vertreter der beiden Hauptklaſſen des Stadtviertels — Studenten und Griſetten; einige rauchend bei Bier und Cognac in kleinen niedlichen Lauben, andere ſich auf einer überaus hohen Schaukel amüſirend, die direkt in der Abſicht gebaut zu ſein ſcheint, daß Jemand darauf den Hals brechen ſolle, die aber, gleich manchen großen Erfindungen, ihren Zweck verfehlt hat. Ecarté iſt ebenfalls recht gebräuchlich; doch der Umſtand, daß daſſelbe eine gewiſſe, wenn auch nur geringe Geiſtesarbeit verlangt, die manchen Menſchen ſo ſehr zuwider iſt, wird wohl ſtets ein Hinderniß bleiben, daß dieſes Spiel in einer ſo gebildeten Stadt wie Paris, einer Art Uebergewicht bekömmt. Um dieſen Umſtänden zu begegnen, hat irgend ein ſinnreicher Kopf eine ganz neue Art von Spiel erfunden, ein

Umschwung, für welchen die Pariser sehr dankbar zu sein scheinen. Eine Kröte von Metall wird auf einem Gestelle befestigt, und in ihrem offen stehenden Mund wirft der Spieler kleine Metallkugeln mit dem Privilegium, sich eine hohe Nummer anzuschreiben, wenn er trifft, oder die Beine der Zuschauer zu bewerfen, wenn er fehlt. Mit diesem interessanten Spiel unterhält sich eine Gesellschaft angehender Doktoren und Rechtsgelehrten stundenlang in der Closerie und verräth dabei die lebhafteste Theilnahme. Die Hauptempfehlung für diese Art der Unterhaltung ist, wie ich glaube, daß die Studenten etwas Schlimmeres thun könnten, ein Raisonnement, das sich auf alles Böse anwenden läßt mit Ausschluß des allergrößten Verbrechens.

Endlich, matt vom Lärmen und des Rauches überdrüßig, denkt der Student daran, etwas Reelles zu thun, — er geht zu Tisch.

Meist dinirt er in einer von den Associations fraternelles des cuisiniers, die sich gegenwärtig über alle Stadtviertel von Paris verbreiten und von rothen Republikanern und armen Monarchisten gefördert werden. Erstern treibt das socialistische Prinzip, diese die Nothwendigkeit dahin. Und in der That ist der Preis von sechs Sous für das Gericht wohl geeignet, die Ansprüche der Volksfreunde und der Dürftigen zu befriedigen. In diesen Speiseanstalten, die seit der Juli-Revolution existiren, ist alle Welt gleich; es giebt keine Befehlenden und keine Dienenden. Die Kellner, die den Gästen aufwarten, sind die Eigenthümer der Restaurationen, und die Gäste selbst gelten für nichts Besseres als sie. Wer den aufwartenden Garçon anredete, würde sich grobe Worte zuziehen, und ein Kellner, der einen Gast monsieur anredet, riskirt, aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden. Immer muß man sich in der Anrede des Wortes citoyen bedienen, und wer sich an diesen Ausdruck stößt, muß anderswo seine Mahlzeit einnehmen. Selbst die Gerichte haben einen republikanischen Haut-Goût. Maccaroni à la République. Fricadeau à la Robespierre oder Filet

à la Charrier sind dem republikaniſchen Herzen ebenſo theuer, als ſie für die republikaniſchen Taſchen billig ſind.

Eine Mahlzeit dieſer Art koſtet den Studenten wenig mehr, als einen Franken. Sind ſie lockerer in der Wahl der Speiſen und der Tiſchgeſellſchaft, ſo ſpeiſen ſie bei Risbec auf dem Odeon-Platz. Hier haben ſie für einen Franken 60 C. vier Gerichte, ein Deſſert und eine halbe Flaſche oin ordinaire.

Nach dem Eſſen begiebt ſich der Student, wenn der Prado oder andere gleich edle Lokale nicht geöffnet ſind, ins Theater, und zwar geht er am liebſten nicht ins Odeon, wie man nach der Würdigkeit und Billigkeit deſſelben glauben ſollte, ſondern ins Théatre de Luxembourg, das in der Umgangsſprache ſeiner Freunde (warum, iſt ein Geheimniß) Bobiarum-Theater heißt. Er ſpricht quer über das Haus weg mit ſeinen Bekannten, ergeht ſich in ſpaßhaften Bezeichnungen des Entzückens, ſobald Mlle. Hermance auf die Bühne tritt, kurz, benimmt ſich ſo läppiſch und iſt ſo ſeelenvergnügt als immer möglich.

Mlle. Hermance war nämlich zu dieſer Zeit die Göttin des Viertels und hatte allabendlich eine endloſe Reihe von Anbetern. Das Theater ſelbſt bietet Alles, was ein Mann von vorgeſchrittenen Grundſätzen verlangen kann, der das Eigenthum verachtet und eine Vorliebe für Apfelſinen hat. Nach dem Theater geht der Student wahrſcheinlich nach Hauſe, wo wir ihn ruhig von ſeinen Mühen wollen ausruhen laſſen. Unſer Zweck war nur, eine flüchtige Schilderung ſeines täglichen Lebens zu geben, von dem er ſelten abweicht, höchſtens darin, wenn ein unerwarteter Geldzufluß es ihm möglich macht, die koſtſpieligen Vergnügungen in Mabille und Chateau Rouge aufzuſuchen.

Das war wenigſtens zu der Zeit, da ich Paris beſucht, das pariſer Studentenleben. Es iſt möglich, daß es jetzt anders geworden, wo ſo Manches in Paris anders geworden, und wo die Regungen einer Bevölkerung gehütet werden, die nicht regiert ſein will und doch regiert werden muß, welche ſchon ſeit Jahrhunderten daran gewöhnt iſt, die Veränderung für

das geiſtige Perpetuum Mobile zu halten, ohne welches ſie nicht einen Tag alt werden kann, und welches die Revolutionen hervorbringt, aus keinem andern Grunde, als aus dem die Zukunft zu entecipiren, was man mit dem ſo hübſch klingenden Ausdruck Geſchichte machen benannt hat.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Ein ſeltſames Muſeum.

Dr. Gall. — Schädelgruppen. — Der Menſch und ſein Gehirn. — Diebesorgane. — Mörderorgane. — Männer und Frauen.

Es war ein lauer Sommernachmittag, den ich, frei von allen Beſchäftigungen, in der Geſellſchaft des Fürſten T... bei einem Glaſe Limonade verbrachte. Der Fürſt war ein Sprudelkopf, ungemein erregt, und geſtand mir in einem Athemzuge tauſendmal ſeine unüberſchwengliche Liebe. Da ich die Schwüre ſolcher excentriſchen Menſchen nur allzugut kannte, ſetzte ich ſeiner Gluth die Kälte des Eispols entgegen.

Der Fürſt T... beklagte ſich hierüber auf eine ſehr gereizte Weiſe, und da er demungeachtet Miene machte, ſehr zärtlich zu werden, ſo ſagte ich ihm, ich würde für ihn eine Circe werden, und ihn in das erſte beſte Thier verwandeln.

Mit welchem Zauberſtabe fragte er? —

Mit einem paar eiſig kalten Küſſen, wenn Sie mich durchaus umarmen wollen.

Ja, das will ich, verſetzte er lachend, ich möchte die eiſige Kälte ſehen, die aus ihren funkenſprühenden Augen kommt, ich möchte einmal erfahren, wie kalt es in der Sonne iſt.

Der Fürſt T... machte in der That alle Anſtalten, ſeine Drohung auszuführen; glücklicher Weiſe aber kam mein gelehrter Cicerone, welcher mich abholen wollte, um mit mir die größte Merkwürdigkeite, welche Paris vielleicht aufzuweiſen hat, zu beſuchen, nämlich das Kabinet des Dr. Gall.

Somit wurde ich aus meiner peinlichen Situation befreit, und Fürſt T... entſchloß ſich, wenn auch mit etwas getäuſchter Miene, uns zu begleiten. —

Hinter den großen Kaſtanienbäumen des jardin de plantes erhebt ſich das anatomiſche Muſeum. Wenn man die kalten und ſchweigenden Gallerien deſſelben betritt, ſo ſtößt man zuerſt auf die formloſen Gerippe der großen Waſſerthiere. Dieſe ehemaligen Meerbewohner, welche einer Welt angehören, die den Menſchen noch nicht kannte, gleichen durch ihre Größe und ihre Formloſigkeit den Ruinen einer zerſtörten Schöpfung. Geht man weiter, ſo gelangt man zur Sündfluth; die erſten Säugethiere breiten vor dem Beſchauer die Ueberbleibſel ihrer rieſenhaften Kinnladen, ihre mächtigen Wirbelſäulen, ihre ungeheuren Zähne aus. Endlich kommt man zum Menſchen. Lange graue Schränke, welche mit Gittern von Meſſingdraht geſchloſſen ſind, beherbergen die Skelette. Dieſelben ſind theils die Ueberbleibſel von armen Kranken, welche in den Hoſpitälern geſtorben ſind, theils ſind ſie aber auch von Reiſenden aus fernen Gegenden mitgebracht worden. An einige knüpft ſich auch eine blutige Erinnerung; ſo lieſt man auf einem der Zettel: Soliman-El-Haleby, ein junger, gebildeter, aber fanatiſcher Syrier, welcher den General Kleber in Egypten ermordete, geſchenkt von Lorrey. Am Ende dieſer langen und dunklen Gallerien befindet ſich der

Saal, wo die phrenologiſche Sammlung des Dr. Gall gezeigt wird.

Dieſe Sammlung, welche eine große Anzahl von Gypsbüſten, Gypsabdrücken und merkwürdigen Schädeln zeigt, iſt von der Wittwe des Dr. Gall gegen eine ſehr mäßige lebenslängliche Penſion erworben worden. Sie umfaßt das Reſultat der Studien, Reiſen und Verbindungen des Gründers der Phrenologie. Anfangs verſuchte dieſer ſeine Lehren an hiſtoriſchen Portraits, aber er erkannte bald die Unzulänglichkeit dieſer Methode. Wenn den Malern am Kopfe eines bedeutenden Mannes ungewöhnliche Formen entgegentreten, ſo pflegen ſie dieſelben zu verwiſchen. Um daher ein getreues Bild der Umriſſe zu erhalten, nahm er ſeine Zuflucht zu Abdrücken, aber auch dieſes Verfahren, obgleich noch immer das beſte, iſt nicht ganz vollkommen. Indem der Gyps die Erhöhungen des Schädels aufnimmt, entſtellt er ſie zugleich etwas. Am liebſten nahm daher auch Gall die Schädel ſelbſt.

Wenn man das Kabinet des Dr. Gall in Augenſchein nimmt, ſo überſchaut man zugleich einen Theil der Geſchichte der letzten Jahre, welche in unvergänglichen Charaktern in die Schädel der Menſchen eingegraben iſt. Gall hat gegen die Perſonen ſeiner Zeit, deren Schädel er in Gyps abformte, dasſelbe Geſchäft übernommen, wie die Natur gegen die antediluvianiſchen Thiere, indem ſie ihre in dem weichen Thone verhärteten Spuren aufbewahrte. Ein künftiger Cuvier könnte mit Hülfe dieſer hiſtoriſchen Schädel das Bild unſrer Geſellſchaft rekonſtruiren.

Der Schädel war nach Galls Ueberzeugung eine Tafel, auf welche die Natur, den Charakter und den Geiſt jedes Menſchen in lesbaren Zügen aufſchrieb. Er war alſo der Anſicht, daß man die Geſchichte eines Individuums bloß aus dem Angaben ſeines Kopfes erkennen könne. Und in der That hat er außerordentliche Proben eines ſolchen Scharfſinns gegeben. Als er eines Tages den Dr. Caille beſuchte, der ein ſehr merkwürdigers oſteologiſches Kabinet beſaß, und die in den Schränken

aufgeſtellten Schädel prüfte und betaſtete, brach er in laute Freudenäußerungen aus, welche ſich in dem Ausrufe Luft machten: „Ich habe einen Vatermörder gefunden.“ Gall zeigte bei dieſen Worten auf einen anonymen Schädel der Sammlung und fügte hinzu: „Sie müſſen ihn mir verkaufen; wenn Sie wollen, will ich ihn Ihnen mit Gold bedecken, wie ein Gemälde Raphaels.“

Caille, der den Enthuſiasmus Galls für die phrenologiſche Wiſſenſchaft nicht theilte, erwiderte ihm ſehr kalt, daß er ihm ein Geſchenk damit machen wolle, daß er aber glaube, er befinde ſich im Irrthum. Dieſer Schädel hatte einem Emigranten gehört, das war Alles, was Caille wußte. Man zog nun Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Eigenthümer dieſes Schädels ein Emigrant geweſen, der während der Revolution hingerichtet worden und ſich auf dem Schaffot. als Vatermörder bekannt hatte. Man kann ſich den Triumph Galls denken.

Die Sammlung iſt in dem Zuſtande erhalten worden, in welchem Gall ſie bei ſeinem Tode hinterlaſſen hat. Die Nummern und die Bemerkungen, welche den einzelnen Stücken beigelegt ſind, hat er ſelbſt geſchrieben. Wenn er von den Fächern ſeines Schrankes herabſtiege, ſo könnte er ſeine Vorträge wieder aufnehmen.

An der Baſis der Stirn um den Bogen der Augenbraunen herum wies Gall den Organen ihre Stelle an, welche den Horizont der künſtleriſchen Naturen begrenzen. Er zeigte an den Büſten der Maler, Bildhauer, Muſiker, daß jedes dieſer Organe in geradem Verhältniſſe zu ihrer Entwickelung ſtände. An den Büſten von H. Vernet, Lemot und Foyatier zeigte er die Stelle des Sinnes der Nachahmung und des Zeichnens. Die Muſik iſt repräſentirt durch Mad. Barilli, Sängerin bei der italieniſchen Oper, Lafond, Grètry, Gluck. Das Organ der Poeſie wies er nach an den Köpfen von Delille, Legouvè, Dupaty. Man hat der Wiſſenſchaft Galls den Vorwurf gemacht, daß ſie die Menſchen nach ihrem ſchon bekannten Charakter erklärt habe. Um dieſem Vorwurf zu begegnen, modellirte

er Köpfe von unbekannten Kindern, deren Entwickelung er voraussagte. Unter diesen befindet sich der Kopf des jungen Flandrin, an welchem er den Höcker des Zeichnens entdeckt hatte, auch den Liszt's hat er aufgenommen und mit folgenden Worten versehen: ein ordentlich entwickeltes Organ der Musik; sehr ausgeprägte Organe der Nachahmung der Poesie und der Edukabilität.

Indem die Natur an die wiederholte Uebung eines jeden Organs einen eigenen Reiz knüpfte, scheint sie gewollt zu haben, daß jeder Mensch in der Sphäre seiner Fähigkeiten thätig sein sollte. Daher ist es zu erklären, daß gewisse Individuen, trotz aller Hindernisse in ihrer Neigung für ihre Kunst beharrt haben. Gall versicherte ihm, es seien Fälle vorgekommen, wo Thätigkeiten, die mit Gewalt oder Willensstärke unterdrückt worden, sich dadurch gerächt hatten, daß sie auch die anderen gestört hätten. Die Melancholie ist die Folge einer leidenden natürlichen Anlage. Gall schrieb dem Mangel an freier Bewegung, der eine vorherrschende Neigung traf, die meisten Selbstmorde zu. Gall hatte einen Freund gehabt, der zum Dichter geboren war und der durch den Widerstand gegen diese natürliche Anlage zum Wahnsinn gebracht wurde.

Der philosophische Geist entspringt aus dem Sinne der Erscheinungen, welcher das Material liefert, aus dem der Vergleichung, welcher sie in Verbindung bringt, und aus der Fähigkeit den Ursachen nachzuforschen. Gall hegte eine große Verehrung für den Kopf Sokrates. Der Newtons verbindet mit großen reflektiven Fähigkeiten, den Sinn der Beziehungen des Raumes und der Zahlen.

Einige ausgezeichnete Mechaniker haben wegen des Construktions-Talentes eine Stelle in den Schränken gefunden. Man lachte darüber, daß Gall dieses Organ auch am Schädel einer Wiener Putzmacherin zeigte. Aber Gall, der immer ernst war, wenn seine Wissenschaft ins Spiel kam, erwiederte: Wenn man vom Kopfe des Menschen die höheren Organe wegnimmt und denselben auf das Organ der Mechanik beschränkt, so wird

dieſelbe Fähigkeit, die, kombinirt mit der Reflexion und dem Sinne des Idealen, die Kirchengemälde des Michel Angelo hervorgebracht haben würde, nur noch, wie bei Thieren, Neſter bauen. Nun ſetze man dieſes Organ auf den Kopf einer Frau und bringe ſtatt der höheren Fähigkeiten Eigenliebe und frivole Eitelkeit hinzu, ſo wird man ein Talent erhalten, welches geeignet iſt zur Conſtruktion kleiner Dinge, zur Anfertigung von Spielereien, Hüten, Blumen.

Eine anonyme Maske endete die Reihe der Menſchen mit beſonderen Beſtimmungen. Unter derſelben lieſt man die Worte von Gall's Hand: Naturforſchender Arzt, welcher eine Reiſe um die Welt gemacht hat. Dieſer Arzt iſt der berühmte Gaymard. Gall hat dieſen Reiſeinſtinkt bei gewiſſen Vögeln angetroffen. Ein Kuckuk hatte ſeine Gefangenſchaft drei Monate hindurch mit ziemlicher Gleichgültigkeit ertragen. Als aber die Wanderzeit kam, bewegte er ſich ängſtlich im Käfig und verweigerte die Nahrung. Gall behauptete, daß dieſer Trieb ſich auch bei gewiſſen Menſchen fände. Der Doctor Brouſſais ſtellte die Anſicht auf, daß bei allen Vagabunden der Ortsſinn ſehr ſtark, der Inſtinkt der Niederlaſſung aber ſehr ſchwach ausgeprägt ſei. Manche Provinzen Frankreichs geben ihren Kindern denſelben Charakter mit, wie z. B. die Auvergne, während ſich in der Bretagne die entgegengeſetzte Anlage findet.

Neben den Männern von Talent findet man in anderen Schränken die Männer von Charakter aufgeſtellt. Hier bemerkt man Conſtantin Faucher, der 1815 wegen politiſcher Verbrechen hingerichtet wurde. Gall hatte zwei ganz verſchiedene Bildungen bemerkt, welche die revolutionären Geiſter hervorbringen. Die Einen werden durch das Gefühl der Gerechtigkeit, die Andern durch den Beweggrund des Stolzes zum Aufſtand getrieben.

Zuweilen geſellt ſich das Gefühl des Stolzes zum Organ der Zerſtörung, dann entſteht das, was man einen Mann der That nennt. Die Maske Georg Cadoudals zeigt eine ſolche Combination. Unter derſelben lieſt man: Die Organe des

Instinkts der Zerstörung, der Streitsucht, der List, der physischen Liebe und der Beziehungen des Raumes sind sehr entwickelt.

Der Stolz wird von der Phrenologie nicht unter die Todsünden gezählt. Wenn er sich in seinen Grenzen hält, so wird er der Hebel großer Thaten. Gall verband mit diesem Organ den Wetteifer, das Streben nach Autorität und Befehl, die Selbstachtung und das Gefühl des eignen Werths. Alle Staatsmänner, welche sich geboren glauben, um Andere zu beherrschen, haben einen hervorragenden Hinterkopf. Herr Thiers zeigt diese Eigenschaft in bemerkenswerthem Grade. An den Köpfen der Eroberer ist sie noch mehr ausgeprägt. Diesem anreizenden Organ schrieb Gall die unersättliche Ehrsucht, so wie die persönliche Richtung zu, welche viele große Männer den Ereignissen zu geben bemüht waren.

Wenn der Stolz mit großen geistigen Fähigkeiten zusammentrifft, so entsteht bei gewissen ausgezeichneten Menschen das Gefühl der Concentration und des Zurückgehens auf sich selbst, welches man den Egoismus der Genies nennen könnte. Solche Wesen erfüllen die Welt mit ihrer Individualität und ihrer Einsamkeit. Sie sind ernst, würdevoll und kalt. Diese Anlage kann man auf der Büste Georg Cuviers entdecken. Wenn der Stolz aber mit mittelmäßigen Anlagen und Armuth zusammentrifft, so erzeugt er den Bettlerstolz. Broussais hat eine bedeutende Erhöhung dieses Organs auf dem Kopfe von Chodruc Duclos konstatirt. Gall hatte auch Beobachtungen über die Bildung des Gehirns bei verschiedenen Völkern angestellt; er hatte gefunden, daß das Organ des Stolzes bei den Spaniern mehr hervorspringt als bei den Engländern, und bei den Engländern mehr als bei den Franzosen. Auch fand er dieses Organ sehr ausgebildet bei den Narren, welche sich große Herren dünkten.

Die Büste Casimir Periers gab Gall das Muster der Festigkeit. Diese Anlage giebt dem Menschen einen individuellen Ausdruck, welcher Charakter heißt. Diese Anlage zeigt sich gleich-

falls auf den Köpfen der Syſtembegründer, wie bei Gall, Fourier, Saint-Simon. Auch der des Malers Ingres hat dieſes Organ ſehr ausgeprägt.

Indem Gall mit Hülfe dieſer Organe die Hauptzüge jenes Charakters entwarf, pflegte er ſogleich hinzuzufügen, daß dieſe vorherrſchenden Organe zuletzt in den Individuen erlöſchen. Sie überdauerten, ſo zu ſagen, um einige Augenblicke die allgemeine Auflöſung. Gall führte mehrere Beiſpiele zum Beleg an. Er wohnte einſt dem Todeskampfe einer Frau bei, in welcher der Ordnungsſinn ſehr mächtig war. Die Kranke war ſchon für alle Empfindungen abgeſtorben, als ſie plötzlich in ihrem Todesröcheln auf den Schubkaſten einer offenen Kommode hinwies. Der Mathematiker Lagny erkannte ſchon Niemand mehr, als Maupertuis ihn fragte: Welches iſt das Quadrat von 12? — 144, antwortete der Sterbende.

Der Schrank, zu dem wir jetzt kommen, enthält die Schädel von Dieben und Mördern. Die Wölbung dieſer Schädel gehört kaum noch menſchlichen Weſen an. Dieſe Anlage, verbunden mit der gewaltigen Maſſe der Inſtinkte, welche in den Hinterköpfen reſidiren, hat ihren Willen ausſchließen müſſen. Die Schädel aller dieſer Verbrecher zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schädeln der Thiere, deren gemeine und gefräßige Neigungen ſie theilen.

Gall ſtellte über die Schädel der geborenen Diebe eine Reihe ſinnreicher Betrachtungen an. Es iſt möglich, pflegte er zu ſagen, daß Naturen, welche in dieſer Beziehung vernachläſſigt ſind, ſich nicht ihrem natürlichen Hange zum Diebſtahl hingeben, wenn ihnen der Zufall eine günſtige Stellung in der Geſellſchaft verſchafft. Das Organ, welches durch den Willen gefeſſelt wird, kann trotz ſeiner natürlichen Neigung von allen ſchmachvollen Handlungen abgehalten werden. Aber der Diebsſinn findet ſich auch zuweilen mit dem Wohlſtande und bedeutendſten geiſtigen Anlagen verbunden.

Ein großer Muſiker unſerer Zeit macht ſich ſolcher Diebſtähle ſchuldig, welche der nachſichtsvolle Spurzheim bei reichen

und anständigen Personen Zerstreuungen nennt. Untermischt mit den Dieben erscheinen die bleichen Gestalten der Mörder. Gall pflegt hierbei immer auf die Abwesenheit der Organe, welche auf höhere Empfindungen hindeuten, aufmerksam zu machen. Das Verbrechen entspringt weniger aus einzelnen Neigungen als aus dem Gesammt-Charakter. Man darf nicht vergessen, pflegte Gall zu sagen, daß es den wilden und blutdürstigen Naturen möglich gewesen wäre, sich ihrem Zerstörungstriebe nicht hinzugeben, wenn sie durch edlere Anlagen abgelenkt worden wären.

Gall behauptete, daß der Charakter des Mörders, wie er auf seinem Schädel ausgeprägt sei, auch die Art der Ausführung bestimmte. Das Organ der List, verbunden mit dem des Mordes, aber ohne das Organ des Muthes, erzeugt die Giftmischer. Gall hat der Neigung zum Verhehlen, dem Geiste der Intrigue und der Verstellung einen besonderen Platz angewiesen. Auf den Köpfen gewisser Frauen ist dieses Organ sehr stark ausgeprägt. Auf die Rechnung des Organs der Zerstörung fügte auch Gall alle Handwerke, welche, wie das des Schlächters, die Ueberzeugung roher Kraft und Blutvergießen erfordern. An diesem Orte des Gehirns fand er auch das fiat lux der göttlichen Macht, die nach de Maistre nothwendig ist, um den Wundermenschen, den Henker, zu erfinden. Trifft diese Anlage mit religiösem Gefühl zusammen, so entstehen blutdürstige Fanatiker. Gall zeigte diese Verbindung an der Büste Cromwells. Verbindet sich dieser Trieb mit hohen geistigen Anlagen, so giebt er dem Geiste eine düstere und tragische Richtung. Als Beweis kann Shakespeare dienen, bei dem übrigens auch in Anschlag zu bringen ist, daß er der Sohn eines Schlächters war, und daß die charakteristischen Formen in der Familie forterben. Wenn man gegen diese Erklärung Einspruch that, so pflegte Gall zu sagen: So Mancher, der vermöge dieses einzelnen Organs ein Schlächter, Henker oder Mörder geworden wäre, kann ein großer dramatischer Dichter werden, wenn

das Gefühl des Idealen und die Leidenschaft für das Schöne diesen Trieb in die Phantasie versetzen.

Gall lehrte, daß jedes der beiden Geschlechter sich in einem festgeschlossenen Kreise von Gedanken und Empfindungen bewege. Um seine Idee anschaulicher zu machen, zeigte er den Kopf eines sechsjährigen Mädchens, welches seinem Bruder, der noch in der Wiege lag, große Zärtlichkeit nnd Sorgsamkeit bewies. Gall verglich diesen Kopf mit dem eines kleinen Knaben von demselben Alter und zeigte, wie viel entwickelter das Organ der Kinderliebe bei den Mädchen ist. Im Allgemeinen ist die Gruppe der Organe, welche die Anhänglichkeit, die Familie und die Ehe bezeichnen, entwickelter bei den Frauen als bei den Männern. Wenn Gall auf den Köpfen junger Mädchen den Sitz der Mutterliebe nicht ausgezeichnet fand, so zog er daraus ungünstige Schlüsse für ihren Charakter, und nach seiner Ansicht hatten sie dann ihren vornehmsten Beruf verfehlt.

Spurzheim war der Meinung, daß der Mangel dieses Instinkts beim Kindermorde in Anschlag gebracht werden müsse. Von 30 Frauen, welche ihre Kinder ermordet hatten, fand er an den Köpfen von 26 das Organ der Mutterliebe nicht; die vier andern waren durch die Gestalt der Umstände fortgerissen worden. Broussais pflegte in seinen Vorlesungen zu sagen: Wenn ich dies Organ bei jungen Frauen nicht sehr ausgebildet finde, und ich ihnen meine Bemerkung mittheile, so sagen sie gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung, daß das Geschrei, die Unarten und die Unsauberkeit des Kindes ihnen ekelhaft seien. Wenn aber der Reiz sehr stark ist und die Natur spricht, so lassen sich die Frauen nicht abschrecken. Mit diesem Triebe bringen auch die Phrenologen das Spielen mit den Puppen in Verbindung.

Der Kopf der Frauen hat im Allgemeinen weniger Volumen als der der Männer, und die Knochen sind dünner. Die geistigen Fähigkeiten, welche im vordern Theile des Kopfes ihren Sitz haben, scheinen an Entwickelung eingebüßt zu haben, was die Masse der Empfindungen gewonnen hat. Der Schädel der

Frauen iſt auch ganz gewöhnlich nach hinten gezogen. Das iſt die allgemeine Anlage. Treten die Individuen, Männer oder Frauen, aus den Bedingungen und Grenzen ihres Geſchlechts heraus, ſo ändert ſich in demſelben Maße der Charakter ihrer Organiſation. Bei Katharina II. und Frau von Stael iſt die Richtung der geraden Linie der Stirn über die Scheidelinie beider Geſchlechter hinausgegangen. Die Stirn von Georg Sand iſt die eines Mannes und einer Frau. In der Sammlung Galls befindet ſich auch die Büſte des Abbé Gauthier, der wegen ſeiner Kinderliebe und als Verfaſſer vieler Kinderſchriften bekannt iſt; bei dieſem zeigt der Hintertheil des Kopfes weibliche Dimenſionen.

Eine ſehr auffallende Bemerkung, welche Gall und Spurzheim gemacht haben, iſt die, daß die Verbindungen zwiſchen Individuen zweier Geſchlechter, ſich faſt immer auf einer Aehnlichkeit der Kopfbildung gründen. Bruder und Schweſter, welche Neigung zu einander haben und gern beiſammen ſind, zeigen immer eine ſehr entſchiedene Aehnlichkeit der Kopfform. Dieſe Beobachtung hat man auch auf Liebesverhältniſſe ausgedehnt, und wenn dieſe natürlich ſind und längere Zeit gedauert haben, ſo hat man immer gefunden, daß ſie auf eine Uebereinſtimmung der Neigungen beruhen, welche ſich auf der knochigen Bedeckung des Gehirns ausſpricht. Der Schädel, Heloiſens, der aus dem Muſeum der Auguſtiner in die Sammlung Galls übergegangen iſt, zeigt Züge der Analogie mit dem Abailards, welche man als die Fraternität der Liebe erklären könnte. Vor Gall hatte man geglaubt, daß die Liebe aus Contraſten entſpringe; er aber hat gezeigt, daß die Verſchiedenheit der Geſchlechter die ähnlichen Formen hinlänglich modifiziren, um alle Monotonie auszuſchließen.

Galls Indiscretionen erſtreckten ſich zuweilen auf die Sitten früherer Freunde und Bekannten. Er zeigte die Maske eines Sprachlehrers, den er als Beiſpiel eines ſchlüpfrigen Temperaments aufführte. Dieſe Maske pflegte er des Gegenſatzes wegen mit der eines ihm bekannten Arztes zu vergleichen, der ſich

durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnete. Bei diesem wies er nach, daß die schwache Entwickelung des kleinen Gehirns, welches der Sitz der erotischen Neigungen ist, der Grund seiner ungewöhnlichen Antipathie gegen die Frauen war. Diese Abneigung war so stark, daß er eines Tages beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als eine Dame ihn umarmen wollte.

Einer ähnlichen Anlage schrieb Gall die Züge der Enthaltsamkeit und Keuschheit zu, welche man im Leben der Heiligen findet. Ist es wohl zu verwundern, pflegte er zu sagen, daß Thomas a Kempis, in dessen Bildung ich dieselben Anlagen finde, sich mit einem Brande bewaffnete, um ein junges reizendes Mädchen von sich abzuwehren? Solche Individuen pflegte Gall Wesen zu nennen, die als Eunuchen aus dem Schoße ihrer Mutter hervorgegangen seien.

Auch die mimische Nachahmung hat ein besonderes Organ, wenn diese mit einer mächtigen und zum Lüstern hinneigenden Anlage verbunden ist, so entstehen die großen Tragödienspieler. Diese Anlage ist sehr bemerkbar auf der schönen Stirn der Mlle. Rachel. Dieses Organ fand Gall verbunden mit dem religiösen Sinn auf dem Schadel eines Predigers, der durch sein oratorisches Talent ausgezeichnet war. Verbunden mit dem Organ der Streitsucht und der Heftigkeit zeigte er das Organ der Religion auf dem Kopfe eines Predigers, der beständig mit dem göttlichen Strafgericht drohte. Ein anderer, bei dem der Sinn der Vergleichungen sehr ausgebildet war, sprach nur in Parabeln. Dies veranlaßte Gall zu sagen, daß wir Gott durch unsere Organe wie durch eine Brille anschauen. Auch wies er jedem Organ eine besondere Sprache zu. Schriftsteller, bei denen der Stolz sehr entwickelt ist, schieben immer ihre Persönlichkeit vor; sie sagen ich. Die, welche eitel sind, suchen die Koketterie und Affectation der Worte. Gall unterschied nämlich sehr scharf zwischen Stolz und Eitelkeit. Stolz ist das Streben sich selbst, Eitelkeit der Wunsch, Andern zu gefallen. Ist die letztere Empfindung vorherrschend, so führt sie zu manierirten Formen. Auch soll sie Höflinge und Courtisanen hervorbringen.

Der unbeschränkte Stolz hat nicht minder schädliche Folgen, wir führen hier Brouſſais an, der einen Staatsmann der Gegenwart folgendermaßen charakteriſirte: „Die Feſtigkeit iſt bei ihm mit einem empörenden Selbſtgefühl verbunden, während die Eitelkeit ſehr herabgedrückt iſt. Das beſte Correctiv einer ſo nachtheiligen Combination würde eine angemeſſene Entwickelung der Eitelkeit ſein, d. h. des Wunſches, den Beifall der Andern zu erhalten. Solche Menſchen ſind der Macht gefährlich, theils weil ſie unaufhörlich nach der Gewalt der Herrſchaft ſtreben, theils weil ſie die Gewalt in perſönlichen Kämpfen kompromittiren.“ — Der Stolz verbunden mit der Eitelkeit, bringt den Ehrgeiz hervor.

Es bleibt uns nur noch der Schrank der Cretins und der Blödſinnigen. Von dieſen finden wir ſchöne Exemplare. Dieſer enge oben zuſammen gedrückte Schädel von komiſcher Form gehört einem vierzehnjährigen Mädchen an, das Spurzheim zu Cork in Irland entdeckte. Sie hatte den Gebrauch der äußern Sinne, erkannte diejenigen, welche ſich ihr häufig nahten, liebkoſte diejenigen, welche ſich ihrer annahmen, fürchtete Schläge, konnte aber nicht ſprechen. Man kann dieſe und andere Schädel mit dem eines Bacon, eines Descartes, eines Göthes vergleichen. Während bei jenen die Linien der Stirn eine geneigte Fläche bilden, ſieht man ſie bei dieſen großen Männern erhaben aufſteigen. Unter den Schädeln der Blödſinnigen findet man auch einige, die über die Gebühr aufgeſchwellt ſind, dieſe enthielten aber nur Waſſer.

Gall behauptete, daß das Organ der Poeſie, verbunden mit dem des Wunderbaren, dem Irrſinn Taſſos ſeinem beſondern Charakter verliehen habe; in ſeinen Wahnſinnsanfällen ſoll der Dichter ſeine ſchönſten Verſe gemacht haben. Gall fügt hinzu, daß, da das Gehirn in allen ſeinen Organen doppelt ſei, Jemand ſehr gut auf der einen Seite verrückt, auf der andern vernünftig genug ſein könne, um ſeinen Wahnſinn zu beobachten. Er führte hier das Beiſpiel Blaiſe Pascals an. Gall hatte einen Kranken behandelt, der auf der linken Seite Beleidigungen zu

hören glaubte, die man ihm zurief, auf der rechten Seite sah er dagegen ein, daß dies ein Wahn sei. Einen Freund Galls vermissen wir in dieser Versammlung, nämlich den Hund, den er gebildet hatte. Einer der vertrautesten Freunde Galls definirte denselben auf folgende Weise: Gall war der Mann, der die Thiere am besten kannte und den die Thiere am besten kannten. In seinen Vorlesungen erzählte Gall mit unverwüstlichem Ernste, welche Beweise von Verstand dieses außerordentliche Thier gegeben. Besonders schrieb er ihm das Wortgedächtniß zu. For sprach freilich nicht, aber dadurch glaubte sich Gall nicht berechtigt ihm die Gabe der Sprache abzusprechen. Ich habe in dieser Beziehung, erzählt Gall, fortlaufende Beobachtungen angestellt. Ich habe oft absichtlich von Gegenständen gesprochen, welche meinen Hund interessiren konnten, ohne ihn jedoch zu nennen, oder seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er bezeugte nichts destoweniger Freude oder Schmerz, je nach den Umständen und zeigte, in seinem Benehmen, daß er sehr wohl verstanden habe, was ihn betraf. For war sehr unterrichtet, aber er war nicht Polyglotte. Man denke sich daher die Verwunderung dieser ehrlichen deutschen Haut, als er von Wien nach Paris kam. Anstatt seiner theuern deutschen Sprache, welche seine Muttersprache war, vernahm er jetzt nur barbarische und unverständliche Laute. Aber in kurzer Zeit lernte er vermöge seines Organs des Gedächtnisses, das französische so gut wie das deutsche. Ich habe mich davon überzeugt, sagte Gall, indem ich in seiner Gegenwart Sätze in deutscher und französischer Sprache, hersagte.

Als die Krone dieser reichen Sammlung erschienen die Büsten von Spurzheim und Gall. Der erstere hatte den starken und dicken Kopf eines Deutschen, wie die Geschichte uns Thomas von Aquino darstellt. Der Kopf Galls liefert eine herrliche Bestätigung seiner Lehre.

Alle Organe, welche nach ihm den Geist der Analyse und die Feinheit der Beobachtung begründen, sind auf seiner Stirn

ſtark ausgeprägt. Man lieſt auf derſelben zugleich zwei Anlagen, welche in der Wiſſenſchaft die wagehalſigen Geiſter hervorbringen. Verachtung gegen die Bücher und Ehrfurcht gegen die Natur.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Napoleon unter dem Volke.

Der Großveſir. — Schneider Michael. — Korporal Beivin. — Im Kaffeehauſe. — Im Glasladen.

Daß Paris, obgleich faſt ein halbes Jahrhundert über die Ereigniſſe jener denkwürdigen Zeit dahin geſchwunden, noch voll von Erinnerung an den alten Napoleon, der, wie der Ruhm, ewig jung bleiben wird, iſt, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Ich will hier einige, höchſt artige Hiſtorien aus dem Leben Napoleons geben, welche, ſelbſt wenn ſie nicht wahr wären, ſich doch ſehr hubſch hören und leſen laſſen:

Eine Liebhaberei, welcher Napoleon häufig nachging, war die, nach dem Vorbilde jenes berühmten, durch die Erzählungen von Tauſend und Einer Nacht unſterblich gewordenen Sultans die Hauptſtadt inkognito zu durchſtreifen. Von ſeinem Großveſir Giafer, d. h. von dem Großmarſchall des Palaſtes, oder

in deſſen Ermangelung vom diensthabenden General-Adjutanten begleitet, verließ der Kaiſer deshalb zuweilen ſchon vor Tagesanbruch die Tuilerien. Derjenige, welchen er dabei zu ſeiner Begleitung mit ſich nahm, mußte dann immer das Werda? der rings um den Garten aufgeſtellten Poſten mit „der Kaiſer!“ beantworten. Hierauf kam der Kommandant des Poſtens ſelber, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen und nach dem Austauſch der Loſung und des Feldgeſchreies das Gitter, durch welches Napoleon den Garten verlaſſen wollte, zu öffnen. So entwiſchte der Kaiſer, wie er ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, ſeinem Tuilerien-Gefängniſſe.

Bei dergleichen Ausflüchten in die Stadt trug er meiſt einen Ueberrock von grauer oder dunkelblauer Farbe, wie in der letzten Zeit, bis oben hinauf zugeknöpft, und einen runden Hut mit breiter Krämpe. Natürlich hatte auch ſein Begleiter nicht das Mindeſte an ſich, woran ſein Rang zu erkennen geweſen wäre. Bisweilen, beſonders im Sommer und ſo lange die Tuilerien noch für die Spaziergänger offen ſtanden, ging Napoleon auch anſtatt den Palaſt durch eines der Gartenhäuſer zu verlaſſen, über den Schloßhof und ſchlüpfte dann durch das Pförtchen, der Rue de l'Echelle gegenüber. Nun gab ihm Duroc den Arm und ſo traten ſie in die Läden der Straße St. Honoré und behandelten oder kauften auch wohl einige werthloſe Kleinigkeiten. Manchmal geſchah es auch, daß er ſich bis an die Gänge des Palais Royal wagte, jedoch nur wenn er ſah, daß nur wenige Leute darin waren. Gewöhnlich aber erſtreckten ſich die Abendausflüge nicht viel weiter.

Trat der Kaiſer in einen Laden, ſo ließ der Großmarſchall die Sachen, von denen etwa gekauft werden ſollte, vorlegen. Während deſſen begann Napoleon ſeine Rolle als Ausfrager, und dann war nichts luſtiger anzuſehen, als wenn er, der ſonſt immer ſo ernſt, ſo einfach und natürlich war, ſich bemühte, die Geberden, die Sprache und den ſelbſtgefälligen Ton eines Modeherren nachzuahmen. Wie linkiſch benahm er ſich doch, wenn er ſich fein machen wollte, wenn er, ſeine ſchwarze Halsbinde

mit zierlich gespitzten Fingern in die Höhe zupfend, dabei auf den Zehen sich erhebend, im nächsten Augenblicke aber schon, die Kniegelenke zusammenknickend, sich wieder klein machend, mit einem Protektortone sprach: Nun, Madame, was hört man Neues, seit der Kaiser Frieden gemacht? Ist man wohl zufrieden? Geht Ihr Handel gut? Ihr Laden scheint mir ziemlich wohl versehen; es müssen wohl viele Käufer zu Ihnen kommen?

Bei den Worten ziemlich wohl versehn, die dem Ohre von Madame aber nicht wohlgefällig klangen, sah diese den sonderbaren Frager etwas scheel an, ihr Gesicht verfinsterte sich und sie antwortete nur einsilbig, oder sie gab auch wohl ganz und gar keine Antwort, weil sie nicht recht dahinter kommen konnte, mit wem sie zu thun habe. Manche rief selbst, aus Argwohn, wenigstens einen Revolutionair vor sich zu haben, um die zudringlichen Fragen des Kunden, dessen Wesen durchaus nicht das eines Mannes comme il faut war, kurz abzuschneiden, ihren Mann oder einen Diener und machte sich dergestalt von diesem Lästigen los. Ja, eines Tages (kurz nach der Krönung) begegnete es dem Kaiser, als er mit leichtfertigem Tone einen Juwelenhändler in der Richelieu-Straße gefragt hatte, was man denn von dem Hanswurste, dem Napoleon, dächte? — daß Jener, der einer der eifrigsten Bewunderer war, in der Meinung, einen alten Jakobiner oder einen Polizeispion vor sich zu sehen, nach einem Besen, der hinter der Thür lehnte, sprang und dem Menschen, der dreist genug gewesen, ihm so höchst unehrerbietig von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige zu sprechen, gar bedeutsam mit demselben drohte — so daß der Großmarschall eilen mußte, sich ins Mittel zu schlagen, so gut es eben gehen wollte, seinen Freund zu entschuldigen, der gerade noch Zeit genug zum Rückzuge gefunden, um etwas noch Schlimmerem als Drohungen, aus dem Wege zu gehen. Und darf man dem Kaiser hierin glauben, so ist der Augenblick, in welchem er dafür, daß er in jenem Laden von sich selber schlecht gesprochen,

beinahe Schläge mit dem Besenstiele davongetragen hätte, einer der frohsten und glücklichsten seines Lebens gewesen.

Aber wahrlich, in dem Harun-al-Raschid-Kleide, wie Napoleon selber es nannte, hatte er das sonderbarste Ansehn und Benehmen von der Welt. Dies kam von der Weise, wie er sich mit dem runden Hute herausputzte, indem er ihn, seiner ungewohnt, bald sehr weit nach hinten, bald ganz vorn, und, um nicht erkannt zu werden, tief in die Augen gedrückt trug. Was seinen Ueberrock betrifft, so waren dessen Schnitt und Umfang wahrhaft possierlich. Napoleon litt es nicht, daß seine Kleidungsstücke ihn, wenn auch nur im Geringsten, genierten, geschweige denn zwängten. Michael, sein Schneider, machte ihm daher Fracks, besonders jedoch Ueberröcke, die ihm so saßen, als ob ihm — um mich eines damaligen Modevergleichs zu bedienen, an einem Schilderhause Maaß genommen worden wäre. Außer diesem Allem machte endlich auch die Sorgfalt, mit welcher er seine ihm eigenthümlichen Geberden, Haltung und Gang unter dem Wesen und Gange der gewöhnlichen Leute verbarg, aus Napoleon ein ganz besonderes Wesen, das man nicht ohne zu lächeln, und für die leibhaftige Originalität selber ansehen konnte. Fielen übrigens aber diese Inkognito-Streifereien auch nicht immer zu Gunsten seiner Eigenliebe aus, so fuhren doch diejenigen, denen das Glück diese Gunst zuführte, dabei gewiß niemals schlecht.

Zu Anfange des Jahres 1813, nach dem Unsterne von Moskau, beschloß Napoleon, um sich selber von dem Geiste zu unterrichten, welcher die Bevölkerung der Vorstädte Paris beseelte, diese der Reihe nach alle zu durchstreifen. Mit der Vorstadt St. Antonie machte er den Anfang. Da setzt er sich eines Tages, nur von einem seiner General-Adjudanten begleitet (der Groß-Marschall befand sich gerade sehr unwohl), in einem Fiaker, läßt sich nach dem Bastille-Platz fahren, steigt dort aus, und verfolgt die große Garonne-Straße. Am Ende derselben angekommen, bleibt er eine Zeitlang stehen und sieht einigen Maurern zu, die an einem ungewöhnlich großen Bau arbeiten.

Da bemerkte er, wie Einer derſelben plötzlich unbeweglich und wie im Aufhalte vor ihm daſteht. Erkennſt Du mich wieder? — fragt er den Maurer kurz und ihm allmälig näher tretend. — O, mein Kaiſer!... Immer! — ſtottert der Mann haſtig heraus, indem er die Kehrſeite der rechten Hand militairiſch an die Stirn legt, während ſeine Linke das Werkzeug, das ſie gerade hielt, langſam zur Erde gleiten läßt. — Ich erkenne dich auch wieder, antwortete Napoleon. — Du heißt Grégoire Voivin, warſt Korporal im zweiten Garde-Jäger-Regiment zu Fuß, biſt bei Eßlingen zweimal verwundet worden. Auf Deines Hauptmanns Empfehlung hab' ich Dir die Decoration gegeben. Bald nachher habe ich Deine Zulaſſung in mein Invalidenhaus bewilligt. Und warum ſeh' ich Dich nun hier? — Grégoire ſteht wie eine Bildſäule, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort hervorzubringen. — Du haſt's aber ſo weit gebracht, daß man Dich aus dem Invalidenhauſe verwieſen hat! Nicht wahr? Was haſt Du denn angeſtellt? — Dieſelbe Unbeweglichkeit, daſſelbe Schweigen von Seiten Grégoire's, der die Augen zu Boden ſchlägt. — Du kannſt Dich wohl nicht mehr darauf beſinnen?... Nun, ſo will ich Dir's ſagen; Du weißt, daß ich ein gutes Gedächtniß habe: Eines Morgens, nachdem Du Dummheiten begangen hatteſt, haſt Du Albernheiten geredet. — O, mein Kaiſer! fällt Grégoire, des Kopf ſtolz erhebend ein, es waren keine Albernheiten, die ich geredet habe. Das wiſſen Sie auch wohl. — Wie! Haſt Du nicht wie ein Narr geſchrieen: Es lebe die Republik! nachdem Du Dich mit den Schlingeln im Invalidenhauſe benebelt hatteſt? Dein Pathe hat Dir in der Taufe ſchon den richtigen Namen gegeben. — Was denken Sie denn, mein Kaiſer, ich hatte mich ja nur wieder daran erinnert, daß ich Freiwilliger von 93 geweſen; und weil ich am Abende vorher ein wenig über den Durſt geſchluckt hatte, habe ich am Morgen gerufen... — Es lebe die Republik! ſag' ich Dir. Nun ſage Du mir aber doch einmal: Was für ein Ding iſt denn das, Deine Republik? Sieht denn das auch aus wie irgend etwas? — Man hat Dich alſo fortgejagt; man

hat Recht daran gethan; Dir iſt nur geſchehen, wie Du's verdient hatteſt. — Das beſtreit ich ja auch gar nicht, mein Kaiſer, aber Sie werden mir auch zugeben, daß es ſehr hart iſt, wenn man Sie liebt wie ich, wenn man ſich geſchlagen hat, wie ich, wenn man Frau und Kinder hat, wie ich — ſich ohne Brod auf der Straße zu ſehen, blos, weil Einem ein Glas Wein zu viel in den Kopf geſtiegen. — Und indem er dies ſagt, kann der Maurer, dem des Kaiſers Worte wohl ein wenig weich gemacht haben mochten, zwei große Thränen, die ihm über die gebräunten Wangen herabrollten, nicht zurückhalten. Napoleon aber bricht, lebhaft bewegt, in die Worte aus: So, Du haſt alſo Kinder? Das iſt etwas Anderes! Warum haſt Du mir das nicht ſchon früher zu wiſſen gethan? Wie alt iſt Dein Aelteſter? — Ich habe eigentlich zwei Aelteſte; d. h. ſie ſind Zwillinge und alle Beide für das nächſte Jahr konſcribirt. — Gut! Aber was haſt Du denn mit Deinem Kreuze gemacht? — Mein Kreuz? wiederholte Grégoire, indem er raſch ſeine Weſte aufreißt und einen wahren Lappen von einem Bande, deſſen eigentliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen, ſtolz zur Schau bietet und dann mit den flachen Händen bedeckt. — Mein Kreuz! Abweſend! wegen dringend nöthiger Ausbeſſerungen und der Entbindung von Mad. Grégoire. Aber, was das Band betrifft: Hier! Daſſelbe, welches der Herr Hauptmann mir auf der Parade verliehen haben; nur, daß es ſeine Zeit gedient hat und des Erſatzes aus dem Magazine bedarf. — Mit einem Blicke der Befriedigung auf Grégoire nahm nun der Kaiſer fünfzehn Napoleond'or aus der Börſe ſeines Adjutanten und ſprach, indem er ſie dem Maurer in die Hand legte: Da geh' und bezahle die dringend nöthigen Ausbeſſerungen Deines Kreuzes, das, wie ich ſtark vermuthe, ſchwerlich beim Goldſchmied ſein mag; und trink auch mit Deinen Kameraden auf meine Geſundheit, aber vernünftig, verſtehſt Du mich? Und dann, wenn es Dir wieder einmal einfallen ſollte, Etwas zu ſchreien, nun, ſo ſchreie: Es lebe Frankreich! dann wird's Dir wohl auch an einem Echo nicht fehlen, und Niemand wird das ſchlecht finden. Indeß, morgen kommſt

Du in die Tuilerien; dort verlangtſt Du den dienſtthuenden General-Adjutanten zu ſprechen. Du ſagſt dem Kaſtellan, daß Du in meinem Auftrage kommſt, ſo wird man Dich zulaſſen. Gott befohlen! Bleib' ruhig hier; ich will nicht, daß Deine Kameraden wiſſen, wer ich bin.

Am folgenden Tage erhielt Grégoire den Befehl zu ſeiner Wiederaufnahme in das Invalidenhaus; denn er hatte keine Penſion; und Napoleon hätte ja nimmermehr geduldet, daß einer ſeiner braven Soldaten Hungers ſtürbe, weil es — ſeinem eigenem Ausdrucke zufolge — ihm einmal begegnet war, im Duſel Albernheiten zu ſagen, in denen kein geſunder Menſchenverſtand ſteckte.

Ein anderes Mal hatte Napoleon, um ſich ſelber vom Fortgange der Arbeiten am Denkmale auf dem Vendôme-Platze zu überzeugen, ſchon bei Tages-Anbruche mit ſeinem Groß-Marſchall den Palaſt verlaſſen. Nachdem der Kaiſer das Rieſen-Gerüſt in allen ſeinen Einzelnheiten beſichtigt und in etwa drei Viertelſtunden rings umgangen, begab er ſich weiter, in die Straße Napoleon (jetzt Friedens-Straße), in welcher die neuen Häuſer damals wie durch Zauber emporſtiegen, und kam, ſich rechts wendend, wieder auf dem Boulevard, wo er im heitern Tone zu Duroc ſagte: „Die Herren Pariſer in dieſem Stadtviertel müſſen doch recht faul ſein, daß ſie jetzt noch alle Laden geſchloſſen haben, obgleich es ſchon heller Tag iſt!“ Im Weitergehen bemerkte er dann, wie dies und jenes Haus, indem es zu weit vorgerückt worden war, die Ausſicht verſperrte oder die offene Straße beengte, was er ſofort in ſein Merkbuch eintrug, um die Fontaine, ſobald ſie wieder zuſammen arbeiten würden, darüber zu ſprechen; unter verſchiedenen Geſprächen kam er dann vor die chineſiſchen Bäder, die erſt kurz vorher neu übermalt worden waren. Während er nun die äußere Verzierung und mit Felſen, welche die Gebäude tragen, muſterte, ward das Kaffeehaus, das mit der Anſtalt zuſammenhängt, geöffnet. „Wie, wenn wir da hineingingen und frühſtückten?“ ſagte er zu Duroc.“ „Was meinſt Du? Hat unſer Gang Dir nicht

auch Appetit erregt —" „Sire, es iſt noch zu früh. Es iſt erſt acht Uhr." — Bah, bah! Deine Uhr geht ewig zu ſpät! ich habe Hunger. Ueberdies werden wir ſo auch an Zeit für das übrige Tagewerk erſparen." — Und ohne eine Antwort abzuwarten, tritt der Kaiſer in das Kaffeehaus, ſetzt ſich an einen Tiſch, ruft den Kellner und beſtellt Hammel-Cotelets, Omelette aux fines herbes (ſeine Lieblings-Gerichte) und eine Flaſche Chambertin. Nachdem er dann mit trefflichem Appetit gegeſſen und auch noch eine halbe Taſſe Kaffee, von dem er behauptete, daß er beſſer geweſen, als der, den man ihm in den Tuillerien gewöhnlich brächte, getrunken, ruft er den Kellner, fordert die Rechnung und ſteht auf, indem er zu Duroc ſagt: „Bezahlen Sie, und laſſen Sie uns nun wieder nach Hauſe gehen; es iſt Zeit." — Damit ſtellt er ſich auf die Thürſchwelle des Kaffeehauſes, die Hände auf dem Rücken übers Kreuz gelegt, und fängt an, ein italieniſches Recitativ zwiſchen den Zähnen zu pfeifen, wobei er, wie um den Takt dazu anzugeben, bald mit dem einen, bald mit dem andern Beine wackelt. Der Groß-Marſchall nun war zugleich mit dem Kaiſer aufgeſtanden, hatte aber, nach vergeblichem Wühlen in allen Taſchen, endlich nur die Gewißheit erlangt, daß er bei der Eile, mit welcher er am Morgen ſich angekleidet, die Börſe vergeſſen hatte. Und nun weiß er, daß Napoleon niemals Geld bei ſich hat. — Indeſſen kommt der Kellner zurück und bringt dem wie verſteinert an ſeinem Platz gebannten Groß-Marſchall die Rechnung, im Betrage von zwölf Franks. Unerſchwingliche Summe! — Beide ſehen ſich eine Zeit lang an, ohne ein Wort zu ſprechen: Der Eine, weil dergleichen ihm noch niemals begegnet; der Andere, weil er den Grund der Verlegenheit, die zu verbergen Duroc vergebens ſich beſtrebt, ſogleich errathen hat.

Während deſſen hat der Kaiſer, der von dem ganzen Vorgange nichts gewahr geworden, wenig gewöhnt, warten zu müſſen, und der gar nicht begreifen kann, warum Duroc ſo zögere, ſchon wiederholt den Kopf nach ihm umgewendet, ja, ſchon mehrere Male mit ungeduldigem Ton ihm zugerufen:

„Nun, so machen Sie doch; es ist ja schon spät!“ — Endlich wohl einsehend, daß diese kritische Lage nicht länger dauern könne, und in der Meinung, daß es, um aus ihr herauszukommen, sich nur darum handele, die Verlegenheit frei zu gestehen, faßt der Groß-Marschall seinen Entschluß, tritt zu der Wirthin vom Kaffeehause, die während dieser ganzen Zeit schweigsam und gleichgültig in ihrem Comtoir geblieben, weil sie der ihr bevorstehenden Zumuthung schon längst sich versehen, — und sagt in einem höflichen, aber etwas schüchternen Tone: „Madame! Mein Freund und ich sind diesen Morgen ein wenig eilfertig ausgegangen. Wir haben vergessen, unsere Börse einzustecken ... Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen binnen einer Stunde den Betrag dieser Rechnung zuschicken werde.“ — „Möglich, mein Herr!“ antwortete die Dame ganz kalt. „Aber ich kenne weder Sie, noch den Andern, und werde übrigens alle Tage auf solche Weise angeführt. Sie sehen also ... —“ „Madame!“ unterbrach sie der Groß-Marschall, dem diese Antwort das Blut ins Gesicht getrieben, „wir sind Männer von Ehre und Garde-Offiziere!“ — „O, ja schöne Kniffe! Nicht wahr? Ei über die Herren Garde-Offiziere!“

Bei den Worten: Männer von Ehre und Gardeoffiziere, die der Kaiser verstanden hatte, vermuthete er wohl, daß sich hier, ihm unbewußt, irgend ein Quiproquo ergeben haben müsse, und hatte, nochmals sich umkehrend und mit dem Fuße aufstampfend, gefragt: Was giebts denn? — auf ein Zeichen von Duroc jedoch sogleich seinen Platz unbeweglich eingenommen, den Hut noch tiefer in die Augen gedrückt und zu pfeifen aufgehört. — Da sagte endlich der Kellner, dem es dunkel vorschwebte, daß er das Gesicht des Großmarschalls schon irgend wo gesehen haben müsse: Madame, diese Herren haben vergessen, sich Geld einzustecken; ich will für sie bürgen, überzeugt, daß brave Gardeoffiziere einem armen Kellner wie mir keinen Schaden zufügen wollen. — Nun ja, so seid Ihr immer, erwiderte die Wirthin verdrüßlich; das sind eben wieder einmal zwölf Francs Verlust für mich. — Nein, antwortete der Kellner mit

einer gewiſſen Würde, ich will ſie Ihnen ja auf der Stelle bezahlen. — Mit dieſen Worten holte er die kleine Summe aus der Taſche und giebt ſie ſeiner Herrin, die ſie unter beſtändigem Brummen über ſolche, die, wie man ſagt, die ſchlechte Gewohnheit haben, Geld zu verthun, ohne welches zu beſitzen, in Empfang nimmt. Unterdeß hatte der Großmarſchall ſeine Uhr aus der Taſche gezogen und dem Kellner mit den Worten hingereicht: Da, mein Freund, da iſt meine Uhr. Ich bitte Euch, behaltet ſie, bis ich meine Schuld an Euch abgetragen haben werde. Ich danke Euch auch für mich und ganz beſonders für meinen Freund, der dort ſteht und gewiß ſchon ungeduldig geworden ſein wird, denn wir haben dringende Geſchäfte. —

Mein Herr, ich brauche das Pfand nicht, ich bin ja ſchon ohnedies überzeugt, daß Sie ſehr ehrliche Leute ſind. — Ja, mein Freund, erwiderte Duroc, Ihr ſollt Euer Vertrauen gewiß auch nicht zu bereuen haben. — Und mit dieſen Worten trat er raſch zu dem Kaiſer.

Beide ſetzten nun ihren Weg auf dem Boulevard fort, beeilten ſich aber ein wenig, aus Furcht, daß man ihnen folgen möchte, und wandten ſich nach dem Durchgange der Panoramen, den Napoleon auch in die Marſchroute ihrer heutigen Streifzug aufgenommen hatte. Unterwegs erzählte ihm Duroc den Vorfall, der ſie ſo ſehr aufgehalten hatte, ausführlich. Der Kaiſer lachte herzlich und war ganz entzückt über die Großmuth dieſes Kellners, der, ohne ſie zu kennen, ihr Frühſtück für ſie bezahlt hatte. Der muß ein Pariſer Kind ſein, ſagte er, darauf will ich wetten, denn die ſind Alle ſo; dem erſten Ausfluge ſich überlaſſend, ihr Geld rechts und links dem Erſten, Beſten an den Hals werfend, ohne Ueberlegung und Reue. —

So plaudernd gelangten ſie an den Durchgang der Panoramen, welcher damals der reichſte und eleganteſte von allen in der Hauptſtadt war. Ein Laden zog des Kaiſers Aufmerkſamkeit auf ſich, das prächtige Alabaſtergewölbe war es, das man vor wenigen Jahren noch dort ſehen konnte. Zwei koſtbare,

zur Schau ausgestellte Vasen im Mediciſtyle ſchienen ihm ſehr geſchmackvoll. Er tritt daher in die offen ſtehende Thür des Magazins, um nach dem Preiſe derſelben zu fragen. Er blickt ſich rechts und links um, bemerkt aber Niemand als eine dicke Magd, die ruhig fortfährt auszukehren, das aber, offenbar aus Furcht, etwas zu zerbrechen, ſo linkiſch geſchieht, daß Napoleon ſich des Lachens unmöglich enthalten konnte, jenes ſo freimüthigen Lachens, das er ſeit Brienne vergeſſen hatte. — Durac war draußen geblieben, weil er ſeine Gegenwart in dieſem Magazine aus gewiſſen Gründen eben nicht für ſonderlich wichtig halten mochte. — Heda! rief Napoleon der Magd zu, als ſeine Fröhlichkeit ſich etwas gelegt hatte, iſt denn Niemand hier? Weder Herr noch Herrin? Das ſcheinen ja träge Leute, die ziemlich ſpät aufſtehen! — Kommen Sie denn etwa, um etwas zu kaufen? fragte ihn die Magd mit einem geringſchätzenden Blicke, indem ſie nun ihre Arbeit unterbricht und, beide Hände unter dem Kinn auf den Stiel ihres Beſens geſtützt, nun ihrerſeits den Kaiſer betrachtet und neugierig muſtert. — Nun freilich! Ich will wiſſen, wie viel dieſe beiden Vaſen koſten. — Sieh einmal, das hätte ich mein' Seel' nicht gedacht. Aber ich will der Madame klingeln. — Madame kommt auch bald herunter, indem ſie ſich in aller Eile einen Tuch über die Schultern wirft. — Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr? fragt ſie den Kaiſer trocken. — Madame, welches iſt der Preis dieſer beiden Vaſen? — Fragen Sie denn, um zu kaufen, mein Herr? — Zum Kuckuk, freilich! ruft der Kaiſer, durch dieſe Frage ein wenig aus der Faſſung gebracht. — Viertauſend Francs, nicht einen Liard weniger. — Viertauſend Francs! wiederholt Napoleon erſtaunt und durch Weſen und Ton der Frau ein wenig zu ihren Gunſten eingenommen. Viertauſend Francs! Das iſt ja aber erſchrecklich theuer, Madame! Viel zu theuer für mich. Dabei faßt er zum Gruße nachläſſig an den Rand des Hutes und will eben das Gewölbe verlaſſen, als die Frau, beide Hände in die Hüften geſtemmt, mit höhniſchem Lächeln ihm nachruft: Ja, das ſieht man wohl bald, und doch koſten

ſie mir ſelber fünftauſend Francs. Aber iſts denn nicht immer beſſer, mit Schaden zu verkaufen, als Hungers zu ſterben? O, man macht jetzt gar ſchöne Geſchäfte! Ewig Krieg! Alle Welt klagt! Der Handel geht gar nicht, die Kaufleute gehen zu Grunde! Aber deshalb muß man doch nach wie vor ſeine Steuern zahlen!.... Bei den erſten Worten der Frau hatte des Kaiſers Geſicht einen ſchwer zu beſchreibenden Ausdruck angenommen. Zuerſt hatte es ſich leicht geröthet, bald aber ſeine natürliche bleiche Färbung wiedergewonnen; alle ſeine Geſichtsmuskeln jedoch hatten ſich kraus zuſammengezogen, ſeine Lippen waren blau geworden, ſeine Augen ſchleuderten Blitze, die Arme hatte er über der Bruſt gekreuzt, die Hände geballt. So fragt er nun mit jener durchdringenden Stimme, die ſelbſt dem Herzhaftigſten imponirte, ſie unterbrechend: Haben Sie einen Mann, Madame? Wo iſt er? Warum ſehe ich ihn nicht hier? — Na, na, ereifern Sie ſich nur nicht ſo, mein Herr. Ich habe Einen, Gott ſei Dank! Er iſt aber heute ſchon ſehr früh ausgegangen, um ein wenig Geld zu erheben. Es hält ſo ſchwer mit der Einnahme! Niemand hat einen Sous. Und übrigens, was wollen Sie denn eigentlich von ihm? Bin ich denn nicht hier? — Schon gut, Madame, ſchon gut! Ich wollte Ihrem Manne nur ſagen, daß ich dieſe Vaſen wohl nehmen werde... aber ſpäter... Ich werde herſchicken. — So tritt Napoleon, verlegener wegen ſeiner Uebereilung als wegen des Auftrittes, den die Frau ihm bereitet, und in einer Aufregung, die er nur ſchlecht verbehlt, aus dem Magazin und ruft Duroc zu: Meiner Treu! da habe ich einmal mein Theil bekommen. Ein verrücktes Weib, eine Art von Megäre, die ſich in die Politik miſcht, anſtatt ſich um ihre Vaſen zu bekümmern. Aber ihrem Manne will ich ſchon den Kopf waſchen, denn an dem liegt ganz allein die Schuld.

Man ſieht alſo, daß in dem Kapitel vom Inkognito nicht gerade Alles Beneſiz war, wenn auch dergleichen Enttäuſchungen immer nur ſelten vorkamen. Unſre beiden hohen Schwärmer vergaßen übrigens gar bald nach ihrer Ankunft in den Tuile-

rien, der Eine die Alabasterhändlerin, der Andere das Frühstück, das sie auf Borg gehalten.

Etwa sechs Wochen waren seitdem verflossen, als eines Morgens der Kaiser bei seinem kleinen Lever zu Duroc sagte: Ich habe heut eben nicht viel Wichtiges zu thun, wenn wir nun wieder einmal ein wenig umherstreiften, da es noch früh am Tage ist? — Sire, es ist aber sehr kalt; und dann ist heute noch obendrein der Tag vor Weihnachten, also so gut wie Feiertag. Und kurz vor Neujahr sind immer sehr viele Leute in den Nachbarstraßen des Palais-Royal und auf den Boulevards. Wohin könnten Ew. Majestät also gehen, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden? — Das ist auch wahr, Duroc, warten wir also bis zum Abende. Aber eben fällt mir ein, was ist denn aus der Geschichte in den chinesischen Bädern geworden? — Wahrhaftig Sire! ich muß Ew. Majestät mit Bedauern gestehen, daß ich die ganze Zeit her gar nicht daran gedacht habe. Doch ich will diese Vergeßlichkeit auch in der Stille gut machen. — Ja, gewiß, das ist auch nöthig, und heute noch! Im Augenblick und auf eine würdige Weise gut machen. Du verstehst mich? Bei dieser Gelegenheit kannst Du auch dem Manne der Vasen-Madame sagen lassen, daß er mir die beiden neulich behandelten persönlich überbringen soll. Auch ich habe eine Vergeßlichkeit gut zu machen. Ja, ja, es ist an mir, und wir wollen sogleich sehen, wie es gehen wird.

Es war zehn Uhr des Morgens. Ein Diener, dem der Groß-Marschall gemessene Befehle ertheilt hatte, trat in das Kaffeehaus der chinesischen Bäder und fragte die Herrin vom Hause: Madame, haben hier nicht vor etwa sechs Wochen einmal zwei Herren, beide in blauen Ueberröcken gefrühstückt und dann kein Geld zum Bezahlen gehabt? — Ja, mein Herr, antwortet die Dame in großer Unruhe, weil der Frager die Livree des kaiserlichen Hauses trägt. — Nun, Madame, das sind Se. Majestät der Kaiser und der Herr Groß-Marschall des Palastes gewesen. Kann ich jetzt den Kellner sprechen, der damals für dieselben bezahlt hat? — Gewiß ... O ja ... mein Herr! —

Die Wirthin klingelt und wird faſt ohnmächtig. Sie ſpricht von nichts Geringerem, als daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzen wolle, wenn man ihr nicht erlaube, dem Kaiſer ſich zu Füßen zu werfen. Der Diener aber wendet ſich zu dem Kellner, dem er eine Rolle mit 50 Napoleond'or einhändigt und ſagt: Der Herr Groß-Marſchall des Palaſtes haben mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie jemals etwa eine Gunſtbezeugung für ſich oder für Jemand der Ihrigen nachzuſuchen haben ſollten, Dieſelben ſehr erfreut ſein würden, Ihnen nützlich werden zu können. —

Dieſer Kellner hieß Dargens. Er beeilte ſich, die wohlwollende Geſinnung des Groß-Marſchalls zu benutzen, und wurde durch dieſen als Diener des kaiſerlichen Hauſes angeſtellt. Bald hatte er das Vertrauen Joſephinens gewonnen, die ihm ſpäter, als ſie bei ihrer Scheidung nach Malmaiſon ſich zurückzog, in ihre beſondere Dienſte nahm. Endlich aber — ſonderbare Schickſale der Menſchen jener Zeit! — trat derſelbe 1814 gar in die Dienſte Lord Wellingtons.

Eine Viertelſtunde nach ſeinem Beſuche in dem chineſiſchen Kaffeehauſe trat jener kaiſerliche Diener in das ſchöne Alabaſter-Magazin am Durchgange der Panoramen und ſagte zu dem Herrn vom Hauſe: Mein Herr, Sie ſind augenblicks auf das Schloß entboten mit den beiden Vaſen, welche Se. Majeſtät der Kaiſer vor etwa ſechs Wochen in Ihrem Magazin behandelt haben. Eilen Sie, mein Herr, denn Se. Majeſtät warten auf Sie! — Ach, Du mein Gott! rief bei dieſer Botſchaft der Kaufmann. Will er mich denn erſchießen laſſen? .., Dann aber wandte er ſich gegen ſeine Frau, die, ohne einen Laut von ſich zu geben, daſtand; ſo war auch dieſe niedergedonnert: Ich hab' mir's wohl gedacht, Du haſt von Politik geſprochen, wie Dir das alle Tage begegnet — und von wem noch dazu? Von Se. Majeſtät dem Kaiſer und Könige! — Du wirſt aber Deine verwünſchte Zunge nie im Zaume halten können. Wie oft hab' ich dies Dir nicht ſchon geſagt! Und für einen Spion haſt Du

ihn gehalten! — Ach, mein Gott! es iſt aus mit mir. Hinaus wird man mich führen nach Grenelle!...

So brachte die Furcht dieſen armen Mann um ſeinen Kopf, und der kaiſerliche Diener mußte ſich alle erſinnliche Mühe geben, ihm nur einigermaßen Muth einzuflößen. Nachdem er dann endlich wieder zu einigen Kräften gekommen, konnte er in einen Fiaker ſteigen und nach den Tuilerien fahren. Dort führt man ihn ſofort in des Kaiſers Kabinet, wo er ſich alſo allein von Angeſicht zu Angeſicht mit ihm ſieht. Kaum kann er ſich auf den Füßen halten, ſo zittert er. — So, ſo, Herr! Endlich alſo hat man Sie doch gefunden! ruft ihm Napoleon mit heroiſchem Tone, aber nur mühſam unterdrücktem Lachen zu. Es freut mich, Sie zu ſehen. — Zugleich holt er aus einem Schubfache ſeines Schreibtiſches acht Billets zu 1000 Franks, reicht ſie dem Kaufmann, der gar nicht weiß, ob er die Hand darnach ausſtrecken ſolle, und ſagt mit der kurzen Redeweiſe und mit der ſchneidenden Betonung, die er an ſich hatte, ſobald es nur Vorwürfe zu machen gab: Ich bin neulich in Ihrem Magazine geweſen, habe dort zwei Vaſen behandelt; Ihre Frau hat 4000 Franks dafür gefordert, indem ſie mir ſagte: ſie koſteten ihr ſelber 3000 Franks. Da, obgleich es nur eine Lüge war, hier ſind achttauſend... So nehmen Sie doch!... Viertauſend ſind für die Vaſen, und viertauſend für Sie zur Schadloshaltung für den Zorn, den Ihre Frau mir gegen Sie erregt hat, und der Ihnen leicht theuer zu ſtehen kommen konnte. Dafür ſagen Sie ihr nun aber auch, daß ſie ſich in Zukunft um Nichts, als um ihre Kochtöpfe bekümmern möge. Oder alle Wetter! ich laſſe ſie in Bicêtre kampiren, und Sie dazu! Nun gehen Sie, das iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen hatte.

An eben dieſem Tage, am Vorabende vor Weihnachten, ſpeiſten der Marſchall Marmont, der General Lauriſton, Corviſart, die Wittwe des Generals Valhubert, Madame Devaux, Palaſt-Dame Joſephinens, der Graf D..., und einige andere zum Hofſtaate Ihrer Majeſtäten gehörige Perſonen, bei dem Grafen von Lavalette im Poſtgebäude. Bei Tafel hatte man viel von

der Alabaſter-Händlerin geſprochen, deren Vaſen man ſchon im Schloſſe geſehen und bewundert hatte. Natürlich war dabei auch von den Incognito-Spaziergängen Sr. Majeſtät die Rede geweſen. Als die Gäſte dann ſchon ziemlich munter geworden waren, und Mitternacht herankam, meldete der Kammerdiener des Herrn v. Lavalette dem Marſchalle, daß ſein Kabriolet da ſei. — Heute gehe ich nicht mehr von der Stelle! antwortete Marmont und ſetzte, zu Lavalette gewendet, hinzu: Mein lieber Direktor, mache, was Du willſt, aber mich wirſt Du dieſen Abend nicht los! Ich befinde mich hier gar zu wohl, um wegzugehen! — Allerliebſt, Herr Marſchall! Ja, bleiben Sie bei uns! erwiederte Frau v. Lavalette. — Ich lade hiermit die ganze Geſellſchaft ein; ſo können wir das Nachteſſen zuſammen einnehmen. — Nun, nimmt Mad. Valhubert das Wort, dann thun Sie nichts Halbes, meine Herren, ſondern führen Sie uns in die Mitternachts-Meſſe! — Vortrefflich! Ja, wir geben den Damen den Arm! — Wir nehmen das an, ſagte Frau von Lavalette; aber in welche Kirche ſollen wir gehen? — In unſere Pfarrkirche natürlich! giebt ihr Mann zur Antwort. Nach St. Euſtache; das iſt ja auch nur zwei Schritte von hier. — O, geht mir doch! ruft Corviſart dazwiſchen; iſt mir das auch eine Pfarre! Nach St. Roch müſſen wir gehen. Dort trifft man die Meſſe doch wenigſtens mit Trompeten und Pauken; und dann giebt es dort ja auch ein viel fideleres Durcheinander! — Ja, recht, nach St. Roch! ruft nun Lavalette wieder. Mir ahnt ſchon, daß wir dort einen Hauptſpaß haben werden.

Obgleich nun aber die Damen zu dem vertraulichen Diner bei dem General-Poſt-Direktor eben nicht große Toilette gemacht hatten, ſo konnten ſie denn doch auch nicht mit kurzen Aermeln und im bloßen Haare in eine Mitternachtmeſſe gehen. Frau v. Lavalette eilte daher, Alles, was zum Toilettenwechſel nöthig war, zu deren Verfügung zu ſtellen: die Hüte, Douillets und Caſhemire dieſer Kammerdame der Kaiſerin traten alſobald an die Stelle der Blumen, der ausgeſchnittenen Kleider und der durchſichtigen Schärpen. In wenigen Augenblicken war

die Umkleidung vollständig bewerkstelligt. Aber freilich hatten die Damen nicht recht bedacht, welch seltsames Ansehen sie durch dieselbe bekommen mußten, der Einen war das Kleid viel zu lang, und die Andere hatte einen Hut auf, der ihr offenbar viel zu eng ist, was den Damen diesmal jedoch nur zu einem reichlichen Lachen Stoff giebt. So steigt man denn ein und fährt nach St. Roch. Lauriſtan ſtellt ſich nur an die Spitze dieſer wunderlichen Prozeſſion, und ſieht, wie er ſo vor ihr daherſchreitet, mit ſeinem Rohrſtocke in der Hand, den er achtlos auf die Steinplatten auffallen und ſo vor ſich herſpringen läßt, einem ſogenannten Kirchen-Dusler merkwürdig ähnlich, ſo daß Marmont, Lavallette, Corviſart und die Anderen, die hinter ihm gehen, trotz aller Anſtrengung nicht umhin können, ſo ſehr zu lachen, daß ihnen die Thränen immer an den Wangen herabſchießen. Plötzlich aber, indem ſie gerade um einen Pfeiler herumbiegen, wo es ein wenig finſterer iſt, als in der übrigen Kirche, gehen zwei Männer ſehr raſch an ihnen vorüber. Sie ſind in braune, bis oben hinauf zugeknöpfte Ueberröcke gekleidet, und der Aeltere von ihnen tritt ziemlich haſtig an die Gruppe der Lacher heran und ſagt mit ernſter und derber Stimme: „Meine Herren, dies Gelächter iſt ſehr unſchicklich! Es komme in die Kirche, wer da will, aber, wenn man einmal hier iſt, muß man ſich nicht minder ſchicklich betragen, als in den Tuillerien!“ Und der kleine Mann war hinter dem Pfeiler verſchwunden, indem er die luſtigen Schwärmer, wie durch eine Erſcheinung betroffen, ſtehen; denn alle meinen, ſie hätten eine ihnen nur allzu wohl bekannte Stimmen vernommen.

Und ſie hatten ſich nicht getäuſcht. Es war die Stimme des Kaiſers.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Eine merkwürdige Schauſpielerin.

Sand und Sandeau. — Der Schauſpieler Beren. — Mademoiſelle Gauſſin. — Der Student Bayle.

Es währte nicht lange, ſo war ich in den Strudel der geiſtigen Bewegungen hineingeriſſen, welcher in Paris jeden ergreift und dem ſich auch jeder überläßt, der gern in einer geiſtigen Atmoſphäre lebt und athmet.

Ich lernte ſie kennen die Koriphäen von damals, die Koriphäen in der Literatur, welche mehr, als Ludwig Philipp Paris und Frankreich regierten.

Es wird in Paris nie anders ſein. Es wird ſich niemals dem Fluidium entziehen können, welches der franzöſiſche Geiſt heißt, und ohne welchen Frankreich aufhören würde zu ſein.

Dieſer Geiſt kann allerdings etwas gezügelt werden — die Demokratie der Literaten, der Künſtler, der Schöngeiſter kann auf ihr Maaß zurückgeführt werden — aber — voila tout! —

Ich habe ſie kennen gelernt, Hugo, Jules Janin, Dumas Sue, die großen Komponiſten, die Schauſpieler, die Männer der Wiſſenſchaft — dieſen brauſenden Ocean der Geiſter, der ſich von Paris aus über die ganze Welt ergoß, und Alles mit ſich fortriß.

Ich habe sie auch kennen gelernt, die Frauen, welche in Paris wie nirgend anders, die Männerwelt am Theetisch regiert oder die Keckheit hat, um die Gleichheit mit ihr zu kämpfen.

Ich will diese Männer nicht beschreiben, denn viele von ihnen sind im Unglück, nach allen Winden zerstreut, ihr Scepter ist gebrochen — und das Unglück muß man ehren — denn kein Unglücklicher verdient Schmähung.

Wären sie glücklich, ich würde von ihnen manches zu sagen haben, was aber zu bitter wäre, um es den Erfahrungen, die sie jetzt gemacht, hinzuzufügen.

Doch mögen hier einige Blätter der Erinnerungen an Todte und noch Lebende aus ihrer Mitte folgen, welche wohl verdienen, hier einen Platz zu finden.

Von allen Personen, die sich in der Literatur einen Namen gemacht, interessirte mich namentlich eine Frau. Diese Frau heißt mit ihrem literarischen Namen Sand.

Bekanntlich kam die Sand in dürftigen Verhältnissen nach Paris, nachdem sie sich von ihrem Manne getrennt hatte. Sie hatte bereits Lelia geschrieben, deren Abdruck von den meisten Journalen und Revüen verweigert wurde. Sie war darüber in Verzweiflung. Sandeau, ein damals schon sehr rühmlich bekannter Romanschreiber, lernte sie kennen, half ihr, verschaffte ihr einen Verleger, gab ihr im französischen Styl Unterricht, den sie, beiläufig bemerkt, viel großartiger, poetischer und sogar klassischer als er schreibt, kurz, sie liebten sich und Madame Duvant nahm aus Dankbarkeit die Hälfte seines Namens (ihres Freundes) an, sie nannte sich Sand. Man hat in Deutschland hier und da geglaubt, sie habe den Namen dem deutschen Sand entlehnt. Später freute sie dieses Zusammentreffen.

Jenes Verhältniß dauerte ziemlich lange. Sandeau bewunderte Sand und Sand Sandeau. Plötzlich aber — und dies ist ein Mysterium — trennten sie sich. Die Schülerin hatte mit ihrem Ruhm ihren Lehrer verdunkelt, in Vergessenheit gebracht. Statt Herr Sandeau war er blos Madame Sand; man sprach nur von ihm und suchte nur seine Freundschaft,

weil er der Freund ſeiner Freundin war. Jules Sandeau fühlte ſich gedemüthigt, daß er ihrer denn doch nicht bedürfte; er wollte ſeine Individualität retten auf Koſten ſeiner Liebe, und ſo trennte er ſich von ihr, denn das weiß man wohl, daß er zuerſt brach und daß ſie immer mit der größten Achtung von ihm ſpricht. Welch einen Blick in die männliche Seele giebt die Geſchichte! Ein Mann, der ſeine Liebe, ſein Herz, ſein ganzes Glück dem eitlen Ruhme opfert, der eiferſüchtig iſt auf den Ruhm ſeiner Geliebten, blos weil ſie mehr Talent als er hatte, was er nie geſtand. So iſt aber der Menſch. Vielleicht hätte die Sand daſſelbe gethan. Ein Schriftſteller, ein Held opfert alles ſeinem Ruhme. Ein Schriftſteller gehört zu keinem Geſchlecht. Ob Weib oder Mann, er iſt vor allem Schriftſteller, Dichter, und Weib und Kind, Freund und Freundin zählen nicht, gilt es die Exiſtenz des öffentlichen Namens. Die Geſchichte hat hiermehrere Beiſpiele aufzuweiſen.

Aber mit der Trennung ging auch eine Aenderung in der Richtung ſeiner Werke vor. Für jeden Roman, den Sand gegen die Ehe ſchrieb, ſchrieb Sandeau einen für die Ehe und zwar mit ausgezeichnetem Talent. Dieſer ſtille Kampf dauert nun faſt ſieben Jahre fort und Sandeau hat wirklich dabei gewonnen. Er hat ſich ein neues Genre verſchafft und er hat ſich ſo hineingeſchwatzt, daß er in keinem Fall mehr zurück kann.

Zu dieſem Genre gehören ſeine drei neueſten Romane, Marianne, le docteur, Herbeau und Vaillance. — Sandeau ſchreibt höchſtens alle Jahr eine Novelle, aber keiner arbeitet ſie ſo aus wie er; ſein Styl iſt durchſichtig, bündig und klar. Er hat Witz und Humor und ſeine Charaktere zeigen von einer entſchiedenen Menſchenkenntniß. Marianne iſt eine Frau, die alles in der Welt mitgemacht hat — es iſt die Sand ſelbſt — und die ſich zuletzt in den ſicheren Hafen der Ehe wünſcht. — Dr. Herbeau iſt ein braver alter Arzt, der ſich einen Augenblick von ſeiner Freundin geliebt glaubt und lächerlich wird. Der Mann der Frau jagt ihn fort und beſchäftigt einen jungen Arzt, der dann ſein ſchönes Weibchen auch kurirt. Aber die Kur giebt

Sandeau nicht an, er ſchließt damit ab. Sein Zweck war die Lächerlichkeit des ſich von einem Weibe geliebt glaubenden Herbeau zu zeigen. In neueſter Zeit hat er Vaillance für die Revûe des deux mondes geſchrieben. Vaillance iſt ein junges millionairiſches Mädchen, das von ſeinen drei Onkeln angebetet wird. Alle drei ſind ledig, haben der Ehe ewigen Haß geſchworen und haben Vaillance trotz ihrer Zartheit wie eine Amazone erzogen. Die Charakteriſirung dieſer Onkel und dieſes Mädchens iſt unübertrefflich. Vaillance hat alles, Reichthum, Pracht, die ſchönſten Pferde, die reichſten Shawls, die herrlichſten Pianos, eine Muſterbibliothek, und doch langweilt ſie ſich zu ſechszehn Jahren. Doch laſſen wir den Verfaſſer einen Augenblick ſelbſt ſprechen. — Alle drei Onkel ſind um ſie beſchäftigt. — Du biſt traurig, meine geliebte Johanna, ſagt Joſeph, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legte. Sie ſchauerte zuſammen.

Ich traurig? Und warum?

Weißt Du, Johanna, ſagte Chriſtoph, wir ſind ſchon lange nicht mehr auf den Fiſchfang geweſen.

Das Fiſchen langweilt mich.

Und die Jagd? fragte Johann. Wann jagen wir denn wieder einmal.

Die Jagd langweilt mich.

Es ſind dieſen Morgen neue Bücher und Romanzen angekommen, ſagte Joſeph.

Die Jagd, das Fiſchen, das Reiten, die Bücher, die Romanzen, alles dies langweilt mich, ſagte Johanna.

Laß ſehen, ſagte Chriſtoph, was wünſcheſt Du? Biſt Du nicht mit dem letzten Putz aus Paris zufrieden? Mißfällt Dir Dein Zobelmuff? Willſt Du einen neuen Cachemir für fünftauſend Francs, ein arabiſches Pferd, eine Doppelflinte, einen Diamantenſchmuck, ein Paar Piſtolen? ſprich! Johanna zuckte bei jeder Frage die Achſel und ſchmollte.

Aber Tauſend Millionen Donnerwetter! ſchrie jetzt Chriſtoph auf, was willſt Du denn? Zu was haſt Du Luſt? Was es auch ſei, und ſollte ich friſch wieder mein Schiff „La Vaillancer“

beſteigen, um die Welt noch einmal zu umſegeln, ſprich, ich bringe Dirs. — Willſt Du einen Stern vom Firmament? ſchrie Jean; ich will ihn dem Allvater abfordern oder abtrotzen.

Das junge Mädchen antwortete nicht. Endlich ſtand ſie auf und ſchrie: Hört Ihr, hört Ihr die Nothſchüſſe? Es war eine geſcheiterte engliſche Fregatte: Johann, Chriſtoph, Joſeph und Johanna Vaillance retteten, was ſie konnten — ſie wohnten in einem Schloſſe an der Küſte — und Vaillance fand unter den Schiffbrüchigen, was ſie eigentlich verlangte — einen Mann. Durch verſchiedene Verwickelungen fand es ſich ſpäter, daß dieſer vermeintliche Engländer, den Johanna trotz ſeines Engländerſinnes liebte, ein Franzoſe war und zwar ihr — Couſin.

Vaillance wurde glücklich. Sie geht nicht mehr auf die Jagd. Sie hat zwei Kinder und liebt ihren Mann. Alles dies, um ſich an Georg Sand edel zu rächen.

Was thut aber die Sand? Das Publikum, das gegen die Ehe gern raiſonniren hört, aber noch lieber ſelbſt ſich verehelicht, goutirt die Novellen Sandeaus. Die Kritik lobt ſie. Um ſich nun ihrerſeits zu rächen, ſchreibt ſie muſikaliſche Tugendromane wie Canſuelo. Am Ende kehren ſich die Rollen noch um. — Ja, die Sand hat Recht, chassez le naturel, il revient au galop.

In einer Soirée bei der Sand hörte ich zum erſten Male einen Namen nennen, der mich davon überzeugte, daß kein Volk ſo viele Erinnerungen an merkwürdige Perſönlichkeiten wie die Franzoſen hat. Und namentlich ſpukt in jedem Winkel von Paris irgend ein Geiſt aus der Vergangenheit herum, welcher Stoff genug zu Melodramen, Luſtſpielen und Poſſen geben könnte, um alle Pariſer Theater allabendlich damit zu verſehen.

Es iſt wahrlich kein Wunder, wenn die Franzoſen ſo viel ſchreiben können, ſie haben gar zu viel erfahren.

Und wo Vergangenheit und Gegenwart ſo vielen Stoff giebt und die Sprache das Talent von Jedermann iſt, kann da eine ſolche Vielſchreiberei befremden?

Doch wo ſind wir? — Wollte ich nicht eins der großen Geſpenſter aus Frankreichs Vergangenheit heraufbeſchwören? Hier iſt es. Es heißt Mademoiſelle Gauſſin.

Von dem Direktor der Comédie Française zu Paris, Arſene Houſſaye, iſt unlängſt, unter dem Titel: Philosophes et Comédiennes, der erſte Band eines Werkes erſchienen, deſſen Idee höchſt geiſtreich genannt werden kann.

Wir wollen hier eines der anziehendſten Kapitel daraus mittheilen, in welchem die Geſchichte der durch ihr Talent und noch mehr durch ihre Schönheit in dem frivolen Zeitalter Ludwigs XV. berühmten Mademoiſelle Gauſſin erzählt wird. Hoffentlich werden unſere Leſer dem leichtfertigen Stoff die etwas leichtfertige Darſtellung zugutehalten.

Der ausgezeichnete Schauſpieler Baron, der zur Zeit Ludwigs XIV. lebte, beſaß einen Kutſcher, den er ſich aus Burgund mitgebracht hatte. Stets luſtig und guter Dinge, war der Roſſelenker bald der Liebling aller jungen Mädchen ſeiner Nachbarſchaft und Baron ſtieg nie in den Wagen, ohne ſeinen Anton im elegiſchen Geſpräche mit irgend einer ſentimentalen Schüſſelwäſcherin anzutreffen. Nach und nach wurden die Heldenthaten dieſes Kutſchers auch in der Comédie Française bekannt, denn faſt alle Schauſpielerinnen hatten Dienſtmädchen, die von dem burgundiſchen Don Juan bethört worden waren.

Eines Abends trat Mlle. Lecouvreur mit wichtiger Miene an Baron heran und ſagte zu ihm: Ich fordere von Ihnen Genugthuung; meine Köchin iſt von Ihrem Kutſcher verführt worden, ſie ſieht jeden Augenblick ihrer Entbindung entgegen und der Schlingel will ſie mit ihren Kindern ſitzen laſſen. Wenn Sie Ihren Anton nicht zwingen, die Johanna zu heirathen, ſo werde ich Sie nöthigen, das Kind anzuerkennen.

Oho! rief Baron lachend. Wo denken Sie hin! Ich und das Kind anerkennen? Nicht einmal meine eigenen Werke habe ich anerkannt und ſollte die anderen heute für die meinigen ausgeben laſſen? Wenn Anton jedoch ſchuldig iſt, ſo ſoll er auch

dafür büßen, oder ich jage ihn aus dem Dienſte: wer einmal A geſagt hat, der muß auch B ſagen.

Ich dachte es mir gleich, entgegnete Adrienne, daß Sie meiner Forderung genügen würden; um nun das Werk zu krönen, wollen wir Taufzeugen bei dem Kinde ſein.

Dies iſt die Herkunft der Mademoiſelle Gauſſin; der Kutſcher Barons hieß Antoine Gauſſin und die Köchin der Adrienne Lecouvreur Jeane Vollel. Mlle. Gauſſin hatte in der Taufe die Vornamen Jeanne Catharina Marie Madelaine erhalten; letzteren Namen führte ſie ſpäter, weil ſie in ihrem Leben viel lieben wollte.

Die ſogenannten lebenden Bilder ſind, wie man weiß, keine Schöpfung der neueren Zeit; ſchon die Courtiſanen des heidniſchen Alterthums hatten in den Ateliers der Maler und Bildhauer die Feſte des Olymps darſtellen gelernt und wetteiferten auf den Plätzen von Athen und Sicyon unter den Geſtalten der Venus oder Diana, der Horen oder Grazien mit den Werken der Künſtler. Auch im jüdiſchen Alterthum und beſonders an den Höfen Davids und Salomons wurden lebende Bilder dargeſtellt. Als die Königin von Saba nach Jeruſalem kam, verſuchte ſie den König Salomo mit Räthſeln, die von ſchönen Mädchen aufgeführt wurden.

Fräulein Madelaine Gauſſin glänzte in den anakreontiſchen Bildern; es war ſo viel Ausdruck in Mund und Augen; ſie verſtand es, die größten Gegenſätze und die feinſten Nüancen wiederzugeben, ſie hatte ſo viel liebenswürdige Grazie, wenn ſie den Kopf neigte, den Fuß ſetzte, die Hand erhob oder ihr Haar löſte und es wie eine goldene Welle auf dem Marmor ihrer Schulter oder dem roſigen Schnee ihres Buſens ausbreitete, daß die entzückten Zuſchauer wirklich Venus, Juno, Dauphine, Terpſichore und niemals Madelaine Gauſſin zu erblicken glaubten. Deshalb ſagte dieſelbe auch ſpäter, als man ihr dieſe Vorſtellungen zum Vorwurf machte, daß ſie ſich dem Publikum niemals als ſich ſelbſt gezeigt hätte. Sie war in dem Bilde, das ſie gab, ganz und gar die verkörperte Idee des Künſtlers.

Wenn Mlle. Rachel die „Hermione giebt, wer denkt da an die Schauſpielerin? Sie iſt unter dem raſenden Weibe gänzlich verſchwunden. Ebenſo verhüllte die Gauſſin ihre Blöße, indem ſie dem Zuſchauer die ſtolze Schulter der Juno, den verliebten Buſen der Venus und die züchtige Weiche der Diana zeigte.

Vor ihrem Auftreten in Paris hatte Mademoiſelle Gauſſin eine Zeit lang in den Provinzen Vorſtellungen gegeben; die Geſchichte berichtet uns aber nicht, was die Schauſpielerin auf dieſen Frühlingsreiſen mit ihrem Herzen machte, und es hat ſich auch kein indiskreter Liebhaber gefunden, der ihre erſten Abentheuer veröffentlicht hätte; ſo viel ſteht jedoch feſt, daß ſie bei ihrem erſten Auftreten in der comédie française am 28. April 1731 die Herzenswiſſenſchaft von Grund aus kannte. Sie war in der Schule des Gefühls, der Eiferſucht und der Wuth auferzogen und ließ in ihrem Spiele die ganze Skala der Leidenſchaften wiedertönen. Sie hatte die unendlichen Freuden, die unausſprechlichen Zärtlichkeiten, die wilden Schmerzen der Liebe an ſich erfahren; ſie glänzte von Freuden und zerfloß in Thränen.

Auch kann man ohne Uebertreibung ſagen, daß während einer Reihe von zehn Jahren ganz Paris in ſie verliebt war: Männer des Hofes und der Kirche, Kriegsmänner und Gelehrte waren von ihr entzückt, und ſelbſt Voltaire war einer ihrer größten Verehrer. Nach der Vorſtellung der Zaire, deren Titelrolle Mademoiſelle Gauſſin mit unglaublichem Beifall gegeben hatte, ſchrieb Voltaire an ſie eine Epiſtel, von welcher wir die erſten Verſe hier wiedergeben wollen:

Jeune Gaussin! reçois mon tendre hommage,
Reçois mes vers au théâtre applaudis:
Protége les, Zaïre est ton ouvrage,
Il est à toi, puisque tu l'embellis.

Richelieu, der den Vers Boileaus:

La femme est mon esclave, et ne doit qu'obéir

paraphraſirt hatte, Richelieu, der an Eroberungen auf einem größerem Schauplatze gewöhnt war, konnte ſich vor Erſtaunen

kaum faſſen, als die Thür der Mademoiſelle Gauſſin vor ihm ſich ſchloß. Die Thür des Fräuleins aber blieb vor dieſem Helden, der nie ohne Herrn Cupido Schlachten gewann, deshalb verſchloſſen, weil Mademoiſelle Gauſſin ihr Herz in dem Augenblicke, wo der Marſchall es in Belagerungszuſtand ſetzen wollte, einem armen Jungen, Namens Bagnolé, zugewandt hatte und weil ſie es verſchmähte, mehrere Liebhaber zu gleicher Zeit zu haben. Die Liebesaffaire mit Bagnolé hat übrigens in Paris Aufſehen erregt und wir wollen einiges Nähere darüber mittheilen.

Eines Morgens wurde der Gauſſin von ihrem Kammermädchen folgender Brief überbracht.

Mademoiſelle:

Ich bin ein armer Student der Rechte, den Ihre Augen elend gemacht haben. Ich muß mich Ihnen zu Füßen werfen, um daſelbſt zu ſterben. Ich habe Sie geſtern in Zaire geſehen. Sie waren ſo ſchön, daß ich, von Ihrem Anblick bezaubert, kein Wort gehört habe. Dieſe Nacht habe ich unter Ihren Fenſtern ohne Beſinnung zugebracht. Ich bitte Sie inſtändigſt, geben Sie mir entweder das Leben oder den Tod. Ihr Diener wollte mich nicht zu Ihnen laſſen, geben Sie ihm den Befehl, daß er es thue.

Bagnolé.

Mlle. Gauſſin las dieſen Brief wohl dreimal und legte ihn dann bei Seite, indem ſie ſagte: Es iſt ein Narr, man muß ihn ſeiner Narrheit überlaſſen.

Bagnolé kam wieder, wurde aber abgewieſen; er ſetzte ſich auf die unterſte Treppenſtufe, um die Schauſpielerin beim Ausgehen zu überraſchen; er wartete jedoch vergeblich und begab ſich gegen Mittag in das Café Procope, wo er einen zweiten Brief an Madelaine Gauſſin ſchrieb. Abends war er im Theater. Die von ihm angebetete Schauſpielerin empfing im Foyer die Huldigungen ihrer Verehrer; in ſeiner Leidenſchaft ſah er nur ſie, er lief zu ihr und warf ſich zu Füßen. Ich liebe Sie, rief

er aus, und alle Welt ſoll es wiſſen, daß ich Sie liebe! Die Gauſſin wollte aufſtehen und forteilen, er hielt ſie aber beim Arme feſt und ließ ſie nicht eher los, als bis die Wache herbeikam und ihn arretirte. Er wurde nach der Kaſerne des Luxembourg gebracht; hier verlangte er ſeinen Vater zu ſprechen. Dieſer kam, und weil er ſeinen Sohn für wahnſinnig hielt, ſo ließ er ihn mit Gewalt nach Saint-Lazare ſchaffen.

Den folgenden Morgen jedoch ſprang der liebende Bagnolé zum Fenſter hinaus und lief ſpornſtreichs nach der Comédie Française. Diesmal wartete er ſo lange, bis Mlle. Gauſſin herauskam. Sobald er ihrer anſichtig wurde, warf er ſich wieder zu ihren Füßen nieder. Ich wollte Sie noch einmal ſehen, bevor ich ſterbe, rief er leidenſchaftlich aus und zog einen Dolch hervor.

Sie ſind ein Kind, ſagte Mlle. Gauſſin, ihm den Dolch aus der Hand windend, ſtehen Sie auf! Wenn ich Sie abſolut lieben muß, ſo will ich Sie lieben!

Dieſe Worte waren für den armen Bagnolé von ſo überwältigender Wirkung, daß er betäubt zur Erde niederſtürzte. Mlle. Gauſſin befahl ihrem Bedienten, den Ohnmächtigen ins Café Procope zu tragen, und ſie ſelbſt folgte dahin nach. Nach einiger Zeit kam Bagnolé wieder zu ſich; er ſah mit freudeſtrahlenden Augen, daß Madelaine ſich ſanft über ihn geneigt hatte. Er ſtand auf, warf eiferſüchtige Blicke auf die Anweſenden und ſchien die Angebetete zu fragen, ob ſie nicht gehen wollten? Fräulein Gauſſin verſtand ihn: Honni soit qui mal y pense! ſagte ſie zu den Umſtehenden und ging, von Bagnolé gefolgt, nach ihrem Wagen. Steigen Sie ein! lispelte ſie mit holdſeliger Stimme, und der Phaeton rollte in ſauſender Eile dahin, während manches Auge ihm mit neidiſchem Blicke folgte. Am Abend deſſelben Tages aber, als man in der Comédie Française ankündigte, daß wegen plötzlich eingetretener Heiſerkeit der Mlle. Gauſſin das „Orakel“ nicht gegeben werden könnte, war das Publikum ſo boshaft und rief: Bagnolé, Bagnolé!

Mlle. Gauſſin hatte jedoch, als ſie dem Bitten und Flehen Vagnolé's Gehör gab, nicht die Abſicht, dieſem für immer anzugehören; ſie wünſchte wohl, daß alle Männer in ſie verliebt wären, fürchtete ſich aber vor dem äußerſt Lächerlichen, ſelbſt in Jemanden verliebt zu ſein. Nach einigen Tagen hatte Vagnolé ſo viele Launen zu ertragen, daß er, obwohl er ſie noch immer liebte, der Gauſſin ohne allzu großen Kummer Lebewohl ſagte.

Alle Schönheit, jeder Glanz, jeder Ruhm vergeht ſchnell, wie Alles, was die Sonne liebt. Der Foyer lichtete ſich nach und nach um Mlle. Gauſſin. Das Zeitalter wurde vernünftiger, und ihre Liebhaber wandten ſich zur Philoſophie. Auch ſie wollte es nun mit der Weisheit verſuchen. Das eheliche Leben, welches ſie immer für ein Vorurtheil gehalten hatte, erſchien ihr in ihrem funfzigſten Lebensjahre mit einem male als ein Rettungsanker für die Ewigkeit. Sie hatte einen ſo lebhaften Wunſch, in dem heiligen Eheſtande zu ſterben, daß ſie, in Ermangelung einer hohen Perſon, einen Operntänzer heirathete, ſie, die mit Herzogen und Philoſophen, mit Richelieu und Helvetius auf vertraulichem Fuße gelebt hatte! Sie wurde alſo Madame Tolaigo. Es war jedoch ſchon zu ſpät, um noch glücklich zu werden. Herr Tolaigo, eiferſüchtig wegen der Vergangenheit — der arme Mann! ich wollte ſagen, der arme Tänzer! prügelte ſie für alle Liebhaber, die ſie in ihrem Leben gehabt hatte. —

Man erzählt, daß ſie in dieſer Zeit einmal ihrem theuren Vagnolé begegnete, den zu lieben ſie ſich keine Zeit hatte nehmen wollen; Vagnolé war ein Landwirth geworden. Als Madame Tolaigo ihren früheren Geliebten erkannte, ſchloß ſie ihn in ihre Arme; doch dieſer trat erblaſſend zurück und ſagte: Es iſt zu ſpät, Madame, ſich auf dieſes Herz zu verlaſſen, das nicht mehr für Sie ſchlägt.

„Nach dem Tode ihres Gatten Gauſſin blieb nur noch Eines übrig, nämlich, ſich ſelbſt zu fliehen, und das that ſie am 6. Juni 1767. Arme Gauſſin! So viel Schönheit, ſo viel Liebreiz, ſo viel Geiſt! Sie, die vier Pferde vor ihrem Wagen

gehabt hatte, ſie, die der Gegenſtand der Anbetung ſo vieler Männer geweſen war, ſie ſtarb arm und ohne Freunde, nachdem ihr nichts weiter geblieben, als zwei Augen, mit welchen ſie die Einſamkeit ſchaute, die ſich um ſie her lagerte, um ſie, die nur zu viel in dem Geräuſche der Welt gelebt hatte.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Hinter den Couliſſen.

Die Schauſpieler und das Publikum. — Eine berühmte Tänzerin. — Ratten und Läuferinnen.

Was war es für ein Leben, das ich in Paris führte, in welch' einen Strudel von Begebniſſen, von Erfahrungen, von Anregungen war ich hineingeriſſen worden, welche Zerſtreuungen, welche Eindrücke ſtürmten auf mich ein — und wie viele und verſchiedene Leute umgaben mich! — Wie ſollte ich mich aller derjenigen Leute entwehren, die mich mit tauſend Schwüren umlagerten und mir auf den Knieen betheuerten, daß ſie ohne mich nicht leben könnten.

Wie leicht kann doch ein eitles, leichtgläubiges Weib zu Dingen hingeriſſen werden, die ſie ihr ganzes Leben lang bereuen muß. Und doch wie viel Muth, wie viel Energie, wie

viel Lebensklugheit gehört dazu, in ſolchen Umgebungen, zwiſchen ſolchen Männern ſich nicht zu verlieren.

Ja, wahrlich, es gehört viel Muth dazu, dieſen oft ſo graziöſen Schmeicheleien ſein Ohr zu verſchließen, ihnen gegenüber taub zu bleiben, und es giebt Lagen für ein Weib, wo es für ſie nur ein Rettungsmittel giebt:

Ein Mann zu ſein.

Mag man darüber lächeln, aber ich glaube, es wäre ſehr gut, wenn die Frauen öfter ein weniger männlich und die Männer ein weniger weiblicher wären.

Dieſe Aeußerungen ſprach ich gegen einen meiner treueſten und beſten Freunde aus, deſſen Geiſt mich auf das Innigſte zu feſſeln wußte; er war einer der unermüdlichſten Forſcher der Pariſer Annalen, und er war es, dem ich einen großen Theil der Kenntniſſe zu verdanken habe, die ich in und über Paris mir erwarb. — Er war eben gekommen, um mich in's Theater abzuholen, in die Oper nämlich, nicht etwa, weil ich dort tanzen wollte, ſondern weil er mir verſprach, daß ich einen Blick hinter die Couliſſen der Pariſer Oper thun ſoll, wie es bisher nur den Eingeweihteſten möglich war.

Nichts Erwünſchteres konnte mir kommen. Ich war zwar kein Neuling mehr in dieſen Dingen und habe in Madrid genug davon kennen gelernt, aber, was iſt Madrid gegen Paris? Welche merkwürdige Epochen hat das Theater in dieſer Stadt durchlebt? Ja, wahrlich, das tiefe Wort des erſten der deutſchen Schriftſteller, daß nämlich die Bretter die Welt bedeuten, trifft nirgends wahrer zu als in Paris.

Alles, was zum Theater gehört, Sachen und Perſonen, war von jeher vor dem Volke in einen Nimbus gehüllt, der auch jetzt noch nicht verſchwunden iſt. Ich konnte, wo ich auch immer war, nicht über die Straße gehen, ohne von den Leuten angegafft zu werden, von denen Einer den Andern anſtößt und zu ihm ſagt: Siehe, ſiehe, das iſt die Pepita! Ich verſichere Dir, ſie iſt es wirklich. Gewöhnlich veränderten ſie dann ihren Weg, um mir auf drei Schritte zu folgen, und man ſieht ſie

ein Lächeln der Verſtändigung mit anderen Vorübergehenden austauſchen, die ſich ebenfalls umwenden, um ihr noch einige Augenblicke nachzuſehen. Dieſes Lächeln bedeutet ſo viel wie: Ah, Sie erkennen Pepita? Wir auch, wir haben ſie ſogleich erkannt, wie wir durch unſer Nachgehen beweiſen. Oft beſuchen auch ſolche Leute blos deshalb jene Kaffeehäuſer, die unzertrennlichen Nachbaren der Theater, um zu ſehen, auf welche Weiſe die Schauſpieler frühſtücken, Bier trinken oder Domino ſpielen. Sie wenden ihre zärtliche Neigung beſonders dem Komiker zu, halten ſich mit unterdrücktem Lachen in ſeiner Nähe auf, bieten ihm einen Stuhl an, reichen ihm Kreide für ſein Billardqueue oder heben ſein Schnupftuch auf. Die ſtummen Gefälligkeiten rühren endlich den Schauſpieler, der dann nach und nach den Unermüdlichen grüßt, ihm einen Händedruck bewilligt und ihn ſpäterhin wohl gar des vertraulichen Du würdigt. Wenn der Unermüdliche jung iſt und auf dieſe Weiſe ſeine Zeit verſchwendet, die er ſeinem Notar oder ſeinem Advokaten ſchuldig wäre, ſo ſagt ſeine Familie gewöhnlich von ihm: Es iſt ein Taugenichts, aus dem nie etwas werden wird, denn er ſteckt ewig mit Schauſpielern zuſammen.

Die Schauſpielerin iſt aber noch viel mehr als der Schauſpieler ein Gegenſtand der Neugierde, der noch ganz anders geſucht und begehrt wird. In ſeiner Loge nimmt der Portier ihres Hauſes die Beſuche der Nachbaren an, die ſie vorüber gehen ſehen wollen, wenn ſie ſich in die Proben begiebt; auf ihrem Wege dahin begegnet ſie den jungen Leuten, die ihre Stunden kennen und ſich in Reihe und Glied aufſtellen, um ſie zu erwarten. Kaum erſcheint die Erſehnte, ſo ſetzen ſie ſich von ferne ſchon in Poſitur, drehen ihre Haarlocken, ſchärfen ihren Blick, und als ob ſie dieſelbe zum erſten Male ſähen, ſagen ſie laut genug, um verſtanden zu werden, indem ſie ihr auf dem Trottoir Platz machen: Es iſt die Rachel. Des Abends findet man ſie im Theater auf dem Balkon, im Orcheſter wieder, aus der Menge hervor zwei behandſchuhte Hände erhebend, deren eine ſich mit dem Halten der Lorgnette abmüdet, während

die andere die Falten einer hochſtrebenden Halsbinde zurecht legt. Es iſt nicht einer unter ihnen, der ſich nicht auf ſeinem Platze erkannt glaubt, der ſich nicht einbildet, der Gegenſtand ungezählter Blicke und Koketterien zu ſein. So gehen die Sachen ihren Lauf fort, bis die Schauſpielerin eines Tages einen alſo lautenden Brief erhält:

Madame!

Ich bin achtzehn Jahre alt, von friſchem und glühendem Herzen. Ich kann nicht Millionen zu Ihren Füßen niederlegen, aber ich weihe Ihnen meine ewige, grenzenloſe Liebe.

Ihr leidenſchaftlicher Anbeter
Eduard.

P. S. Da ich bei meinen Eltern wohne, ſo antworten Sie mir nicht nach meiner Behauſung. Senden Sie mir vielmehr poste restante einen Brief, in welchem Sie mir ſagen, ob ich Sie nächſten Sonntag um Ein Uhr auf der dritten Bank in der Allee im Thiergarten oder beim Obſervatorium in der Nähe des Luxembourg oder ſonſt wo erwarten darf. Sie werden mich an meinen grünen Beinkleidern, zugeknöpftem Ueberrock und am Feuer meiner Augen erkennen, die Ihnen meine überſchwengliche Glückſeligkeit ausdrücken werden. Sollte es Ihnen nächſten Sonntag nicht möglich ſein, ſo mag es bis zum folgenden verſchoben bleiben.

Ein anderer Brief nämlicher Art.

Madame!

Fretillon iſt ein ſo gutes Mädchen, daß ſie ſicher auch gern einen braven Burſchen kennt, der vor Verlangen brennt, ſie zu ſehen. Kommen ſie in den Laden, ſtellen Sie ſich, als wollten Sie Batiſt-Schnupftücher kaufen und ſtecken ſie mir die Antwort auf gegenwärtige Zeilen heimlich zu, damit es die andern Commis, die große Spaßvögel ſind, nicht gewahr werden.

Eugene,
Commis im ehernen Pferd auf dem Boulevard der Italiener.
oder: Joſeph Wilhelm Brinkmeyer, Rentier.

Die armen Jungen glauben, daß die Sängerin nach dem Schauſpiel mitten durch den Lärm und Dampf des Abendeſſens noch ihre Stimme ertönen läßt und daß ſie mit chromatiſchen Tonleitern den Refrain eines Trinkliedes verziert; daß die Tänzerin kein Wort ſpricht, keinen Kuß empfängt, ohne einen Fußwirbel zu machen, daß ſie in ihrem Zimmer umherhüpft, daß ſie ein Entrechat ſchlägt, wenn ſie ihren Shawl aus dem Schrank nimmt, daß ſie eine liebliche Pirouette zirkelt, wenn ſie die Thür zumacht, und daß ſie ſich ihrem auf weichem Divan ruhenden Geliebten nie nähert, ohne einige pas de basquet auszuführen und ihm ein Blumenkörbchen zu überreichen. Sie erſcheint ihnen immer ſorglos, ſtrahlend, großmüthig, Champagner ſchlürfend und ihr Leben in einem Strudel von Thorheit und Freude dahinrollend. Sie können ſich nicht vorſtellen, daß die Sängerin, nachdem ſie den Tag über die Tonleitern durchgeübt, (eine Uebung, die den Nachbaren ſo verhaßt iſt, daß ſie oft Anlaß zu einer Wohnungskündigung wird) und den Abend drei oder fünf Akte hindurch mit Anſtrengung geſungen hat, ſich eiligſt, in warme Kleider gehüllt, aus ihrem Theater entfernt und in ihr Bett flüchtet, um den Halsſchmerzen, dem Verluſt der Stimme und anderen Leiden zu entgehen, denen die Sänger ausgeſetzt ſind. Sie denken nicht daran, daß die Tänzerinnen ſich des Morgens durch tauſend abſcheuliche Verdrehungen, Kniebiegungen und Fußtriller, die ſie abmagern, erſticken und in Schweiß baden, zu der Anmuth und dem Erfolg der Vorſtellung vorbereitet; daß ſie, dem Rennpferde gleich, beim Zurücktreten hinter die Couliſſe in Haufen von Tüchern gehüllt wird und ſich, abgemattet, ohne Leichtigkeit und ohne Lächeln, in ihre Loge hinaufſchleppt, um ein wenig Ruhe zu ſuchen und mit einer Stunde voll Beklemmungen einen kleinen mit Beifall gekrönten Erfolg zu büßen.

Laßt uns die Wahrheit den Jünglingen aus der Provinz, den Gymnaſiaſten, den Ingenieurs, den Schreibern der Advokaten und Notare, den Zöglingen der Schulen und der ganzen zwanzigjährigen Generation zurufen, die das Leben mit einem Regen-

bogen von Vergnügen gefärbt ſieht, für die das Theater eine Hölle voller Luſt, ein Kapernaum der Freude iſt; die in den Tänzerinnen Huris, Sylphiden, Sultaninnen erblicken; Nymphen, goldbeſchwingte, ätheriſche duftige Weſen, ſtrahlende Schmetterlinge, bunte, zerbrechliche, die Erde verſchmähende und in höheren Regionen, in einer Atmoſphäre von portugiſiſchen Wohlgerüchen, von Parfchule-, Vanille- und Blumen-Eſſenz umherflatternde Inſekten. Dieſe unglückſeligen Neulinge reißen ihre jungfräulichen Naſenlöcher weit auf, wenn ihr von einer Prima-Donna ſprechet; ihre rothen, flammfeurigen Ohren erweitern ſich, um den kleinſten Umſtand ihres Lebens einzuſaugen. Sie beben vor geheimer Eiferſucht, wenn ſie erfahren, daß Ihr mit dieſer Prima-Donna reden, daß Ihr, ſo oft es Euch beliebt, den Stoff ihres Gewandes berühren durft; vor Neid möchten ſie Euch morden, wenn ſie erfahren, daß Ihr zuweilen ihre Hand küſſet. In irgend ein Theater Zutrit zu haben, ſcheint ihnen unendlich mehr werth, als eine Einführung in den Salon der beſten Geſellſchaft. Für ſie ſind die Couliſſen eines Königlichen Theaters das Paradies — des Mohamed verſteht ſich —, und wenn ihr ihnen ohne Umſchweife, ohne Vorbereitung das Anerbieten machet ſie hinter die Couliſſen der Oper zu führen, ſo würden ſie erſtarrt vor Glück mit dem Angeſicht zur Erde ſtürzen.

Man muß geſtehen, daß die tollen Jugendſtreiche unſerer Vorfahren, nicht wenig dazu beigetragen haben, das Leben der Theater-Schönen in einen poetiſchen Glanz zu hüllen; man hat uns ſo viel von Marquis erzählt, die durch die Tänzerinnen zu Grunde gerichtet, von General-Pächtern, die wie Schwämme bis auf das letzte Goldkörnchen ausgeſaugt, wurden von vornehmen Wollüſtlingen, die ihre Güter mit den Carmargos, mit den Guimards durchbrachten, bei ihren Abendtafeln Gott und dem Könige Trotz boten und den Puder ihrer Perrücken auf geblümten Sopha's abſchuttelten. Die geſchminckten Liebſchaften bildeten damals die Geſchichte der Stadt und des Hofes. So hatte z. B. Frankreich geraume Zeit keine andere Geſchichte. Sich eine Schauſpielerin zu halten, war ein ſo unumgänglich

nothwendiger Luxus, daß der Marschall von S...., dieser Mann des Krieges, dieser Herkules, der mit einem Fußstoße einen Borer zum großen Jubel des Londoner Publikums in einen Schmutzkarren hineinwarf, daß dieser Marschall von S... sich Madame Favart selbst in die Schanzgräben von Mastrich nachkommen ließ. So war es Sitte bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Bei den Schauspielerinnen fanden die Herzöge und Pairs, die Offiziere der Leibwache, die Kadetten von hoher Familie und die kleinen Abbés eine geistvolle Unterhaltung, ihr Vergnügen und ihr Verderben, lauter Dinge, welche die Revolution so gänzlich vom Theater trennte, daß die armen Schauspielerinnen gezwungen wurden, nur noch ihre Kunst zu üben und weiter nichts. Uebrigens waren auch die obersten Jakobiner nicht alle ganz rein von Verbindungen dieser Art, und die heuchlerische Sentimentalität ihrer öffentlichen Grundsätze würde eine ganz falsche Meinung von ihren häuslichen Sitten geben. Bei ihnen war es aber nichts als bloße Ausschweifung, ohne Edelmuth, ohne Größe, ohne Geld. Eine berühmte Schauspielerin, Mlle. R., die dem dringenden Verlangen eines berüchtigten Terroristen nachgegeben hatte, glaubte eines Tages zu bemerken, daß die Stimme ihres Liebhabers sanft und seine Gestalt menschlich sei, der Augenblick schien sehr günstig, um eine Frage zu wagen: Bürger, — sagte sie — was wirst Du mir zu meinem Geburtstage schenken? — Ich werde Dir das Leben schenken — antwortete er.

Mit dem Direktorium und seiner Reaction kehrten die Thorheiten, der Luxus und die großartigen Vergnügungen zurück. Einige Emigranten, die in den Besitz ihrer Köpfe und eines Theils ihrer noch nicht verkauften Güter wieder eingesetzt waren, Generale, die sich bei der Plünderung der feindlichen Städte bereichert hatten, wollten nun ein wonniges Leben führen; die Verschwendung war grenzenlos: man warf, so zu sagen, das Geld aus den Fenstern; die Spielhäuser waren wieder von leidenschaftlichen Menschen überfüllt, die auf einen Wurf im Rouletteſpiel ihre ganze Beute eines Feldzugs, die Treffen ihrer

Uniform, die Quaſten ihrer Säbel ſetzten, und die dem Volke aus dem Fenſter ganze Hände voll Louisd'or von dem Gewinn eines Abzugs zuwarfen. Die Reſtaurateure machten damals ihren Schnitt; die Leute jener Zeit aßen, als wenn ſie ſeit 93 gefaſtet hätten.

Herr R. S. J. D. gab allein für jedes Mittageſſen hundert Franken aus, und man zeigte noch vor zehn Jahren bei Very einen Kellner, der täglich 20 Franken Trinkgeld enthielt, weil er die Ehre hatte, dieſes Gargantua-Diner zu bedienen. Die Weiber, vorzüglich die Schauſpielerinnen, wurden bei dieſen Reactionen des Vergnügens nicht verſäumt, und die koſtbaren Huldigungen langten Haufenweiſe zu ihren Füßen an. Der Glanz des Kaiſerreichs und ſeiner hohen Würdenträger erhielt ihnen dies Leben voll Ueberfluß, wo Alles ſich nach ihnen drängte.

Unter dem Direktorium und dem Kaiſerreich glänzte die berühmte Clot..., eine große ſchöne Tänzerin mit ernſtem, ſchmachtendem Antlitz und einer Taille, biegſam wie ein Weidenzweig; man ſagte damals, Mlle. Georgs ſei eine ſchöne Statue und Cl. eines ſchönes Geſchöpf. Ihre blonden goldenen Haare krönten eine ſanfte Stirn, unter der zwei Saphiraugen glänzten. Auf einem ſchlanken, zierlichen, ſtolzen Halſe wiegte ſich ihr Haupt, ſo weich und zart, wie ein Federbuſch. Die Lobredner jener Zeit ſprechen noch mit Augen voll Thränen, aber ſolcher Thränen, die dem Schmerz über eine verlorne ſchöne Empfindung fließen, von einer gewiſſen unbeſchreiblichen Hüftenbewegung, die über Cls. ganzen Körper ein Leben unausſprechlicher Wolluſt ausgoß. Wenn ſie die Arme erhob, die ganze Haltung ihres Wuchſes frei ſehen und wenn die Neigung des Körpers die Hüfte dieſes herrlichen Weibes hervortreten ließ, ſoll es ein Gemälde zum Todtſchießen gegeben haben; man erzählte aber nicht, daß ihr irgend Jemand ſein Leben zum Opfer gebracht hätte, doch nennt man mehrere Perſonen, die ihr einträglichere Opfer weihten und für die Erlaubniß, ſie zu lieben, Millionen verſchwendeten. Der glänzendſte und vornehmſte ihrer Anbeter war der Fürſt Vignatelli, Graf von Egmont, ein Spanier,

Inhaber eines berühmten Namens, Beſitzer unermeßlichen Reichthums und von der Natur mit dem feinſten Geſchmack begabt. Er war es, der die erſte Berline mit engliſchen Federn aus London kommen ließ. Dieſer niedrige, bequem und merkwürdig geformte Wagen machte zu jener Zeit großes Aufſehen. Eben dieſer Fürſt war es auch, der auf dem von den Marſchällen gegebenen großen Ball in drei verſchiedenen Anzügen erſchien, deren Pracht für eine ganze Woche Stoff zur Unterhaltung lieferte. Im Laufe ſeiner galanten Verſchwendungen richtete der Fürſt Pignatelli auch die ſchöne und nicht ſehr haushälteriſche Cl. wieder glänzend ein. Er ſchuf ihr einen prachtvollen Hausſtand, ſetzte ihr ein Jahrgehalt von 1,200,000 Franken aus und ſchenkte ihr die reichſten Equipagen für Longchamps, zu einer Zeit, wo Longchamps noch etwas zu bedeuten hatte.

Aber Cl. hatte ein ſo gutes Herz, eine ſo mitleidige Seele, daß ſie oft aus Trägheit und aus Großmuth ihrem Schuhmacher tauſend Franken für ein Paar Schuhe gab, um nicht eine Banknote wechſeln zu müſſen; ſie war ſo theilnehmend bei den Leiden der Theater-Bevölkerung, der Statiſten, der Figuranten, der Choriſten, daß ſelbſt die Freigebigkeit des Fürſten Pignatelli nicht zur Deckung aller dieſer ehrenwerthen Bedürfniſſe ausreichte. Der ſpaniſche Admiral Majaredo unterſtützte Cl. in ihrer Wohlthätigkeit und vermehrte ihr beſcheidenes Einkommen um 3 oder 600,000 Franken. Zu dieſen neuen Gaben Majaredo's geſellten ſich bald hier die Galanterien des Herrn Pu... der nur während der Mahlzeit drei Stunden an ihrer Seite zubrachte und dieſe paſſive Tiſchgenoſſenſchaft mit nicht weniger als 1,000000 Fr. jährlich bezahlte, ſo daß die Totalſummen ihrer Einnahmen ſich auf 16 bis 17,0000 Franken belief. Arme Tänzerinnen von 1854 ſtaunt über dieſe kühne Rechnung und ruft voll Schmerz aus: Mit dem Tanze iſt es vorbei.

Man erzählte von dem Luxus, der bei Cl. herrſchte, wahrhaft erſtaunenswürdiger Einzelnheiten. Sie bewohnte in der Straße Menars ein Zimmer, welches Mlle. Bourgoin von der

Comédie française inne gehabt hatte. Damals war Paris griechisch und man verzierte alle Häuser wie Agamemnons Palast. Die griechischen Draperien in Cl.'s Gemach waren von Sedauer Stoff, zu 70 Franken die Elle. Ihr Bett, das niedrig und natürlich auch von griechischer Form war, hatte 9000 Franken gekostet; ein schwarzer Cashmir, 15,000 Franken werth, diente ihr zur Fußhülle; mit einem andern Cashmir von ungeheurem Werthe war die Erhöhung bedeckt, auf der das Bett stand, und der persische Teppich des Zimmers kostete nicht weniger als 6000 Franken. Die Bronzen, die aus Italien entwendeten Statuen drängten sich in diesem Gynäceum und waren nur der geringfügige Nebenzierrath eines unschätzbaren Meubles. Aber ach! mitten unter dieser Sardanapalischen Ueppigkeit war die arme Cl. durch ein seltsames Mißgeschick nichtsdestoweniger von Leiden heimgesucht.

Ein armseliges, düsteres Leichenbegräbniß durchzog eines Tages Paris. Es war Cl..., die arm und vergessen starb.

Und wie herrlich war ihr Leben! Welch eine glänzende Epoche für die weltlustigen und geldgierigen Weiber! Welcher Glanz, welcher blendende Schein umgab diese für Gold angebeteten, mit dem Degen erkämpften Frauen, die von Gesandten, Marschällen und anderen Großen beweint wurden!

Hat die Regentschaft wohl so etwas aufzuweisen wie die Caprice jenes Marschalls, der an die reisende Bi... schrieb, daß er sich in Italien langweile und sie bei sich zu haben wünsche. Die Tänzerin verlangt Urlaub, um sich zum Marschall zu begeben; man verweigert ihn, weil man sie nicht entbehren kann. Es wird darüber an den Kaiser berichtet, und dieser bewilligte ihn. Mlle. Bi... geht nach Italien, um dem Marschall vierzehn Tage die Langeweile zu vertreiben.

Der Kaiser erfuhr einst, daß das Corps de Ballet der Oper sich mit jedem Tage vermindere. Der Deutschen, der Italienerinnen, der Siebenbürgerinnen, der Preußinnen, der Badnerinnen und der Württembergerinnen überdrüssig, kehrten die Tapferen der Armee gern zu ihrer Französin zurück, und in der Liebe

nach eben so leichten Siegen heißhungrig wie im Kriege, schossen sie wie Sperber auf das Corps de Ballet los. Aus diesen nur für einen Tag beabsichtigten Verbindungen wurde mitunter ein dauerndes Band. Die Kaiserlichen Krieger, die Männer mit den großen Schnurbärten und dem leichten Herzen, diese Verehrer des weiblichen Geschlechts, ketteten sich oft an bloße Figurantinnen, die sie vom Theater fortnahmen und mit sich auf's Land, zum Teufel oder sonst wohin führten; kurz, man sah sie nicht wieder: die schönsten waren in Folge dieser militairischen Requisitionen verschwunden. Die Rekrutinnen wurden immer seltener, zuletzt fehlten sie ganz. Eines Tages wollte der Kaiser einer Opern-Vorstellung beiwohnen, um die Häßlichkeit und Abgelebtheit der Figurantinnen kennen zu lernen, die von der Wuth seiner Krieger verschont geblieben waren. Da rief er ungeduldig einmal über das andere: Welche Scheusale! Woher sind die Weiber! Man schaffe andere an. Noch an demselben Abend erhielt der Polizei-Minister den Befehl, in all den Etablissements, die damals wie jetzt unter polizeilicher Aufsicht standen, eine allgemeine Werbung zu veranstalten. Diese Aushebung in Masse von achtzehn- bis fünfundzwanzigjährigen Schönen wurde sogleich den folgenden Tag ins Werk gesetzt, und bei der nächsten Vorstellung war man erstaunt, das ehrenwerthe Corps der weiblichen Statisten von prächtigen gigantischen Gestalten verstärkt zu finden. Der Minister hatte wahre Grenadiere auswählen lassen. Das linkische Benehmen und die Ungeschicklichkeit dieser Novicen erregte anfangs viel Gelächter, besonders als einige von ihren Clienten sie erkannten; man lachte heftiger, man rief sie unter allgemeinen Jubel ganz laut bei ihren Namen, und zuletzt fand man die Maßregel ganz vernünftig.

Unter Napoleon kamen die großen Generäle allein hinter die Coulissen der Oper, um den Glanz ihrer Stickereien und Ordensbänder leuchten zu lassen. Die fremden Gesandten hatten ebenfalls Zutritt, aber verschmähten gewöhnlich das ihnen

eingeräumte Privilegium und verſammelten ſich in den prachtvollen Logen jener Damen.

Die Reſtauration verſuchte es, der Oper und ihrem Perſonal die Wichtigkeit zu erhalten, die ſie unter Napolon hatten. Hellebardiere bewachten die Thüren der Foyers und verwehrten den Eintritt. Nachdem der neue Hof genug antichambirt und an die Geſchäfte gedacht hatte, eilte er hinter die Couliſſen, um ſich auch ein wenig dem Vergnügen hinzugeben.

Es war in der That keine ſchlechte Zeit für dieſe Damen. Die Mehrzahl derſelben hatte bei der Annäherung der Invaſion wenig National-Anhänglichkeit gezeigt. Einige hatten den Sturm-Angriffen der verbündeten Armee nur ſchwach widerſtanden und ſchneller als Paris kapitulirt, das ſich doch auch nicht länger als drei Tage vertheidigen konnte. Ihre Privat-Verhältniſſe verbeſſerten ſich bei dem öffentlichen Mißgeſchick, und es findet ſich noch manches Schmuckkäſtchen vor, in welchem Ringe und Halsbänder von moskovitiſchem Urſprunge glänzen. Die hohen Würdenträger Ludwigs XVIII. zeigten ſich ihrerſeits ſo großmüthig, als ſie vermochten; ihr Vermögen, ihr Gehalt verwandelte ſich in Diamanten, in Caſh'mirs, in kleine mit einer Schenkungsakte begleitete Hotels. Einerſeits war der Krieg für dieſe Damen ſehr einträglich geweſen, denn die in Eiſen gehüllten Baſchkiren wurden von Offizieren befehligt, die Gold beſaßen; andererſeits führte der Friede ein nicht minder günſtiges Reſultat für ſie herbei, denn damals begann zwiſchen Paris und London jener Austauſch von Tänzerinnen, welcher es möglich macht, in Frankreich einen Geliebten zu haben, den man in England betrügt, und ſo umgekehrt — eine Dreimonat-Treue, die ſich die Liebhaber an beiden Seiten des Kanals gefallen ließen. So gab der ſegenreiche Friede, der den Zucker zurückbrachte, den Engländern auch die franzöſiſchen Tänzerinnen wieder. Die Engländer nahmen dieſe Zuſendungen ſehr gut auf, und ihre Dankbarkeit zeigte ſich in den prachtvollſten Geſchenken. Ihre Freigebigkeit machte ſo viel Aufſehen, daß die poetiſche Ader der Dichter und Vaudevilliſten davon über-

ſprudelte, daß die Karrikaturen dicke Engländer vorſtellten, wie ſie einer Opern-Nymphe einen großen Sack Gold überreichen und dafür einen undankbaren Fußtritt ins Geſicht erhalten; Mylord wurde gleichbedeutend mit einem wohlgebildeten, große Gamaſchen tragenden Mann, der die Frauen mit Guineen und Banknoten überſchüttet. Ueber dieſe Schmerzen wurden die Herren endlich doch aufgebracht, und man wurde mit Schmerz bei der Oper gewahr, wie es den weiblichen Piraten, die von ihren natürlichen, regelmäßigen oder Pflegemüttern zum Fang ausgerüſtet wurden, mit jedem Tage ſchwerer fiel, eine engliſche Priſe zu erjagen.

Als vor funfzehn Jahren eine mächtige Perſon von einer ernſthaften Leidenſchaft ergriffen wurde, die den Gegenſtand derſelben theilte, da fragte ſich alle Welt: ob uns die Oper eine Reihe von Kapiteln aus dem Werther verführen wolle? Die Dame war ſchön, gefühlvoll, ſchmachtend und hingebend, der Anbeter alt. Dieſe Leidenſchaft ging durch ihr eigenes Uebermaß unter; man weiß, wie bald der Tod den Liebhaber, der ſich zu viel zutraute und der Welt ein neues Schauſpiel zeigen wollte, in eine Leiche verwandelte. Die arme Wittwe weinte lange; ſie tröſtete ſich endlich, aber nur um von neuem zu weinen, denn das Schickſal, das ihrer Liebe nicht wohlwollte, jagte eine ſelbſtmörderiſche Kugel durch den Kopf ihres neuen, diesmal jungen Anbeters. Seitdem tanzte dieſe Dame, deren ſonnenreine Augen immer in Thränen zu ſchwimmen ſchienen, für keinen Menſchen mehr, paſſiv und gleichgültig gab ſie, ohne zu murren, ſchön wie ſie noch immer war, ihr unglückliches Geſicht zu allen mimiſchen Verzerrungen her, die das Repertoir ihr auferlegte; aber die Tröſtungen kamen ihr und denjenigen, die ſie ihr bringen wollten, zu theuer zu ſtehen. Sie war wie ein prächtiger Palaſt ohne Bewohner, wie Verſailles; eine Ruine, die ich gern mit dem Monument der Straße Richelieu vergleichen möchte, das auf Befehl der Kammern zerſtört wurde, bevor es ſeine Beſtimmung erreicht hatte. Der redliche, bornirte Mann, den die Reſtauration zur Aufſicht über die Weiberröcke

der Oper beſtellt hatte, ſtand lange Zeit in Verdacht, den Schleier der Unſchuld zerriſſen zu haben, der die Jugend der Mlle. Jul... beſchützte. Indeß das iſt eine bloße Verleumdung jener Zeit, eine Erfindung übelwollender Tagesblätter. Der Mann, der zwei verſchiedene Treppen, eine für die Frauen, die andere für die Männer hatte einrichten und die Kleider des Corps de Ballet um ein Drittel verlängern laſſen, war wohl in der That zu moraliſch, um auf die Gefahr hin, eine Seele dadurch in die Hölle zu ſchicken, die Freuden des Paradieſes zu träumen. Man hatte ſeitdem einen anderen, nicht minder ungerechten Argwohn gehegt. Mlle. Jul... aber war eine unbefleckte Ruine von vollen ſechsunddreißig Jahren. Wir wollen ſchnell über eine Verbindung hinweggehen, von welcher öffentliche und tagtägliche Zeugniſſe vorhanden ſind, die ſich im Theater, im Boudoir, in der Stadt, auf dem Lande zeigte und ſich ſchon einige Dutzend Jahre herdatirt.

Dieſes Paar, welches ungeachtet des Mißverhältniſſes in den Jahren ganz das Behagliche und das freundliche Anſehen einer glücklichen Ehe hatte, verdient durch ſeine Treue ein wenig Schonung.

Es iſt etwas Ehrwürdiges um die Liebe eines braven Mannes, der mit Balletmeiſtern frühſtückt, der den Tonſetzern ſchmeichelt, um das Echo des geliebten Gegenſtandes abzukürzen oder auszudehnen, der die obenhin ſchon ſo fette Hand des Friſeurs noch ſchmiert, der den Schauſpielern eingeſchmuggelten Taback anbietet und den Kindern der Theatermeiſter Orangen, Engelwurz und Puffabs reicht, der den beſoldeten Recenſenten, den Thürſtehern, den Lampenzündern, kurz, aller Welt Geld giebt und nichts für ſich behält. Wir wollen eben ſo wenig von dem unerhörten Einfluß ſprechen, den eine runde, weiße, niedliche, nein, auf dieſes Ephitheon verzichtet ſie ſelbſt, kleine Perſon über einen gewiſſen, durch ihre Reize ganz dumm gewordenen Direktor ausübte. Die Herrſchaft der Mlle. N... dauerte zwei Jahre. Die Juli-Revolution hat auch die Charte der Theater modificirt; getrennt vom Hauſe des Königs, wurde die Oper

ein Privatunternehmen mit Caution und bestimmter, festgesetzter Unterstützung. Diese neue Ordnung der Dinge gab dem Ansehen der Patrone und Beschützer vom Hofe den Todesstoß. Auf jedes Ansuchen seiner Untergebenen, auf jede Empfehlung von außen konnte der Entrepeneur nach den Erfordernissen seines Vortheils antworten. Was von großen Kavalieren übrig geblieben war, betrachtete von nun an die Akademie der Musik wie einen von den Revolutionairs verkauften Grundbesitz, auf dem sie nicht mehr das Recht zu bauen, zu pflanzen, zu säen und zu ernten hatten, und die Herren der neuen Richtung, denen kein Einfluß auf die innere Leitung der Angelegenheiten der Oper geblieben war, hatten nicht einmal Ansehen genug, um eine Arbeiterin dabei anzustellen. Das Personal unter der Direktion des Herrn V... stellte jetzt ungefähr folgende Betrachtungen an:

Vor zehn Jahren fand man, daß die Liebe einer Tänzerin monatlich wohl 100,000 Franks werth sei. Während den letzten zehn Jahren gab es schon mehr als ein Beispiel, daß eine Dame sich gering genug geachtet, um 30,000 Franks jährlich anzunehmen. Wie anders aber ist es jetzt! Da kommen Seifensieder, Seidenhändler, Zwirnkrämer, Deputirte und Pferdehändler, die uns jeden 31sten des Monats ein erbärmliches, fertiges, nie in ein Kästchen eingeschlossenes 300 Frankenbillet ganz trocken anbieten werden und am ersten Januar einen französischen Kaschmir mit rothem grünen Grunde. Also laßt uns standhaft sein. Der Juni soll uns nichts anhaben, wir wollen ein solches Brot nicht essen. Die Tugend hat ihre Reize, laßt uns tugendhaft sein. Zurück, reich gewordene Tagediebe! hinweg! pfui! wonach riecht ihr denn? Nach Lichten, nach Fett, nach dem Laden und nach der Landwirthschaft und dem Gewerbe! Zurück, Männer der Provinz, ihr verpestet die Tagesordnung, die Berichterstattung, die Gesetze von Lokalinteressen, die Sitze der Diligence, das Stroh des Omnibus! Geht, bekrieget die Mißbräuche, stimmt ab über Eisenbahnen, erwürget die Budgets, praktizirt und verschmiert unnützerweise Papier, hier ist nichts für euch zu schaffen, ihr

abſonderlichen Leute, nescimus vos. Macht euch aus dem Staub, ihr armen Tröpfe! Wiſſet ihr, daß wir vornehme Ludwigsritter, Befehlshaber von vier oder fünf Plätzen, Gouverneure von fünf oder ſechs Schlöſſern, Inſpektoren einer Unmaſſe von Dingen, die gar nicht exiſtirten, Würdenträger einer Menge von Aemtern, die durch ein Einkommen von 200,000 Franks, deren Exiſtenz fühlbar war, repräſentirt wurden, daß ihr alle dieſe Herren an unſern Strohmatten emporklettern, in unſern Wandſchränken verſteckt und vor unſerer Thür ſtehen ſahet? Lebet mit euren regelmäßigen Frauen, ihr kleinen Leute, verheiratet eure Töchter an Seconde-Lieutenants, gebet euren Söhnen monatlich die große Summe von fünfzig Franks als Taſchengeld und laßt uns unſere Tugend, weil ihr den Werth derſelben doch nicht bezahlen könnt. Alles wird bezahlt, warum ſollte die Tugend nicht ihren Cours wie die Bankactien haben? Wir bedürfen eurer Anbetung nicht, wir ſind reicher als ihr, wenn wir uns in unſer Gebäuſe zurückziehen, wenn wir unſerem Gehalt gemäß leben und unſere Kleinodien verkaufen. Unſere Mütter werden uns die Küche beſorgen, was ſie noch nicht verlernt haben, unſere Väter werden uns Fiaker vom Platze holen und was unſere Töchter anbetrifft, ſo wollen wir ſie in der Furcht des Herrn Coraly und des Direktors, in der Achtung vor dem Kaſtellan Herrn Corsnier und in der Liebe der Engländer erziehen. Sei haushälteriſch, benage, beſchneide, berechne deine Ausgaben, erzeuge und ſchenke der Welt kleine gute Weſen, bringe ihnen Abſcheu gegen alle Mißbräuche und gegen die Tänzerinnen bei. Wir haben nichts mit dir zu ſchaffen, wir wollen dir blos nachahmen, wir wollen ebenfalls ſparſam und bedächtig ſein und uns mit Hausmannskoſt behelfen, wir wollen kein neues Kleid, keinen Hut, keinen Shawl mehr haben, Frauen müſſen dergleichen nicht kaufen. Wir werden unſere italieniſchen Strohhüte von Olim auffärben, unſere Kaſchmirs ausbeſſern und unſere Kleider wenden laſſen, wir werden zwei Drittel unſeres Gehalts auf Zinſen geben und da dir an nützlichen Bürgern, an Steuerpflichtigen viel gelegen

iſt, da du nicht auf die Geburt ſiehſt, ſo wollen wir aus unſern Söhnen Gerichtsdiener und Advokaten machen, die eben ſo gut wie die eurigen zu klaſſen und ſich mit unſerer Erbſchaft zu verheirathen wiſſen werden. Und wenn man einſt nach den Abkömmlingen der Operntänzerin Mlle. ... fragt, ſo wird man unter ſo vielen ehrenwerthen und achtbaren Verbindungen keine Spur mehr von ihr auffinden.

Aus dieſen und keineswegs in gemeſſenern Ausdrücken abgefaßten Verwünſchungen wollen wir nur ein Wort hervorheben, das die jetzige Lage der Dinge charakteriſirt, nämlich, daß man, wie wir mit wenigen Ausnahmen ſogleich anführen können, jetzt ſagen kann, die Oper habe ſich auf Hausmannskoſt geſetzt. Aus dieſen gänzlichen Verſchwindungen der ſplendiden und hochherzigen Anbeter, aus dieſer erzwungenen Reſignation in Sparſamkeit und Unterbindung des erworbenen Geldes iſt natürlich eine Neigung zur Ehe, zur Vereinigung mit Individuen hervorgegangen, die dieſelbe Kunſt ausüben. Anſtatt von brillanten Einrichtungen, von reichen Toiletten zu träumen, wenden jene Damen ihre Blicke auf die Reize einer legitimen Häuslichkeit, die ziemlich unbehaglich und ſehr wenig elegant iſt, und ſchmieden ſich eine Krämer-Glückſeligkeit im Verein mit einem Gatten ihres Standes. Indem ſie die Einkünfte von Mann und Frau zuſammenrechnen und einen guten Theil für die Hauswirthſchaft davon abziehen, erblicken ſie in der Zukunft ein kleines Landhaus im dickſten Staube des Bouloyner Gehölzes und eine kleine einſpännige Kaleſche voll ſchmutziger, Zuckerwerk kauender Kinder.

In unſern Tagen zeigt ſich alſo bei den Theater-Schönen allgemein die Tendenz, die zu mager gewordenen Huldigungen zu verachten und ſich Gatten unter den Männern zu wählen, die des Morgens mit ihnen die Hand in Cis-Moll drücken und ſich in A-Dur für ſie erdolchen, oder unter denen, die ſie in anakreontiſchen Stellungen umfaſſen, die ihnen unter der Naſe ellenhohe Entrechats ſchlagen und mit ihnen Fußtriller und Pirouetten ausführen. Dieſe Gewohnheit, zuſammen zu leben, zu ar-

beiten, zu reisen, Stimmen und Athem zu verschmelzen, sich zu umarmen, zu duzen, hatte von je her Privilegium gegründet, welches den Liebhabern von außen, die Alles für Geld haben wollen, den Rang ablief; und sehr mit Unrecht hat man die Coulissen eines Theaters mit einem Serail verglichen, da ja hier Niemand die Person spielt, die zum Bestehen eines Serails am allernothwendigsten ist. Jetzt aber sind alle jene unregelmäßigen Liebeleien verschwunden, um ernsten und durch das Gesetz gebeiligten Verbindungen Platz zu machen. Nach und nach sehen wir die ganze Oper zu Hymens Fahne schwören und die Schönen vom Theater, auch nicht von dem geringsten unanständigen Antrage befleckt, und dem Gatten ihrer Wahl ewige Treue geloben. Da sind jetzt lauter gute bürgerliche Hauswirthschaften, welche die Oper wie ein Unternehmen betrachten, bei dem sie gegen eine anständige Besoldung ihres Talentes mitwirken. Diese Leute machen ein ziemlich gutes Haus, halten sich einen Geschäftsführer, eine Nationalgardisten-Uniform mit oder ohne Tornister, legen Trauer um ihre verstorbenen Verwandten an, thun ihre Pflicht, oder prozessiren mit dem Direktor, wenn sie sie nicht thun, und man bemerkt an ihnen nichts mehr, was sie besonders auszeichnet; und wenn es bei der Oper noch nicht ganz so ist, so kömmt dies daher, weil es dort tiefer eingewurzelte Traditionen, festere haftende Erinnerungen von lockeren Lebensläufen giebt, und weil sich überhaupt die Oper in zwei Armeecorps theilt, in das des Tanzes und das des Gesanges, und, wenn auch der Gesang die Seele erhebt und reiniget, man doch annehmen muß, daß der Tanz das Herz weich macht und den Kopf verwirrt. Mit dem Gesange wird unsere Rechnung bald abgeschlossen sein; die Matadore sind theils verheirathet, theils nahe daran und beschäftigen sich fast ausschließlich mit Renten, Kanal-Actien und andern Mitteln, um ihr Geld vortheilhaft anzulegen. Was die Choristen anbetrifft, so wollen wir zuerst von den Frauen reden. Die Mehrzahl ist nur sehr mittelmäßig hübsch und unstreitig schon ziemlich bejahrt; die einen sind zwischen den Schultern eingekeilt, die grau

wie Mandelteig aussehen, an ihrem schwarzen Halse schwellen die Adern wie Contrebaßseiten auf; andere stehen auf langen, krummen Storchbeinen; diese hinkt, jene schielt; einige unter ihnen haben wenigstens an sechs Fuß Höhe, vier oder fünf sind klein wie Cretins. Wäre ich ein Mann, ich würde vielleicht galanter sprechen, aber es ist wahr, die meisten dieser armen Geschöpfe sind schon in dem Alter, wo die Galanterie nur noch wie ein Spottgedicht erscheinen würde. Kurz, es ist im Ganzen eine sehr eigene, eine sehr sonderbare Versammlung, und es fällt keiner Seele ein, sich ihr mit Hymens oder Amors Fackel zu nähern um diese Dame genauer zu beleuchten.

Die Choristen, Männer sowohl wie Frauen, haben ein besonderes Foyer, in welches aus den angeführten Ursachen, die Gäste der Coulissen sich nie verirren. Die Männer sind entweder alte Musiker, die nicht weiter fortgeschritten sind, und deren Ehrgeiz sich darauf beschränkt, so etwas zu sagen, wie: Laßt uns schwören! — Ja, Alle! — Wenn unter uns ein Verräther weilt, so laßt uns diesen verwegenen Krieger ergreifen und festhalten! und dergleichen, was nur von Mehreren zusammengesprochen wird; oder es sind junge Leute, Eleven des Conservatoriums, die ihre Stimmen ausbilden und die Hoffnung nähren, einst auf unserer großen lyrischen Bühne, wie die Journale sich ausdrücken, zu glänzen. Sonst stellte sich der Chor in zwei Abtheilungen rechts und links auf; Männer und Frauen blieben unbeweglich und nahmen keinen Theil an der Handlung, die im Kreise dieser singenden Mumien vor sich ging. Die neuen scenischen Anordnungen aber haben wohl den Leuten Bewegung eingehaucht, sie gaben ihnen Säbel, um sie aus der Scheide zu ziehen, Dolche, um sie in der Luft zu schwingen, Arme, um irgend einem Matador bei Gelegenheit zu erwürgen, Beine, um zur Befreiung Neapels oder sonst eines Landes herbeizueilen. Unter denen, die am eifrigsten agirten, mußte man besonders den Vater Gautier anführen, einen alten Sänger aus der Provinz, der seinen Armen einer Telegraphen-Sprache und seinem Gesicht bald den Ausdruck der heftigen Wuth, bald

das Anſehen eines edlen, ſtolzen Muthes zu geben wußte, ob es am rechten Ort war, darum kümmerte er ſich wenig, er drückte immer etwas aus; ſtand er vorn auf der Scene, ſo zeigte er ſich in ſeiner ganzen pantomimiſchen Vollkommenheit; war er im Hintergrunde des Theaters, von den andern verdeckt, unbemerkt von allen, mitten unter der Menge, ſo würde er ſich ſelbſt untreu zu werden geglaubt haben, wenn er nicht in ſeinen Zügen Zorn, Widerwillen oder Haß ausdrückte; aber ſeine Lieblingsmine war die einer bittern Verachtung; bei den Empörungen erſchien er in ſeinem vollen Glanze. Jetzt kommen wir zum Ballet.

Das Ballet wurde früher in Solotänzer, Tänzer, Koryphäen, Figuranten und Statiſten eingetheilt; doch wird dieſe Eintheilung nicht mehr in ihrer ganzen Strenge befolgt. Man ſieht jetzt oft Solotänzer eine geringere Stelle ausfüllen, und Koryphäen verlaſſen plötzlich die Reihe der Maſſe, um ohne vorhergegangenes Debüt einen Solotänzer zu vertreten. Der Wille des Direktors iſt mächtiger als die Reglements, ſeine Macht iſt unbegrenzt, er hat die Zukunft, den Erfolg, die Eigenliebe, das Glück ſeiner Untergebenen in ſeiner Hand, und wenn der Direktor, woran wir gar nicht zweifeln, dieſe Macht nie anders als im Intereſſe der Kunſt gebraucht, ſo verdient er in der That Kronen von weißen Maßlieben, Ehrenbezeugungen wie ein Roſenmädchen, einer der Preiſe der Marthyonſchen Stiftung. Eine Tänzerin, die eine Rolle oder einen Solotanz wünſcht, beſtürmt dieſen unumſchränkten Herrſcher mit eigenen Beſuchen und mit indirekten Belagerungen, mit durchbohrenden und flehenden Blicken, mit Bitten und Thränen; von einigen ſagt man ſogar, daß ſie bis zum Fußfall gingen. Das Vorzimmer des Direktors wird jeden Morgen durch das kokette Lärvchen und die friſche Toilette einer von Ehrgeiz, Wuth oder Freude zitternden Bittſtellerin verſchönt. Der Bureau-Burſche meldet ſie. Die Tänzerin klopft mit den behandſchuhten Fingern an die Thür des Herrn, tritt mit einer einſtudirten maulenden Mine herein und ſchlüpft wellenförmig wie eine Schlange, ſchmiegſam wie

ein Kätzchen bis zum anbefohlenen Armſeſſel. Der Vorwand der Unterhaltungen, deren eigentlicher Zweck ein Solotanz oder ein Koſtüm iſt, beſteht gewöhnlich in einer Bitte um zwei Billets zum vierten Rang für die Kammerjungfer um den Friſeur. Der Direktor befindet ſich dabei wie auf der Folter, man blockirt, man füſilirt ihn mit Doppelblicken gerade ins Gesicht, man erdolcht ihn erſt mit kecken Worten, dann mit Vorwürfen, endlich aber wird das große Wort „Ungerechtigkeit" losgelaſſen. Da klopft es, und der Direktor iſt gerettet; es iſt ein Zeitungsſchreiber, der um eine Loge bittet, ein Theatermeiſter, der eine Rechnung überbringt. Die Tänzerin ſteht auf, und der erlöſte Direktor ſagt beim Hinausbegleiten zu ihr: Wir werden darüber weiter ſprechen; doch er ſpricht nie wieder davon.

Das Leben der Soletänzer iſt ganz den Theater-Intriguen und der Sorge gewidmet, wie ſie im Gehalt, in den Liebſchaften und in den Rollen ihren Nebenbuhlern den Rang ablaufen können. Ihr Privatleben iſt durchaus unbedeutend. Es iſt eine Liebelei ohne Glanz, eine thörichte Heirath, eine Schwachheit für Herrn P..., den ſchönſten Tänzer und den häßlichſten Mann der neueren Zeit, eine vorübergehende Anerkennung der ſchönſten Formen des Herrn Mazilier; kurz Alles, nur das nicht, was ſonſt das fürſtliche Leben einer Oper-Tänzerin ausmachte. Die Eine, wie wir ſchon erwähnten, ſetzt friedlich eine Verbindung fort, — die älteſte Verbindung bei der Oper — die ihr immer einen kräftigen unwandelbaren Schutz verſchafft hat; eine andere hat ſchon ſeit lange ihr Theil an den jungen Matador eines anderen Theaters; eine dritte iſt glücklich verheirathet; Mlle. ... bereut ihre Sünden wie eine büßende Magdalena, und Mlle. J... beweint am Buſen ihrer Mutter die unterlaſſenen Fehltritte. Was die Mutter anbelangt, ſo iſt die Mutter einer Tänzerin, wohl ein Weſen, das näher betrachtet zu werden verdient. Wenn es erwieſen iſt, daß man nicht immer einen Vater, wohl aber ſtets eine Mutter hat, ſo kann man dies vorzüglich von den Tänzerinnen ſagen; eine Tänzerin hat immer eine Mutter, und wenn die Parze den Lebensfaden

dieſer Mutter abſchneidet, ſo muß ſie um jeden Preis wieder eine finden, leihen oder miethen. Die Mutter iſt todt! Es lebe die Mutter! ſie iſt ein Ding von äußerſter Nothwendigkeit; die Mutter hält das Mäntelchen der Tochter hinter der Couliſſe und ſieht ihrem Tanze zu, hüllt ihr den Nacken ein, wenn ihr Pas beendigt iſt, reicht ihr eine kleine Schaale voll kalter Bouillon, die ihr den Durſt löſcht und ſie ſtärkt: die Mutter iſt auch ſehr nützlich, wenn die Tochter von faden und unerquicklichen Galanterieen beläſtigt wird: ſie ſtürzt dann wie eine Löwin herbei, um den Räuber ihres Kindes zu umkrallen; ſieht aber die Tochter die Liebe eines mit Louisd'oren, Gulden oder Banknoten wohlgeſpickten Mannes ſich vor ihr aufſchließen, ſo zieht ſie ſich in ihre unmündige Stellung zurück und erſucht den Seufzenden ſich vor ihrer Mutter zu erklären. Nachdem er dort eine rührende Scene ausgehalten, in der man ihm erklärt, daß nur die Schläge des Schickſals die Schöne auf das Theater getrieben, wird der Wohlthäter dahin gebracht, ſich deutlich auszuſprechen; in den meiſten Fällen verſpricht er Alles, Revenuen, Möbel, ein reichliches Auskommen für die Zukunft: er verſpricht Alles, die Schätze Peru's, Golkonda's und Visapur's. Den hält man auf der Stelle feſt. Die Zukunft iſt Niemandem ſicher, die Gegenwart gehört uns; meine Tochter und ich, wir lieben uns wie zwei Schweſtern; uns trennen hieße einer jeden die Hälfte ſeines Lebens rauben. Ich, die ich vernünftiger bin als ſie, will mich zu dieſem Opfer entſchließen, wenn Sie ihr ein gutes Loos ſichern wollen. Sie bedarf jährlich drei oder viertauſend Livres jährlicher Einkünfte; ſchütteln Sie ein wenig an Ihrer Chatulle und laſſen Sie dieſe Kleinigkeit herausfallen. Bei dieſem Vorſchlage, der 80,000 Fr. in Anſpruch nimmt, werden, wie man mir erzählt, Einige ſo grün wie die Fiſche, Andere weiß und matt wie die Seidenwürmer, noch anderen ſträubt ſich das Haar wie Borſten in die Höhe; manche fühlen im Zwergfell das Sauſen einer Windmühle und fordern ein Glas Zuckerwaſſer; Einige lachen wie tolle Affen oder ſtöhnen wie ein ſterbender Hirſch; ſehr Wenige ſollen der Mutter um den

Hals gefallen und auf dieſe Forderung eines Auskommens, die man die Einleitung nennt, eingegangen ſein. So war es wenigſtens ehemals Gebrauch; aber wie viel herrliche Gebräuche ſind abgekommen, von dieſen gar nicht einmal zu ſprechen! Eine der ſeltſamſten Arten von Wahnwitz, der ſich des Kopfes der Theater-Liebhaber bemächtigt hat, iſt das anmaßende Verlangen, um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden. Da ſie daran verzweifeln, bei den Bajaderen erſter Klaſſe, die mit Liebesbriefen überſchüttet, die durch Tauſende von Lorgnetten faſt zerſeben und von ihren Männern à la Vauban befeſtigt werden, eine ſolche Albernheit anzutreffen, ſo haben ſie ſich ſeit einiger Zeit, um die Einleitung, die ihnen zu demüthig erſcheint, zu vermeiden, zu den untergeordneten Figurantinnen gewendet, die als Einleitung nur ein Stück Brod oder ein Flortuch verlangen.

Unter den Maſſen, welche eine großartige, prächtige Opern-Ausführung vor unſern Augen entfaltet, hat das Publikum gewiß ſchon kleine Frauensperſonen bemerkt, welche die Füße bewegen, die Arme erheben und ungefähr ſo etwas machen, was einem Tanze ähnlich ſieht, ſo wie Andere, die bloß und kunſtlos umherlaufen; man verzeihe, wenn ich, um dieſe beiden Arten zu bezeichnen, mich zweier Ausdrücke aus dem Theater-Wörterbuche bediene; wenn man dieſe Freiheit entſchuldigt, ſo iſt vielleicht Manchem nicht unangenehm, zu erfahren, daß man die erſten Ratten nennt, die andern, die früher den Namen Statiſtinnen führten, heißen jetzt Läuferinnen. Die Ratte wird in der Tanzſchule ausgebildet, und vielleicht hat ſie dieſen ziemlich ſeltenen Namen deshalb erhalten, weil ſie ein Kind des Hauſes iſt, weil ſie hier lebt und tappelt und rappelt und klappert, weil ſie die Decorationen benagt und zerkratzt, die Koſtüme verdirbt und zerlöchert, allerlei Unheil anrichtet, ohne daß man weiß, woher es kommt, und des Nachts im Geheimen tauſend arge Streiche ausführt. Läuferin, dieſer Spottname iſt logiſch und bezeichnet vollkommen das Amt derjenigen, die ihn führen. Während die Ratten dazu beſtimmt ſind, tanzende Gruppen von Genien, Liebesgöttern und Sylphiden zu bilden, paradirt die Läuferin nur

in den Anzügen von Pagen und Dienern. Die Ratte iſt noch ſehr jung, mager, dürr und ſchwarz wie ein kleines Weſen, das ſich am Rauch der Lampen erwärmt; ſie lernt tanzen. Die Läuferin iſt zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, klein und groß, aber immer wohlgenährt und dem Auge angenehm; ſie lernt nichts, ſie kann nichts und lebt nicht vom Theater.

Der Eintritt hinter die Couliſſen der Oper war früher, wie ich ſchon erwähnt habe, ein ſehr geſuchtes und ſehr eiferſüchtig verfochtenes Vorrecht, in das die Perſonen vom höchſten Range ſich theilten. Nachdem aber die Oper Privat-Unternehmen geworden, hat Herr V... die Erlaubniß zu ſolchem Zutritt zu ertheilen, und er wußte davon ſehr zu ſeinem Vortheil Gebrauch zu machen. Ohne ein Recht feſtzuſtellen und immer nur nach eigenem freien Willen, ließ er nach und nach den größten Theil der beharrlichen und der einflußreichen Abonnenten ſeines Theaters zu. Er dehnte dieſe Gunſt auf Deputirte, Pairs, hohe Miniſterial-Beamte, Journaliſten, ausgezeichnete Künſtler, kurz auf alle Perſonen aus, mit denen eine Verbindung nützlich oder auch nur angenehm ſein konnte; dieſes Verfahren hat die gewünſchten Reſultate hervorgebracht. Die Couliſſen haben aufgehört, ein von fünf oder ſechs alten Edelleuten ausgebeuteter Schacht zu ſein; aber an Haltung und guter Ordnung haben ſie nichts verloren. Große Männer haben der Würde ihres Amtes nicht zu vergeben geglaubt, indem ſie der Leitung der Maſchinerien im dritten Akt von Robert dem Teufel zuſahen, und kein junger Mann guter Familie iſt, weil er mit einer Tänzerin geſprochen hatte, vor Liebe toll geworden. Wir wollen nun ſehen, worin der Genuß beſteht, den dieſer Zutritt darbietet. Eine kleine Thür am Fuß einer Treppe links vom Orcheſter, die durch einen Wächter, der die Liſte der Privilegirten bei ſich führt, gehütet wird, führt zu drei kleinen, übelriechenden, fettigen, von Oel verpeſteten Räumen, durch die man auf das Theater gelangt, das bei herabgelaſſenem Vorhange kaum nothdürftig erhellt iſt. Im Halbdunkel dieſes von fern ſo magiſchen und in der Nähe ſo abſtoßenden Orts wandeln Geſtalten von Figuranten, Sän-

gern und Tänzerinnen hin und her. Unter das Geschrei der Maschinisten mischt sich das alberne Gekicher der kleinen Mädchen, das lüsterne Geschwätz der kleinen Knaben, das Probesingen des Tenoristen und das heftige Schelten der Theatermeister. Die, welche durch eine eben erst empfangene Erlaubniß in dies gelobte Land Zutritt erlangten, benehmen sich zuerst mit eben der Verlegenheit und Unsicherheit, wie Jemand, der türkische Damen im Bade überrascht. Von einer Coulisse zur andern irrend, nehmen sie nur durch ein Lächeln Theil an den ausgelassenen Unterhaltungen, woran es die eingewohnten Veteranen nicht fehlen lassen. Nach und nach durch das Beispiel kühner gemacht, stürzen sie sich endlich blindlings in das Foyer des Ballets; dies ist ein alter vergoldeter Saal des Chrisenschen Hotels, den man seiner ganzen Höhe nach in zwei Gemächer getheilt hat, und dessen verräucherte Säulen, gebogene Spiegel und geschwärzte Zierrathen noch seinen verschwundenen Glanz bekunden. Ein etwas träger Fußboden ahmt die Neigung der Bühne nach; rings um das ganze Gemach sind Stäbe zum Stützen angebracht, an denen das tanzende Personal sich die Füße auswärts dreht, die Rippen biegt und die Beine umwendet.

Man sehe das erste Tableau des zweiten Aktes vom hinkenden Teufel. Am Kamin stehen die Kinder und die Nebenpersonen des Ballets, an beiden Seiteneinfassungen desselben schlummern, verdauen oder schwatzen die Mütter dieser kleinen Welt. Auch dürfen wir jenen Tisch nicht vergessen, auf dem das Anwesenheitsprotokoll liegt, in das jeder männliche oder weibliche Figurant seinen Namen oder ein einfaches Kreuz einzeichnen muß, wenn er da ist. In der Mitte des Zimmers scheint eine flüsternde, lachende Gruppe sorgfältig gekleideter Herren mit dem Hute in der Hand auf etwas zu warten. Es sind die Stammgäste. Worauf mögen sie wohl warten? Auf die Ankunft der Solo-Tänzerinnen, die sich vor dem Anfang des Ballets hier noch üben. Diese Damen lassen sie nicht lange warten; sie erscheinen eine nach der andern, steigen mit geübter Grazie eine

kleine Treppe von vier Stufen herab und ſchreiten vorwärts, den Fuß ganz auswärts gekehrt, wie gegoſſen, und mit einer hohen Gamaſche bedeckt. Dieſe Gamaſchen ſollen den Glanz ihrer Atlasſchuhe und die Sauberkeit ihrer Strümpfe bewahren. Mit der kleinen Gießkanne, die ſie zierlich wie eine Gärtnerin von Vateau mit den Fingerſpitzen tragen, ſprengen ſie etwas Waſſer auf einen Raum von drei Fuß ins Gevierte, dann heben ſie leicht mit der Hand ihr Gewand, werfen der Gruppe, die hinter ihnen Poſto gefaßt hat, einen Blick im Spiegel zu, und nun geht es los: fünf Minuten lang drehen ſie ſich, winden ſich, heben ſich, zerarbeiten ſich mit Lächeln, Schmachten und Entrechats, dann ruhen ſie ein wenig aus. Die Gruppe der Herren verläßt ihren Platz, die Vertrauteſten nähern ſich und benutzen dieſe kurze Pauſe. Was da geſprochen, was da verabredet wird, ſind Geheimniſſe, von denen man nichts wiſſen darf oder die ich verſchweigen will. Mitten unter dieſem Gezwitſcher von Weibern und jungen Leuten läßt der Aufrufer ſeine knarrende Stimme ertönen: Meine Herren und Damen, es geht an. Noch iſt es nicht wahr, dieſe Dazwiſchenkunft iſt aber den Damen ſehr willkommen, die eine langweilige oder zu angelegentliche Unterhaltung gern abbrechen; ſie antworten mit einem Entrechat. Der Aufrufer kömmt abermals: Meine Herren und Damen, man hat angefangen. Das iſt der Wahrheit nahe. Nun werden die Gamaſchen abgewogen, die Gießkanne der Mutter oder der Kammerfrau oder der Perſon, die beides vorſtellt, eingehändigt und die Damen treten den Weg nach der Bühne an.

Das Foyer iſt ein Salon; die Mütter gedenken mit Bedauern jener Zeit, wo es noch ein Bazar war. Es werden dort viele Geſpräche angeknüpft, aber wenig Geſchäfte gemacht; man ſpricht ſehr viel von Liebe, aber ſelten von Geld. Die reichen Leute von heute würden befürchten, die großen Herren von ehemals zu ſpielen, ſie würden ſich für Guemenées, für Soubiſes halten, wenn ſie eine Solo-Tänzerin begehrten; ſie wenden ſich daher an die Figurantinnen, weil ſie um ihrer

ſelbſt willen geliebt werden wollen. Greiſe, Dickbäuche, Podagriſten, Gichtbrüchige, alle machen dieſen Ausſpruch. Das Perſonal der Stammgäſte beſteht alſo aus den Hauptabonnenten, aus den jungen Modeherren, die ihren Abend mit den kleinen Gerüchten und Vorfällen des Orts hinbringen. Auch einige Ausländer haben Zutritt hinter die Couliſſen erhalten, und unter den Deputirten, welche den Flitterprunk und die Heimlichkeiten des Theaters verſchmähten, hat man oft mehrere Mitglieder von jener Partei bemerkt, die man ziemlich alberner Weiſe die Doktrin nennt, denn es giebt in Frankreich wenige Dinge, die man nicht mit einem paſſenden Namen belegte; die Aufnahme in dieſe neue Welt iſt ihnen von einer Perſon verſchafft worden, die es übernommen hat, ſich ganz allein mit dem Werk ihrer Bildung zu beſchäftigen. Ein ſüdlicher Dialekt, mit beluſtigenden Provinzialismen gewürzt, ein ziemlich herausforderndes ſchwarzes Auge und eine Gascogner-Naſe machten ihre ganze Verführungsmittel aus. Mit zu großer Gewiſſenhaftigkeit erfüllte jene arme Perſon, ein wirklich gutmüthiges Mädchen, ihre Pflichten als Erzieherin, ſo daß man ihr zuletzt den Namen des Canapees der Doktrinaire beilegte.

Jetzt bleibt nur noch übrig, von den Logen dieſer Damen zu reden. Ein Spiegel, ein Divan, ein Putztiſch und Schränke machen die nothwendigen Mobilien derſelben aus. Die Ausſchmückung beſteht in Kupferſtichen; am häufigſten ſieht man die Porterons von Veſtris, Gardel, Duport und Vigottini. Die Loge der Mlle. Ley... iſt ein weltliches Sprechzimmer oder ein frommes Boudoir, wie man will, worin man Betpulte und Schminktöpfchen, Horabuch und Ballet-Rollen, einen Weihkeſſel und ein Riechfläſchchen neben einander antrifft. Während eines Zwiſchenakts hatte Mlle. Zeit genug, ſich zwanzig Mal zu ſegnen und zu verdammen, ſich zu parfümiren und zu bekreuzigen, drei Aves herzuſagen, und ſich das Geſicht zu ſchminken. Ihre Genoſſinnnen werden zur Hölle fahren, ſie rechnet aber auf das Fegefeuer.

Vom Corps de Ballet ſind immer funfzehn, zehn, fünf oder

drei Schönen in einem Zimmer bei einander? Da ertönen unbekannte Laute, Gelächter wie aus einer andern Welt, man singt, man entkleidet sich, man schimpft, man schlägt die Friseure, man bringt die Ankleide-Gehülfinnen zur Verzweiflung und reicht sich kleine Gläser voll Johannisbeer-Liqueur oder Bier, bis der Ausrufer klingelt. Wenn die ganze Truppe bei einander ist, gehörig gesalbt, gekämmt, mittelalterlich, peruanisch, griechisch, indianisch gekleidet, italienisch und à la mal-content frisirt, so stürzen sich Bauerinnen, Pagen, vornehme Damen und Sylphiden mit großem Lärm die Treppen hinab, wie Pflastersteine aus Fontainebleau, die auf der Landstraße abgeladen werden.

Aus allen diesen Einzelnheiten, aus allen diesen Betrachtungen über den jetzigen Zustand des Tanzes, nicht als Kunst, sondern als Erwerbsmittel, muß man den traurigen Schluß ziehen, daß die gegenwärtige Zeit nicht großmüthig ist, daß sie die glänzenden Thorheiten verwirft und die kleinen, dunkeln, armseligen Vergnügungen duldet. Der Wind ist den Tänzerinnen, die nichts Außerordentliches leisten, nicht günstig, er hat sich nach den Figurantinnen hingewendet. Wenn die Zeit nicht dabei stehen bleibt, wohin soll es denn kommen?

Vierzigſtes Kapitel.

Zwei Häuſer.

Die Metamorphoſen eines Ladens. — Chamfort. — Einen Louis die Predigt. — Löwen und Katzen.

Auf meinem Rückwege von der Oper hatte ich noch einen Genuß, und ich erkannte abermals, welch' einen Werth es für uns Frauen hat, mit gebildeten, wiſſenſchaftlichen Leuten Umgang zu haben. Ich blieb nämlich plötzlich vor einem hellerleuchteten Magazine ſtehen, hinter deſſen großen Spiegelſcheiben die ſchönſten Modewaaren mit coquettem Blick die Vorübergehenden anlächelten.

Während ich nun die hübſchen Sachen muſterte, ließ mein Begleiter einen ſinnenden Blick über das Magazin ſtreifen, dann ſagte er:

Das ſind hier zwei merkwürdige Gebäude, die ſich gerade gegenüberſtehen, und ſich gegenſeitig Blicke zuwerfen, als hätten ſie ſich recht viel aus alter und neuer Zeit zu erzählen.

Können auch die Steine reden? fragte ich. Haben auch die Häuſer ihre Geſchichte? —

Nichts iſt gleichgültig in der Phyſiognomie der Städte; auf ihrem ſteinernen Antlitz haben alle Züge eine Bedeutung. Die Städte können auf Gall's und Lavater's Manier unterſucht und durchforſcht werden; ihre äußeren Formen geben Zeugniß

von ihrer Geſchichte, ihren Sitten, ihren Tugenden und Laſtern, von all' ihren ſozialen Tendenzen.

So äußerte ſich mein Begleiter gegen mich. Glauben Sie mir, fügte er hinzu, ich könnte Ihnen ſchnell und mit wenigen Zügen die Geſchichte der Pariſer Läden entwerfen, indem ich in Gedanken und in der Erinnerung das Tafelwerk dieſer reichen Außenſeite hinwegſchöbe. Hören Sie, doch fürchten Sie nichts, ich ſteige nicht bis zur Sündfluth hinauf, wir wollen im funfzehnten Jahrhundert ſtehen bleiben; damals ſah man über dieſen keineswegs glänzenden, ſondern armen, niedrigen und dunklen Laden ein Abbild des heiligen Aloyſius; es war in Stein gehauen und ſtellte den Heiligen dar, wie er eben den Huf eines vierfüßigen Thieres beſchlug. Einige meinten, dies ſei das Pferd des heiligen Georg, Andere behaupteten, es wäre Biliams Eſel, und ich muß geſtehen, daß die Zeichnung, die ich daran ſah, dieſe letzte Meinung zu beſtätigen ſchien. Das Haus wurde von einem Hufſchmidt bewohnt, der ſein Geſchäft unter den Schutz eines Heiligen geſtellt hatte, weil in jener frommen Zeit alle diejenigen, welche eine Reiſe zu Pferde unternahmen, darnach ſtrebten, ſich der Gunſt des Himmels zu verſichern, und gläubig überzeugt waren, daß die Eiſen, welche unter heiligem Schutze geſchmiedet werden, den Reiter und das Roß vor jedem Unfall bewahrten.

Nach vielen Jahren finden wir dieſen Laden zwar nicht größer, aber doch heller, weniger räucherig und mit ſchönen glänzenden, damascirten und ciſelirten Waffen wieder, das Geräuſch des Ambos ertönt noch darin, aber die Schmiede iſt kleiner und mehr in den Hintergrund verlegt, ſie nimmt nicht mehr den Ehrenplatz ein. Ein breiter, mit rothem Sammet und gelben Borten beſchlagener Lehnſtuhl ſcheint zur Bequemlichkeit für hohe Käufer beſtimmt. Ueber der Eingangsthür iſt ein eiſernes, mit Blumen verziertes Lothringenſches Kreuz angebracht; es ſteht frei und dreht ſich auf Haspen herum. Wir befinden uns in den Zeiten der Ligue, bei einem Waffenſchmied, der bei den Guiſen in großem Anſehen ſtand.

Während der Regierung des großen Königs geht es sehr still in dem Laden zu; zwar ertönen noch zuweilen Hammerschläge auf dem Amboß, doch es ist nicht mehr ein geschäftiger Vulkan, über den sich Vulcan beklagt. Ein großer, hölzerner, grau bemalter Schlüssel, den man von weitem schimmern sieht, zeigt die Wohnung eines Schlossers an, aber nach dem wenigen Leben und der dort herrschenden gänzlichen Einsamkeit zu urtheilen, möchte man sie für ganz verlassen halten, blickte man nicht durch eine im Hintergrund halb geöffnete Thür auf einen Hof, in welchem Arbeiter schmieden, feilen, poliren und glänzende Metallstäbe an einander reihen. Auch erblickt man an den Stangen, welche zum Schutz an den niedrigen Fenstern angebracht sind, zwei Schlüssel in Kreuzform über einander gelegt, mit einer von zwei Krummstäben getragenen Bischofsmütze darüber; dieses Sinnbild hat Aehnlichkeit mit dem päpstlichen Wappen, und der Schlossermeister ist auch ein sehr frommer Mann; er arbeitete gerade jetzt an dem Gitter eines Betstuhls in St. Cyr, ein wunderbar zierlich geformter stählerner Käfig, der die Darinsitzende jedem Blick verbergen soll, ohne sie selbst doch von der Welt zu trennen. Der Enkel dieses Handwerkers war unter der Regentschaft derjenigen Schlosser, welcher sich am besten auf die Verfertigung jener kleinen, kaum zu bemerkenden Schlüssel verstand, die jedes Schloß öffneten; sein Laden und seine Hausthür waren beständig geschlossen und nur durch einen fast geheimnißvollen Eingang, der auf ein jetzt verschwundenes Gäßchen hinausgeht, konnte man zu ihm gelangen. Der große Schlüssel und die päpstlichen Wappenschilder seines Großvaters waren fortgenommen worden: dafür hatte er aber über seiner Thür ein Gemälde von mittlerer Größe anbringen lassen, auf welchem ein Maler die Geschichte eines kleinen goldenen Schlüssels dargestellt hatte, welchen ein Zauberer einem Jüngling gegeben, der dadurch ohne Mühe in den Thurm eindrang, wo seine angebetete Schöne schmachtete; über dieser Darstellung las man in goldenen Buchstaben: „Zum bezauberten Schlüssel."

Allgemein galt dieſes Schild für eine zwar kühne, aber doch ſinnreiche und galante Neuerung.

In den Jahren, welche der Revolution vorangingen, vergrößerte ſich dieſer Laden auf eine merkwürdige Weiſe; die größte Thätigkeit herrſchte in demſelben, und die zahlreichen Geſellen arbeiteten ohne Unterlaß. Ueber der Thür ſtand mit großen gelben Buchſtaben: „Altmeiſter des Schloſſergewerks.“ Hier hauſte jetzt in der That das Oberhaupt der Schloſſer-Zunft, ſtolz auf ſeine Rechte und Privilegien: er hatte dem Dauphin, der unter dem Namen Ludwig XVI. den Thron beſtiegen hatte, Unterricht in der Schloſſerei gegeben und, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, ſeinen ganzen Einfluß und ſeine ganze Kunſt angewendet, um die Statuten und Vorſchriften der Zunft wieder in ihrer vollen ſtrengen Rechtlichkeit herzuſtellen. Die Arbeiter ſeiner Werkſtatt, durch deren Zahl und Eifer man überraſcht wurde, mußten bei ihrem Altmeiſter ſo lange im Dienſt bleiben, bis ſie den weitläufigſten, bis ins Kleinſte gehenden Förmlichkeiten genügt hatten: dann erſt erlangten ſie das Recht, für ſich allein arbeiten zu dürfen.

Nun tritt eine Lücke in der Geſchichte dieſes Ladens ein, denn ich weiß nicht, ob er 1793 noch von dem Lehrer des Dauphins behauptet wurde; ſo viel erinnere ich mich aber, daß er während jener Zeit faſt immer geſchloſſen war. Vor den Fenſtern waren hohe Gitter, die durch eiſerne Stangen feſtgehalten wurden, und drinnen lag ein ungeheurer, verrotteter Haufen alter Eiſen-Geräthe aufgehäuft, welche von Zerſtörungen herzurühren ſchienen.

Während des Kaiſerreichs wurde dieſer Laden ſehr geräumig; es war eine große Niederlage von Galanterie-Waaren darin aufgeſchlagen; die Magazine waren groß und mit aller Art angefüllt. Junge und elegant gekleidete Commis bewegten ſich im Inneren, ſtiegen die Treppen auf und ab, und die Beweglichkeit aller Einwohner dieſes Hauſes zeugte von dem Gang der Geſchäfte. Ein ziemlich großes Gemälde ſchmückte die Façade; darauf erblickte man zwei Ritter in Rüſtungen, von Gold,

Azur und Edelsteinen glänzend, die einem Jüngling, welcher auf üppigem, blümigen Rasen, mit Rosen bekränzt und in rosa Gaze gehüllt, neben einer himmlisch schönen, mit einer blauen Tunika bekleideten Frau ruhte, einen Diamanten-Schild darreichten; darüber stand: „Zum Zauber-Schilde." Die Oper Armide war damals an der Mode. Unter der Restauration war der Galanteriehändler oder sein Nachfolger Goldschmied geworden, und der Laden blitzte von goldnen und silbernen Geräthen. Auf seinen mit Spiegeln verzierten Gestellen glänzten die Kreuze, die Sterne und Ehrenzeichen aller europäischen Mächte; vor den Augen der Vorübergehenden prangte es mit den Wappen von vier fremden Höfen, deren Goldschmied er zu sein sich rühmte; nie wurde eine Livree mit mehr Stolz getragen.

Jetzt ist dieses prächtige Lokal mit merkwürdigen und reichen Arbeiten von jeder Gestalt und zu jedem Gebrauch angefüllt, nie wurde Eisen, Stahl, Kupfer und Erz bewunderungswürdiger bearbeitet. Das Gewerbe des Besitzers wird nur durch zwei Worte in achtzehn Zoll hohen, massiven und hervorspringenden Buchstaben angedeutet: „Ingenieur-Mechanikus." Statt aller Schilder, die hier einander abwechselten, vom heiligen Aloysius bis auf die Wappen der nordischen Mächte, erblickt man jetzt nur zwei Abbildungen von goldenen und silbernen Medaillen, die dem Gewerbefleiße als Nationalbelohnung zuerkannt wurden; das sind im Jahre 1839 die echten Wappen und Adelsschilde des Gewerbefleißes und der Thätigkeit.

Ich habe bei dieser Schilderung, so schloß mein Freund, nichts erfunden; es giebt in Paris kein einziges unbedeutendes Magazin, das nicht in seinen verschiedenen Phasen die Geschichte unsers Handels darstellte. Der früher so verachtete und jetzt so hochgeschätzte Laden hat treu die Eindrücke aller Zeiten und aller Veränderungen aufgenommen und bewahrt.

Sollte ich nach einem hundertjährigen Schlafe wieder in die Welt eintreten, so würde ich die industrielle Physiognomie zuerst befragen, um schnell den Zustand der Gesellschaft daraus zu

erkennen; von ihr allein kann man mit einigem Anſchein von Wahrheit ſagen, daß ſie der Ausdruck der Geſellſchaft ſei.

Und was haben Sie von jenem zweiten Hauſe zu erzählen, fragte ich meinen Freund, es ſcheint mir alt und baufällig genug zu ſein, um jeden Augenblick ſeinen Einſturz befürchten zu müſſen.

In jenem Hauſe, verſetzte mein Freund, hat einer unſerer merkwürdigſten Männer gewohnt, der, ſeltſam genug, faſt ganz vergeſſen iſt, obwohl er eine große Rolle im Leben Mirabeaus ſpielte.

Und wer war das.

Er hieß Chamfort.

Ein Name, den ich wenigſtens noch niemals gehört habe.

Nun, ſo hören Sie jetzt.

Im vorrevolutionären Frankreich bedurfte es weder des Talentes noch der Tugend, um Ruf zu erlangen, man konnte eben ſo leicht durch ein glückſeliges Bonmot berühmt werden. Zu denjenigen, die ſich mehr durch ihren Witz als durch ihr Genie auszeichneten, gehörte auch Nikolas Chamfort, einer von den Zierden der läſternden, geiſtſprudelnden Pariſer Salons des achtzehnten Jahrhunderts, ein Mann, deſſen mündliche Impromptus ſeine Schriften lange überlebt haben. Er wurde 1714 in der Auvergne geboren und ſtarb 1794 in Paris, nachdem er alle Phaſen jener Zeit durchgemacht. Er hatte Voltaire gekannt und die Dubarry und Marie Antoinette, Saint Juſt und Charlotte Corday, und war immer obenauf geblieben; nur 1793 verſah er es, denn er wagte es noch zu dieſer Zeit, witzig zu ſein. Die Brüderlichkeit dieſer Elenden — hatte er geſagt — iſt wie die zwiſchen Kain und Abel, zwiſchen Eteokles und Polynices, daß ſie doch auf ihre Fahnen ſchrieben: Sei mein Bruder oder ich ſchlage dich todt! Kurz darauf wurde er ins Gefängniß geführt, welches damals der Weg zur Guillotine war.

Chamfort war ein Kind der Liebe und wurde in einem Pariſer College als Freiſchüler aufgenommen. Er war ſehr fleißig, hat dies aber ſpäter bereut. Was ich gelernt habe — ſagte er

— weiß ich nicht mehr, das wenige, was ich weiß, habe ich errathen. Als er die Schule verlassen hatte, versuchte er sich durch literarische Arbeiten fortzuhelfen, aber die Buchhändler wie die Redaktionen wiesen ihn zurück. Um diese Zeit begegnete er eines Tages einem jungen Prediger seiner Bekanntschaft, der bei Hofe in Gunst stand. — Was machst Du, Nikolas? redete ihn dieser an. — Ich mache eine Rede an meinen Unglücksstern. — Wie, Du kannst Reden machen? — Warum nicht, willst Du hören? — Und Chamfort hielt einen glänzenden Sermon an sein Mißgeschick. — Ach, was bist Du glücklich! rief der Prediger, ich weiß niemals, was ich sagen soll, wenn ich auf die Kanzel steige. Willst Du mir meine Predigten schreiben? Ich lerne sie dann auswendig, denn Gedächtniß habe ich. — Topp, sagte Chamfort, einen Louis die Predigt. — Der Prediger war es zufrieden und Chamfort lebte ein Jahr von diesem Einkommen.

Unser Freund gab die belletristische Laufbahn nicht auf, und that, wie damals jeder Schriftsteller, der in Ruf kommen wollte, er warb um einen Preis der Akademie. Er erlangte ihn und um dieses Erfolges willen, auf den er übrigens, und mit Recht, nicht sehr stolz war, erhielt er Zutritt in der vornehmen Welt und machte daselbst durch sein hübsches Gesicht bald große Fortschritte. Alle Marquisinnen bekamen Respekt vor einem Manne von dem die Fürstin v. G... sagte: Ihr haltet ihn nur für einen Adonis, ich versichere Euch, er ist ein Herkules.

Chamfort war bereits berühmt, hatte aber immer noch kein Geld und lebte meist von zufälligen Einladungen. Er brachte zu den Diners seinen Geist gewissermaßen als Zahlung mit, und mochte wie Biron sagen: „Man leiht mir auf Pfänder." — Madame Helvetius hatte in Sevres eine Art literarischen Hospitals und beherbergte daselbst Chamfort auf einige Monate. Er hätte dieses Asyl sobald nicht aufgeben können, wäre ihm nicht von seinem Freunde Chabanon, dem Redacteur des Mercure, eine Pension von zwölfhundert Livers, wie sehr er sich auch dagegen sträubte, abgetreten worden. Man sieht, die

Gelehrten-Republik darf auch das Wort Fraternité auf manches ihrer Monumente ſetzen. Um dieſelbe Zeit erlangte Chamfort zwei neue Preiſe bei der Akademie für Lobreden auf Molière und Lafontaine. Er war dabei mit Laharpe in die Schranken getreten, der ihn in der poetiſchen Preis-Aufgabe beſiegt hatte.

Deſſenungeachtet ſchrieb Chamfort wenig; er begnügte ſich, ſeinen Geiſt in kleiner Münze auszugeben. Er beſuchte die berühmteſten Salons und plauderte da in einem Kreiſe ſchöner Frauen. Dies war die Art, wie man damals ſeine Feuilletons machte, und ſicher war dies Feuilleton, wenn es mit „Chamfort" unterzeichnet war, am Tage darauf nicht vergeſſen.

Durch ſein Frauenſpiel „Muſtapha", das in Fontainebleau geſpielt wurde, kam Chamfort an den Hof. Der König gab ihm eine Penſion von zwölfhundert Livres, und der Prinz von Condé machte ihn zu ſeinem Secretair. Indeß konnte er die Gebundenheit nicht ertragen, und kaum war er inſtallirt, ſo hatte er keinen andern Gedanken, als den, wie er auf anſtändige Weiſe ſeine Stellung wieder verlaſſen könnte. Er war damals vierzig Jahr alt. Allmalig bekam er einen Widerwillen gegen die bunte, eitle Welt, die ihn umgab, und in ſeiner Miſanthropie zog er ſich nach Auteuil zurück, um dem Studium zu leben, oder, wie er ſagt, den Umgang der Lebenden mit dem der Todten zu vertauſchen. Da ereilte ihn das Schickſal vieler Miſanthropen: in ſeiner Zurückgezogenheit verliebte er ſich. Er lernte auf einem ſeiner Ausflüge eine Hofdame der Herzogin von Maine kennen, eine Schönheit, die etwa funfzig Frühlinge zählen mochte. Dieſe Dame hatte Geiſt, ſie war viel umhergereiſt und erzählte gut. Chamfort heirathete ſie deſſelben Intereſſes halber, das ihn veranlaßt hätte, ein unterhaltendes Buch zu kaufen. Uebrigens war ſie ebenfalls menſchenſcheu und flüchtete mit ihrem Gatten vor den Beſuchen ihrer Pariſer Freunde aus Auteuil in die Nähe von Etampes. Dort lebten die beiden ein halbes Jahr wie Ulyſſes und Kalypſo gelebt haben würden. Bald aber trübten ſich die Flitterwochen; und die junge Frau wurde krank und ſtarb. Chamfort war untröſtlich und verſuchte, ſich durch Rei-

ſen zu zerſtreuen. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er eingeladen, den erledigten Sitz Sainte Palaye's in der Akademie einzunehmen.

Chamfort lebte damals viel mit Mirabeau. Der Löwe mochte die Katze wegen ihrer graziöſen Bosheit leiden, oder vielmehr Mirabeau, wie Chamfort, waren beide lebhafte Geiſter und Spötter. Sie hatten auch denſelben Fehler. Beide glaubten nicht an das, was ſie vermochten, und das Feuer ihres Geiſtes erſetzte bei ihnen in der Stunde der Entſcheidung die Gluth der Ueberzeugung. Sonderbar iſt, daß unter den Freunden Chamfort eher den Lehrer als den Schüler ſpielte. Folgender Brief Mirabeau's ſpricht dafür: Ich bin zu ſpät aus Windeln und Wiege gekommen. Das Herkommen hat mich zu lange eingeſchnürt, und als dieſe Bande ein wenig lockerer wurden (denn geriſſen ſind ſie nie) befand ich mich in der Zwangsjacke der öffentlichen Meinung. Ich war überdieß zu leidenſchaftlich, ich hatte zu viele Wageſtücke unternommen, als daß ich hätte ein Naturmenſch werden können; mitten unter Gefahren kann man keinen geraden Weg verfolgen. Ach, hätte ich Sie vor zehn Jahren gekannt, wieviel Abgründe und Schluchten würde ich vermieden haben. Es giebt keinen Tag, vornemlich aber kein einigermaßen ernſtes Begegniß, bei dem ich mich nicht auf den Gedanken ertappte: Chamfort würde die Stirne runzeln, oder: Chamfort wird ſich freuen, denn ſeine Seele, ſein Geiſt haben meine Art. — Mirabeau ſollte 1791 in der National-Verſammlung einen Bericht über die Akademien leſen. Dieſes intereſſante Aktenſtück wurde nach Chamforts Tode unter ſeinen Papieren gefunden, denn es war ſein Werk, wie manche andere Rede ſeines berühmten Freundes.

Als die Revolution ausbrach, folgte er Mirabeau in den Strom der Ereigniſſe. Er nahm den lebhafteſten Antheil an den politiſchen Verſammlungen und war ein Hauptredner des Straßenclubbs. Er gehörte unter die erſten, die in die Baſtille drangen. Die Revolution hatte ihn um alles gebracht; aber er vergaß ſich ſelbſt. Eines Tages kommt er zu Marmontel, den

er in Thränen findet über den Verluſt ſeiner Penſionen. Du weinſt, Brutus Marmontel? — Ich weine um meine Kinder, die des Hungers ſterben werden. Chamfort nimmt ein Kind auf ſeine Knien und ſagt: Komm, mein kleiner Freund, du wirſt mehr ſein als wir; eines Tages wirſt du über deinen Vater weinen, der in Thränen ausbrechen konnte bei dem Gedanken, daß du minder reich ſein wirſt als er. — Als der erſte Revolutionsſchwindel vorüber war, griff Chamfort wieder zur Feder und redigirte den literariſchen Theil des Mercurs. Eine Zeit lang war er Secretair des Jakobiner-Clubbs; als er aber ſah, daß Frankreich unter das Joch Robespierre's und Marrat's gerieth, ſiedelte er in den Clubb der Emigranten von 1784 über. Mit ſeinem patriotiſchen Schwunge war es zu Ende und ſein politiſches Leben hörte mit dem Sturze der Girondiſten auf.

Bald darauf wurde er auf die Denunciation eines Elenden, eines gewiſſen Duby, ins Gefängniß geführt. —

Er wurde noch einmal freigegeben, bald aber ſollte er wieder eingeſperrt werden. Als man indeſſen kam, um ihn abzuholen, ſchoß er ſich mit einer Piſtole in die Stirn; die Kugel zerriß ihm die Naſe und durchbohrte ihm ein Auge. Da er mit Staunen ſah, daß er noch lebte, ergriff er ein Raſirmeſſer und verſuchte es, ſich den Hals zu zerſchneiden; aber noch immer wollte der Tod nicht kommen. Er zerfleiſcht ſich die Bruſt, öffnet ſich die Adern, das Blut rieſelt, erſchöpft ſinkt er zu Boden, aber er lebt noch immer. Endlich erhebt er ſich und ruft den Gensdarmen zu, ſie ſollten ſchreiben: Ich, Sebaſtian Roch Nikolaus Chamfort, erkläre, daß ich lieber als freier Mann ſterben, denn als Sklave in ein Gefängniß gehen wollte. Und mit ſicherer Hand und einer in ſein Blut getauchten Feder unterzeichnete er dies römiſche Protokoll. — Wird man es glauben? Chamfort ſtarb nicht, was aber unglaublicher iſt, man begnadigte ihn nicht. Er wurde zu der erniedrigenden Strafe verurtheilt, einen Gensdarmen zu bezahlen, der ihn um der Sicherheit des Staates willen bewachte.

Ein Freund Chamforts erzählt die Kataſtrophe folgender-

maßen: Ich werde nie den Anblick vergessen, den ich hatte, als ich in sein Zimmer trat. Sein Kopf und Hals waren in blutige Tücher gehüllt, Kissen und Bettwäsche hatten große Blutflecken. Das ganze Gesicht war bedeckt. Ich blieb stumm vor Entsetzen neben ihm stehen. — Siehst Du, mein Lieber, sagte er endlich, mir die Hand reichend, wie man den Leuten aus den Klauen kömmt. Sie sagen zwar, ich habe mich verfehlt, aber ich merke, die Kugel sitzt im Kopfe, die sollen sie mir nicht herausholen. — Dann erzählte er mit einer gewissen Leichtigkeit von all den unglücklichen Versuchen, die er gemacht habe, sich rasch aus der Welt zu schaffen und schloß mit den Worten: Endlich fiel mir Seneka ein und ihm zu Ehren wollte ich mir die Adern öffnen. Aber Seneka war reich, er konnte sich ein warmes Bad verschaffen und viele andere Bequemlichkeiten, ich armer Teufel dagegen, ich habe von alledem nichts. Ich habe mich schrecklich zugerichtet und doch bin ich noch da, wie Du siehst. Aber die Kugel sitzt im Kopfe und das ist die Hauptsache. Ein wenig früher, ein wenig später, das ist der ganze Unterschied. — Als er so vielen Leiden endlich unterlag, waren seine letzten Worte: Ach, mein Freund, so gehe ich denn endlich aus dieser Welt, wo Einem das Herz entweder brechen oder versteinern muß!

Ich schließe mit einigen Sätzen Chamforts, welche genügend beweisen, welch ein geistreicher Mann er war:

Wer in seinem vierzigsten Jahre nicht Misanthrop ist, hat die Menschen nie geliebt.

Wir sind so entfernt von der Natur, daß diejenigen, welche sie lieben und schildern, mit einer Art Vorwurf romantisch genannt werden.

Ich vermache meine Trägheit den Bösen und mein Schweigen den Dummen.

Schämst Du Dich nicht, besser sprechen zu wollen, als Du kannst? sagte Seneka zu einem seiner Söhne, der den Ausgang einer Rede nicht finden konnte, die er angefangen. Ebenso könnte man zu denen sagen, die stärkere Grundsätze annehmen, als ihr

Charakter ertragen kann: Schämſt Du Dich nicht, mehr Philoſoph ſein zu wollen, als Du kannſt.

Ein Dummer, der einmal einen geſcheidten Einfall hat, erregt Staunen und Aergerniß, wie ein Droſchkenpferd, das im Galopp läuft.

Es giebt Leute, die eine Sucht haben, ſich über Andere zu erheben, ohne viel das Fußgeſtell anzuſehen, daß ſie der Menge ſichtbar macht. Die Bühne eines Marktſchreiers, ein Schaffot, ein Theater. — Alles iſt ihnen gleich, wenn ſie nur die Augen des Publikums auf ſich ziehen.

Um mit ſich ſelbſt zu leben, braucht man Tugend, um mit Andern nichts als Ehre.

Man regiert den Menſchen mit dem Kopfe; man ſpielt noch nicht gut Schach, wenn man auch ein gutes Herz hat. Anſtatt die Menſchen von ihren Anmaßungen zu heilen, ſollte man lieber die Schwäche derer heilen, die dieſelben ertragen.

* * *

Mein Begleiter hatte vollkommen Recht.

Von allen großen Städten Europas trägt keine ein ſo großes Stück verſteinerter Vorzeit in ſich, als Paris.

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war ſchon eine Weltſtadt, als der ruſſiſche Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meiſt alle alten Städte neu gemacht, nur Paris iſt noch die alte ſchauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda.

Ja, Paris iſt durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegeriſche Jungfrau mehr, was an der Jungfrau von Orleans die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber iſt es denn ſo lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben ſchlachtete, weil ſie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem ſchrecklichen Pouillac,

oder ſonſt irgend einem Sansculotten gar zu ſehr zu gefallen oder zu mißfallen?

Paris iſt noch das alte, ich habe es auf allen Schritten erfahren.

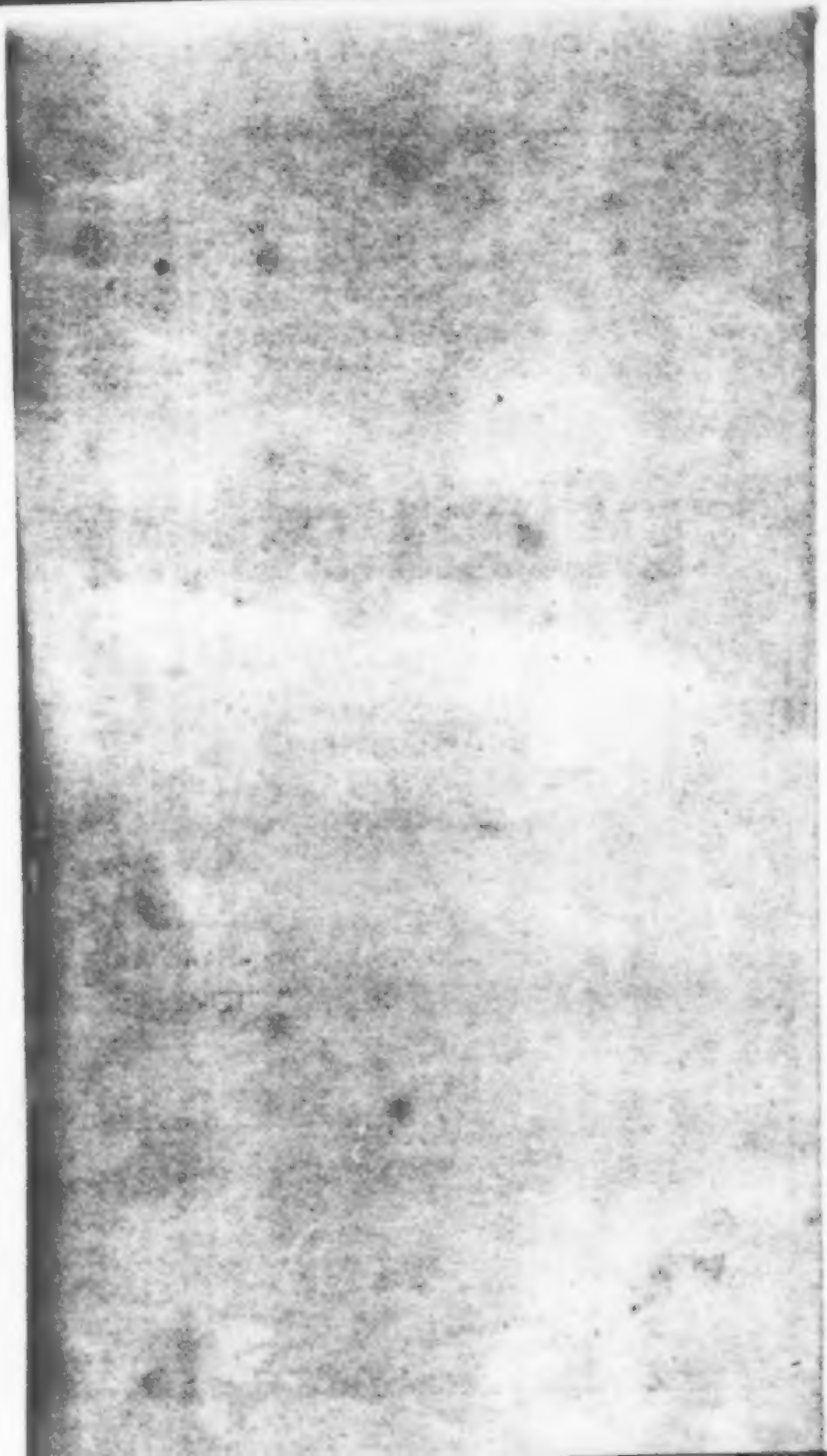
Man ſieht übrigens, daß bei allem Einfluß, den die Frauen auf die Geſchichte von Frankreich ausübten, dennoch die Männer das Hauptkapitel ausmachen.

Allerdings herrſchten und regierten ehemals die Frauen in Frankreich, jetzt regieren ſie nicht mehr — aber ſie herrſchen.

Doch wie herrſchen ſie?

Die Weltgeſchichte trägt noch heute wie von jeher — Hoſen. Mögen es die Frauen nie vergeſſen.

Berlin, Druck von W. Büxenſtein.



Memoiren

der

Sennora Pepita.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe

aus dem Leben einer Tänzerin.

EGON NAY
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Hermann Hellſtein.

KÖNIGL. UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Nach Berlin!

— Von Paris nach Berlin, welch' ein Sprung! — Aber welche Sprünge ſind einer Eiſenbahn und einer Tänzerin heut zu Tage nicht möglich? — Uebrigens muß ich geſtehen, daß mir der Sprung nicht allzu leicht wurde, denn ich machte die kleine Reiſe von Paris nach Berlin über Madrid. Ich bitte daher meine Leſer noch ein klein wenig mit mir in Paris und Madrid zu verweilen, bevor wir in die jugendliche Metropole des preußiſchen Staates den Fuß ſetzen, dort, wo es mir ſo überaus wohl erging, und wo der gute Stern meines Lebens aufging.

Geſegnet ſei das deutſche Land, dieſes Land der Kosmopoliten, ohne Neid, ohne Eiferſucht auf fremde Tugenden, dieſes gerechteſte der Völker.

Doch was will ich? — Ich vergeſſe, daß ich noch einen Augenblick in Paris bin, daß ich noch einen Blick auf die Stadt zu werfen habe, wo meine Kunſt geboren worden, daß ich noch einmal von jenen glänzenden und berühmten Tänzerinnen reden muß, die in dem goldenen Zeitalter des Ballets neben den großen Männern und Frauen ihrer Zeit eine Rolle geſpielt haben.

Erſtes Kapitel.

Berühmte Tänzer und Tänzerinnen.

Ehe ich Paris verließ, beſuchte ich noch eine merkwürdige Geſellſchaft. Das Corps de Ballet an der Oper nämlich gab mir ein glänzendes Feſt, zu dem die Honoratioren des Tanzes gebeten wurden.

Ich machte noch in der zwölften Stunde meines Aufenthalts in Paris die Bekanntſchaft des großen Balletmeiſters L...., welcher ſchon längſt von der Bühne ſich zurück gezogen hat und von ſeinem Vermögen lebt, das ihm ſeine Frau hinterlaſſen.

Ich bat ihn um einige Daten über die Ballette in Paris, und ich hätte mich an keinen beſſern Kenner der Geſchichte der Tanzkunſt wenden können. Er lud mich auf den andern Tag ein und ich erhielt die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Ballette und die berühmteſten Tänzerinnen.

Ich will hier wieder erzählen, was ich bis jetzt noch davon behalten und durch eigene Studien hinzugefügt habe. Es iſt natürlich, daß dieſes Thema überall meine wärmſte Theilnahme in Anſpruch nahm und ich ſetze es auch wohl mit Recht bei meinen Leſern voraus.

Ungefähr vor hundert Jahren war die Oper in Paris ein elendes kleines Theater im Palais-Royal; es brannte bis auf

den Grund nieder, und ein zweites, auf derselben Stelle errichtet, erlitt ein gleiches Schicksal. Nun wurde ein neues von einer Dame, Frau v. Montasier erbaut und im Jahre 1794 von der Regierung übernommen. In diesem Zeitraum war diese Bühne noch in einem traurigen Zustande; das Gehalt der ersten Tänzer war außerordentlich niedrig; das Corps de Ballet beschränkte sich auf 16 Hauptmitglieder und wenigen Figuranten, auch wurden nicht mehr als drei neue Stücke während der ganzen Saison vorgestellt. Scenen, Decorationen und Kostüm blieben von einem Jahr zum andern ungeändert und das ganze Theater fand keine Theilnahme im Publikum. Zwei französische Tänzerinnen allein gelangten in der Mitte dieses Jahrhunderts zu einiger Berühmtheit: Mlle. Prevost und ihre Schülerin Mlle. Camargo waren zu gleicher Zeit die Kandidatinnen der Gunst des Publikums und die bittersten Nebenbuhlerinnen. Mlle. Camargo starb im Jahre 1776. Sie hat sich, als Erfinderin der Sprünge, wie ein geistreicher Franzose sagt, für das Ballet unsterblich gemacht, und diese Kunst hat später Allard zu den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhoben. Sie war es, die es zuerst wagte, in kurzen Röcken auf der Bühne zu erscheinen, und diese Mode ist, wenn auch anfänglich sich viel Stimmen dafür und dawider erhoben, bald von allen Tänzerinnen angenommen worden.

Die Talente der Camargo standen mit ihrer Person und ihrem Betragen in offenbarem Widerspruch; sie war weder schön, noch groß, noch wohlgebildet; aber der Stil ihres Tanzes war brillant, voller Heiterkeit und Ausdruck; auch tanzte sie immer nur nach den lebhaftesten, muntersten Melodien. Sie war wirklich der einzige ätherisch luftige Geist, der diese schwerfällige, dumpfe Masse, die sie umgab, belebte; doch in diesem Augenblicke, wo sie die Bühne, auf der sie das Publikum durch ihr Genie bezaubert hatte, verließ, nahm ihr ganzes Wesen den Ausdruck der tiefsten Melancholie an, und sie wurde ernst und traurig. — Die Nachfolgerin der Camargo war ein junges Mädchen, Namens Sallé, deren Stil als rein leidenschaftlich

und ausdrucksvoll geschildert wird. Sie kam nach England, und Garrick erzählt, daß aus allen Logen Gold und Banknoten zu ihren Füßen auf die Bühne herabregnete.

Diese beiden Heldinnen interessirten selbst Voltaire, und er richtete einige hübsche Strophen an sie.

Die Tänzer waren zu dieser Zeit zahlreicher als die Tänzerinnen. Einer von ihnen, Namens Dupré, hatte den Beinamen „des Großen" erhalten, ein Epitat, das er sich sicherlich mehr durch seine Figur als durch seine Talente erworben hatte. Er war vollkommen wohlgebildet und brillant in der Ausführung der Tänze; aber es fehlte ihm an Mannigfaltigkeit und an jenem Ausdruck, den nur allein der Geist verleihen kann.

Javilliers, Dumoulin und Lany waren Künstler zweiten Ranges. Der Stil des Einen war steif und trocken; man gab ihm den Beinamen „der Teufel", weil er nur Dämonen und böse Geister vorstellte; der Andere wurde „der Vogel" benannt, weil er sich durch seine Leichtigkeit und Gewandheit auszeichnete; der Dritte endlich wurde Lehrer und Balletmeister; aber er trat in die Fußstapfen seiner Vorgänger und suchte nicht etwa durch zweckmäßige Neuerungen den Standpunkt des Ballets zu erhöhen.

Im Jahre 1770 wurden Béton und Trial Direktoren dieses Theaters; sie erfreuten sich in hohem Grade der Gunst der Prinzen von Soubise und Conti, und niemals war ein solches Protektorat wichtiger als zu jener Zeit gewesen. Ihr ganzes Streben ging also nur dahin, ihre Gönner zu befriedigen, und das gelang ihnen sehr bald, denn sie kannten den Geschmack der Prinzen und suchten Jugend und Schönheit mit Pracht und verfeinertem Luxus zu vereinigen. Sie wählten ungefähr zwanzig junge Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, die sich sowohl durch ihre anmuthige Gestalt wie durch schöne Gesichtszüge auszeichneten. Bald excellirten diese Tänzerinnen in ihrer Kunst. Man kann sich nichts Anlockenderes, nichts für die Phantasie Verführerisches vorstellen, als diese liebliche Schaar von Mädchen, die sich gegenseitig an Schönheit und Reiz über-

trafen. Die Pracht ihres von Gold und Juwelen strahlenden Schmuckes, ihre lieblichen Gestalten, ihre Grazie und Talente, — das alles brachte ein Ensemble hervor, das dem Auge blendend und der Phantasie gefährlich sein mußte. Ihr Kostüm erhöhte noch den Reiz ihrer Persönlichkeit und Vaquet, durch dessen erfinderischen Geist alles angeordnet wurde, hatte damals den höchsten Punkt seiner Vollkommenheit erreicht.

So schien nun ein neues Leben für die Bühne begonnen zu haben, denn auch die Dekorationen des corps de ballet wurden vermehrt und verbessert und alles bekam einen gewissen Anstrich von Größe und Pracht. Bald aber brachte ein Wechsel in der Direktion den Ruin der Oper hervor; sie fiel nämlich einem Herrn von Vismes, einem Generalpächter, zu, der seine Regierung damit antrat, daß er Streit unter den Künstlern anzufachen suchte und sie mit den strengsten Studien, einer Menge Proben und beständigem Wechsel der Stücke plagte. Als mehrere gute Tänzer ihn verließen, suchte er sie durch eine Truppe italienischer Buffos zu ersetzen, aber der Erfolg schlug fehl. Kurz und gut, de Vismes mußte, obgleich er durch sinnreiche Ballets, durch Glucks großes musikalisches Talent, Piccinis liebliche Melodien und von vortrefflichen Sängern und einem ausgezeichneten Orchester unterstützt wurde, sein Scepter niederlegen, und obgleich tief im Rückstande seiner Zahlungen, bewilligte man ihm eine Pension, die fast um das doppelte den Betrag der Summe überstieg, welche man den ausgezeichnetsten Künstlern, die Dezennien hindurch das Publikum durch ihre Leistungen entzückt hatten, jährlich zahlte.

Vestris, der Vater, der von seinen Kameraden le dieu oder vielmehr seiner schlechten Aussprache wegen lou dion de la danse (der Gott des Tanzes) genannt wurde, hatte von seinem Vorgänger Dupré sowohl die Talente wie die Beinamen geerbt. Er glich seinem Meister in Vollkommenheit und Präzision der Ausführung, übertraf ihn aber weit an Mannigfaltigkeit und Geschmack; vorzüglich excellirte er in dem pas de deux, dem er Eleganz und Gefühl verlieh. In der Zeit, als der große

Noverre in Stuttgart Balletmeister war, machte Vestris häufige Exkursionen nach dieser Stadt und erlangte dort erst den heroischen Styl der Tänze in den großen Ballets, deren Hauptrollen er natürlich immer übernehmen mußte. Eine Zeit lang war diese Abwesenheit dem guten Geschmacke sehr nachtheilig, denn die Tänzer, jetzt seines Beispiels beraubt, ließen sich zu den lächerlichsten Extremen hinreißen.

Da brach die Revolution aus, eine unbegrenzte Zügellosigkeit wurde gewährt und der Geschmack den Launen der wildesten Phantasie geopfert.

Während Vestris Abwesenheit war Gardel sein Substitut; aber kaum erschien er wieder in Paris, so war auch jener trotz seines Eifers und seiner großen Geschicklichkeit gänzlich verdunkelt.

Dauberval, Noverres Schüler, war mit ausgezeichneten Talenten begabt und hatte den heißen Wunsch, alles kennen zu lernen, was ihn zur Vollkommenheit in seiner Kunst führen konnte. Eine Anlage zum Starkwerden zwang ihn, den heroischen Styl zu verlassen; seine vorläufigen Studien hatten ihn jedoch fähig gemacht, zur Composition der Ballets überzugehen, und er vollendete das, was Lany vor ihm in diesem Fache begonnen hatte. Ein von Lany, Gardel und den Damen Allard und Volin ausgeführtes Pas de quatres war wirklich entzückend; mit allen Reizen einer frischen und natürlichen Lebendigkeit ausgestattet, ruhte ein beständig abwechselnder, aber immer fröhlicher Ausdruck auf jeder Bewegung, eine bewunderungswürdige Einheit und seltene Präcision leitete das Ganze. Diese Tänze entzückten das Publikum auch ohne Hülfe der Pirouetten. Die Talente der Mlle. Allard verlangen übrigens noch eine besondere Notiz, denn sie war eine eben so vollendete Tänzerin wie ausgezeichnete Schauspielerin und fähig, auch ohne den Beistand ihres Lehrers die Tänze zu ordnen, und sie verließ nie die Bühne, ohne sich des vollkommensten Beifalls zu erfreuen.

Mlle. Guimard war von ihrem Erscheinen auf den Brettern an bis zu ihrem Abgange vom Theater der Liebling des Publikums. Die Grazien hatten alle ihre Gaben über sie ausge-

ſchüttet, eine edle Einfachheit beherrſchte ihr ganzes Weſen, Anmuth und Lebendigkeit ihren Tanz, und jede ihrer Bewegungen trug den Ausdruck des Gefühls. Man erzählt ſich mehrere hübſche Anekdoten von dieſer Dame und unter anderen auch die folgende: Das Zimmer der Guimard war mit Gemälden geziert, unter denen ſich ihr eigenes Portrait in der Geſtalt der Terpſichore auszeichnete. Ehe der Künſtler Frangonard dieſes Bild vollendet hatte, gerieth ſie in Streit mit ihm, und ein anderer Maler wurde engagirt. Frangonard, der gern wiſſen wollte, wie weit ſein Nachfolger vorgeſchritten ſei, ſuchte ſich Zutritt zu dem Zimmer zu verſchaffen; es gelang ihm und als er dort zufällig Palette, Farben und Pinſel fand, verwandelte er durch drei oder vier kühne Striche das liebliche Lächeln auf Terpſichorens Lippen in ein wüthendes Grinſen des Zornes und der Leidenſchaft, dann entfloh er eilig. Bald darauf trat die Dame, begleitet von einer Schaar von Freunden, die über die Aehnlichkeit des Bildes und über die Verdienſte des neuen Malers entſcheiden ſollten, in das Zimmer. Kaum bemerkte die Guimard die Veränderung, als ſie in ſolchen Zorn gerieth, daß die unglückliche Aehnlichkeit des Portraits jetzt erſt recht hervortrat.

Das Debut der Mlle. Lany nach ihrer Rückkehr von Berlin war ein Triumph. Jede ihrer Bewegungen war ätheriſch und elegant, die Ausführung ihrer Tänze edel, erhaben und feſt, aber ſie hatte durch frühere ſtrenge Behandlung während ihrer Erziehungsjahre eine gewiſſe Schüchternheit übrig behalten, die ſie niemals überwinden konnte und die ſelbſt ihre gelungenſten Ausführungen alles Ausdrucks beraubte.

Bald entzückte Mlle. Heinel die Hauptſtadt und den Hof durch ihre ſeltenen Vollkommenheiten. Sie war die Schülerin Leppo und kam aus Stuttgart und Wien, wo ſie ſich in verſchiedenen Charakteren heroiſcher Ballets ausgezeichnet hatte, nach Frankreich. Die Reize ihrer Geſtalt, die Ueppigkeit ihrer Formen, die ein vollkommenes Bild zu Thomſons Worten: „Harmoniſch durch die ſchönſte Hand der Natur angeſchwellt"

gaben und die Majestät in ihren Bewegungen machten sie zu dem trefflichsten Modell für das ernste Ballet. Wie hoch diese Künstlerin geschätzt wurde, geht aus der Art hervor, in welcher man ehemals von der Wichtigkeit eines Besuches, den sie in der Hauptstadt Englands machte, sprach. Wir sind, hieß es, durch die Anwesenheit der Dlle. Heinel, die unsere jungen Fashionables Dlle. Engel nennen, des wirksamsten Gegengiftes gegen die Langeweile beraubt. Das grausame England hat sie uns vor zwei Monaten entführt und für die ganze Saison bei der Oper in England engagirt. Glücklicherweise hat sie sich dort keines außerordentlichen Erfolges zu erfreuen, sie lieben ihren Styl nicht; sie finden ihre Beine zu dünn, ihre Füße zu lang, ihre Augen chinesisch — was soll man zu solcher Kritik sagen? Bei meiner Treu, die Engländer werden leicht einer Sache überdrüssig! Sie haben weiter nichts zu thun, als sie uns direkt zurückzuschicken und wir werden sie mit Freuden trotz aller ihrer Mängel aufnehmen. Wahrhaftig, Heinel ist der Stolz Deutschlands, ihres Vaterlandes, die Freude Frankreichs, das ihre Talente genießt, und die erste Tänzerin Europas. Die Grazie und Majestät ihres Benehmens entzückt mich.

Zu dieser Zeit kam Le Picq nach Paris, um Noverre zu besuchen. Seine edle Gestalt, die bezaubernde Harmonie in allen seinen Bewegungen, seine unbeschreibliche Gewandtheit und Leichtigkeit machten ihn bald zum Liebling des Hofes und des Publikums. Es war gerade zu der Zeit, als das anakreontische Ballet les caprices de Galathee bei der Gelegenheit des Festes, welches Monsieur der Königin in Brunoy gab, komponirt wurde. Die Damen Guimard und Allard, die Herren Le Picq und Dauberval trugen mit ihren Talenten nicht wenig zu dem glänzenden Erfolge dieses Stückes bei. Le Picq wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, man nannte ihn den Apollo des Tanzes, aber die Kabalen seiner Kameraden zwangen ihn bald, Frankreich zu verlassen. Er ging erst nach Neapel, dann nach London, wo er sehr viel Aufsehen erregte; aber hier erwarben ihm bald seine Talente die Achtung des Hofes und des Adels.

Rivelon und Mlle. Conlon traten mit Le Picq zu gleicher Zeit auf, Beide erfreuten sich zwar der Gunst des Publikums, erreichten jedoch ihre Vorgänger nicht, weil sie ihre Kräfte, statt sie auf ein Fach zu konzentriren, auf zu mannigfaltige Art anwenden wollten. Der Letzte auf der Liste, ehe ich zu dem Tänzer komme, der als le plus etonnant de l'Europe (der merkwürdigste Europas) bezeichnet wird, ist der jüngere Gardel. Die Natur schien ihn dazu geschaffen zu haben, den älteren Vestris zu ersetzen, aber er hatte kaum die Zeit, sein ausgezeichnetes Talent zu entfalten, als eine ernste Krankheit ihn zwang, die Bühne zu verlassen und die Komposition des Ballets aufzugeben. Seine ausgezeichneten Anlagen für beide Fächer sind jedoch unbezweifelt.

Mit dem Auftreten des jungen Vestris begann eine Epoche, in der die Kunst vielleicht den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Im Jahre 1772 erschien Vestris (le jeune, auch Vestris-Allard genannt, weil er der Sohn der Tänzerin Allard war) zum ersten Male auf der Bühne, und die Art seiner Einführung stimmte vollkommen mit der Eigenliebe und der Pomphaftigkeit überein, die sein Vater, le Dieu, in allen Dingen an den Tag legte. Er führte den Knaben vor und nach einer kurzen Anrede an das Publikum wandte er sich an den jungen Kandidaten des öffentlichen Beifalls und sagte mit stolzer Miene: Allez, mon fils, montre votre talents. Votre père vous regarde! — Der bekannte Grimm spricht auf folgende Art von diesem Vorfall, der natürlich den Hof eben so sehr wie das Publikum interessirte: Wir waren Zeugen eines sonderbaren Phänomens bei der Oper, der große Vestris ist durch einen Knaben von 12½ Jahren ersetzt worden. Der Knabe hat mit derselben Präzision, demselben Aplomb, ja fast mit derselben Kraft wie dieser große Mann getanzt, und doch fühlt sich dieser keineswegs gekränkt, von einem Kinde fast verdunkelt zu werden, denn dieses Kind ist nicht nur sein Schüler, sondern es ist auch sein Sohn und der Sohn der berühmten Allard. — Und nun fährt Grimm fort, auf ziemlich frivole

Weise von der Vereinigung dieser beiden seltenen Talente in dem Knaben zu sprechen.

Als der junge Vestris seine Carriere begonnen hatte, erschien auch das Ballet les caprices Galathée wieder auf der Bühne und er übernahm darin die Rolle, in der einige Jahre früher Le Picq excellirt hatte. So glänzend und bewundernswerth auch das Talent des Sohnes von Dieu de la danse war, so kann man doch leicht voraussetzen, daß er in seinem Alter noch nicht diesen hohen Grad von Anmuth, Gefühl und Ausdruck erreicht haben konnte, den Le Picq mit so vieler Eleganz und Lebendigkeit entfaltete und den lou Dion selbst niemals erreichte. Oft wenn dieser von den Anlagen seines Sohnes sprach, so rief er, seine Hand aufs Herz legend, aus: Was diesen Punkt hier betrifft, so bleibt mir nichts zu wünschen übrig; etwas anderes ist es freilich mit der Haltung seines Kopfes und seiner Schultern, da kann er noch manche Jahre arbeiten, ehe er es zur Vollkommenheit bringt. Ich selbst brauchte ein ganzes Jahr, ehe ich meinen Armen die gehörige Rundung gab, und ich gebe ihm sechs, die Menuet tanzen zu lernen, und das ist nicht zu viel. O, wenn ich jetzt mit meinen Füßen das, was ich in meinem Kopfe habe, ausführen könnte, dann sollte man sehen; aber das Alter hemmt den Flug des Genies, und doch, wer weiß, ob der Junge es jemals so weit bringt wie ich. Wenn er aber so fortfährt, fügte lou Dion mit seinem gewöhnlichen Selbstgefühl hinzu, so habe ich ihm ein kostbares Neujahrsgeschenk aufbewahrt: die Erlaubniß, meinen Namen zu führen.

Trotz des eminenten Talentes dieser Kyrophäen ward der Standpunkt des Balletes zu dieser Zeit nicht gehoben, denn alle Tänzer strebten nun mit wahrer Leidenschaftlichkeit, sich die Manieren der beiden Vestris anzueignen. Sie wurden unvollkommene Kopisten, äfften ihren Meistern nach, und weil es unmöglich ist, die Eigenthümlichkeiten eines Künstlers in sich aufzunehmen, faßten sie nur die rohen und groben Umrisse derselben auf. Sie bemerkten nicht, daß das Unnachahmliche nicht

nachgeahmt werden könne, denn wenn ihnen das gelingen sollte, so hätten sie dieselben Anlagen, denselben Geschmack, dieselben physischen Kräfte besitzen, sie hätten aus einer Form mit ihnen gegossen sein müssen. Da ihnen alle diese Gaben fehlten, so arbeiteten sie umsonst. Die Frauen ließen sich zu denselben Extremen hinreißen und so wurde der Operntanz bald unerträglich und von der monotonsten Einförmigkeit. Durch diese unglückliche Nachahmungssucht ist auch die Pirouette, die vorzüglich von dem ältern Vestris mit ungemein vieler Leichtigkeit und Grazie ausgeführt wurde, die Lieblings-Hülfsquelle der meisten Tänzer und so zu sagen das tägliche Brot des Publikums geworden.

Im Jahre 1779 wurden die Streitigkeiten so heftig, daß sie am Hofe Aufsehen erregten. Als Vestris einst dem Herrn de Vismes eine impertinente Antwort gegeben hatte, fragte ihn dieser, ob er wisse, mit wem er spräche. Mit wem ich spreche? erwiederte der Tänzer, mit dem Pächter meiner Talente. Diese Dispute nahmen bald eine solche Gestalt an, daß dem jüngern Vestris die Wahl zwischen seiner schleunigen Entfernung und Verhaftung gelassen wurde. Nichts konnte rührender, nichts pathetischer sein, als diese Trennung des Vaters von seinem Kinde. Geh, mein Sohn, rief lou Dion aus, das ist der schönste Tag Deines Lebens; nimm meinen Wagen, reise ab und verlange die Zimmer meines Freundes, des Königs von Polen! Ich will alle Kosten tragen. — Lauberval wurde ebenfalls bestraft. Diesen Strafen folgten Debatten, Entschlüsse, Gesandtschaften nach Versailles, bis endlich die Tänzer dem Könige die Wahl zwischen ihrem Abgange und der Demission des Direktors ließen. — Ein schwieriger Fall! Aber der König sagte, daß er all dieser Impertinenzen überdrüssig wäre, und daß ihre Hartnäckigkeit ihnen sein höchstes Mißfallen zuziehen würde; so kehrten sie zu ihrer Pflicht zurück. Es sind nicht alle Artikel des Friedensvertrages, die endlich dieser berühmten Streitigkeit ein Ende machte, bekannt geworden: aber man weiß, daß die Vermittelung eines französischen Marschalls, der sich schon

durch seine Geschicklichkeit bei den Verhandlungen mit Spanien ausgezeichnet hatte, dazu beitrug, die hohen streitenden Parteien zu vereinigen, das öffentliche Interesse und den Vortheil der Administration zu berücksichtigen und doch dabei die unbeschreiblich zarten und stolzen Gemüther der Tänzer zu beruhigen.

Im Jahre 1784 kehrte der junge Vestris aus London nach Paris zurück; aber eine Verrenkung des Fußes hinderte ihn am Tanzen. Der Graf von Hagn war damals gerade in der Hauptstadt, und die Königin wünschte, daß der Künstler in Gegenwart dieses Herrn eine glänzende Probe seiner Talente ablege; deshalb schickte sie dreimal zu Vestris und ließ ihn auffordern, alle seine Kräfte aufzubieten, um wenigstens einmal vor dem Grafen zu tanzen. Ihre Majestät hatte wohl erfahren, daß er denselben Morgen zweimal Probe gehalten hatte, aber Jeder hatte sich gehütet, ihr den Erfolg dieser Versuche, die Vermehrung seines Fußübels, mitzutheilen. Man weiß nicht, auf welche Art diese Geschichte dem Minister, Baron v. Breteuil, erzählt wurde, genug, er strafte sein Nicht-Erscheinen durch einen Verhaftsbefehl und durch die Abführung des jungen Tänzers nach La Force; die Nachricht davon brachte ganz Paris in Gährung, es bildeten sich Parteien für und wider den Künstler, aber nichts konnte der Bestürzung seiner Familie gleichen. Ach! rief Lou Dion mit verwundetem Herzen und von Thränen überströmenden Augen aus, das ist das erste Mal, daß meine Familie sich mit der Familie der Bourbons entzweit. Wer die Recensenten der Hauptstadt hörte, hätte glauben müssen, die Ehre der ganzen Nation sei compromittirt worden; man behauptete, Vestris wäre den Befehlen der Königin ungehorsam gewesen und verdiene wegen dieses Mangels an Respekt nicht nicht nur vom Theater — nein, auch aus dem Königreiche verbannt zu werden. Die beiden Vestris beklagten sich ihrerseits wieder über Ungerechtigkeit und Verleumdung; der Jüngere erklärte, daß er nie wieder die Bretter betreten würde, wenn er nicht seine Freiheit und eine öffentliche Genugthuung erhielte; der Aeltere drohte, mit seiner erhabenen Familie Frankreich zu

verlaſſen; von allen Seiten regnete es Pamphlete, Epigramme und Karrikaturen herab. Endlich beſchwichtigte die Königin den Sturm und gab den Befehl zu Veſtris Freilaſſung.

Am Abend ſeines Wiederauftretens war das Theater mit den Anhängern beider Parteien überfüllt; man erinnerte ſich nicht, dort jemals eine ſo große und ſtürmiſche Verſammlung geſehen zu haben. Er wurde mit Applaudiſſements und Ziſchen begrüßt, und der Ruf: Nieder auf die Kniee! erſcholl von vielen Seiten. Man hatte zur Melodie ſeines Tanzes die wohlbekannte Arie: Herr, ſieh meine Thränen! gewählt, und die ganze Handlung entſprach ihrem Charakter: aber das Geräuſch übertönte das Orcheſter. Veſtris allein behielt ſeine Gegenwart und tanzte vollkommen ſchön. Die Wachen hatten ſtrengen Befehl erhalten, ſich in nichts zu miſchen, wenn es nicht zu Thätlichkeit kommen ſollte: als ſie aber Steine auf die Bühne fliegen ſahen, drangen ſie in das Centrum des Parterre, und die Gefangennehmung der Wüthendſten dämpfte bald den Aufruhr.

Zu dieſer Zeit blühte Duport auf und ward bald ein Tänzer erſten Ranges. Seine Geſchicklichkeit, ſein Feuer, ſeine Fertigkeit, Kraft und Biegſamkeit waren bewunderungswürdig. Mit unglaublicher Leichtigkeit löſte er die ſchwerſten Aufgaben; ſeine Pirouetten waren ſo wirbelnd ſchnell, daß ſie das Auge verblendeten. Mit Duport zu gleicher Zeit zeichneten ſich Henry im ernſten und Beaupré im komiſchen Tanze aus; der Letztere war der Liebling des Publikums und ſeiner Kameraden.

Ich übergehe die Namen mehrerer Tänzer, deren Ruf ſich nicht über die Hauptſtadt Frankreichs hinaus verbreitet hat, und komme nun zu Didelot, des Hayes und Laborie, deren Namen überall, wo dem Ballete gehuldigt wird, bekannt ſind. Didelot war ſo enthuſiaſtiſch in ſeiner Kunſt, daß er faſt den Punkt berührte, wo das wahre Genie der Tollheit nahe verwandt iſt. Er war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in London, wo er tanzte und Ballets komponirte. Die Eroberung Perus war das letzte und beſte in dieſer Art. Seine Frau, Madame Roſe, war eine Tänzerin im ernſten Styl, mit majeſtätiſcher

Gestalt und grandiösen Bewegungen; aber ihre Züge waren vielleicht die häßlichsten, die jemals ein menschliches Gesicht entstellten. Im Divertissement trug sie gewöhnlich ein faltenreiches weißes Gewand mit einem scharlachnen Gürtel, und in dieser Kleidung erschien bald ihre Karrikatur als Madame Rose im Nachthemde, den Leib mit einem rothen Strumpfband umgürtet. Noverre nennt sie die Perle aller Tänzerinnen im heroischen Styl.

Eine der besten Partnerinnen des Vestris war Mlle. Chamerois; sie entfaltete dieselbe Kraft, Geschicklichkeit, Festigkeit, dasselbe Feuer, und dabei hatte sie noch den Vortheil ihres Geschlechts, jene namenlose Anmuth, die über jede Bewegung und jede Handlung einer schönen Frau ausgeschlossen ist. Ihr frühzeitig erfolgter Tod wurde von zwei Poeten auf eine besondere Art gefeiert. Sie riefen weder Apollo noch Terpsichore, der sie doch so nahe verwandt war, an; sondern der Eine wendet sich an den heiligen Rochus, führt in einem phantasiereichen Prolog alle Heiligen beider Geschlechter, Engel und Erzengel ein und versetzt endlich Mlle. Chamerois ins Paradies. Ihr leichter, elastischer nnd üppiger Tanz erregt in den glückseligen Bewohnern dieser himmlischen Region solche Wallungen, daß sie bald, wie durch einen elektrischen Schlag in Bewegung gesetzt, im wirbelnden Tanze sich drehen, springen, tanzen und pirouettiren. St. Petrus selbst, der nur durch das Schlüsselloch der Himmelspforte den Tumult mit ansieht, wird von dem allgemeinen Zauberer ergriffen, verläßt seinen Posten und theilt die jubelnde Lust.

Das andere Gedicht erregte wenig Aufsehen, aber das oben erwähnte brachte selbst die, welche sich über die Gottlosigkeit desselben ärgerten, zum Lachen.

Louise Curtois, die sich nach dem Modell der Chamerois bildete und fast ihre Grazie erreichte, wurde auch von einem frühen Tode hingerafft. Eine andere Tänzerin im heroischen Fache, Clotilde, war die Schülerin des jungen Vestris; ihre Haltung war edel und elegant, ihre Gestalt die einer Diana,

der Ausdruck des Gesichts war ihrer majestätischen Figur entsprechend; die Natur hatte sie zum grand caractère geschaffen, und mit einem eifrigen Studium hätte sie es zur Vollkommenheit bringen können.

Aber alle Genannten übertraf die Madame Gardel. Ihr Spiel war blendend; die Ausführung ihrer Tänze das vollkommenste Ganze, das man sich vorstellen kann; sie wußte von keiner Schwierigkeit; die verwirrtesten Combinationen der Figuren führte diese Nebenbuhlerin der Terpsichore mit Leichtigkeit und Vollkommenheit aus; sie hatte einen so richtigen Takt, ein so zartes Ohr, daß ihr Tanz die Präcision selbst war. Mit solcher Anmuth zirkelte sie die Pirouette und mit einer so grazösen, leichten Pause schloß sie solche, daß sie niemals durch irgend eine sichtbare Anstrengung die Täuschung und die Gefühle des Publikums störte. Ihr Gesicht war schön; sie hatte es vollkommen in ihrer Gewalt, ihm die plastische Ruhe zu erhalten, während die Füße in wirbelnder, blendender Bewegung sich drehte. Wenn sie ihre schönen Arme in graziöser Rundung über den Kopf wölbte und dabei mit leichten geflügelten Schritten einen Tanz ausführte, glaubte man eine Göttin zu sehen und fürchtete fast, daß sie den Blicken der Menschen entschweben möchte; sie war die Wonne der Zuschauer und im Tanze das, was die Venus von Medicis in der Skulptur; diejenigen, die sie in ihrem Privatleben kannten, waren ebenso von ihren offenen und bescheidenen Manieren, wie von ihrem Geist und ihrer Freiheit entzückt.

Doch ich will mit diesem glänzenden Meteore schließen. Zu weit würde es mich führen, wollte ich die Tänzerinnen, die bis zu unserer Zeit auf der Bühne glänzten, beschreiben. Namen wie Fanny Bias, Taglioni, Elsler, erglänzten als erste Gestirne. Mögen die unpartheiischen Zeitgenossen oder ein künftiger Geschichtschreiber des Tanzes bestimmen, welchen Platz ich selbst unter ihnen einnehme.

Zweites Kapitel.

Eine Damen-Soirée.

Die Liebe und die Ehe. — Die Frauen im Unglück. — Die alten Jungfern und die Hagestolzen.

Eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen, Madame B., versammelte häufig bei sich eine Anzahl geistreicher Männer und hübscher Frauen, die dann einige Stunden mit einander über alle möglichen Dinge plauderten. Eine von den Damen, welche diese Zirkel besuchte, Madame K., hatte den sonderbaren Einfall vorzuschlagen, daß an einem Abend in der Woche nur von den Frauen gesprochen würde, oder daß doch wenigstens Alles, wovon man sich unterhalten würde, auf sie hauptsächlich Bezug haben sollte. Dieser Einfall wurde beifällig aufgenommen und allseitig acceptirt.

Ich hatte das Vergnügen in diesen Zirkel eingeführt zu werden, und zwar gerade an einem Tage, welcher der Frauentag genannt wurde, weil nur von ihnen die Rede sein durfte.

Es ist natürlich, daß ich hier wie in meinem Elemente war und den Herren nichts schuldig blieb, welche die Frauen nicht allzu glimpflich behandelten.

Am interessantesten aber waren mir die Gespräche mit Herrn B..., einem der berühmtesten französischen Novellisten. Unter Anderem äußerte er:

Freundschaft kann leicht zur Liebe werden und wird es auch oft, aber Liebe wird selten zur besonnenen Freundschaft. — Ich behauptete das Gegentheil und führte als Beispiel die innige Freundschaft zwischen Eheleuten an, die der Liebe zu folgen pflegt, ein eben so zärtliches und dauerndes, wenn auch nicht so leidenschaftliches Gefühl als die letztere. Ein duldenderes, erwiederte er, sollten Sie sagen, denn, glauben Sie sicher, die gutmüthige Passivität, mit welcher die Leute das eheliche Joch tragen, hat ihren Grund mehr in der philosophischen Lehre: was du nicht ändern kannst, mußt du mit Geduld hinnehmen, als in der zärtlichen Freundschaft, die Sie rühmen. Wer könnte wohl, fuhr er fort, nachdem er die Allgewalt der Liebe gekannt hat, demselben Gegenstand mit jener trägen Ruhe zugethan sein, die Sie Freundschaft nennen! Nein, die Demüthigung über die Hinfälligkeit unserer Natur, welche sich nirgends deutlicher zeigt, als in der kurzen Dauer heftiger Liebe, hat etwas so kränkelndes, daß wir mit unserer gewohnten Selbstsucht den Gegenstand, der uns einst bezauberte, aber jetzt seinen Zauber verloren hat und diese kränkelnde Erinnerung in uns hervorruft, mit Widerwillen, oder wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachten; ja, unsere Ungerechtigkeit geht so weit, daß wir den Tadel unserer eigenen Schwäche auf die Person übertragen, die uns nicht mehr zu fesseln vermag, und Fehler an ihr aufsuchen, um unsere Unbeständigkeit zu entschuldigen; und da Gleichgültigkeit durch Gleichgültigkeit erzeugt wird, so findet sich die Eigenliebe auf beiden Seiten verletzt, und wenn man auch vernünftig genug ist, dies Gefühl zu ertragen und zu verhehlen, so kann doch nie aus der Asche erloschener Leidenschaft der Phönix zärtlicher Freundschaft emporsteigen. Die Freundschaft möchte in solchen Fällen, fürchte ich, wohl eben so fabelhaft sein, wie der Phönix selbst, denn das Andenken der ausgebrannten Liebesgluth ist ein zu unangenehmes Me[illegible]to, um die Freundschaft als Nachfolgerin zu dulden. — Ich entgegnete, dies wäre bloße Sophisterei und könnte seine wahre Meinung nicht sein, da er einige Tage zuvor selbst zugegeben hätte, daß die Leidenschaft sich zu einem

besseren oder wenigstens dauernden Gefühl abkühle. Ich fügte hinzu, daß Menschen, welche die allgewaltige Liebe, die er beschrieben, jene so stürmische und selbstsüchtige Leidenschaft, empfunden hatten, sich in der erquickenden Stille sanfterer Gefühle glücklich priesen und mit Wohlbehagen auf jene sturmbewegte Zeit blickend, der Gefährtin auf jener stürmischen Fahrt täglich inniger anhingen. Gemeinschaftliche Interessen, Sorgen und Freuden ketten sie fester an einander, und Gewohnheit, die wohl den Firniß jener selbstischen Leidenschaft abstreifen möge, gebe der Freundschaft neue Kraft, indem sie die Gatten täglich einander nothwendiger mache. Schrecklich wäre das Leben solcher Menschen, fügte ich hinzu, wenn sie nach wenigen Monaten glühender Liebe ihr übriges Leben in Gleichgültigkeit hinbringen sollten, blos weil ihr Gefühl nicht mehr so heftig und aufgeregt wäre. — Wenn Sie denn zugeben, sagte B...., daß die Liebe nach wenigen Monaten nachläßt, das heißt, daß wir nach einer Minute des Wahnsinns eine Stunde in Melancholie hinbringen müssen, wäre es dann nicht weiser, gleich eine Freundin zu wählen, eine Person, die dazu geeignet wäre, die Gefährtin unsers ganzen Lebens zu sein, statt des Idols, welches wir einige Monate anbeten und dann von dem Altar herabstürzen, den wir ihm errichteten, nachdem es der Dampf unsers Weihrauchs geschwärzt und entstellt hat? Ich habe behauptet, daß diese Idole, welche fast immer nur ihrer körperlichen Reize wegen gewählt werden, selten zur Freundschaft taugen; daher die bittere Täuschung, wenn die Heftigkeit der Leidenschaft sich gelegt hat und wir entdecken, daß keine soliden Eigenschaften da sind, um die Gluth, die mit der Neuheit verflogen ist, zu ersetzen. Wenn ein Mann in dem Weibe eine Freundin sucht, so sieht er auf ihre Unterhaltungsgabe, ihre geistigen Fähigkeiten, ihr einnehmendes Wesen, und da diese Eigenschaften ihn immer mehr fesseln, je mehr sie zum Vorschein kommen, so tritt oft Liebe an die Stelle der Freundschaft und diese ist dann gewiß auf festem Grund gebaut. In diesem Falle gebe ich zu, daß die Neigung oder zärtliche Freundschaft, wie Sie es so

passend nennen, ewig dauern mag. — Ich erwiderte, unsere Meinungen wichen wohl nur darin von einander ab, daß ich leugnete, Freundschaft sollte nicht auf Liebe folgen können, und das würde ich auch nimmer zugeben. — Ich denke, sagte B..., bei Ihnen heißt es auch:

Man kann mich wohl zur Ueberzeugung zwingen,
Doch nie dadurch auf andre Meinung bringen!

und so waren wohl meine schönen Erläuterungen zum Text vergebens.

Ein anderes Mal sagte B...., auf denselben Gegenstand zurückkommend: Talentvolle Männer machen einen großen Mißgriff, wenn sie geistlose Frauen nehmen. Ich gebe zu, daß eine femme favorite leicht unausstehlich werden kann; um dies zu vermeiden, gerathen manche ins entgegengesetzte Extrem und verdammen sich, ihr Leben mit einer Frau hinzubringen, die unfähig ist, sie zu verstehen oder zu würdigen. Die Männer bilden sich ein, geistreiche Frauen müßten durchaus streitsüchtig und absprechend sein und bedenken nicht, daß nur die Arroganz beides ist, und diese findet sich bei dem einen Geschlechte so gut wie bei dem andern. Mein beau idéal wäre eine Frau, die Talente genug besäße, um die meinigen zu verstehen und zu schätzen, aber zu wenig, um selbst zu prunken. Alle anspruchsvolle Männer wünschen dies, obgleich wenige oder gar keine den Muth haben, es zu gestehen. Die Wahrheit aber ist, glaube ich, daß ein Mann sich sehr hoher Fähigkeiten bewußt sein muß, um einen Nebenbuhler so nahe am Throne zu dulden, wäre dieser Nebenbuhler auch seine Frau, und so wie man gesagt hat, kein Mensch sei in den Augen seines Kammerdieners ein Held, so könnte man auch sagen, daß wenige Menschen ihren Stand auf dem Postament des Genies vor denjenigen behaupten können, die hinter den Vorhang geblickt haben: diese müßten denn nicht urtheilsfähig sein und um so mehr bewundern, je weniger sie verstehen. Das Genie sollte, gleich der Größe, nur von ferne gesehen werden, denn beide verlieren bei zu naher Betrachtung. Man denke sich den Helden von hun-

dert Schlachten in der Nachtmütze und mit aller Gebrechlichkeit der menschlichen Natur behaftet, — dahin ist die Erhabenheit. Eben so denke man sich den Dichter, dessen Werke uns über die Sphäre des alltäglichen Lebens emporgehoben haben und der, ein Promotheus, das Feuer vom Himmel stahl, um die Kinder des Thons zu beleben, — man denke sich ihn, wie er sich beim Dichten abarbeitet, wie er jene Zeilen ausstreicht, zerreißt, wieder hinschreibt, von denen wir geglaubt haben, sie seien mit homerischer Begeisterung hervorgeströmt; wie er dazwischen ißt, trinkt, schläft, gleich andern Menschenkindern, so wird ihn unsere Einbildungskraft bald mit diesen in gleichem Rang stellen. Ich bin überzeugt, daß wir die Werke derjenigen, mit denen wir auf vertrautem Fuß gelebt haben, nie nach Gebühr schätzen können; ich habe dies selbst erfahren, und von Dichtern gilt es mehr als von allen andern Schriftstellern. Die Dichter sollten zurückgezogen leben, ihrer Gegenwart durch seltenes Erscheinen einen höheren Werth geben; sie sollten nie das thierische Bedürfniß des Essens in Gesellschaft befriedigen und sich durch ihre ganze Lebensweise eben so sehr wie durch ihr Genie von dem Haufen der übrigen Menschen unterscheiden. — Er lachte herzlich über diese Worte und fügte hinzu: Ich war Willens, eine kleine Sammlung von Instruktionen für meine Brüder in Apollo zu entwerfen. Mein Freund M..... würde sie wohl schwerlich befolgen, und er ist vielleicht der einzige, dem es ausnahmsweise gestattet wäre, bei seiner bisherigen Lebensweise zu bleiben; er kann sich getrost dem Gottesurtheil einer Mahlzeit unterwerfen, ohne etwas von seinem Dichterruf zu verlieren, denn die glänzenden Gedanken, die seinen Lippen entströmen, sind ein Sühnopfer für die irdischen Dinge, die durch dieselben eingehen.

Dieses Gespräch mit Herrn B.... wurde durch einen jungen Mann unterbrochen, welchen die Dame der Gesellschaft ihren Apollo nannte.

Er war in der That ihr Liebling, denn er war so glücklich, für die Frauen zuweilen noch schwärmen zu können, und der

Einzige, der treu und fest zu ihnen hielt. So jung er auch war, fehlte es seinen Ideen dennoch nicht an Reife, und die Damen unterließen es daher nicht, ihn öfter aufzufordern, daß er eine Rede halten sollte, was er stets sehr gern that, und auch diesmal sprach er sich ungefähr folgenderweise über die Frauen aus:

„Es kann bizarr erscheinen, und die Frauen werden es nicht zugeben wollen, wenn ich sage: ein allgemeines Unglück ist immer vortheilhaft für sie; aber ich behaupte es und werde es nicht zurücknehmen.

Bei den Männern bringen solche Zeiten allgemeiner Noth eine Veränderung nur in ihrem äußeren Geschicke hervor; bei den Frauen ebenfalls, aber außerdem zugleich auch im Charakter und sogar auch im Geiste.

Was ist die Ursache hiervon? Weiß ich? Vielleicht einer ihrer Fehler, der dann plötzlich zu einer Tugend wird; vielleicht ihre Beweglichkeit, die es bewirkt, daß sie die verschiedenartigen Rollen auf diesem regen, immer bewegten Theater mit größerem und leichterem Geschick zu ergreifen wissen.

Ihr Herz verwandelt sie in Männer, und ist die Metamorphose einmal geschehen, so gehen sie weiter und schwingen sich höher, als Jene vermögen.

Worauf beruht dies? Vielleicht auf der Organisation ihrer physischen Natur, die, weil sie schwächer ist, auch zarter und empfänglicher, fähiger für lebhafte Eindrücke und leichter zu durchdringen und zu erregen ist. Vielleicht.

Diese Frauen, die ganz sinnlich, ganz leicht dahin lebend erscheinen im Genusse der vergänglichen eitelsten Vergnügungen, von denen man glauben sollte, sie seien nur für das Glück gemacht, weil sie es schaffen und gewähren, diese nämlichen Frauen scheinen dagegen, wenn das Unglück kommt, für nichts Anderes gemacht zu sein. Ihre Seele entfaltet sich in Kraft und Stärke; eine Größe, die, ihnen selber unbewußt, in ihnen lag, tritt hervor, und sie wachsen in gleichem Maaße mit dem Mißgeschick.

Man sehe sie, wenn die Partei unterliegt, der sie angehören,

in den Gräueln des Bürgerkrieges, in politischen oder religiösen Verfolgungen, um wie viel schwächer und geringer wird man in allen diesen Fällen die Hingebung der Männer finden, so groß sie auch sein mag! Die Frauen geben sich hin, wie sie lieben, mit größerer aufrichtiger Reinheit und heißerem Feuer. Aber die Gelegenheit zur Liebe ist immer eine gefährliche für sie; und die Gelegenheit, sich hinzugeben, sich zu opfern, die sie ewig lockt, ist es noch mehr. Um sich von der ersten loszumachen, giebt es oft edle und hochherzige Gründe; aber um die zweite von sich zu weisen, bleiben nur unedle und niedrige übrig; auch widerstehen sie der einen mehr als der andern. Und darin liegt ihre höchste Ehre, ihr höchster Ruhm, und mögen ihnen diese köstlichen Gelegenheiten, die sie so trefflich zu ergreifen wissen, nicht vom Glück erspart werden!

Sie lieben mit Aufopferung, und opfern sich auf mit Liebe. Aber im ersten Falle ist die Liebe rein persönlich und verdient kein großes Lob. Das ist die Liebe, die Opfer bringt, in denen sie sich wohlgefällt und die ihr nützen — die aufgeregte Leidenschaft, die sich im Aufschwunge vorübergehender Stärke zu einer nur scheinbar uneigennützigen Entsagung und Selbstverleugnung erhebt, deren Furcht sie sich doch zu sichern weiß und sie für sich pflückt. Im zweiten Fall dagegen ist die Liebe rein wie ihre Quelle. Nur die Vollkommenheit großer hochherziger Gesinnung ist es, die sie erzeugt. Aus dieser hat sie ihren steten Zufluß, an dieser die unerschütterliche Basis ihres dauernden Bestandes; es ist der höchste Grad, den die Uneigennützigkeit und der Adel des Herzens erreichen kann. Wer da liebt, will alles wiederholen, was er giebt; wer sich aufopfert, will Nichts dagegen haben und Nichts wieder zurückgewinnen. Diese Tugend, die so viele andere voraussetzt, Muth und Beharrlichkeit und Standhaftigkeit und völliges Vergessen seiner eigenen beschränkten Persönlichkeit, ist unter den vollkommenen der vollkommenste.

Wie gesagt, große Unglücksfälle müssen ihnen zur Hülfe kommen — dann erhebt sich das schwache Geschlecht, dann

zeigt es sich als das in Wahrheit edle und starke. Wen frommte auch das Glück? Welche Tugend erschlafft nicht darin und welche Vernunft verblendet es nicht? Und die Frauen wagen noch mehr dabei, verlieren noch mehr darin, als wir.

Wenn sie ein leichtes Leben haben, so füllen sie es nur mit Eitlem aus. Eine Gesellschaft, ein Theater, ein Fest, ein Putz, ein musikalisches Instrument, ein neues leichtsinniges Buch — dergleichen ist es, was sie die Welt nennen, und das ist in der That ihre ganze Welt. Was fragen sie nach dem Uebrigen? Sollen sie sich in geistigen Anstrengungen erschöpfen, um als Ausbeute die prächtige Genugthuung zu gewinnen, vor Langeweile zu sterben? Das Vergnügen ist gar nicht so ein leichtes Ding, und sie haben schon damit genug zu thun; es ist ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Sorgen und nimmt ihre ganze Zeit in Anspruch. Später, wenn man das Alter bekommt, sagen sie, sie haben gelebt. Und wie? Sie haben getanzt, haben sich geputzt, haben sich für schön gehalten und haben sich unendliche Mühe gegeben, es vielfältig zu vernehmen und lange zu erhalten. Ist das Alles? Ja wohl, das ist Alles.

Darauf reduzirt sich ihr Leben, darauf läuft es hinaus, daß Leben eines geistigen Wesens, dem doch der Hinblick und die Hoffnung auf ein anderes höheres vorschwebt.

So wie aber schlimme Tage kommen, wird alles, was sie treiben und thun und wie sie sind, trefflich und vollkommen. Dann sind es nicht mehr die weichlichen, entnervenden Gewohnheiten des Weibes, in denen, wenn Gott nicht darein schlägt, ein ganzes Jahrhundert dahin gelebt wird, ohne daß ein einziges Mal aus den Kinderschuhen des gedankenlosen, leichtsinnigen Schlendrians herausgetreten würde; dann wird ihr Geist sich mit wichtigen Dingen erfüllen und ihr Herz kühne Entschließungen fassen. Die Gefahr wird verachtet, sie wissen zu dulden, zu leiden, Alles zu entbehren. Dann machen sie sich aus Erkennen und Wissen und finden das Denken nicht mehr ermüdend. Ja, wenn man will, Mode wird es dann — allgemeiner Drang und Nacheiferung, aber eine würdige und lobenswerthe anstatt

der früheren erbärmlichen. Ein Leben des Geiſtes und der Größe hebt an und jene leeren, wüſten Zeiten der Thorheit ſind vergeſſen.

Für die, welche der einbrechende Sturm ſchon zu weit vorgerückt, ſchon auf der Hälfte des Weges überraſcht, iſt die Metamorphoſe freilich ſchwieriger und ihre einzige Hülfe beſteht in der Güte und Gediegenheit ihres Naturells. Für die Andern dagegen, die erſt anfangen und eben erſt vom Ufer ſtoßen wollen, ſtellt ſich alles günſtiger; ihre Hoffnungen ſind friſch und der Erfolg liegt in Wahrheit in ihrer Hand. Neu noch und unbekannt, nicht an ein glückliches Leben gewöhnt, haben ſie nichts zu verlöſchen und nichts zu verlieren. Es iſt keine fertige vieljährige Erziehung zu überwinden, die die Seele eingezwängt, verknöchert, den Geiſt verderbt hätte. Die ſtrenge Gegenwart ſteht da, die erſte und zugleich einzige Erziehung zu ertheilen. Aufs trefflichſte und reinſte kann ſie aufgenommen werden, ohne ſich von den Erinnerungen einer früheren lareren und verlockenden geſtört und ihre Fortſchritte halb vereitelt zu ſehen. Man kann ſich im Voraus und ohne zu ſchwere Anſtrengungen auf das Unglück vorbereiten und einüben, was Einem wahrſcheinlich zu theilen bevorſteht. Die allgemeine Loſung iſt ausgeſprochen, der Kampf tobt und Jeder kann berufen werden.

Träumet! träumet immerhin, weil es doch kein Mittel giebt, den Launen des gaukelnden Geiſtes die Thür zu verſperren; träumet von dem Leben, das ihr leben ſollt. Träumt nicht mehr von jenem Glücke lärmenden Rauſches und der Eitelkeit glücklicher Zeiten, ſondern von dem großen, erhabenen Glücke der Ehre, die man in den Stürmen des Mißgeſchicks erwirbt. Sinnet nach, wie man ſich in der Erniedrigung wahrhaft adeln kann, welch eine Glorie um die Schmach glänzt und wie man ſich erheben kann, gerade weil man gefallen iſt. Ein verbannter Vater, ein Bruder in der Schlacht, ein verurtheilter, vielleicht gefangener Gatte, dergleichen laßt Gegenſtände Eurer Gedanken ſein. Denket an Rambouillet, an Blave, an Vin-

cennes und Saint Michel, an La Peniſſiere und Saint Mery. Befreundet Euch mit dieſer Gunſt der Vorſehung und wenn es Euch gelungen iſt, dann fragt nur, ob Eure Seele Euch nicht beſſer und ſtärker erſcheint, als vor dieſer Probe. An der Stelle der Luſt ſteht der Ruhm; der Tauſch iſt gut und man verliert nichts dabei.

Aber auch noch andere leichte Wege ſtehen offen. Gebt mit Muth an das Studium jener heilvollen, heiligen Philoſophie, die auch von Gott gegeben worden und die ſich ihm ſo herrlich offenbart. Ihr kennt die Religion, ſagt ihr. O nein! Ihr müßt ſie noch ganz anders kennen lernen und zu ganz neuem Endzweck. Sie befahl euch die gute Anwendung eures Reichthums, jetzt muß ſie euch die Vortheile der Armuth aus einander ſetzen; ſie half euch eure irdiſchen Wünſche und Begierden leiten und zügeln, jetzt handelt es ſich darum, Entſagung, Demuth und Standhaftigkeit von ihr zu lernen. Die Enthüllung des beſten Theils ihrer Vorſchriften und ihres Raths iſt noch übrig, denn die Glücklichen haben Furcht vor der Religion, die ſie verdammt oder beſchränkt. Und in dem Maße, daß ſie Furcht davor haben, fehlt ihnen auch das Verſtändniß derſelben. Die wahre Schule der Religion iſt das Unglück.

Aber auch euer Volk und euer Vaterland genauer kennen zu lernen bemüht euch, um euch enger daran anſchließen und mit mehr Ueberzeugung dafür leben zu können. Wiſſen wir fürs erſte nur, woher wir ſind und wie Schickſal und Zeit uns zu ſolchem gemacht haben, wie wir uns finden und ſehen. Die gegenwärtigen Uebel werden euch leichter erſcheinen, wenn das Studium der Vergangenheit euch mit den Bedingungen vertraut gemacht hat, denen das Leben der Völker unterworfen geweſen. Das Treiben des Tages wird euch minder widerwärtig und verworren erſcheinen, wenn ihr den Urſprung und die Verkettung deſſelben, die in frühe Zeiten hinaufreichen, kennt.

Nicht an jene ſtaubige Wiſſenſchaft verweiſe ich euch, an jenes dürre Fachwerk von Namen und Daten, welches oft Geſchichte genannt wird. Die Unwiſſenheit iſt beſſer als dies, ſie

nützt gerade eben so viel und ist nicht so aufgebläht — wohl aber an das wahrhafte, geistige, inhaltsvolle Wissen, welches das Herz kräftigt, das Geheimniß der Dinge, die uns umgeben, enthüllt und oft auch die Uebel zu heilen und zu wenden vermag, die über uns kommen. An dies, an den allgemeinen menschlichen Gehalt der Geschichte verweise ich euch.

Die Frauen haben in den Zeiten des Unglücks eine öffentliche Rolle zu spielen und es kommt ihnen dann eine Art Amt und Würde im Staate zu. Ihr Vaterland rechnet sie dann auch für das, was sie sind, und erstaunt über die ungewöhnliche Kraft und Gestalt, die es sie dann plötzlich ausüben sieht. Sie vermögen um so mehr, als man weniger gegen sie vermag. Gegenstände der Nacheiferung und Bewunderung sind sie in diesen Zeiten. Diese Zeiten sind die ihren. In andern haben sie wenig oder nichts zu thun, nichts als sich lieben zu lassen — etwas, das von selber kommt und ohne Mühe." —

So sprach der junge Mann und die Anwesenden hörten ihn mit Interesse an. Ihm folgte eine der anwesenden Damen, eine Baronin von K., welche sich durch verschiedene Werke, die sie anonym geschrieben, bereits in die literarische Welt gut eingeführt hatte. Ich will ihre ganze Rede nicht wiedergeben, die sich zudem meinem Gedächtnisse nicht genau genug eingeprägt hat, doch mögen hier einige Bruchstücke aus derselben ihren Platz finden. Es liegt viel Beherzigenswerthes für das weibliche Geschlecht darin.

„In der Jagd nach Ideen gleicht der Verstand der meisten Frauen den jungen oder schlecht dressirten Hunden, welche das Wild aufscheuchen, ohne es festzuhalten.

Wenn man in einem jener Tempel tritt, wo die gerade Linie mit dem Bogen in vollendetester Harmonie, die Festigkeit mit der Anmuth verbunden, so hat man das vollkommenste Bild des männlichen Gedankens und der weiblichen Anschauung, vereinigt und in einander verschlungen zu demselben neuem Leben, dessen Athem die Liebe ist.

Geistesüberlegenheit bei einer Frau ist eine noch zu seltene

Erſcheinung, als daß ſie nicht das Mißtrauen des großen Haufens erwecken ſollte. Sie iſt deshalb eine Macht, die ſich ſtets im Vertheidigungszuſtande erhalten muß, um ihre Autorität zu bewahren, aber dadurch auch die Kräfte, welche ſie zum Nutzen der Familie und der Geſellſchaft anwenden konnte, nach Außen hin zur Abwehr der Sünde zu verbrauchen gezwungen iſt. Wenn man die drei berühmten Frauen, welche die Blicke des modernen Frankreichs auf ſich gezogen haben, mit einander vergleicht, ſo bemerkt man durch alle Unterſchiede und Eigenthümlichkeiten hindurch, welche, wie ich glaube, den ſehr verſchiedenen Umgebungen, in dem ſie gelebt haben, zugeſchrieben werden müſſen, in ihrem Genius einen und denſelben, vielleicht aus der weiblichen Natur ſelbſt entſpringenden Fehler.

In ernſter Zurückgezogenheit mit dem Geiſte des Alterthums genährt, hat ſich bei Madame Roland vorzüglich die Stärke des Gemüths und die Feſtigkeit des Charakters entwickelt; mitten in der Geſellſchaft und von ihrer Bewegung ergriffen, bildete ſich bei Frau v. Staël beſonders die Lebhaftigkeit und Kritik aus; durch die Natur begeiſtert, erzeugte der Enthuſiasmus bei George Sand eine wahrhafte Beredſamkeit. Aber alle drei ſind über die richtige Grenze hinausgeſchritten und in deklamatoriſche Uebertreibung gerathen.

Denken iſt für eine große Menge Frauen mehr ein glückliches Ereigniß als ein dauernder Zuſtand. Sie machen in das Reich der Ideen eher glänzende und plötzliche Einfälle, als regelmäßige Eroberungszüge, die auf Gründung von Kolonien berechnet wären. Ihr eigenes Herz iſt das verrätheriſche Kapua, das ſie verführt und zurückhält, oft zwei Schritt von Rom.

Die großen Gedanken kamen aus dem Herzen, hat man geſagt. Dies iſt wahr, beſonders bei den Frauen. Durch die Leidenſchaft kamen ſie zum Verſtändniß der Ideen und zu einer oft wahrhaft beredten Reproduction derſelben. Aber wie die Leidenſchaft beweglich, voller Inconſequenzen und durch und durch unlogiſch iſt, ſo ſpringen auch die Ideen bei vielen Frauen in ſchroffer, unvermittelter Weiſe hervor und erſcheinen, da ſie

weder mit Maaß sich entwickeln, noch mit Ruhe ans Licht treten, gewissermaßen als ein strahlendes Wetterleuchten einer tiefbewegten Seele.

Ein großer Theil der Frauen springen ohne Uebergang von der Heuchelei zum Cynismus über. Wie wenige bleiben bei der Aufrichtigkeit stehen.

Ich habe von einigen Frauen die Behauptung aufstellen hören, daß die Leidenschaft nie stärker und glühender sei, als wenn sie sich auf einen verächtlichen Gegenstand richte. Der Gegensatz zwischen den beiden einander am meisten widersprechenden Gefühlen, der Liebe und der Verachtung, üben, versicherten sie — eine Art unheimlicher Bezauberung aus und versetzte die Seele in Entzückungen, die einzuflößen ein achtungswerther Mann außer Stande sei.

Die Männer unserer Tage haben gemeiniglich so kleine Seelen, daß, wenn sie zufällig eine jener heroischen Leidenschaften einflößen, deren das weibliche Herz fähig ist und deren Geheimniß es zu bewahren weiß, sie, statt sich dadurch zur eigenen Erhebung anreizen zu lassen, vielmehr dadurch in peinliche Verlegenheit gesetzt werden. Sie verstehen es denn gewöhnlich, jenes erhabene Gefühl in den Staub zu ziehen, um ihnen die Kraft zu nehmen, die ihnen unbequem und lästig ist.

Die Liebe — und ich meine hier die edelste Art derselben — geht oft durch zu wenig Stolz bei der Frau und zu wenig Zartgefühl beim Manne zu Grunde. Jene geht über das schöne Maaß der Hingebung hinaus und erregt zuletzt dadurch Langeweile, dieser überschreitet die sittliche Gränze der Forderungen und empört. Eine richtigere Selbstschätzung bei der Frau und etwas weniger rohes Gefühl seiner Ueberlegenheit beim Manne würde die Harmonie aufrecht erhalten und die Dauer eines Gefühls verlängern, das keineswegs so beweglicher und ephemerer Natur ist, als man es bei uns zu glauben vorgiebt. Ich will, daß eine große Seele sich der Liebe weihe, aber als Herrin derselben, nicht als deren Sklavin. Die Frauen dehnen nicht ihre Hingebung bis zum völligen Vergessen ihrer

ſelbſt aus, und wenn ſie dann ſich beklagen, vergeſſen zu werden, ſo vergeſſen ſie nur auch, daß ſie das Beiſpiel dazu gegeben haben.

Die Scythen blendeten ihre Sklaven, damit ſie keine Zerſtreuung beim Butterfaß hätten. So blenden auch Einige die Nachtigall, damit ſie beſſer ſinge. Iſt man nicht verſucht zu glauben, daß ein ähnlicher Gedanke bei der Erziehung obgewaltet, die man den Frauen giebt? Man ſcheint zu fürchten, daß, wenn ihre Intelligenz nicht blind iſt, ſie weniger gute Wirthſchafterinnen und weniger angenehme Schwätzerinnen ſeien.

Die Frau der Gegenwart iſt gezwungen, eine ganz ſchiefe Stellung im Leben einzunehmen; es iſt weder der ehrwürdige Heerd der römiſchen Matrone, noch die laute und fröhliche Behauſung einer Emancipirten des antiken Griechenlandes, ſondern ein Zwiſchending von beiden, das man die „Welt" nennt, d. h. die zweckloſe Vereinigung müßiger Seelen, die ſich aus Gewohnheit und Schlaffheit einer künſtlichen Konvenienz unterwerfen, deren widerſinnige Tendenz in der Verbindung frivoler Vergnügungen mit den Pflichten der Familie beruht. Daher das allmälige Verſchwinden der häuslichen Tugenden, daher das Ueberhandnehmen der Heuchelei in den geſellſchaftlichen Beziehungen. Von ſolchen Frauen darf man weder die Keuſchheit einer Lucrezia, noch die Seelenſtärke einer Kornelia, noch jene Geiſtesanmuth verlangen, durch die Aspaſia den Sokrates bei ihrem Gaſtmahl zu feſſeln verſtand. Ihre hohle Tugend und ihre täuſchenden Reize machen ſie gleicherweiſe unwürdig der Achtung eines Gemals, wie der Leidenſchaft eines Liebenden. Ihrer Jugend fehlt der weibliche Zartſinn und ihrem Alter die Würde. Sie leiden ſelbſt darunter, die Familie leidet darunter, ja die Nation ſogar. Aber die Gewohnheit iſt vorhanden, blind, unerbittlich und Alles beherrſchend.

Was die Frauen vorzugsweiſe auf Irrwege leitet, iſt die Sucht nach dem Chimäriſchen. Dies ſuchen ſie in der Religion, in der Liebe, in der Politik ſogar, wenn ſie ſich damit abgeben. Der Grund davon liegt in ihrer Verkehrtheit. So kennen ſie

das Weſen der phyſiſchen Welt eben ſo wenig, wie das der ſittlichen, und alle Dinge erhalten in ihren Augen myſteriöſes Element.

Die Frauen, welche in der Ehe unglücklich ſind, wünſchen deren Trennung, diejenigen, welche ihre Männer lieben, begehren deren Unauflösbarkeit; darin beſteht ihre ganze Logik. Es iſt eine nothwendige Folge der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und der Schwäche ihres Verſtandes, daß ſie alles auf das Individuum beziehen. Ich möchte ihnen in dieſer Rückſicht eine Bemerkung machen. Bei ihrer jetzigen untergeordneten Stellung, ihren beſchränkten Kenntniſſen und ihrem verweichlichten Charakter würde die Fähigkeit, den Gatten zu wechſeln, nur die Fähigkeit ſein, einen andern Herrn zu erhalten. Was würden ſie dabei gewinnen? — die Wandelbarkeit ihrer Launen zu genießen? das iſt nicht der Zweck des Lebens. Das Ziel jedes freien Weſens beruht vielmehr darin, ſeine Natur bis zu ihrer höchſten Würde und Vollendung zu entwickeln. Damit aber die Frauen dies Ziel erreichen, müſſen ſie vorher eine andere Scheidung in ſich ſelbſt vornehmen, eine Scheidung, an die ſie am allerwenigſten zu denken pflegen; eine Scheidung von ihrer Unwiſſenheit, von ihrer Frivolität, von ihren kindiſchen Leidenſchaften. Durch eine ſolche Scheidung, die auszuſprechen ſie jeden Augenblick im Stande ſind, werden ſie in den Beſitz einer ſittlichen Freiheit treten, die zuerſt die häusliche und bürgerliche Freiheit erſetzen, ſpäter ſie nothwendig machen wird. Ohne dieſe innere Scheidung würde die andere ohne Früchte bleiben.

Es mißfällt mir, daß die Frauen ſo viel und oft Thränen vergießen. Sie ſeien Opfer, behaupten ſie; aber weſſen Opfer? — ihrer Unwiſſenheit, die ſie blind macht, ihrer Frivolität, die ſie alle Demüthigungen für einen Putz ertragen läßt, ihres Kleinigkeitsgeiſtes beſonders, die ihre Thätigkeit auf galante Intriguen oder häuslichen Zwiſt beſchränkt. Weinet weniger, meine theuren Zeitgenoſſen! Die Tugend nährt ſich nicht von Thränen. Werfet ab die Geberde, die Stellung und den Ton der Flehenden. Richtet euch empor und ſchreitet vorwärts mit

festem Schritt der Wahrheit entgegen. Wagt ihr einmal ins Angesicht zu sehen, und ihr werdet euch eurer Seufzer und Klagen schamen. Ihr werdet dann einsehen, daß die Natur von eurer unsichtbaren Opferung nichts wissen will, sondern daß sie alle ihre Kinder zu einer freien Lebens-Entwickelung geleitet. Des Schmerzes bedient sie sich nur als eine Geißel, die uns zum Fortschritt antreibt. Eure schlaffe Melancholie, eure eitlen Seufzer und kleinlichen Schmerzen streben ihren thatkräftigen Absichten gerade entgegen. Noch einmal trocknet eure Thränen, nehmt Theil an der etwas bittern und verwickelten Arbeit unseres Jahrhunderts; die in der Umbildung begriffene Gesellschaft bedarf eurer Hülfe. Handelt, arbeitet, seid thätig, und bald wird die Zeit euch fehlen, um eure eingebildeten Uebel zu beklagen und gegen die vorgebliche Ungerechtigkeit des Schicksals zu zürnen, die nichts anderes ist, als die gerechte Strafe eurer freiwilligen Unwissenheit und Schlaffheit."

Am Schlusse dieser merkwürdigen Soirée fand eine sehr geistreiche Besprechung über die alten Jungfern statt. Dieses Thema's hatte sich eine Dame, Madame B. bemächtigt, und ich will es versuchen, ihre Bemerkungen möglichst treu wieder zu geben.

„Von allen menschlichen Zuständen ist keiner so sehr dem spöttischen Mitleiden der Welt ausgesetzt, als der einer alten Jungfer. Ist sie noch hübsch, so hört die Verläumdung nicht auf, sich mit ihr zu beschäftigen; ist sie häßlich, so findet man es ganz einfach, daß Niemand sie gewollt hat; ist ihre Unterredung lebhaft, so erscheint sie zu leicht; ist sie ernst, so findet man sie pedantisch; giebt sie sich einige Mühe liebenswürdig zu erscheinen, so wird sie von der Wuth zu heirathen gequalt; läßt sie sich es hingegen nicht angelegen sein, so ist ihre Gesellschaft langweilig; man flieht sie; kurz, sie ist ein beständiger Gegenstand des Spottes und des Witzes.

Wollt ihr diesem grausamen Geschick, zu dem so viele Mädchen ohne Mitgift verurtheilt sind, entgehen, Ihr, die Ihr durch Eure Armuth der Gleichgültigkeit der Männer ausgesetzt seid?

Macht Euch lächerlich. Wenn Ihr das Alter der Hoffnung überschritten habt, so richtet Euch förmlich in Eurer verzweifelten Lage ein; nehmt das Wesen einer Frau an: geht allein aus, kommt spät zu Hause, redet, was Euch durch den Kopf fährt, ohne Rücksicht auf einige gewagte Worte, die Euch entschlüpfen kann. Sind dieselben ein wenig zu kühn, desto besser, man liebt Alles, was zum Lachen reizt, und dann zerstört auch diese naive Heiterkeit den unerträglichen Zwang, dem die oft mehr als zweifelhafte Unwissenheit den alten Jungfern auferlegt.

Um über Eure Verzichtleistung auf alle Heirathe-Gedanken keinen Zweifel übrig zu lassen, setzt nur einmal jene Hüte mit rothen Federn auf, deren Glanz dem Auge wehe thut; nehmet keinen Anstand, dazu ein rosa Kleid und eine lila Schürze zu tragen. Ihr werdet diesem burlesken Putze die Aufmerksamkeit der Männer und die Nachsicht der Frauen verdanken; überzeugt, sich mit jenen über euch lustig machen zu können, werden sie ihnen erlauben, mit Euch zu plaudern, und Ihr werdet weniger verlassen sein. Wer weiß sogar, ob unter der Zahl derer, denen Ihr hundert Mal wiederholt habt, daß die Ehe Euch Widerwillen, und der bloße Gedanke, Kinder zu haben, Euch Abscheu erregt, wer weiß, sage ich, ob sich nicht einer unter Euren Spöttern findet, der Euch aus Eigensinn widerspricht und Eure Antipathie wider die Ehe besiegen möchte.

Es giebt eine andere Art von alter Jungfer, die durch Illusion dem Unglück entgeht. Sie ist die lächerlichste und also auch die glücklichste. Sie ist 35 Jahr alt, hat ihre Mutter niemals verlassen und auf keine ihrer jugendlichen Gewohnheiten Verzicht geleistet; sie schlägt die Augen immer nieder, antwortet nur, wenn man sie fragt; bei Erzählung der unbedeutendsten Liebesgeschichte steigt ihr das Blut ins Gesicht; wenn ihre Mutter die Anzeige von der Entbindung einer Freundin erhält, so geräth sie in Verlegenheit, erröthet, und würde lieber sterben, als sich nach dem Befinden des Kindes erkundigen. Geht ihre Mutter in Gesellschaft, so verläßt sie dieselbe nicht und setzt sich bei Tische neben sie, aus Furcht, daß sie das kleinste Wort er-

lauſchen könnte, das ihre Mutter nicht hörte; fordert man ſie zum Tanze auf, ſo nimmt ſie es erſt an, nachdem ſie um Erlaubniß gebeten hat; über den Boden hinhüpfend, ohne die Augen aufzuſchlagen, behält ſie ihre verſchämte Haltung ſelbſt in der Anordnung des Galopps bei; wenn dann der tanzende Neuling, der ſie aus Mangel an einer andern aufgefordert hatte, ſie nach ihrem Platz zurückführt, ſo zeigt ſie die rührendſte Verlegenheit, indem ſie an dem Arm eines jungen Mannes durch den Saal ſchreitet.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit man ihr zum erſten Mal ſagte, daß ſie hübſch ſei; ſie glaubt, es ſei geſtern geweſen, ſo wenig bezeichnet die Einförmigkeit ihres Lebens den Verlauf der Tage. Es ſind noch immer dieſelben Beſchäftigungen, ſie hat alle ihre Lehrer beibehalten. Des Morgens nimmt ſie ihren Unterricht im Singen, Zeichnen, Italieniſchen, Engliſchen, wie zu der Zeit, als ſie aus der Penſion kam. Vor Tiſche zieht ſie ihr weißes Kleidchen an und bindet ein kleines Atlas-Schürzchen vor; wenn des Abends Geſellſchaft da iſt, ſingt ſie ein oder zwei Romanzen und zittert dabei wie eine Penſionairin; dann zeigt man ihre Zeichnungen denen, die im Hauſe noch fremd ſind; denn man begreift, daß die Freunde, welche dieſelben ſeit zwanzig Jahren bewundern, genügend damit bekannt ſind. Sie empfängt die Lobſprüche mit einer beſcheidenen Verlegenheit, welche ſich bei jedem Ausruf des neu Vorgeſtellten vermehrt; denn an ihn knüpft ſich jetzt die Idee der Zukunft und die züchtigen Wallungen, welche ſie ſeit ſo langer Zeit von einem jungen Mann auf den andern überträgt. Die Ereigniſſe haben ihre Erwartungen ſchon hundert Mal getäuſcht, ihr Herz iſt aber nicht entmuthigt; ſo ſich dem Reiz einer immer neu erwachenden Illuſion hingebend, erreicht ſie das Alter, ohne das Cölibat gefühlt zu haben.

Die alte Jungfer der Provinz, weniger intereſſant als jene, hat Freuden, welche den Eheloſen in großen Städten unbekannt ſind. Ihre Herrſchaft iſt nur mit der einer Aebtiſſin zu vergleichen. In das Haus des älteſten ihrer Brüder, der als

Oberhaupt der Familie figurirt, aufgenommen, beginnt sie damit, sich in der Wirthschaft nützlich zu machen. Aber ihr Ehrgeiz bleibt dabei nicht stehen; sie sinnt auf eine grenzenlose Herrschaft über die Dienstboten des Hauses und benutzt den ersten Augenblick, wo ihre Schwägerin die Erklärungen eines jungen Reisenden anhört, um sich der Schlüssel zur Wäsche und der Speisekammer zu bemächtigen. In Besitz dieses Schatzes regiert sie als Königin. Kein Stückchen Zucker, kein Handtuch wird ohne ihren Befehl herausgegeben; sie schilt die Kinder aus, entläßt die Dienstboten, ladet die Nachbaren ein oder entzweit sie mit ihrem Bruder. Mißfallen ihr die Leute, welche er ins Haus bringt, so setzt sie ihnen abscheuliches Essen vor; befindet sich unter denen, die ihrem Bruder empfohlen sind, ein Mann, auf den sie einige Hoffnung setzen könnte, so fehlt es an nichts, das Dessert ist vollständig und die Teller sind mit Devisenbonbons angefüllt, welche im Nothfall zu Erklärungen dienen können. Die Heiterkeit eines guten Mahles fängt nach und nach an, sich der Gäste zu bemächtigen, die alte Jungfer hört ihr Eingemachtes und Gebackenes loben, sie nimmt einen bescheidenen Blick an, um die Komplimente desjenigen zu erwidern, für den sie schmachtet; aber welch grausamer Klang trifft ihr Ohr: Deine Frau macht sie nicht besser! sagt ein Freund zu dem Fremden.

Seine Frau! O abscheuliche Entdeckung! Er ist verheirathet! denkt sie in Wuth; nun, so mag er bei seiner Frau Kaffee trinken, hier soll er keinen erhalten! — Wirklich ist das Wasser nicht heiß genug, die Maschine nicht in Ordnung, der Kaffee nicht zu trinken. Vergebens beklagt sich der Herr des Hauses darüber, man hört nicht auf ihn, nur der Mlle. Dorothea wird geantwortet. Sie verbietet, die Lampen beim Billard anzuzünden, die Spieltische zurecht zu setzen, weil sie die Gäste nicht unterhalten, sondern forttreiben will, und Jeder gehorcht der Despotin.

Man bat die Dame, zum Spaß auch ein kleines Bild von den Hagestolzen zu entwerfen, und sie that es mit folgenden Worten:

Diese Gattung ist meistens mager, oft dürr, aber leicht und gewandt; sie macht sich gewöhnlich durch einzelne dünne Haare bemerklich, die vom Nacken her sorgfältig nach dem Scheitel hinauf gekämmt sind, oder durch einen beliebig gefärbten Haarwuchs. Die Perrücke wird nur bei invaliden Hagestolzen zugelassen, es ist schon das Zeichen der aufgegebenen Hoffnungen. Es entsteht in solchem Falle immer die Schwierigkeit, soll man sich zu einem Stelldichein mit oder ohne Perrücke begeben, und kann man sich der tollen Laune eines jungen Mädchens hingeben, ohne Gefahr zu laufen, plötzlich eines so unentbehrlichen Schmuckes beraubt zu werden? Die Touren, welche nach einem neuen Erfindungspatente befestigt werden, bieten weniger Gefahr dar, und man sieht täglich fünfzigjährige Junggesellen sich dabei ganz vortrefflich befinden.

Die gut konservirten alten Hagestolzen sind sehr bequem zu gebrauchen; sie dienen dazu, die Ehemänner durch ihre unverdächtige Gegenwart zu beruhigen und sind oft noch die Hoffnung der Mütter. Schiedsrichter bei den Vergnügungen der Damen, sind sie es oft, die die Listen der Tänzerinnen zu den schönsten Bällen anfertigen, die Logen im Theater miethen, die Landparthieen arrangiren und die niedlichen Amazonen zu Pferde begleiten. Sie sind die Orakel der Emporkömmlinge und lehren sie, ihr Geld auszugeben. Man zieht sie über alte Gebräuche und neue Moden zu Rathe, sie leiten die Neuvermählten bei ihrem Eintritt in die Welt und es gelingt ihnen oft durch ewiges Widerholen der Bemerkung, daß die jungen Schmetterlinge nicht schweigen können, der Vertraute derer zu werden, welche ein unangenehmer oder flatterhafter Gatte den Gefahren der Langeweile und der Einsamkeit überläßt.

Man lacht über ihr jugendliches Benehmen, über die Falten, über ihre verliebten Blicke und über ihre klassischen Komplimente. Da sie aber heutzutage keine Nebenbuhler in der Kunst haben, sich mit Frauen zu beschäftigen, da sie dieselben nicht einem Austernfrühstück oder einer Whistparthie oder dem Lesen von zwanzig Journalen oder einer politischen Diskussion

aufopfern, ſo genießen ſie alle Vortheile, welche mit einer beſtändigen Anweſenheit verknüpft ſind.

Es giebt keine wohlerzogene Frau, die nicht ihren veralteten Galan den zweideutigen Redensarten und den rohen Manieren der meiſten unſerer jetzigen Elegants, ihre beſtändige Aufmerkſamkeit der demüthigenden Nachläſſigkeit eines Gatten und ihre Erkenntlichkeit für die geringſte Gunſt der Undankbarkeit eines politiſchen Spielers, der ganz mit dem Böſen-Thermometer beſchäftigt iſt, vorzöge.

Während alle anderen Gattungen ſich in den entgegengeſetzten Richtungen bewegen, um zum Glück oder zur Macht zu gelangen, bleiben die alten Hageſtolzen ihrem früheren Kultus getreu und denken nur an das Vergnügen. Philoſophen, ohne es zu wiſſen, laſſen ſie den Intriguant ſich abquälen, der von Miniſterium zu Miniſterium fliegt, um die Abſetzung zu erlangen, die ihm eine Stelle verſchaffen ſoll; den Ehrgeizigen, welchem falſche Verſprechungen und wahrhafte Demüthigungen das Gewerbe eines Kandidaten nicht verleiden; den geizigen Spekulanten, den der Ocean der Geſchäfte unaufhörlich zwiſchen den Ufern von P[illegible] und dem unſeligen Geſtade von Botany-Bai hin und herſchleudert. Er wirft auf alle dieſe Verdammten der Erde einen Blick des Mitleidens und fliegt mit Hülfe ſeines Tilburys von dem Boulogner Gehölz nach der Oper, von der Oper nach dem Ball; dort ruht er ſich aus.

Neben der niedlichſten Tänzerin placirt, verplaudert er mit ihr die Zeit, welche die Tanztouren ihr übrig laſſen, denn da die gebieteriſche Mode den jungen Leuten die Vergnügungen ihres Alters verbietet, ſo ſind es nur Schüler aller Gattungen, welche zu tanzen wagen, und die Unterhaltung der Schüler iſt doch wenigſtens ſchüchtern. Welch ein Vortheil für den alten Junggeſellen, der ſeit langer Zeit weiß, was dem Ohre einer Frau angenehm klingt. Man ſpricht nur mit ihm. — In ſeiner beſtändigen Frivolität hat er ſich allerlei Künſte angeeignet; er weiß zur rechten Zeit zu loben und mit Feinheit zu ſchmeicheln, durch Lobſprüche weiß er einen Nebenbuhler aus dem

Sattel zu heben; bald ist er ein „guter Junge", ein „durchaus rechtlicher Mann" oder „ein sehr geschickter Spitzbube, der seinen Sohn versteht". Von einem Andern sagt er: „Es ist ein liebenswürdiger Wildfang, der nichts zu verheimlichen weiß", kurz, er weiß immer einige der Eigenschaften herauszustreichen, die die Liebe tödten oder ihr Erwachen verhindern.

Durch diese kleinen Mittel siegen sie oft über die Standhaftigsten. Die junge Frau läßt sich um so leichter überlisten, je weniger gefährlich ihr der Köder erscheint, die Kokette giebt nach, um sich die Stimme eines der Veteranen der Mode zu sichern, die noch jetzt über den galanten Ruf entscheiden, und die übertriebenste Sittsamkeit kann nicht widerstehen; denn wo giebt es einen sicherern Zufluchtsort gegen die Bosheit der Nächsten, als die Liebe eines fashionablen Greises?

Es waren einige Hagestolze in unserer Gesellschaft und sie waren es, welche über diese Schilderung am meisten lachten. Es war schon sehr spät, als wir uns Alle sehr erbaut und froh gestimmt trennten.

Drittes Kapitel.

Juan.

Beim Flusse. — Ein trauriges Wiedersehen. — Juan's Ende. — Mein Empfang in Madrid. — Abreise nach Deutschland.

Ich verließ Paris, wie ich es zuerst gesehen, in Regen, Nebel und Sturmwirbel gehüllt. Mit schwerem Herzen reiste ich ab, denn ich ließ eine Menge Freunde zurück und viele schöne Tage, viel Freuden, die ich genossen, lagen hinter mir.

Ich will die Dinge, die ich auf meiner Rückreise nach Madrid gesehen, nicht beschreiben, denn etwas Besonders ist mir nicht begegnet, und die Städte, die ich gesehen, haben schon hunderte vor mir besprochen.

Ich werde also unverzüglich meinen Weg nach Deutschland verfolgen, nur wenige Dinge muß ich noch erwähnen.

In der Nähe von Madrid, auf derselben Stelle, wo ich vor einigen Jahren mein heißes Blut abgekühlt und meine Glieder in den erquickenden Wellen eines kleinen Flusses gebadet hatte, dort, wo ich mit der Alten zusammentraf, welche sich zur Herrin meines Lebens, meines Körpers, meines Geistes, meiner Zukunft machen wollte, da traf ich mit einem Jüngling zusammen, der mein Herz erbeben machte und mich mit unendlicher Trauer erfüllte.

Ja, ihr silbernen Wogen, welche ihr damals so zärtlich meinen Körper umschmiegtet, in denen ich so ruhig, so tändelnd und lebenslustig herumplätscherte, ihr waret zu einem Blutstrome geworden.

Es hatte sich nämlich in der Nähe von Madrid unter der Anführung eines kühnen, verwegenen jungen Menschen, der kaum mehr als ein Knabe war, eine Räuberbande gebildet, die so keck und tollkühn wurde, daß sie ihre Streifereien bis unter die Mauern von Madrid auszudehnen wagte.

Diese Bande war bereits bis zur Stärke eines ansehnlichen Corps herangewachsen, welches sogar den Soldaten der Regierung Widerstand leistete.

Endlich beschloß man Alles daran zu setzen, diese Bande zu vernichten und sandte eine bedeutende Anzahl Truppen unter dem Commando eines der entschlossensten Offiziere aus, die Bande verließ auf die Kunde hiervon trotzig ihren Versteck und marschirte den gegen sie ausgesendeten Soldaten entgegen.

Gerade bei dem Flusse entbrannte der Kampf auf's Heftigste und schloß damit, daß die Räuber in die Wellen hineingetrieben wurden, wo sie entweder ertranken oder erschossen wurden.

Nur ein junger Mensch, der Anführer der Bande, wehrte sich wie ein Verzweifelter gegen die Soldaten, die sich bestrebten, ihn lebendig zu fangen. Fast halbtodt schon erlag er.

Wir kamen gerade an Ort und Stelle an, als sich diese Katastrophe ereignete. Eine sonderbare Beklemmung ergriff mich, als ich die blutenden Soldaten und Räuber sah. Man machte unserm Wagen Platz, der mitten durch den Menschenknäuel fuhr. An passender Stelle hielten wir, und mein Begleiter, der Graf von O.. stieg aus, um sich nach dem Vorgefallenen zu erkundigen.

Er war kaum fünf Minuten fort, als ein entsetzliches Geschrei von der Stelle her drang, wo die Soldaten standen. Ich sah einen jungen Menschen auf meinen Wagen zueilen, und Niemand verfolgte ihn. Es war ohne Zweifel der Anführer der Räuber, welcher durch irgend eine entsetzliche That sich befreit hatte. Bald darnach, da er meinen Wagen ganz nahe war, kamen die Soldaten hinter ihn her. Der Unglückliche lief gerade auf meinen Wagen zu und stürzte sich hinein.

Was wollen Sie hier? rief ich entsetzt.

Sterben, versetzte der Mensch mit einer Stimme, die mich erheben machte. Wenn Sie Mitleid haben, fügte er hinzu, so beten Sie für mich.

Ich warf einen Blick des höchsten Entsetzens auf den jungen Menschen, der in der That dem Tode nahe zu sein schien, Himmel, ich glaubte bekannte Züge vor mir zu sehen, und unwillkührlich rief ich den Namen Juan aus.

Juan? rief er, wie, Sie kennen mich?

Und indem er zu mir aufblickte, wollte er sich zu meinen Füßen werfen. Er erkannte mich. Auf seinen Lippen schwebte mein Name, aber in diesem Augenblick wurde er rücklings von zwei Soldaten aus dem Wagen gerissen. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter. Seine Hände bluteten entsetzlich, aber meine Gegenwart schien ihm übernatürliche Kräfte zu geben.

Noch einmal gelang es ihm, sich frei zu machen, einen unbeschreiblichen Blick warf er mir zu, dann that er ein paar Sätze — er stürzte in den Fluß, ich glaubte aus den Wellen heraus den Namen Pepita zu hören, und er war verschwunden.

Dies war das Ende meines stolzen Jugendgespielen. So seltsam hatte uns das Geschick diesen Moment des Wiedersehens aufgespart. Noch Monden lang konnte ich nicht, ohne Schauder an diese bittersten Augenblicke meines Lebens zurückdenken.

Es ist wahr, ich hatte ihn längst vergessen im Wirbel der Zeit und des Lebens, aber was würde er vielleicht geworden sein, wäre es mir vergönnt gewesen, seiner Jugend Leiterin zu sein. Er war dazu geschaffen, zu befehlen, und unter andern Umständen, wäre er sicher eben so mit Ruhm bedeckt gestorben, wie er jetzt unter dem schweren Gewichte der Schande zu Grunde ging.

Noch an seinem Leichnam, den man eine halbe Stunde später aufsischte, wurde eine Execution, wie sie nur die traurigste Barbarei eingeben konnte, vollzogen.

Noch am selben Tage dieses trübseligen Ereignisses erreichte ich, natürlich sehr verstimmt, Madrid. Meine Freunde waren

nicht wenig befremdet, mich so verstimmt zu sehen, und ich theilte ihnen die Ursache mit. Der Vorfall hatte mich so angegriffen, daß ich ganz deprimirt war, und einen Widerwillen gegen alle Zerstreuungen hatte. Ich war nun fest entschlossen, nicht länger in Madrid zu bleiben und von Neuem mein unstätes Leben zu beginnen.

Deutschland sollte mein Ziel sein, und trotz aller Bitten meiner Freunde, begann ich mich von Neuem zur Reise zu rüsten, nur vier Wochen blieb ich in Madrid, während welcher Zeit ich einige Mal tanzte und auf die gewöhnliche Weise mit Beifall überschüttet wurde.

So sagte ich denn abermals meinem Vaterlande für eine geraume Zeit Lebewohl, um mein Heil bei jenem gastlichen Volke zu versuchen, welches so bereitwillig fremde Verdienste anerkennt.

Die schönste Zeit meines Lebens rückte heran.

Viertes Kapitel.

Ein neuer Jean Paul.

Unter den Linden. — Ein verrückter Literat. — Jacob Vergißmeinnicht. — Held und Heldin. — Der wahnsinnige Dichter, eine spanische Geschichte.

Niemals in meinem Leben werde ich den Eindruck vergessen, welchen die preußische Residenzstadt im ersten Augenblick auf mich machte.

Ein frischer Geist wehete mich an, als ich durch die breiten, lebhaften Straßen fuhr.

Im Anfange glaubte ich, in Berlin hätten nur Paläste Platz, aber bald wurde ich belehrt, daß diese Paläste nichts anderes als kleine Städte waren, in welchen selten unter funfzig Personen wohnen.

Berlin ist eine Stadt der neuen Zeit, der neuen Welt oder eine neue Stadt in der alten Welt, eine Stadt, die keine Vergangenheit, aber desto mehr Zukunft hat.

Sie ist die Stadt Friedrichs des Großen; ganz gewiß, jeder Berliner hat, so scheint es, etwas von der Größe dieses größten Berliners geerbt, und aus jedem Stein leuchtet die Größe dieses großen Mannes hervor, gleichsam als wollte er sagen:

Nur immer frisch vorwärts.

Man kann sich keinen imposanteren Anblick denken, als das Monument dieses Helden.

Es liegt eine solche Fülle von Originalität auf diesem ehernen Bilde. —

Es kam mir gerade vor, als wäre die alte und neue Zeit im Kampfe gegen einander losgestürmt und sie hätten sich dann mit einander vertragen und sich dahin verständigt, einen großen Mann zu zeugen, der von Vergangenheit und Zukunft das beste an sich tragen sollte, und dieser Mann war Friedrich der Große.

Schon am ersten Abende meiner Ankunft in diese schöne Stadt begegnete mir ein Abentheuer.

Da es nämlich ein sehr freundlicher Abend war, verließ ich mein Hôtel, und zwar ohne alle Begleitung, um die schönste Straße Europa's, die Straße „Unter den Linden" zu sehen.

Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ein Mann von mittleren Jahren, sehr seltsam aussehend, an mich heran trat und mir ohne Weiteres seine Begleitung anbot.

Ich sah den Menschen befremdet an, aber seine Augen sahen so treuherzig und ehrlich aus, daß ich augenblicklich besänftigt wurde. Demungeachtet kam er mir aber sehr sonderbar vor; der Hut saß ihm tief in den Nacken, sein Aeußeres charakterisirte ihn als einen — wie die Berliner sagen — übergeschnappten Gelehrten.

Aus seinem ganzen Wesen schien mir auch hervorzugehen, daß er mit irgend einem mächtigen Gegenstande, der ihn ganz erfüllte, beschäftigt sein müsse.

Ich nahm also seine Begleitung an, und fragte ihn lächelnd: Mit wem habe ich denn die Ehre, mein Herr?

Ich bin Jean Paul, versetzte er stolz und wurde noch einmal so groß.

Ich war damals noch nicht so glücklich, diesen tiefen deutschen Roman-Philosophen zu kennen und versetzte daher vielleicht etwas naiv:

Damit bin ich noch nicht klüger als zuvor. Was sind Sie denn, wenn Sie Jean Paul sind?

Er sah mich mit seinen großen Augen seltsam an und versetzte dann:

Du mißrathene Tochter meines Volks kennst Deinen größten Mann nicht?

Mein Herr, versetzte ich ihm auf französisch, ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Deutsche, sondern eine Spanierin bin.

Wie, Spanien, rief er, das Vaterland des Don Quixote und des Cervantes, Dir sollte Jean Paul unbekannt sein? Komm, ich suche einen Helden für meinen neuesten Roman und eine Jungfrau für den Helden und einen Sohn für die Jungfrau, und wo möglich auch einen Vater für den Sohn. Komm, Du sollst die Jungfrau sein. Ich will Dich verewigen, unsterblich machen, Dein Name soll glänzen neben den Namen der hochherzigen Jeanne d'Arc.

Er sprach diese tollen Worte so laut, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zog. Ich war glücklicher Weise noch ganz unbekannt in Berlin und konnte es also wagen, diesem Aufsehen, das mein Begleiter machte, Trotz zu bieten. Der arme Teufel that mir leid; er sprach prächtig französisch, und vielleicht, sagte ich mir, schreibt er auch ein ganz gutes Buch, trotz seiner Verrücktheit, die vielleicht nur momentan war.

Hielt man doch auch Cervantes eine Zeit lang für verrückt,

wenigſtens iſt die Geſchichte, die ihn als ſolchen darſtellt, ſehr artig, ich werde ſie am Schluſſe des Kapitels mittheilen.

Jetzt bat ich den armen Poeten mir ein Bruchſtück aus dem Buche, mit welchem er beſchäftigt und in dem ich meine Verewigung finden ſollte, gefälligſt mitzutheilen. Vielleicht, ſetzte ich hinzu, gefiele mir ſein Denkmal, ſeine Verewigung nicht, dann würde ich ſo frei ſein, mir ſolche zu verbitten und die Sorge für meine irdiſche Unſterblichkeit allein übernehmen.

Profane Tochter Hiſpaniens, verſetzte er mit verächtlichem Blicke, ich ſehe wohl ein, daß Du ein Weib biſt, wie alle Weiber.

Und wie glauben Sie, ſind alle Weiber? fragte ich.

Halb Taube und halb Schlange, verſetzte er, und trat mir dabei heftig auf den Fuß, daß ich hätte laut aufſchreien mögen.

Nun, da haben Sie eigentlich Recht. Aus dieſer Miſchung läßt ſich aber eine ganz ſuperbe Heldin für Ihr neueſtes Buch machen. Alſo wie iſt der Titel?

Jacob Vergißmeinnicht.

Ein hübſcher Titel. Wer war denn dieſer Jacob Vergißmeinnicht? —

O, eine Seele. Siebenzig Jahre iſt er alt, ohne je im Leben ein einzig mal gelacht zu haben. Hundert Jahre wird er alt ſein, ohne jemals ein einzig mal geweint zu haben.

Alſo Ihr Held kann weder weinen noch lachen — worin beſteht denn, wenn ich fragen darf, ſeine Stärke?

Thörichte Frage. Mein Held zeichnet ſich nicht durch ſeine Stärke aus.

Er iſt alſo ſehr ſchwach, lächerlich vielleicht im höchſten Grade?

Auch das nicht, aber er iſt ein Mann der Mitte, er beſitzt ein kühles, eiſiges, mehr affirmatives als negatives Temperament; er ſpricht nicht viel, er thut nicht viel, er ſchläft nicht viel, er ißt nicht viel, er ſorgt nicht viel, er denkt nicht viel, — das iſt für ihn der Tod, der Ruin, das Grab.

Nun wurde mir die Verrücktheit des Menſchen doch ein we-

nig zu arg, zumal da er mich in ſeiner Extaſe immer mehr an die Häuſer herandrängte, ſo daß ich faſt eine der großen Spiegelſcheiben zerbrochen hätte, mit denen hier die Läden ſo ſplendide ausgeſtattet ſind. Ein vorüberfahrender Herr, mit dem ich eine kleine Strecke nach Berlin gereiſt bin, erkannte mich zum Glück, ſprach mich an, ich gab ihm meinen Arm und ſo war ich befreit.

Freilich wird es auch um meine Unſterblichkeit geſchehen ſein. — Doch ich hatte die Geſchichte von Cervantes verſprochen; hier iſt ſie:

An einem Herbſtnachmittage des Jahres 1603, in der Zeit, als Philipp III. ab und zu in Valladolid thronte, erſtiegen eine Frau und zwei Männer das Hauptgeſchoß eines neu erbauten, dem Schlachthauſe daſelbſt gegenüber gelegenen Hauſes. Alle drei waren geſetzten Alters, gingen ganz vertraulich neben einander her und ſchienen dem Anſcheine nach ein ernſtes Geſpräch. Der eine Mann trug einen engen, faltenloſen, langen ſchwarzen Rock und einen großen Mantel von grobem Zeuge; der andere, mit einem weiten Mantel, einer Mütze und mit Handſchuhen bekleidet, hielt in der rechten Hand einen Stock mit gekrümmtem Knopfe und am Zeigefinger der linken glänzte ein dicker Siegelring; die Frau trug eine tief ins Geſicht fallende weiße Haube und einen Rock von braunem Wollenzeuge. Dieſer Beſchreibung nach waren die drei ein Geiſtlicher, ein Arzt und eine Beata (Betſchweſter).

— Wer uns von der Kirche des heiligen Ildefonſe hat hierher gehen ſehen, ſagte der Geiſtliche lächelnd, als er den Fuß auf die erſte Stufe ſetzte, der wird ſicher glauben, unſer Beſuch gelte einem gefährlich Erkrankten. — Meinen Sie, Hochwürden denn, erwiderte die Beata, daß die Krankheit meines Stiefbruders nicht gefährlich ſei? — Bisher, nahm jetzt der Mediziner das Wort, haben Sie, verehrte Schweſter, uns nur Unbedeutendes mitgetheilt, woraus ſich noch gar nichts ſchließen läßt. — Hoffentlich, fuhr der Pfarrer dann fort, wird die Schweſter Magdalena die Sache jetzt klarer und mit mehr Ruhe aus

einander setzen, denn bisher brachte sie nur Wehklagen vor. — Eben darum bat ich Sie, meine Herren, sich gütigst hierher zu verfügen; ich wollte Ihnen das Sachverhältniß aus einander setzen, und da gerade meine Schwester, Schwägerin und die beiden Nichten ausgegangen sind, so bietet sich mir hierzu die beste Gelegenheit dar. — Während dessen standen unsere Drei vor der Eingangsthür zu der Wohnung. Die Beate klopfte an, und von innen her erfolgte alsbald die gebräuchliche Anfrage: „Wer ist da?" „Oeffne Maria," antwortete Magdalena. Die Magd schloß eiligst auf, und nachdem die Beata ihr ein Zeichen gegeben hatte, womit man Jemanden Stillschweigen auferlegt, fragte sie das Mädchen leise, ob der Herr noch in seinem Zimmer sei? „Er ist noch dort," antwortete Maria, und noch so in sich gekehrt wie immer." „Euer Gnaden wollen mir gefälligst in den Saal folgen," sagte auf diesen Bescheid hin die Beata zu ihren Begleitern, und vorangehend sie die Beiden in ein zwar großes und reinliches, aber ärmlich bekleidetes Gemach. Der Magd ertheilte sie dann den Befehl, den beiden Herren Chokolade zu reichen, und kaum sahen sich die drei wieder allein, so entspann sich folgendes Gespräch:

Der Geistliche (sehr leise) nun Schwester Magdalena, welchen Beweis haben Sie, um uns von dem Kranksein Ihres Bruders zu überzeugen?

Magdalena. Ich möchte mein Seelenheil verwetten, Herr Pfarrer, daß ich nicht irre. Denn meine Herren ... (gleichzeitig erschallt aus einem Nebenzimmer ein lautes Gelächter). Hören Ew. Gnaden? Dieses Gelächter ist es, das mich zum Weinen bringt. Seitdem mein Bruder von Sevilla, wo er im Kerker saß, hierher gekommen ist, hat er die Sucht, sich in jenes Zimmer einzuschließen und von Zeit zu Zeit ein so furchtbares Gelächter auszustoßen, das mich erschüttert. Reden wir ihn an, so ist er immer zerstreut und antwortet verkehrt. Ich glaube, daß das Gefühl, eingesperrt gewesen und ungerechterweise der Veruntreuung königlicher Gelder angeklagt zu sein, so wie der Kummer wegen der hülflosen Lage seiner Familie, die

während seiner Einkerkerung darbte, ihm den Verstand zerrüttet haben.

Der Doctor. Unmöglich ist dies nicht, ein ehrgeiziger funfzigjähriger Mann...

Magdalena. Ich habe noch einen andern Beweis, und diesen wird der Herr Pfarrer gewiß beistimmen. Meine Mutter, Donna Eleonora de Cortinos, seligen Angedenkens, hat mir oft gesagt, beunruhigt wegen der Ausgelassenheit meines Bruders, daß die Tollheiten ihres Sohnes vereinst den Leuten vielen Stoff zur Unterhaltung geben würden. Die Verheyrathungen der Eltern...

Der Pfarrer (die Chokolade schlürfend, welche die Magd während dessen gebracht hat). Das steht fest, die Ahnungen der Eltern sind Eingebungen des Himmels. (Für sich.) Die Chokolade ist abscheulich.

Der Doktor (die Tasse Chokolade mit einem Zuge ausleerend). Das Geblätter kann auch durch irgend eine innere Zufriedenheit entstehen. Wer weiß, vielleicht nehmen die Angelegenheiten ihres Bruders eine günstige Wendung.

Magdalena. Sie können keine gute Wendung nehmen, sie haben nie schlechter gestanden, als gerade jetzt. Früher schrieb er noch Komödien, die ihm etwas einbrachten, denn die Schauspieler und die Zöhörer nahmen sie immer gut auf. Jetzt aber sagen Alle, er habe keinen Geschmack mehr, er habe sogar verlernt, Gassenlieder zu dichten. Er hat es nie dahin zu bringen vermocht, mit Anstand zu leben. Die Geldempfangstage verursachten ihm immer viele Auslagen. Da er als alter Soldat zu ehrlich und aufrichtig ist, so hat er sich auch nie dazu hergeben können, den Großen der Residenz den Hof zu machen, weshalb sich auch jetzt Niemand seiner annimmt. Hieraus können Ew. Gnaden nun schließen, daß er gar keinen Grund haben kann, zufrieden zu sein. Das Auffallendste aber ist, daß, seitdem ihn die Lachlust befallen, er selbst über das Unbedeutendste lachen muß. Auch hat er jetzt so dumme Einfälle, wie er sie sonst nie äußerte, denn so viel steht doch fest, daß mein Bruder

gewiß nicht auf den Kopf gefallen ist. Erwägen Ew. Gnaden doch den Vorfall, den ich jetzt erzählen will, ob der nicht rein zum Tollwerden ist, er war auch der erste, der mir auffiel. Kurze Zeit hernach, nachdem mein Bruder zu Sevilla seiner Haft entlassen und nach Valladolid gezogen war, hatte er mit einem Landmanne aus Sayulveda Länderei-Verwaltungsgeschäfte abzumachen. In der Liste, welche der Bauer bei sich führte, stand, wenn ich nicht irre, ein Stück Land aufgeführt, das im Kreise Sancho Pulza liegt. Kaum hatte mein guter Bruder diesen Namen vernommen, so fing er wie wahnsinnig an zu lachen und sagte: „Fürwahr, ein ausgezeichneter Name,' er muß nur etwas abgeändert werden." Der Bauer aber nahm die Sache in Ernst und wollte von keiner Abänderung wissen. Mein Bruder aber bestand darauf und so zankten sich Beide eine halbe Stunde herum, bis endlich der Bauer verdrießlich wegging, mein Bruder aber, höchst guter Dinge, blieb. Einige Tage nach diesem Zank ging ich mit meinem Bruder außerhalb der Stadt spazieren. Wir stiegen einen Hügel hinan, auf welchem eine Windmühle steht und sahen, wie gerade ein Knabe in einen Flügel griff, der von ihm gefaßt wurde; wie es kam, weiß ich nicht genau zu sagen, der Flügel schleuderte den Knaben eine weite Strecke weg, und dieser stürzte besinnungslos nieder. Ich erschrak dermaßen, daß ich keinen Schritt zu gehen vermochte, um den Armen aufzuheben. Mein Bruder ging aber aber auf ihn zu, hob ihn auf und brachte ihn wieder zu sich. Wollen Sie es aber glauben, meine Herren, daß mein Bruder, als er den Knaben aufhob, um ihn wieder zu sich zu bringen, fortwährend lachte und dabei laut ausrief: „Welch ein glücklicher Zufall! ich kann doch gar das Lachen nicht lassen."

Der Pfarrer. In der That, es ist nicht christlich, sich über das Unglück seines Nächsten zu freuen.

Der Doctor. Daß ein Arzt sich freut, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, seine Kunst zu zeigen, ist wohl zu entschuldigen; ein Nichtmediziner ist jedoch nicht in gleicher Lage. Was Sie aber bisher hervorgebracht haben, beweist immer noch nicht,

geehrte Donna, daß unser Freund den Verstand eingebüßt habe. —

Magdalena. So hören Sie denn noch einen anderen Fall. Ew. Gnaden, Herr Doktor, sind, wenn ich nicht irre, ein Verwandter des berühmten Juanelo Turriano, desselben, der das Kunstwerk erbaut hat, um das Wasser des Tajo in die Stadt zu leiten.

Der Doktor. Ja, gewiß, ich bin sogar stolz darauf.

Magdalena. Nun, so hören Sie denn. Ew. Gnaden haben mir den Auftritt erzählt, den Juanelo mit dem Kaiser gehabt hat.

Der Doktor. Dem ist so, meine Verehrte.

Der Pfarrer. Was ist denn das für ein Vorfall, ich habe nie davon gehört.

Der Doktor. Ein sehr närrischer. Kaiser Karl V. zog sich, nachdem er auf die Kaiser- und Königskrone verzichtet hatte, in das Kloster San Juste zurück. Juanelo wollte nun dem Exkaiser in seiner Einsamkeit einen angenehmen Zeitvertreib machen und baute zu diesem Behufe eine Maschine mit beweglichen Figuren. Das Ganze stellte die Schlacht von Pavia vor. Er theilte den Mönchen seine Absicht mit und diese verschafften ihm heimlich einen geeigneten Platz, wo er sein Kunstwerk aufstellen konnte. Als er nun damit fertig war, sagten die Mönche dem Kaiser, er möge mit ihnen gehen, um eine Seltenheit in Augenschein zu nehmen. Se. Majestät freute sich sehr über das Kunstwerk; es stellte ganz getreu das Schlachtfeld dar, selbst die Bewegungen der beiden Heere waren darin pünktlich ausgeführt. Die Figur des Königs von Frankreich stellte diesen dar, als er nach der Niederlage flüchtete. Die Figuren der Verfolger blieben mit einemmale stecken. Der Kaiser hat seine Augen auf sie gerichtet, und, als ob es Menschen von Fleisch und Bein wären, ruft er ihnen, durch sein kriegerisches, feuriges Temperament dazu hingerissen, zu: „Lauf, Juan de Arbita, Diego de Arila,

lauf, der König von Frankreich will euch entwischen.“ Stellen Sie sich nun vor, Herr Pfarrer, welchen Eindruck das auf die Umstehenden machen mußte. Einer der zusehenden Mönche, der früher auch Soldat gewesen war, fiel nun über den König von Frankreich her und faßte ihn beim Kragen, damit er nicht entfliehe.

Der Pfarrer. Ich versichere Ew. Gnaden, daß ich diese Scene lieber hätte erleben mögen, als wenn man mich zum Erzbischof von Toledo ernannt hätte.

Magdalena. Nun wohlan denn! als ich vor einigen Tagen diesen Vorfall meinem Bruder erzählte, lachte er gleichfalls laut auf und sagte: „Ein prächtiges Abenteuer für einen Puppenspieler!“

Der Doktor. Den ausgezeichneten Mechaniker Juanelo, meinen Verwandten, nannte er einen Puppenspieler! Jetzt bin ich vollkommen überzeugt, daß Ihr Bruder toll ist.

Magdalena. Gott sei Dank, daß Sie, meine verehrten Herren, endlich zu der Einsicht gelangen.

Der immer noch unsichtbare heitere Bruder der Beata wurde so ohne Weiteres als Narr erklärt. Die drei Censoren machten nun unter sich aus, wer von ihnen zuerst den Geisteskranken bereden sollte, sich einem Arzte anzuvertrauen. Die Wahl fiel, wie es sich leicht denken läßt, auf den Seelsorger. Dieser stand dann auch, ohne zu zögern, auf, empfahl sich den heiligen Ildefons, öffnete die Zimmerthür, die zu dem Kranken führte, schlich sich mit einem „Ave Maria purissima“ hinein und fragte gleich, freilich etwas stotternd:

„Nun, wie geht's denn, geehrtes Pfarrkind?“

Das Zimmer war sehr groß, und der Pfarrer hatte die Thür eben so wieder zugeschlossen, wie sie gewesen war. Der Doktor und Magdalena stellten sich vor dieselbe, horchten eifrig zu und sahen abwechselnd durch das Schlüsselloch. Es war ihnen aber nicht möglich, den Wahnsinnigen noch den Pfarrer

zu ſehen, auch vernahmen ſie während einer Weile keinen Laut. Da erſchallte endlich ein Gelächter-Duo, in welchem der gutmüthige Pfarrer noch ſtärker mitwirkte, als der vermeinte Narr. Erſtaunt ſahen ſich der Doktor und die Beata an. Letztere, plötzlich wie vom Sehergeiſt belebt, rang die Hände, blickte gen Himmel und rief laut auf: „Mein Gott! Der Wahnwitz meines Bruders iſt anſteckend und der Herr Pfarrer ſchon damit befallen.“ „Hören Sie Sennore,“ erwiderte der Doktor, „ich ſcherze wahrhaftig nicht, das iſt leicht möglich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich denken ſoll! Ich werde aber hineingehen und Beide fragen, warum ſie ſo furchterlich lachen. Furcht kenne ich nicht, denn als Bekannte verſchonen die Krankheiten uns Mediziner.“ Geſagt, gethan. Mit heroiſcher Kühnheit drang der Doktor in das Zimmer. Auf des Doktors Eintritt erfolgte Anfangs ein undeutliches Flüſtern, dem ein leiſes Gemurmel, welches faſt ſo lautete, als ob Jemand bete. Magdalena vermochte es jedoch nicht genau zu unterſcheiden. Plötzlich aber erfolgte eine derartige Salve Gelächter, daß die harrende Magdalena furchtbar erſchüttert ward. Es war ein Rieſengelächter, in welchem die Stimme des Doktors noch die des Pfarrers übertraf. Verzweifelnd rang Magdalena die Hände. „Gott, mein Gott!“ ſchrie ſie, „auch der Herr Doktor iſt angeſteckt, ſelbſt der Arzt iſt wahnſinnig geworden.“ Auf den Knieen liegend, den Beiſtand aller Heiligen des Kalenders anrufend, fanden ſie vier Perſonen, die in den Saal erſchienen. Die Neuhinzugetretenen gehörten Alle dem Geſchlechte an, das jetzt das Schöne genannt wird. Es waren zwei junge Mädchen und zwei achtbare Matronen. „Catalina! Andrea! Iſabel! Conſtanze!“ ſchrie Magdalena verzweiflungsvoll, bald an die Eine, bald an die Andere ſich wendend, „mein Bruder iſt wahnſinnig geworden und ſteckt Jeden an, der mit ihm ſpricht.“ — „Mein Mann wahnſinnig! mein Vater! mein Bruder! mein Oheim!“ riefen die vier gleichzeitig aus. „Was iſt hier vorgefallen, ſprich Magdalena, was haſt Du geſehen und gehört?“ fragte Catalina.

„Er hat die Sucht, über Alles zu lachen und Alle befällt dieſelbe Sucht, die zu ihm hineingehen. Horcht, horcht, wie gerade der Pfarrer von St. Ildefons und der Doktor Turriano da drinnen laut lachen.“ „Darüber muß ich Aufklärung haben, ſagte Catalina nicht wenig betroffen und ging in das Zimmer ihres Mannes, das ein Freudentempel geworden zu ſein ſchien. Nach einigen Minuten lachte auch Catalina ebenſo nach Herzensluſt, wie der Doktor und der Pfarrer. Die Zurückgebliebenen überfiel jetzt eine wahre Angſt. Neugierde jedoch trieb auch die Donna Andrea, Iſabel und Conſtanze hinein, die Alle daſſelbe Schickſal traf. Die vielen vereinten Stimmen ſchlugen nun ein ſolches Gelächter auf, daß der armen Magdalena Hören und Sehen verging. Alle riefen nun laut, Magdalena möge doch hereinkommen, ſie habe nichts zu befürchten. „In meinem Leben nicht, das werde ich bleiben laſſen! Ich will nicht lachen, ich will den Verſtand nicht verlieren.“ Als die Andern nun einſahen, daß Magdalena in ihrer Halsſtarrigkeit gar nicht zu bewegen war, den Saal, wo ſie Poſto gefaßt, zu verlaſſen, da kamen Alle zu ihr. Es waren der Pfarrer, der Doktor und die vier Sennors, denen ein ungefähr funfzigjähriger Mann gravitätiſch folgte, der ein geſchriebenes Heft in der Hand hielt. Dieſer Mann war von gewöhnlicher Größe, hatte ein angenehmes Aeußere und ſah ſehr geſund aus. Zwiſchen ſeiner ſchönen hohen Stirn und feingebogenen Naſe rollten ihm ein Paar lebhafte Augen. Roth vor Lachen betraten alle den Saal.

Der Pfarrer ging ruhig auf Magdalena zu, die ſich in einem Winkel zurückgezogen hatte, und ſagte ihr: „Fürchten Sie nichts, meine verehrte Beata, bis jetzt ſteht der Verſtand meines guten Pfarrkindes, des Alkala'ers noch feſt. Was aber die Ahnung Ihrer ſeligen Frau Mutter betrifft, ſo wird dieſe gewiſſermaßen in Erfüllung gehen. Die an ihrem einarmigen Sohne verfaßten und beſchriebenen Narrheiten und tollen Streiche werden von einem Ende der Welt bis zum andern geleſen werden.“ „Sieh, her,“ ſagte hierauf der Bruder der Beata, ihr das Heft hin-

haltend, „sieh, was mich seit einiger Zeit so sehr beschäftigt und worüber Alle so sehr gelacht haben.“ Magdalena nahm das Heft und las auf den Umschlag folgenden Titel: Der sinnreiche Ritter Don Quixote von der Manche, verfaßt von Miguel de Cervantes Saavedra.

Fünftes Kapitel.

Berliner Geschichten.

Das Friedrichsstädtische Theater. — Die Berliner wie sie sind. — Historische Erinnerungen. — An der Mauer. — Eine tragische Geschichte.

Ich sage es offenherzig, es war ein ganz neuer Anblick, als ich vor einem deutschen Publikum tanzen sollte.

Glücklicher Weise kannte ich das Publikum noch zu wenig, um vor meiner Kühnheit zurückzuschrecken.

Ich tanzte also spanisch.

Nach dem Erfolge, den ich schon am ersten Tage meines

Auftretens errang, mußte ich annehmen, daß die Berliner die kecke, ausdrucksvolle Weise meines Tanzes zu schätzen verstanden und daß keine falsche Prüderie die Damen abhielt, mich mit günstigen Augen und Zungen zu beurtheilen.

Da saßen sie dicht gedrängt, die Hagestolzen, die alten und die jungen Männer, die alten und die jungen Frauen, um zu sehen, wie eine Spanierin tanzt, welche niemals ihre Mutter verleugnet hat — die Natur.

Die Natur künstlich, die Kunst natürlich oder als Natur darzustellen, das war von jeher die höchste Aufgabe unserer größten Geister in allen Gebieten der Produktion.

Ich bin den Berlinern dankbar, daß sie mich gewürdigt, ich bin der Kritik dankbar, daß sie mir niemals falsche Motive untergeschoben; ich liebe die Stadt, wo ich so viel Anhänglichkeit, so viel Begeisterung für meine Kunst fand.

Ich habe dort hundertmal getanzt und man sagte mir, daß dies etwas Außerordentliches sei, zu dem ich mir Glück wünschen könnte, denn keine Tänzerin, keine Künstlerin vor mir sei so oft wieder zurückgekehrt und stets mit gleichem Enthusiasmus begrüßt worden.

Dieser Enthusiasmus, ich muß es gestehen, hat mich für alle Anfeindungen hinlänglich entschädigt, die der stets wache, stets verrätherisch lauernde Neid mir zugezogen.

Es hat aber auch nicht an Conflikten selbst unter meinen Verehrern gefehlt und so werth mir das Andenken Berlins auch bleiben wird, so kann ich doch nicht umhin, von einigen komischen Käuzen zu berichten, die mich mit ihrem Eifer, mit ihrem Enthusiasmus für mich wahrhaft maltraitirten.

Nachdem ich einige Male mit einem meine kühnsten Erwartungen übersteigenden Beifall aufgetreten war, wurde ich umlagert von Leuten, die fast ein Geschäft daraus machten, mir all das Angenehme zu wiederholen, was das Publikum von mir sprach und was sie selbst von mir dachten.

Jedoch waren es zumeist charmante Leute, mit denen ich es zu thun hatte. Der Berliner hat eine Art, welche an den

Franzoſen erinnert; ſo iſt er zuvorkommend, höflich, galant und aufopferungsfähig, es iſt nicht immer ſein Intereſſe, welches ihn beherrſcht. Der Berliner iſt großherziger Neigungen fähig, wie alle Leute, die lebensluſtig ſind und Geſelligkeit lieben. Selbſt noch in ſeinen Thorheiten hat er etwas Liebenswürdiges und ich glaube, daß in Berlin alle Keime liegen, welche dieſe Stadt zu einem Muſterbild der Großſtädte machen würden. Niemals werden hier die Verirrungen, die geſelligen Verderbniſſe, welche das Leben in Paris ſo ſehr unterwühlt haben, Platz greifen. Man kommt dieſen Uebeln zuvor, der deutſche Charakter ſelbſt enthält einen guten Fond Moralität in ſich, welche die beſte Wächterin einer Nation iſt, aber auch die Polizei entwickelt eine bemerkenswerthe Umſicht, die Neſter der Laſter nicht aufkommen zu laſſen. Ich glaube, es iſt in der That keine unbelohnende Aufgabe für die Gewalt, die guten Elemente, die in Berlin vorhanden ſind, ſo zuſammenzuketten, daß ſie die böſen vollkommen überwältigen. Ich glaube, dies iſt das vollkommen bewußte Streben der Behörde — das Böſe durch das Gute zu tödten, eine Aufgabe, welche ganz im Geiſte unſerer Zeit iſt und gewiß die ſegensreichſte Erfüllung finden wird.

Wie überall, wo ich mich immer auch befinden mochte, ſah ich mich auch in Berlin nach den älteſten hiſtoriſchen Erinnerungen um. Aber dieſe ſind, wie ich ſchon geſagt habe, nicht ſehr alt und datiren zumeiſt von Friedrich dem Großen her. Trotz dem iſt auch Berlin, wie alle große Städte, eine Stadt der Contraſte. Man findet in der Nähe der herrlichſten Gegenden und Stadttheile Gaſſen, welche eng und ſchmutzig ſind, mit Häuſern, die Einem Furcht und Grauen machen würden, wüßte man nicht, wie ſicher hier die Zuſtände ſind und daß man ſich ungeſcheut mitten in der Nacht in jeden Stadtheil und ſelbſt in das ſchmutzigſte Haus hinein begeben kann. Wenigſtens verſicherte mir das mein Ciceroni, der Doktor, welcher mit den Berliner Zuſtänden durchaus vertraut iſt. Wenn die Stadt, die jetzt mehr und mehr auf ihre Ausdehnung bedacht iſt, die Straßen, die bereits abgeſteckt, bebaut haben wird, dann,

glaube ich, wird sie auch nicht länger zögern, die schmutzigen, ekelhaften Gassen in ihrer Mitte zu beseitigen, welche sie verunzieren. Ich bin überzeugt, eine Stadt, die keine enge Gassen und keine versteckte, schmutzige Winkel hat, vermag auch nicht dem Laster den Schutz zu gewähren, welchen es in den Gassengewinden von Paris und London findet.

So giebt es zum Beispiel in Berlin eine Straße, die man „an der Mauer" nennt. Ich erwartete, durch den Namen verleitet, eine schöne, helle und glänzende Straße und war nicht wenig erstaunt, als ich im Vorübergehen hineinblickte und eine so enge Gasse mit kleinen Baracken fand, daß ich mich plötzlich in irgend ein Dorf oder Gott weiß wohin versetzt glaubte. Man sagte mir, diese Straße bezeichne die frühere Ausdehnung der Stadt, denn sie beschreibe die frühere Ummauerung derselben. Daß es übrigens auch in Berlin nicht an Stoff für die Romantik fehlt und daß die alte Geschichte der Stadt ihren tragischen Inhalt hat, das beweist folgende Geschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert, die in dieser Straße „an der Mauer" spielt.

Ihr Eingang von der einen Seite bildet nämlich ein Viereck, welches mit Häusern besetzt ist. Hier war das ehemalige Ghetto der Juden, wo sie des Nachts eingesperrt wurden. Dieses Ghetto hat wie alle seine Geschwister seine tragische Geschichte, aus welcher das Folgende eine höchst interessante Episode bildet. Doch ich will meinen Freund, den Doktor, selbst reden lassen.

Der kleine Judenhof hat noch bis heute wenn auch nicht seine ursprüngliche Bestimmung, doch seinen ursprünglichen Typus, seinen Charakter bis auf sehr geringe Veränderungen beibehalten, den er zur Zeit, da ihn die Juden ausschließlich bewohnten, an sich trug. Die Häuser daselbst sind zwar jetzt altersgrau und verwittert, aber sie wurden schon als verkrüppelte elende Zwerge geboren, sie hatten blöde, stiere Augen und gedrückte, einfältige Stirnen, Thüren wie Vogelkäfige und Treppen, die, wiewohl nur wenige Stufen zählend, sich wanden und krümmten wie das zertretene Volk, das auf ihnen hinauf und hernieder stieg.

Drinnen war es triste und finster, wie es das Leben der Bewohner war, gedrückt und geengt. So waren alle Häuser, so war der ganze Judenhof, so war die Welt ihnen drinnen und draußen. So ist der kleine Judenhof noch heute.

Es war die Nacht vom fünfzehnten auf den sechszehnten September. Dumpfe Grabesstille herrschte rings umher im Geckhol, die Häuser waren finster, kein Laut in ihnen verrieth das verkümmerte Leben, das in diesem Stadttheile seinen Sitz hatte, und die schweren Tritte der vor dem Judenhof auf und abschreitenden Stadtwappner schallten weithin in die Nacht.

Die Uhr der in der Nähe befindlichen Marienkirche schlug zwölf.

Mit dem letzten Schlage trat aus dem dunklen Grunde des Gäßchens, das dem Kalandshofe gegenüber liegt und zur Marienkirche führt, eine verhüllte Gestalt, von der man nichts als ein Paar stechende graue Augen und eine Habichtsnase gewahrte, und schritt quer über dem Geckhol dem Judenhofe zu.

Alles ruhig und in Ordnung? fragte er die Wächter.

Diese ließen respektvoll das Langrohr sinken und bejahten die Frage.

Habt Ihr nichts Verdächtiges wahrgenommen? fragte der Verhüllte weiter und aus seinen Fragen schien hervorzugehen, daß er irgend etwas Besonderes vermuthe.

Es ist drinnen Alles ruhig, Herr Stadtschreiber, versetzten die Wächter.

So, alles ruhig? Ihr habt nicht geschlafen, he?

Kein Auge geschlossen! betheuerte der Eine, und der Andere fügte hinzu:

Ja, es schien mir doch zuweilen, als wäre es nicht ganz geheuer drinnen bei den Juden, zuweilen vernahmen wir so ein Gehaschel und Gepolter.

So? — Seht Ihr? — Wenn man nur recht aufmerksam ist, da hört man schon. Die Juden schlafen nicht des Nachts, sage ich Euch, sie schlafen nicht.

Das ist wahr, Herr Stadtschreiber, bestätigten die Wächter

mit einem ſo ernſten Geſicht, als glaubten ſie in der That an ihre eigene Lüge.

Ihr habt's alſo gehört, fuhr der Stadtſchreiber ſehr zufrieden fort, Gehaſpel und Gepolter, ſagtet Ihr. Nicht auch ein leiſes Wimmern, he? — So wie das Geſchrei eines Kindes? — Redet nur die Wahrheit, Burſchen, immer die Wahrheit — ſie werden's ſchon bekennen auf der Folter, ſeid ohne Sorge. Und was ein Chriſt gegen die Juden ausſagt, hat immer ſeine Gültigkeit.

Ja, ja, ſagten die Wächter, es ſcheint uns wirklich ſo, als hätten wir dann und wann ſo ein leiſes Gewimmer gehört.

Da habt Ihr's — ich ſagte es Euch ja. Man muß nur Eurem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Oeffnet mir das Thor!

Die Riegel raſſelten, der Stadtſchreiber trat in den Judenhof, von den Wächtern gefolgt. Prüfend blickte er nach den Häuſern hinauf, in die Fenſter der unteren Etagen, hier und dort blieb er lauſchend ſtehen, aber die Nacht, Ruhe ſpendend den Bedrückten wie den Bedrückern, hatte auch hier überall über den Kummer des Lebens den Sieg errungen.

Jetzt iſt es ſtill, ſagte nach einer Weile der Stadtſchreiber.

Ja, jetzt iſt es ſtill, beſtätigten die Wächter.

Von wo ungefähr war das Gewimmer vernehmlich? fragte der Erſtere weiter; erinnert Ihr Euch wohl?

Hm — ich glaube von der Ecke da.

Oder von dort, ſagte der Andere.

Glaubt Ihr nicht, daß es von dem Hauſe da rechts zunächſt der Mauer ſich hörbar gemacht? — Ich wette, ſo iſt es!

Ja, ſo iſt es recht! beſtätigten die Wächter; von dort muß es gekommen ſein.

Nun, ſo weiß ich genug, verſetzte der Stadtſchreiber; vergeßt nicht, was Ihr gehört und was Ihr zu mir geredet. Die Sache iſt erwieſen und die verdiente Strafe wird dieſes verdammliche Volk bald ereilen.

Mit dieſen Worten verließ er den Judenhof. Die Wächter blieben noch eine Weile darinnen und ſahen ſtier auf das be-

zeichnete Haus, das neben der Mauer ſtand und etwas über ſie wegragte. Es kam ihnen dieſes Haus jetzt ſo merkwürdig, unheimlich und myſtiſch vor. — Sie hatten nichts vernommen, das einem Gewimmer im entfernteſten gleichkam, aber der Stadtſchreiber hatte es geſagt und es waren ja Juden, die darinnen wohnten und von denen war Alles zu glauben, was auf Bosheit und Sünde deutete.

Man glaubt leicht, was man glauben will.

Während ſich die beiden Wächter das Häuschen betrachteten, vermeinten ſie wirklich ein klägliches Gewimmer zu vornehmen und der Eine ſprach zum Andern:

Hörſt Du, Peter, hörſt Du?

Ja wahrhaftig, das iſt das Gewimmer eines Kindes. Sie ſchlachten ein Chriſtenkind, nun. Der Stadtſchreiber ſagte es ſelbſt, es wird ihnen ſchlimm ergehen.

Man wird ſie auf die Folter ſpannen!

Ja und wir werden gegen ſie zeugen.

Sie werden gewiß verbrannt, die Spitzbuben.

Und mit glühenden Zangen gezwickt.

Huhu! da wimmerts ſchon wieder! — Komm vors Thor, Peter!

Ja, komm, hier iſt es nicht geheuer!

Sie verließen zuſammenſchaudernd den Judenhof und eben wollten ſie das Thor wieder verſchließen, als plötzlich eine Geſtalt an ſie herantrat.

Viel fehlte nicht, ſie hätten das Langrohr weggeworfen und die Flucht ergriffen; aber ſie wurden bald inne, daß ſie es mit keinem Spuk, ſondern mit einem wirklich lebenden Menſchen und noch dazu mit einem Juden zu thun hatten.

Verzeiht, ſagte er mit einſchmeichelnder Stimme, war hier nicht ein Dritter?

Ja, Jude, verſetzten die Wächter grob und kurz.

Es war der Herr Stadtſchreiber — nicht?

Ja, nicht? äffte ihn der Wächter nach. Da wirds Euch ſchlimm zu Muthe, Ihr Heidenvolk! — Haben Alles gehört!

Was habt Ihr gehört? fragte der Jude erbleichend.

Kindesgewimmer haben wir gehört von dem armen Christenwurm, das Ihr geschlachtet, um aus seinem Blute Eure höllischen Zaubertränke zu bereiten. — Packe Dich, Jude, es wäre sonst schade, wenn wir Dir die Glieder zerschlügen und die Folter nur halbe Arbeit bekäme.

Mit diesen Worten schlugen die Wächter das Thor zu und summten draußen ein Liedchen nach einer damals beliebten Weise.

In dem Hause Nr. 6 des Judenhofes, das mehr als alle andern dort stehenden Häuser den oben bezeichneten Charakter noch an sich trägt, wohnte der weise Ben Hillel.

Ben Hillel war in Berlin und Köln und weit über die Marken dieser beiden Städte hinaus bekannt und geachtet, so viel es ein Jude in damaliger Zeit nur sein konnte. Er trieb kein Gewerbe, sondern war ein Schriftgelehrter; voll tiefer, gediegener Wissenschaft; weite Reisen hatte er gemacht, verweilt bei der Wiege seiner Urahnen, in Arabien und Palästina, und jetzt trieb er die Arzneiwissenschaft mit vielem Erfolge, und war besonders ein tüchtiger Augenarzt. Aber sein Wissen war nicht der einzige Schatz, um den man Ben Hillel beneiden konnte und um den er wirklich beneidet wurde; — Ben Hillel hatte eine Tochter, die eben zur Jungfrau gereift, und sich den Namen der schönen Judith erworben hatte.

Und diesen Schatz hütete Ben Hillel wie sein Augapfel, und liebte ihn mehr denn sein Leben, denn Judith war nicht allein schön und liebreizend, sie war ausgestattet mit allen Kenntnissen deren Ben Hillel ihren hohen, verständigen Geist fähig erachtete, und von sämmtlichen Juden ward sie verehrt, wie die frommen Frauen der Bibel und ihre gemeinsame Tochter.

Das war Ben Hillel's Schatz, und andere Schätze, außer seiner Wissenschaft, hatte er unterlassen zu sammeln, denn er achtete die Güter der Erde geringe, und oftmals hatte er die

Juden gewarnt, wenn ſie, verſammelt in der Synagoge, ſeinem beredeten Munde lauſchten:

„Häufet nicht die Schätze dieſer Welt, denn Ihr werdet verfolgt um derenwillen. Trachtet nach Weisheit und Wiſſen, und Eure Herren werden Euch dienen.“

Aber die Juden liebten das Gold und das Geld. —

Ben Hillel jedoch fuhr fort, ſich in die Lehren der großen Weiſen des Morgenlandes zu vertiefen, und auch dieſe Nacht ſaß er bei ſeinen Büchern, und Judith lag ſchlummernd zu ſeinen Füßen, das ſchwarzgelockte Haupt auf ſeinem Schooße.

Mit unendlicher Wehmuth ſah Ben Hillel auf das ruhige engelreine Antlitz ſeiner Tochter, das kein Schmerz verzerrte, kein Kummer umwölkte, denn ſie hatte es noch nicht begriffen, die Glückliche, daß ihr Volk ſchmachtete unter dem Haſſe einer im Wahn befangenen Welt, daß es draußen anders war, als in dem Tempel ihrer Seele. — Judith verſtand noch nicht den Haß — der, ein ſcharfes, ſchneidendes Schwert, mehr Henker macht und Würger — als die Peſt, das Waſſer und Feuer, mehr Henker als die Natur!

O, daß ſie rein bliebe, und unberührt vor dem giftigen Hauche einer irrenden und wahnbefangenen Zeit.

Während Ben Hillel ſo dachte, und ihr die glänzenden Locken von der hohen, marmornen Stirn ſtrich, und ſeine Lippen auf ihre Wangen preßte und Alles um ſich her vergaß, pochte eine leiſe Hand an die Fenſter ſeines Zimmers, die kaum über den Erdboden emporblickten, und pochte wieder und abermals, begleitet von dem dumpfen Rufe: Ben Hillel! Ben Hillel! — Schlafe nicht! — Die Goſim ſind über uns!

Da ſchrak der Weiſe zuſammen, und legte das Haupt ſeiner Tochter ſanft bei Seite auf das Kiſſen ſeines Stuhles, und erhob ſich, leiſe zum Fenſter tretend. Er öffnete die Lade und erkannte das angſtbleiche Geſicht des Synagogendieners Jehuda.

Was haſt Du Entſetzliches geſprochen? fragte Ben Hillel.

Leider das Wahre, Ben Hillel. Der Stadtſchreiber war hier in unſerm Hofe, und will das Gewimmer eines gemorde-

den Kindes vernommen haben, und hat sich gegen die Wächter darüber geäußert — Du weißt, was das zu bedeuten —

Wohl weiß ich es, sagte Ben Hillel, und seine Stirn umwölkte, sein dunkles, leuchtendes Auge umflorte sich. Hast Du den Stadtschreiber gesehen, Jehuda?

Jehuda berichtete hierauf, was er vor seinem Zimmer, das ganz in der Nähe des Thores an der flachen Erde gelegen, ungesehen gehört, und nachdem Ben Hillel seinen Bericht aufmerksam vernommen, schüttelte er ernst das Haupt, öffnete leise die Thür seines Zimmers und trat auf den Hof.

Wecke sie allesammt die Häupter unserer Familien, sagte er zu Jehuda, sie sollen sich versammeln in der Synagoge, — dort wollen wir Rath pflegen, was zu thun, und wie das drohende Ungewitter abzuwenden, das über unsern Häuptern schwebt.

Also sprach Ben Hillel, und Jehuda ging, seinen Befehl auszurichten. Jener aber trat wieder in seine Behausung, weinte und betete, und segnete sein schlummerndes Kind.

Arme Judith — daß Du nimmer erwachtest!

Wer es weiß, wie oft die fürchterliche Beschuldigung des Kindermordes im Mittelalter die Juden betroffen, und wie sie bei dem Volke zu einer fixen Idee geworden, die wie ein intermittirender Wahnsinn periodisch wiederkam und in allen Theilen Europas einen nur zu fruchtbaren Boden gewann, und wie viel Blut dieser unselige Wahn gekostet, wie er stets das Signal war zu einer allgemeinen Judenverfolgung — der wird die Angst begreifen, der sich der Juden in dieser verhängnißvollen Nacht bemächtigte.

Alsobald nachdem Jehuda Ben Hillel verlassen, ward es lebendig in den todten Häusern, und hier und dort nach allen Richtungen flimmerte Licht, Irrwischen gleich, ein treues Bild des bodenlosen, schwankenden Zustandes des verachteten Volkes.

So vergingen fünf Minuten.

Dann öffneten ſich die Thüren der Häuſer, und über den Hof ſchwankten die dunklen, bärtigen Geſtalten, noch ſchlaftrunken, aber dennoch mit ganzer Seele die Gefahr erfaſſend, die wie ein Damoklesſchwert über ihrem Haupte ſchwebte.

So traten ſie ein in die Synagoge, geſenkten Hauptes, wie in der Zeit des Ahasverus, der alle Juden zu vertilgen beſchloſſen.

Wer ſollte Rath ſpenden in dieſer entſetzlichen Lage?

Nur Einer vermochte es, Ben Hillel.

Aber umſonſt blickte man fragend zu ihm hinauf, umſonſt hing jedes Auge an ſeinen beredten Mund — er blieb verſchloſſen.

Die hohe Geſtalt Ben Hillels hatte ſich in einen Talar gehüllt, ſeine gedankenvolle Stirn lag über das Gebetbuch hingebeugt, es verging eine Zeit peinlichen, düſtern Schweigens.

Da endlich ertönte Ben Hillels tiefe, männliche Stimme.

Wenn es iſt, ſagte er, was ich nur allzu ſehr befürchte, daß der Beſuch des Stadtſchreibers, dem wir ein Dorn im Auge ſind, und der uns grimmiger haßt als Haman und Titus, auf den alten, gräßlichen Verdacht hindeutet — ſo iſt nur Rettung von Einem zu hoffen. Ich werde mich in der Frühe des anbrechenden Tages aufmachen und Erkundigungen einziehen, und dann nicht ſäumen, mich an den Kurfürſten zu wenden, der uns nicht feindlich geſinnt iſt. — Viele angeſehene Männer, die ihn umgeben und bei ihm in Gunſt ſtehen, kennen mich, und ich will es verſuchen, uns von dem entſetzlichen Verdachte zu reinigen, und die gegen uns ins Werk gerichteten Gewaltſchritte zu hemmen ſtreben. Ihr indeß bleibet hier verſammelt, und keiner verlaſſe dieſen Ort, und betet zum Jehova, daß er meine Schritte ſegne und uns decke mit ſeiner ſchützenden Hand.

Nachdem Ben Hillel ſo geſprochen, ſank er nieder auf die Erde und berührte den Staub mit ſeiner Stirne — ſo betete er, und als er ſich emporgerichtet, war ſein Antlitz ruhig und hell, er ſprach den Segen aus über die Gemeinde und begab ſich dann wieder in ſeine Behauſung.

Der Morgen brach heran, Ben Hillel machte sich, seinem Versprechen gemäß, auf, den Jüdenhof zu verlassen, aber das Thor war noch verriegelt. Das war über die gewöhnliche Zeit und Ben Hillel ahnte nichts Gutes. Jedoch pochte er derb, bis das Thor geöffnet wurde, aber die Wächter hielten ihm die Wehr vor und riefen ihm mit finstern, unheimlichen Blicken ein gebieterisches „Zurück" zu.

Habt Ihr den Befehl, mich und jeden meiner Glaubensgenossen zu halten? fragte Ben Hillel.

Ja, Jude, das haben wir! riefen die Wächter, es ist uns strenge untersagt, Einen von Euch Spitzbuben entwischen zu lassen.

Von wem kommt dieser Befehl?

Vom Rathe, Jude!

Kaum war diese kurze Antwort gegeben, so hallten die schweren Tritte einer Schaar Bewaffneter über den Geckhol und näherten sich dem Judenhof — ein Theil faßte vor dem Thore Posto — der andere drang in den Hof.

Unter ihnen war der Stadtschreiber.

Doch bevor wir in unserer Geschichte fortfahren, müssen wir berichten, was sich inzwischen in dieser Nacht und am vergangenen Abende begeben.

Ein Kesselflicker, Paul Fromm, war nämlich gefänglich eingezogen worden, weil er aus der Kirche im nahen Dorfe eine goldene Monstranz gestohlen hatte, deren Hostien er an die Juden verkauft haben wollte. Ob es nun Bosheit war, welche den Menschen bewog, diese in sein Schicksal mit hinein zu verwickeln, oder wirklich persönliche Feindschaft, oder endlich von irgend einer Seite Einflüsterungen, können wir nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Doch haben wir mehr als eine Veranlassung, das Letztere anzunehmen. In Folge der Entschuldigungen des Kesselflickers Fromm hatte sich also das drohende Ungewitter über den Häuptern der Unglücklichen entladen, dem sie sich jetzt auf keine Weise zu entziehen vermochten.

Ben Hillel selbst, der so ruhige, besonnene Mann erstarrte,

als er die Bewaffneten in den Hof eintreten sah. Er wußte zu gut, daß es sowohl ihm als irgend einem Anderen galt, daß sie Alle verloren seien, doch er trat mit Fassung zum Stadtschreiber und fragte ihn nach der Ursache dieser Erscheinung und wen er wolle.

Euch Alle — Jude, versetzte der Stadtschreiber ohne die erste Frage zu beantworten und wandte sich an seine Leute. Hier, sagte er, nehmet den zuförderst, legt ihm die Handschellen an und macht eure Sache geschwind, denn es ist dieses Packes viel. —

Wollt ihr mir nicht Zeit lassen, mit meiner Tochter ein Wort zu reden? fragte Ben Hillel, während die Schergen an ihn heran traten und seine Arme ergriffen.

Aber kaum hatte er dieses ausgesprochen, so stürzte Judith zu ihm heran, das rabenschwarze Haar über den Nacken wallend, mit entsetzenbleichem Gesichte. Sie ergriff die Hände ihres Vaters und den Blick voll unsaglicher Liebe zu ihm erhebend, und ihn inniger und inniger umklammernd, rief sie den Schergen zu:

Ihr sollt mich nicht von meinem Vater trennen, seine Sünde ist auch meine Sünde und sein Loos soll auch das meine sein.

An Ben Hillel's Auge hing eine Thräne, ein gräßlicher Schmerz durchzuckte sein Antlitz und er machte eine gewaltsame Anstrengung, seiner inneren Bewegung Herr zu werden.

Kehre um, Judith, sagte er mit fester und befehlender Stimme und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen, bleibe bei den unglücklichen Frauen hier, denn sie alle werden ihrer Männer beraubt werden. Du bist noch jung, aber ich kenne den Muth Deiner großen Seele; Dein Platz ist hier, zu trösten und zu ermuthigen die verlassenen Frauen. Geh' — Judith — geh' sei ruhig mein Kind, bist Du nicht Ben Hillel's Tochter? —

Während Judith am Halse ihres Vaters hing, hatten die Schergen auf einem Wink des Stadtschreibers die Arme sinken lassen. Er selbst trat jetzt dem Mädchen näher, und bemüht,

seinen stechenden, unheimlichen Augen einen freundlichen Blick zu geben, faßte er ihre Hand und sagte:

Ja, gehe, mein Kind, thue wie Dir der Vater sagt, Dir soll kein Haar gekrümmt werden. Mitnehmen können wir Dich nicht. — Und dann trat er näher zu Ben Hillel heran und sagte etwas leiser. Soll ich Dein Kind in meinen Schutz nehmen, Jude?

Aber Ben Hillel warf ihm einen strengen und stolzen Blick zu und sagte kurz: Was gilt der Schutz eines schwachen Mannes? — der Gott, zu dem wir beten, der unsere Unschuld kennt, und der Richter ist über uns alle — der wird sie schützen, dessen Erbarmen will ich sie anheim stellen.

Der Stadtschreiber sah Ben Hillel mit seinen grauen, häßlichen Augen an, ein hämischer Zug zuckte um seine spöttischen Lippen und Judith erfassend und sie gewaltsam einige Schritte zurückschleudernd, befahl er den Leuten:

Macht weiter keine Umstände mit der Judenbrut!

Da rief Ben Hillel noch einmal seiner Tochter in hebräischer Sprache zu:

Ergieb Dich in Gott, mein Kind, und lese in dem Buche, das ich von Deinem Großvater geerbt, daraus wirst Du meinen jetzigen Rath und meinen Willen vernehmen. Aber fliehe diesen Menschen mit den stechenden Augen und verhülle Dein Antlitz vor ihm, daß ich beruhigt von hinnen scheide.

Als Judith diese Worte ihres Vaters, im flehenden und dringlichen Tone gesprochen, hörte, da floh sie hinein ins Haus und sank aufs Knie — und niemals ist ein innigeres und seelenvolleres Gebet zum himmlischen Vater gedrungen.

Während dieses Intermezzo mit Ben Hillel und seiner Tochter im Judenhofe vorging, spielten indeß zwei andere Scenen, die eine außerhalb des Judenhofes, die andere in der Synagoge.

Wir können es nämlich hier nicht unerwähnt lassen, daß das Gekhall derjenige Stadttheil war, wo die Höker und

die armen Leute ihren Wohnsitz hatten, das Vogtland des funfzehnten Jahrhunderts. — Wir dürfen aber nicht glauben, daß die Lage der Juden inmitten dieser rohen und pöbelhaften Masse um so schlimmer war, denn damals machte die Bildung noch keinen bedeutenden Unterschied, unwissend war Reich und Arm — Groß und niedrig — und Alle waren gleich sehr befangen in den Vorurtheilen und dem Aberglauben dieser ungelichteten Zeit. Es waren demnach nicht nur die Bewohner des Geckhols, die jetzt in Haufen vor dem Judenhofe standen und einzudringen versuchten, und voll Freude und Jubel nicht die Zeit erwarten konnten, da man die unglücklichen Opfer brachte, es war ganz Berlin und Köln schon auf den Beinen, und Leute jeden Standes unter dem Haufen. Achtbare Bürgermädchen, Frauen, die an der Unehre saßen mit ihren kurzen Mäntelchen, oder die langen über die Köpfe geschlagenen, wie ein damaliges Gesetz befahl, um sie von den ehrbaren Jungfrauen und Frauen zu unterscheiden; Handwerker und Patrizier, ja auch der Scharfrichter mit den Büttelknechten, Geistliche und Mönche — kurz, was nur Beine hatte und laufen konnte, das hatte sich zusammengedrängt in dem engen Raum des Geckhols — und die Klosterstraße bis weit über den Kalandshof hin und die Wohnung des Bischofs von Brandenburg wogte die Menschenmenge und der Haß gegen die Juden machte sich in wilden Drohungen Luft. — Wir wollen aber keineswegs sagen, daß dieser Haß ein künstlich erregter war, denn das Volk glaubte im vollen Ernste die unsinnigen Beschuldigungen, mit denen man sie damals belastete.

Während nun auf der Straße eine so allgemeine tiefe Aufregung herrschte, machte sich solche nicht minder im Innern des Judenhofes kund. Sämmtliche Juden waren, wie schon gesagt, in der Synagoge versammelt, es fehlten nicht die Frauen und die Kinder und mit ängstlicher Spannung, und unter Gebet und Buße hatte man den anbrechenden Tag erwartet. Als nun die bewaffneten Stadtdiener, denen sich die Markt- und Thorwächter beigesellt, in den Judenhof eindrangen, da bemächtigte

sich ihrer eine stumpfe, schwere Verzweiflung. Aber eine Hoffnung beseelte sie noch. Sie glaubten, daß die ungewöhnliche Zahl der Bewaffneten mehr zu ihrem Schutze als zu ihrer Gefangennehmung gekommen seien, und daß die Maßregel vielleicht nur den Häuptern der Gemeinde gelte. — Aber sie wurden bald enttäuscht; der Stadtschreiber zog eine geschriebene Liste aus seiner Tasche, nicht einer der Familienväter und der erwachsenen Söhne fehlte darauf. Mit lauter Stimme begann er die einzelnen Namen aufzurufen und gebot ihnen, im Namen des Rathes, alsobald in den Hof hinab zu kommen.

Das Entsetzen der Armen, das Wehgeschrei der Weiber und Kinder, alle diese Scenen der Liebe, Angst und Verzweiflung zu schildern, das überlassen wir dem Gemüthe unserer theilnehmenden Leser.

Da, wo jetzt die Fortsetzung der engen Straße an der Mauer ist und die schmale Gasse genannt wird, in spätern Jahrhunderten aber Roßmariengasse hieß, standen im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein paar Höckerbuden, unfern des Thurmes, in welchem ein Stadtwächter zur Bewachung und Sicherheit der Stadt seinen Sitz hatte. Hinter diesen Höckerbuden aber, im Geckholl, befand sich ein kleines unansehnliches Haus mit einem Schindeldach, welches die Inhaberin jener Höckerbude bewohnte und wegen ihrer ungewöhnlichen Corpulenz die dicke Else oder auch spottweise der Stammbaum Eva genannt wurde. Diese Dame hatte denn auch, wie einen doppelten Namen, so einen doppelten Charakter. Denn neben dem Geschäfte einer Höckerin, trieb sie noch das in damaliger Zeit so gefährliche Gewerbe einer Wahrsagerin, das heißt, sie sagte Jedem, der es glauben wollte, aus den Liniamenten der Hand sein zukünftiges Schicksal vorher. Allerdings trieb sie diese edle Kunst nur ganz im Geheimen, sie zählte ihre Kunden nur unter den Bewohnern der Geckholls und der anstoßenden Rosengasse; was aber ihre Lage etwas weniger gefährlich machte, war ihre

innige Beziehung zum Diebesbenker, denn sie hatte die Ehre mit diesen in Verschwägerung zu stehen. Diesem Umstande hatte sie es zu danken, daß ungeachtet des schönen Verdienstes, das dem Diebesbenker das Braten und Brennen einbrachte, von diesem bei dem Rath nicht denuncirt wurde, besonders aber dem Umstande, daß der große Verkehr in ihrem Hause, sie in so manche Geheimnisse der Bewohner des Seckbells und der Rosengasse einweihte, und dem Scharfrichter nicht selten Gelegenheit gab, sich seinen Schaden anderswo zu erholen.

Es war in der Nacht vom 20. auf den 21. September.

In dem engen niedrigen Stübchen ihrer Baracke saß die dicke Else tief versunken in ein sehr mysteriöses Geschäft. Sie stand vor einer großen Zinnplatte, die an der Wand hing und fuhr mit einem wollenen Lappen hinunter und hinauf, und mit jedem Strich, den sie that, ward die Platte heller und glänzender und bald hatte sie die Freude, ihr eigenes Bild so rein und schön herausstrahlen zu sehen, daß sie endlich zufrieden mit dem Kopfe nickte und sich nunmehr an's Werk machte, diesem selbst die möglichst reizende und zuvorkommende Form zu geben.

Die dicke Else gehörte keineswegs zu den eitelsten ihres Geschlechts, mithin ließen diese ungewöhnlichen Anstalten auch einen hohen Besuch erwarten, und in der That war sie kaum mit ihrer Toilette zu Ende, so wurde an die Thür gepocht, und Else beeilte sich, den erwarteten hohen Gast zu empfangen.

Aber entsetzenbleich taumelte sie zurück.

Es war nicht der erwartete Gast, welcher ins Haus trat, Meister Peter, der Henker, er war ein ganz anderer Mann, eine weit höhere Person und kein Anderer, als der gestrenge Herr Stadtschreiber.

Nachdem er sich an dem Schrecken des Weibes eine Weile ergötzt, ohne sein graues, stechendes Auge von ihr abzuwenden, trat er ohne Weiteres in's Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl und befahl der ihm nachtretenden Else ein Gleiches zu thun.

Ihr seid die dicke Else, sagte der Stadtschreiber nach einer sehr unheimlichen Pause.

Ja, Herr Stadtschreiber, so nennt man mich, obwohl ich eigentlich nicht weiß warum. Der Verdienst ist schlecht, und Hunger und Kummer bringen dem Fleisch kein Gedeihen, ich bin gewißlich recht mager. Ja, ja, versetzte der Stadtschreiber mit einem tückischen Lächeln, ich befürchte, Ihr werdet bald ein Gerippe werden, wenn die schlechten Zeiten so fortgehen. He — was sagt Ihr? —

Gott behüte, sagte Else, daß es dahin noch komme!

Aber dahin wird es kommen! sagte der Stadtschreiber mit erhöhter Stimme, und wäret Ihr zehnmal so dick, ein desto fetterer Braten für den Scheiterhaufen und das Fegefeuer, in das wir Euch bald expediren werden.

Mich? Herr Stadtschreiber? — fragte das Weib mit kreischender Stimme, da möchte ich wissen warum? Ich habe mit dem Teufel keine Gemeinschaft und Meister Peter, der Henker des Rathes, ist mein leiblicher Vetter, der meinen frommen Lebenswandel von Grund aus kennt!

Der Stadtschreiber zog statt aller Antwort ein Papier aus der Tasche und las: Aussage des Kesselflickers Paul Fromm, in dem Verhöre von der Nacht des 15. bis auf den 16. September, angeklagt wegen Diebstahls einer Monstranz aus der Kirche des nahen Dorfes.

Der Kesselflicker Fromm! rief Else erbleichend.

Ich bin ein guter, religiöser Christ, las der Stadtschreiber weiter, besuche fleißig die Messe und was ich auf dem Gewissen habe, ist bis auf diesen letztern Diebstahl gebeichtet. Das kam aber also.

Ich war vergangene Woche am Dienstage bei der Höckerfrau auf dem Geckholl, welche die dicke Else heißt. — Die bat ich, sie sollte mir prophezeien, ob wohl noch etwas Großes aus mir werden würde, denn mit dem Kesselflicken ginge es seit der Pest sehr schlecht. Sie beguckte meine Hand und vermeinte — es würde allerdings noch ein recht großer Schelm aus mir werden, und die großen Schelme wären große Herren. Ich glaubte die dicke Else hatte Recht und überlegte mir eine Weile die

Sache. Dann fragte ich was ich wohl thun müßte, um ein so großer Schelm und ein so großer Herr zu werden. Darauf sagte sie: die Schelme bestehlen die Kirchen und Schlösser, das war es, welches mir so gewaltig einleuchtete. Denn wovon leben sie so herrlich und in Freude? — von den Gütern, welche sie sich auf so unredliche Weise erworben. — Also stehlen diese so hoch angesehenen Herren, also kann Paul Fromm auch stehlen.

Prosit — je mehr — je besser. Die Else hat Recht! —

Hier unterbrach Else kreischend den Lesenden:

Das sind Lügen, Herr Stadtschreiber, meine Seele soll zweimal in die Hölle fahren, wenn davon ein Sterbenswörtlein wahr ist, das sind verdammliche Lügen. Lüge, daß ich sagte, große Herren wären Schelme! Lüge, daß ich sagte, sie leben vom gestohlenen Gut! Lüge, daß ich sagte, er müßte stehlen, um groß zu werden! Lüge! Lüge! Lüge! — Und wenn er's gesagt, hat ihn die Folter bewogen, aufrichtige Christenmenschen ins Malheur zu bringen. Der Diebshenker ist mein Vetter und der kann mir's bezeugen.

Ereifert Euch nicht, sagte der Stadtschreiber so gleichmüthig wie die Haube der dicken Else; der Fromm hat's nicht unter der peinlichen Frage bekannt, sondern offen und frei und erst als er auf der Kuhhaut lag, widerrief er seine frühere Angabe und sagte, die Geschichte mit der dicken Else wäre baar erlogen; die Juden hätten ihn verführt, die Monstranz zu stehlen und ihnen die Hostien zu verkaufen.

Da, da, da haben wir's, rief Else und eine Centnerlast wälzte sich von ihrem Herzen; sagte ich es nicht? — Alles erlogen — kenne den Menschen gar nicht — die Juden haben es gethan — die Juden — das Blut unsers Herrgott über sie!

Vorhin waret Ihr anderer Meinung, sagte der Stadtschreiber lächelnd, da wolltet Ihr dem Geständniß auf der Folter keinen Glauben schenken, und der Meinung bin auch ich; das erste Geständniß ist ebenfalls richtig, Frau Else, ganz unzweifel-

haft, und es liegt demnach in meiner Gewalt, Euch hineinzuziehen in diesen sauberen Prozeß und Euch die Kuhhaut riechen zu lassen und die Bande der Freundschaft mit Eurem Vetter etwas enger zu schnüren, wohl auch Gluth und Feuer in Eure verwandtschaftliche Liebe zu bringen. So, Frau Else, was meint Ihr dazu?

Um Gott, guter, vornehmer Herr Stadtschreiber, rief die dicke Else, was könnte Euch veranlassen, mich ins Unglück zu bringen. Ihr habt doch genug Juden in Euren Händen, angelt nicht nach Christenseelen.

Ich bin allerdings gewilligt, die Gefahr von Eurem Scheitel abzuwenden, sagte der Stadtschreiber, aber nur eines Dienstes wegen. — He, wollt Ihr?

Ja, ich will, sagte Else hastig.

Kennt Ihr den Juden Salomon, genannt Ben Hillel?

Ja, Gott verdamme ihn, ich kenne den Judenarzt.

Und seine Tochter?

Die Judith? — Allerdings. Das muß eine Hexe sein, nicht, Herr Stadtschreiber? Wie könnte sonst eine Judendirne solche Schönheit zieren. Die Juden stehen mit dem Teufel im Bunde, anders ists nicht.

Nein, anders ist's nicht, sagte der Stadtschreiber, und ich möchte daher gerne der kleinen Hexe habhaft werden. Versteht Ihr mich? — Es soll geschehen ohne Aufsehen, so in aller Stille, und dazu möchte ich mich Eurer Hülfe bedienen.

Von Herzen gern, gestrenger Herr Stadtschreiber, wenn Ihr es der Jüdin ein bissel anthun könnt, so geschieht ihr schon recht. So Euch beliebt, sagt mir nur, wo Ihr sie haben wollt und da sollt Ihr sie finden und müßte ich sie aus dem Judenhof herausholen.

Nicht da ist sie, versetzte der Stadtschreiber, und das ist eben die Sache. Seit der Festnehmung der Juden, worunter auch der Judenarzt, ihr Vater, liegt sie vor dem Schlosse zu Cöln, der Ankunft des Kurfürsten entgegenharrend, der jetzt abwesend in

Preußen. Die Leute auf dem Schlosse dulden sie da aus kläglichem, sündlichen Mitleid und setzen ihr Speise und Trank vor und nehmen sie gern in Schutz gegen Verführung. Von da also müßt Ihr sie holen und in Eure Behausung bringen. Wollt Ihr das, so soll das Gericht nicht ferner Euren Namen erfahren.

Ja, ich will, ich will, versetzte Else hastig. Bewahrt mir Eure Gnade, gestrenger Herr Stadtschreiber und Alles soll nach Eurem Wunsche geschehen.

So geht ans Werk. Ich finde mich noch diese Nacht bei Euch ein und bedenkt wohl, von dem Gelingen hängt Euer Leben ab.

Mit diesen Worten verließ der Stadtschreiber das Haus der dicken Else, diese aber machte sich ans Werk, um Wort zu halten.

Vor dem großen Portal des kurfürstlichen Schlosses zu Cöln gegenüber dem Dominikaner-Kloster, saß jämmerlich zusammengekauert die unglückliche Judith. Aus dem Dominikanerkloster hinüber tönte der große Hammer, der die Brüder zur Spätmesse rief. Der Uhu sandte vom nahen Thiergarten her seinen klagenden, eintönigen Ruf zu dem wachenden Ohre der Jüdin. Raben flogen in Masse nach allen Richtungen hin und umschwirrten sie, sonst war kein menschlicher Laut vernehmbar. Aber auch über Judith errang endlich die Natur ihr gebieterisches Recht, sie schlief ein. Doch die Unruhe ihres zagenden, gramerfüllten Herzens ließen sie nicht lange diese Wohlthat genießen, sehr bald erwachte sie wieder und als sie die Augen aufschlug, stand eine Gestalt vor ihr von mächtigem Umfange, eine große Haube über Stirn und Wangen weit hinüberfallend, läßt das Gesicht kaum erkennen, aber das Sichtbare war nicht geeignet, dieser Erscheinung Reiz zu geben.

Es war Elſe.

Was willſt Du? fragte Judith, ihr Auge ſtarr auf das Weib heftend.

Armes Kind! armes Kind! ſagte Elſe, Judith die Wangen ſtreichelnd, Du dauerſt mich, obgleich Du eine Jüdin biſt und gewiß ſchon Chriſtenblut getrunken haſt. Aber Du biſt ja unſchuldig daran. Ja, Du dauerſt mich.

Ich mag Dein Bedauern nicht, ſagte Judith, wenn Du ſo Entſetzliches von mir und meinem Volke glaubſt. Geh, laß mich! —

Ich weiß es, ſagte Elſe, im ſelben Tone fortfahrend, Du biſt trotzig. Du lehnſt Hülfe und Beiſtand ab, aber ich will mich nicht zurückſchrecken laſſen, ich werde das Kind des Mannes, dem ich mein Augenlicht verdanke, nicht verſchmachten und der Schande erliegen laſſen, die ihrer droht; nein, nimmer.

Ich aber will nicht hören auf Deine Worte, ſagte Judith, laß mich!

Ja, ich weiß, Du biſt trotzig und ſtörriſch wie Dein Volk, aber Du wirſt meinen Worten Gehör geben. Wiſſe, Du armes Satanskind, ehe eine Stunde vergehen wird, kommen die Vermummten da drüben und ſchleppen Dich mit Gewalt in die dunklen Gänge ihres Kloſters und geben Dir die Taufe. Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ſolches verrathe, wodurch eine Seele dem Böſen entriſſen wird — aber ich kann nicht anders.

Wer wird mich zwingen, den Gott zu bekennen, den ich nicht will? fragte Judith; laß ſie nur kommen, die ſchwarzen Männer, ich will vor keinem weichen, bis ich das Antlitz des Fürſten geſchaut und ſeine Knie umfaßt und er mir Gnade geſchenkt für die Schlachtopfer der Verläumdung und der Rache.

Unglückſeliges Kind! ſprach Elſe, auf den Kurfürſten wartet Du? Weißt Du denn nicht, daß er ſeit dem Abend hier in Berlin ſich befindet?

Nein, nein, rief Judith, ich habe die Reiter noch nicht geſehen, hier vor dieſem Thore ſteigen ſie ab, und ich habe dieſen Platz gehütet wie meine Seele.

Aber der Kurfürſt iſt dennoch hier, er iſt in der Kloſterſtraße abgeſtiegen vor dem hohen Hauſe und hat daſelbſt ſeinen Sitz genommen. Und mit Tagesanbruch verläßt er die Stadt und kehret nicht wieder bis zum Ende der Woche.

Redeſt Du wahr? fragte Judith beſtürzt.

So mag Herr Jeſus mir helfen.

Du ſchwörſt bei Deinem Gott! rief Judith, ſich entſchloſſen erhebend, ich will mit Dir gehen, denn ich muß den Kurfürſten ſprechen um der Meinen willen. Komm, komm!

Ja, komm mein Kind. Ach, wie bleich Du biſt, arme, arme Judith! —

Halloh! halloh!
Kein Jude iſt von Stroh!
Und kömmt er auf den Scheiterhauf,
So brennt er doch wie Grasbalm auf.
Halloh! halloh! halloh!
Dann iſt der Teufel froh!

Dieſer poetiſche Geſang kam aus einer ſehr rauhen Kehle und dieſe Kehle gehörte Niemandem ſelbſteigen als dem Meiſter Peter, dem Diebshenker, der jetzt pochend vor der Thüre der dicken Elſe ſtand und höchlich erſtaunte, dieſe ſo widerſpenſtig zu finden wie eine Feſtung.

Elſe, Elſe! rief er, dicke Elſe! — Stammbaum Adams und Eva's, mache auf, Vetter Peter iſt draußen!

Aber die Thür blieb verſchloſſen und brummend kehrte Meiſter Peter wieder um, ging das Geckhol hinunter, der Georgenſtraße zu, aber hier hemmten ihn zwei Geſtalten, die gar ſonderlich kontraſtirten, denn die eine war klein und zierlich und die andere eine quadratförmige Figur, mit einem Wort, es war die dicke Elſe und Judith.

Haha! rief Meiſter Peter, dicke Elſe, auf welcher Fährte treffe ich Dich und wohin willſt Du mit dem ſchwarzäugigen Mädel — ich glaube gar, es iſt Judith.

Wohin ich will, versetzte Else, die sehr bald den keineswegs nüchternen Zustand ihres Vetters erkannte und sich dieser Begegnung geschickt zu ihrem Zwecke bedienend: wohin ich will? Zum Kurfürsten will ich, daß er die Juden freilasse.

Meister Peter wollte vor Lustigkeit schier bersten, als er Elsen also reden hörte. — Daß er die Juden frei lasse! rief er mit weit aufgesperrten Augen, und mich um das schöne Stück Geld bringen, das ihre Hinrichtung mir trägt — und also meine saure Mühe zu nichte machen? He! — Wirst's bleiben lassen, Eben komme ich von der Kuhhaut und dem spanischen Stiefel. Ach! wie schrieen die Juden, als ich den Keil einschlug — es war ein Gaudium! — Nur der Ben Hillel schrie nicht — und kein Laut kam aus seinem zusammengepreßten Munde.

Ein lauter Schrei unterbrach die entsetzliche Herzlichkeit des Henkers — todesbleich, das Auge geschlossen und gebrochen, sank Judith zusammen.

Komm, rief Else mit höllischer Freude, hilf mir sie nach meinem Hause tragen.

Nach Deinem Hause? rief Meister Peter mißbilligend, willst Du Dein Nest verunreinigen, Else? — Das laß ich hübsch bleiben. Gute Nacht!

Gute Nacht, Meister Peter, rief ihm Else nach, gedenkt meiner bei einem Humpen Bernauerbier!

Und die dicke Else lud die ohnmächtige Judith auf ihre Schultern, Meister Peters Tritte aber und sein Gesang hallten noch weithin in die Nacht.

Heda, wohin mit dem Raub? — riefen die Wächter vor dem Judenhofe, als sie die dicke Else an der andern Seite vorüber keuchen sahen und vertraten ihr den Weg.

Ist kein Raub, gestrenge Herren, wie Ihr seht, es ist die Tochter des Judenarztes, die ich ohnmächtig auf der Straße

gefunden. Soll ich sie nicht hineinbringen in den Judenhof? setzte sie schlau hinzu.

Das Thor wird nicht geöffnet als auf ausdrücklichem Befehl, versetzten die Wachter, bringt sie nach dem Beithof.

Ich werde sie in mein Haus aufnehmen — sagte Elise, das Mädchen, welches sie auf die Erde gelegt, wieder aufrichtend, ist doch ein Menschenkind, wenn auch eine Jüdin.

So brachte sie die Arme in ihre Wohnung und gab sich alle erſinnliche Mühe, ihren Geist wieder zu erwecken, aber eine tiefe, tiefe Ohnmacht hielt die an Leib und Seele Erschöpfte in eisiger Umarmung.

Da kam der Stadtschreiber.

Seine Augen glänzten in einem sinnlichen Feuer, seine Arme zitterten, seine Stimme war dumpf und klanglos.

Es ist gelungen — sagte er. — Ich sah sie nicht mehr vor dem Vorhofe des Schlosses — sie ist hier.

Ja — sie ist hier.

Der Stadtschreiber hörte nichts weiter — er stürzte ins Zimmer, aber erstarrt blieb er stehen.

Sie ist todt! — sagte er dumpf.

Ja, sie ist todt, — sagte Elise.

Vom Schauer gerüttelt, ohne ein Wort zu reden, stürzte der Stadtschreiber wieder aus dem Hause.

Ihr Schatten haftete an seinen Sohlen.

Es war am andern Morgen. Hochroth ging die Sonne auf, und sandte, eine herzige Mutter, ihren freundlichen Gruß den erwachenden Seelen. Aber an das harte Lager der gelähmten und schmerzbeladenen Juden trat sie nicht — nach ihnen — streckte der unerbittliche Tod seine kalt umfangenden Arme aus. — Auf dem neuen Markt erhob sich das furchterliche Gerüst, das zur Hinrichtung der Juden erbaut worden. — Scheiterhaufen und Schaffot neben einander.

Da hallten die gleichförmigen Schritte eines in Reihe und Glied ſchreitenden Zuges, der ſich vom Berliner Rathhauſe her über den Markt zur Marienkirche hinüberwogte. Es war kein Heer-, es war kein Paradezug — es war ein Triumphzug! Voran ſchritten im Prieſter-Ornate der Prior der Dominikaner, und ihm zur Rechten und zur Linken ein ſchwarzer Bruder — das Kreuz hoch erhoben.

Und dann folgte eine Schaar Juden, bekleidet mit weißen härenen Gewändern, die bis zur Sohle reichten, baarfuß, die Häupter bedeckt mit langen, papiernen Mützen; brennende Kerzen wiegen ſie in der Hand. — Dann folgten wieder Dominikaner-Mönche mit dem Kreuze und ſangen ein Kirchenlied.

Bleich wie der Schatten, ſchwankend und wankend, ſchritten die Juden fort — ihre Augen blickten ſtarr und ſtier — ihre Herzen weinten.

Sie ſchritten zur Kirche — die heilige Taufe zu empfangen um das Leben zu retten. O sancta simplicitas! — — —

In dieſem Moment drang Hörnerklang und Pfeifen vom Oderberger Thore her. Ein kurfürſtlicher Reiter ſprengte voraus, hielt an der Spitze des Zuges und rief mit donnernder Stimme: Halt!

Der Zug blieb ſtehen — die Mönche unterbrachen den Geſang.

Und gleich darauf ſprengte ein ſtattlicher Reiter in glänzendem Harniſch und Panzer, von anderen begleitet, heran.

Es war der Kurfürſt. —

Mit ſtrengem Antlitz muſterte er die Schaar der Juden, und rief dann mit unwilligem Geſicht:

Ben Hillel, mein Arzt iſt nicht unter ihnen!

Der iſt verſtockt und halsſtarrig, gnädiger Herr, und ſeinem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß nicht mehr Juden in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche ihr Heil gerettet!

Das Auge des Kurfürſten blickte mit frommer Melancholie zum Himmel.

Es thut mir Leid, sagte er, ich hätte ihn gern meiner Gnade theilhaftig gemacht — — aber ihm geschehe jetzt nach Recht. Hierauf neigte der Kurfürst ehrfurchtsvoll das Haupt vor dem Kreuze und gab seinem Rappen die Sporen, als ihn plötzlich ein zu seinen Ohren dringender Lärm gebannt hielt und er voll Spannung und Erwartung nach der Klosterstraße hinaufblickte.

Ein Pöbelhaufen, bestehend zumeist aus den Bewohnern des Heckhofs, wälzte sich aus der Klosterstraße über die Georgenstraße hin, und schien nach dem grauen Kloster seine Richtung nehmen zu wollen.

Der Kurfürst sprengte mit seinem Gefolge dahin und alsobald stürzte der Haufe zurück und der allgemeine Ruf: Der Kurfürst! der Kurfürst! ertönte. Auf diesem Ruf folgte ein lauter durchdringender Schrei, und aus der Mitte der Menschenwoge stürzte eine Wahnsinnige, das rabenschwarze Haar wild um die Schultern flatternd, bleich wie ein Gespenst, ein Bild des bittersten Schmerzes und der tiefsten Verzweiflung.

Es war Judith.

Die, zum anbrechenden Morgen von einer todesähnlichen Ohnmacht umfangen, war es endlich den Anstrengungen der dicken Else gelungen, sie ins Leben zurückzurufen; aber ihr Geist schien dem Kummer, den furchtbaren Seelenleiden erlegen zu sein, denn ihr Blick war irre und Else selbst ergriff Entsetzen über diese traurige Verwandlung. Sie hielt die Arme nicht mehr, als sie sich mit Aufgebot aller ihrer Kräfte gewaltsam emporrang und mit dem Rufe: ich will zum schwarzen Schatten! aus dem Hause stürzte.

Aber ihr irrer Geist hielt den Willen noch fest, auf den er seit Tagen unablässig gerichtet war — zum Kurfürsten.

Jetzt lag sie zu seinen Füßen, ihre Hände wie zum Gebete erhoben, den Blick voll unsäglicher Verzweiflung zu seiner umwölkten Stirn emporgerichtet. — So lag sie da — stumm — lautlos — ein tief ergreifendes Bild.

Von dem Neumarkte her hallte noch der düstere, monotone Gesang des zur Kirche geführten Zuges und dazwischen das

dumpfe Gehämmer an dem aufgerichteten Gerüſte. Der Pöbel ſelbſt war ſchweigſam geworden und ſtand nicht ganz ohne Theilnahme. Ernſt blickte der Kurfürſt.

Kind, ſagte er, es thut mir wehe, was mit Deinem Volke jetzt vorgeht, aber es hat ſich meiner Gnade und meines Schutzbriefes unwürdig bewieſen. Der Verbrechen, die ſie verübt, ſind unzählige und ſchreckliche. Sie ſind eine Peſt für meine frommen, chriſtlichen Unterthanen und ich will ferner keinen Juden in meinem Lande dulden. Du aber ſtehe auf Judenmaid, wende Dich ab von Deinem ſchlechten Volke, und bekehre Dich zu Chriſti Schooß.

Judith aber verharrte in ihrer Lage, den Blick geheftet auf das Auge des Fürſten — die Hände zu ihm emporgehalten — noch immer lautlos.

Da rief eine weiche, bewegte Stimme aus der Mitte des Haufens: es iſt Ben Hillels, des Judenarztes Tochter, der mein Kind von ſeiner Blödheit befreit — Gnade! Gnade! Und eine andere Stimme folgte ihr — und mehrere und der ganze Haufen ſtimmte plötzlich mit ein: Gnade! Gnade! für den Judenarzt! —

Da erheiterte ſich etwas der ernſte Blick des Fürſten und er ſprach mit lauter Stimme:

Gnade für Ben Hillel — aber den Andern werde ſtrenge und blutige Gerechtigkeit!

Mit dieſen Worten ſprengte der Kurfürſt von dannen.

Und wieder trat die Sonne blutroth aus dem umwölkten Himmel. Die Kuppel der Marienkirche ſtrahlte feurig, wie in der Eſſe geglüht. Berlin und Cöln waren wie ein vom Sturme erregtes Meer und eine ungeheure Menſchenmenge wogte über den Neumarkt. Von der Spandauerſtraße her bewegte ſich ein langer Zug, kurfürſtliche Reiter voran, dann der Scharfrichter mit ſeinen Büttelknechten, Zangen waren ihre Waffen. Hellebardiere und Stadtwappner ſchloſſen den Zug, dem die dicht gedrängte Menſchenmaſſe nachſtürzte.

Sollen wir das düſtere Bild verfolgen, wie die unglückſeli-

gen Schlachtopfer, ſchon halbtodt von den entſetzlichen Qualen der Folter, durch die Straßen der Stadt geſchleppt und ihre wunden Leiber mit Zangen geriſſen wurden und wie dann die Flamme des Scheiterhaufens ſie zu Aſche zerſtäubte und wie der Getauften Köpfe vom Blocke rollten? — Zu traurig iſt dieſes Bild, das den erleuchteten Zeitgeiſt erſchaudern macht.

Und während ſo Entſetzliches ſich auf dem Neuenmarkte zutrug, eilte durch verſteckte Gäßchen ein armſeliger Mann mit zerriſſenem Herzen und zerriſſenem Gewande dem Judenhofe zu.

Es war Ben Hillel.

Athemlos ſtürzte er ins Haus, einen Troſt gedenkt er zu erfaſſen und für den unſäglichen Haß, der ihn und ſein Volk betroffen, einen Blick der innigſten Liebe zu finden.

Aber das Auge ſeines Kindes war gebrochen.

Auf Stroh, mit einem weißen Tuche verhüllt, von ſtummen, ſtierblickenden Weibern umgeben, da lag Ben Hillel's Tochter.

Heim kehrten die Bürger von dem blutigen Schauſpiele und nahmen das tragiſche Ereigniß des Tages mit in ihre Träume hinüber. In ihren Mauern hatten ſie keine Juden mehr — ob ſie darum ruhiger ſchliefen?

Während alſo dumpfe Ruhe über den Geſchwiſterſtädten lag und die Straßen öde waren, ſchlüpfte eine Geſtalt unter dem Gerüſte des Schaffots hervor, in ihrer Hand blitzte ein zinnernes Gefäß. Scheu blickte er ſich nach allen Richtungen hin um und ſchlich dann hinter der Badſtube entlang nach dem Geckhol. — Judenblut! brummte ſie; drei Tropfen auf eine Hand gegoſſen, läßt mich die feinſte Linie genau erkennen und jedes Geſchick muß mir klar werden.

Und mit heimlicher Freude blickte ſie in das Gefäß und dann nach dem Judenhof hin.

Keine Wächter hüteten hier mehr die Pforte und trauriger als ehemals ſah das Geckhol aus. Wie zuſammengerollte Maulwürfe lagen die Häuschen, als wollten ſie ſich mehr und mehr

in die ungepflasterte Erde einwühlen, aus den spärlichen Fenstern schimmerte kein Licht, aus den hölzernen Schornsteinen stieg kein Dampf, kein freundlicher Ton durchdrang die dumpfe Stille.

Aber auf dem Neuenmarkt zu Berlin, da hielten zwei entsetzliche Gespenster Wache und unterhielten sich von einer traurigen Mähr.

Es war der Scheiterhaufen und das Schaffot.

Sechstes Kapitel.

Im Thiergarten.

Mein Mädchen und meine Schuhe. — Eine seltsame Industrie. — Der Junggeselle. — Malice eines Berliner Lehrburschen. — Zwei Tolle.

Der berühmteste Ort in ganz Preußen ist bekanntlich der Thiergarten, für Berlin ist er jedenfalls der romantischste. Verliebte Pärchen geben sich hier am öftersten Rendez-vous, und Lebensüberdrüssige, mit der Welt Zerfallene suchen hier am öftersten den Tod. Wild giebt es hier nicht mehr, trotzdem sollen die Junggesellen noch sehr oft nach Wild jagen, das einer andern Welt als dem Thierreiche angehört.

Es giebt in Berlin sonderbare Käuze unter den Junggesellen, es fehlt ihnen der Esprit der Franzosen, aber dennoch haben sie etwas, was einen deutschen und Berliner Junggesellen vor allen andern auszeichnet. Namentlich rühmen sie sich gern aller

möglichen Bekanntſchaften. Keine Tänzerin, keine Sängerin, keine Schauſpielerin, keine Virtuoſin hat in den letzten zwei oder drei Decennien gelebt, die ſie nicht gekannt, von der ſie nicht eine Haarlocke oder ſonſt irgend ein koſtbares Andenken aufzuweiſen hätten. Wurde ich ſelbſt nicht förmlich beſtürmt von ihnen um irgend ein Andenken? — Ich konnte darauf rechnen, daß ich das paar Schuhe, in welchem ich einmal getanzt hatte, niemals wieder zu Geſicht bekam. Es war im Voraus jedesmal mit Beſchlag belegt, und Gott weiß, wie theuer es meiner Dienerin bezahlt wurde, die dieſen Cultus meiner Schuhe auszubeuten und zu einer anſtändigen Revenüe für ſich zu machen wußte.

Gewöhnlich waren dieſe Enthuſiaſten alte Hageſtolze, die irgend ein Cabinet dergleichen Merkwürdigkeiten hatten, und Einer von ihnen ging ſogar ſo weit, ſich mit mir in Betreff meiner Schuhe in Correſpondenz zu ſetzen. Ich ſollte ihm nämlich kontraktlich alle meine Tanzſchuhe zuſichern, und mich bei einer gewiſſen Strafe verpflichten, ſolche Niemandem anders abzulaſſen. Daher wollte er mir für jedes Paar eine bedeutende Summe auszahlen. Wahrſcheinlich wollte er einen förmlichen Handel damit treiben, vielleicht hätte er ein gutes Geſchäft gemacht.

Später war meine Dienerin ſchlau genug Schuhe aufzukaufen, und ſie an die närriſchen Leute für die meinigen wieder zu verkaufen, Schuhe, die ich nicht einmal geſehen, viel weniger getragen habe.

Einer dieſer Junggeſellen hatte ſich einſt ein paar Schuhe von meinem Mädchen geholt, in welchem ich den Abend zuvor getanzt haben ſollte und dieſe Schuhe pränumerando begehrt. Er ſteckte ſie ganz gemüthlich in die Taſche und ging, wahrſcheinlich einige hübſche Verſe auf dieſe Schuhe dichtend, und um ſeiner romantiſchen Stimmung zu genügen, nach dem Thiergarten. Dort angelangt, vertiefte er ſich in die einſamſte Allee, holte die Schuhe hervor und unterhielt ſich mit ihnen. Endlich ſetzte er ſich ganz ermattet auf eine Bank, und da es Mit-

tag und sehr heiß ist, überwältigt ihn der Schlummer und er überläßt sich ungestört dem guten Großvapa Morpheus.

Er mochte kaum fünf Minuten geschlafen haben, da näherte sich einer von jenen classischen Berliner Lehrjungen, die durch ihren Mutterwitz und ihre Keckheit ausgezeichnet sind. Er sieht den Schlafenden, die Tanzschuhe in seiner Hand und erräth mit seltener Divinationsgabe die Situation des guten Junggesellen. Rasch und vorsichtig nimmt er ihm die Schuhe weg, und da er vor sich einen sehr seltsamen Menschen gehen sieht, der jedenfalls ein Gelehrter zu sein scheint, denn er ist tief in Gedanken versunken, so praktizirt er ihm, sich an ihn heandrängend, die Schuhe leise und vorsichtig in die Tasche, so, daß sie etwas heraussehen, und also erkennbar sind. Nun läuft er zu dem Schlafenden zurück, setzt sich neben ihn mit einem solchen Geräusch, daß der Junggeselle erwacht, der seine Schuhe vermißt und den Lehrling mit prüfendem, mißtrauischem Blicke ansieht. Dieser giebt den Blick keck zurück und sagt in seinem Berliner Dialekt ganz dreist:

Wollen Sie etwas von mich? —

Hm — sagte der Junggeselle — durch diese dreiste Anrede etwas irre gemacht, es scheint, daß man mir etwas gestohlen hat.

Ihre Schnupftabacksdose vielleicht?

Nein, das gerade nicht. —

Oder Ihr Taschentuch? —

Auch das nicht.

Na, denn Ihren Stock? —

Nein, mein Sohn, ein Paar Schuhe.

Ach — Sie träumen wohl — Sie haben ja ihre Stiebel an.

Die nicht — ich hatte ein Paar. —

Atlasschuhe vielleicht? Na, sieh mal, da sah ich so eben einen ältlichen Herrn, der neben Ihnen saß, als ich gerade auf die Bank zu kam, der hatte ein Paar Atlasschuhe in der Hand, die er, als ich herankam, in seine Hintertaschen steckte.

Ich hielt ihn für einen Tanzmeister. Dort unten geht er.

Der Junggeſelle ſprang auf und ſpornſtreichs hinter den Gelehrten her, der von nichts ahnete. Der Lehrburſche folgte behend. Natürlich blickten die Schuhe noch immer verrätheriſch aus den Taſchen des armen Mannes.

Herr, fuhr ihn der Junggeſelle zornig an, wiſſen Sie gefälligſt, daß Sie ein Dieb ſind? —

Wiſſen Sie gefälligſt, daß Sie verrückt ſind? fragte der Gelehrte dagegen.

Herr, Sie haben ſich erlaubt, mir ein Paar Schuhe zu ſtehlen.

Sie ſind wirklich verrückt, entgegnete der Gelehrte, und ſah ſich nach Menſchen um, denn es wurde ihm ein wenig ängſtlich zu Muthe.

Sie verſuchen es vergebens zu leugnen, rief der Junggeſelle immer zorniger werdend, greifen Sie nur gefälligſt hinten in Ihre Taſchen. Wenn nicht etwa ein Schuſter drinnen wohnt, ſo ſollte es mich einigermaßen wundern, wie ein Paar Schuhe hineinkommen.

Der alte Junggeſelle konnte vor Zorn nicht weiter ſprechen. Er glaubte allerdings nicht einen Dieb vor ſich zu haben, dazu ſah der Mann zu ſolide aus, aber er hatte einen noch ſchlimmern Argwohn: Er hielt den Gelehrten für einen glücklichen oder unglücklichen Nebenbuhler, der ihm die Schuhe genommen habe, um ſelbſt in den Beſitz eines ſolchen Andenkens an mich zu gelangen, und das war es was ihn ſo böſe machte. Er greift jetzt alſo ohne Umſtände nach den Taſchen des ſchuldloſen Mannes, der natürlich nicht weniger entrüſtet über einen ſolchen Eingriff in ſeine Rechte oder Linke, ein ſolches Attentat abzuwehren ſtrebte. Es entſpann ſich ein heißer Kampf, währenddeſſen der ſchelmiſche Lehrling ſich herbeimachte und die Verwirrung des Kampfes ſich zu Nutze machte. Unter dem Vorwande, dem Junggeſellen zu ſeinem Eigenthum zu verhelfen, gelang es ihm, die Schuhe zu erwiſchen, ohne daß es einer der Kämpfenden bemerkte, und glücklich ſchob er ſie nun dem Junggeſellen ſelbſt in die Taſche. Nach dieſer Heldenthat entfernte

er ſich und rief den erſten Beamten herbei, welchen er antraf. Dieſer ſuchte die Kämpfenden zu trennen, doch wurde es ihm ſchwer, ſich aus den gegenſeitigen Beſchuldigungen zu vernehmen, und da jeder hartnäckig bei ſeiner Behauptung verharrte, ſo blieb nichts Anderes übrig, als Beide in Arreſt zu bringen. Unterwegs mußte aber der Junggeſelle ſein Schnupftuch gebrauchen, er holte es hervor und war nicht wenig erſtaunt, auf ein ungeahntes Hinderniß zu ſtoßen. Es waren die Schuhe. Seine Verlegenheit und ſeine Beſtürzung waren nicht geringe und es war unzweifelhaft das Beſte was er thun konnte, indem er ſich an den Gelehrten wandte und mit ſehr rührender Stimme ſagte:

Mein Herr, wenn Sie gefälligſt verzeihen wollten, daß ich Sie ſo ſehr incommodirt, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, denn ich geſtehe, daß ich im Schlafe die Schuhe in meine eigene Taſche geſteckt habe, und daß das, was aus Ihren Taſchen hervorguckte, durchaus etwas Anderes geweſen ſein muß. Wenn Sie die Sache vergeſſen zu wollen ſo gütig wären, würde es mir Vergnügen gewähren, mit Ihnen, ſobald es Ihnen beliebt, eine Flaſche Champagner zu trinken.

Der Gelehrte war es zufrieden, ſöhnte ſich mit dem Junggeſellen wieder aus, und ſie gingen als gute Freunde noch ein Stündchen mitſammen ſpazieren.

So iſt mir erzählt worden. Sollte es nicht wahr ſein, ſo iſt es wenigſtens gut erfunden.

Siebentes Kapitel.

Deutſche Dichter.

Noch einmal Jean Paul. — Göthe und die Gräfin Stollberg. — Alte Liebe. — Ein Sturm, den ich abſchlage.

Dem Bekannten, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, theilte ich jenes Zuſammentreffen mit Jean Paul unter den Linden mit, indem ich meinte, er könnte wohl mit dem Gelehrten im Thiergarten eine und dieſelbe Perſon ſein.

Ach, das iſt gerade nicht nothwendig, verſetzte er; wir haben hier ſo viele ſeltſame und närriſche Leute, welche dichten oder ſonſt in einem wiſſenſchaftlichen oder gelehrten Fache machen, wie die Kaufleute hier ſagen, daß man nicht anzunehmen braucht, es müßte dieſelbe Perſon geweſen ſein.

Es fanden ſich, als wir hiervon ſprachen, einige meiner Freunde ein, worunter ſehr geiſtreiche Leute waren. Ich verlangte etwas von Jean Paul zu wiſſen und man entwarf mir eine Charakteriſtik dieſes Mannes und beſchrieb mir ſeine Werke. Was mich aber am meiſten dabei intereſſirte, war' ein Brief dieſes Dichters an den Kaiſer Alexander, den ich mittheilen will.

Jean Paul ſchrieb nämlich an den damals mächtigſten Monarchen der Erde:

Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. Kaiſerliche Majeſtät der Schiedsrichter Europas ſind, wie vorher der Befreier deſſelben und Sie aus dem Schutzgeiſte des Sieges der Schutzgeiſt des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren

Thron. Doch wie dem Geiſte nichts zu groß, ſo iſt der Güte nichts zu klein.

Ueber fünfundzwanzig Jahre hatte ich für die Muſen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutſcher Fürſt, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahre 1808 eine jährliche Penſion von tauſend Gulden bewilligte, um den Armgebornen zu unterſtützen, deſſen Körper blos von ſeinem Geiſte lebte. Nach der ſiegreichen Beſetzung des Großherzogthums wurde mir 1814 die Fortſetzung der Penſion vom General-Gouvernement verweigert bis auf höhere Entſcheidung.

Werden die hohen Verbündeten, welche für deutſche Freiheit und deutſche Wiſſenſchaft zugleich gekämpft, die fürſtliche Unterſtützung eines Schriftſtellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäiſche Freiheit geſchrieben, wo er ſeine eigene einem Davouſt bloßſtellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, den die wohlwollende Vorſehung gerade im Jahrhundert des Egoismus, die Menſchenliebe auf den höchſten Thron Europas geſetzt. Ich wende mich hier an einen Geiſt, der Geiſter beſchützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, grenzenloſe, das der Wiſſenſchaften, dem Norden auch geiſtlängſte Tage zu den geographiſchen geben will. Möge der Herrſcher, deſſen Scepter dem Magnete ähnlich iſt, welcher zugleich anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welchen Er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majeſtät lange die einzige dauerhafte Univerſal-Monarchie, die der Liebe, nachdem ſie die haſſende und gehaßte geſtürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen, wie erſt ſpät die Trauer um Sie.

Jean Paul Friedrich Richter.

Sehr intereſſant war mir auch, was ich über das Verhältniß des großen deutſchen Dichters Göthe zur Gräfin Stollberg hörte.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es noch ein Gefühl, das wir jetzt nicht mehr kennen: man hatte eine Verbindung mit

einer geiſtreichen Frau, eine rein geiſtige und wenn man ſo ſagen darf, briefliche Verbindung, gegen die Niemand etwas einzuwenden hatte, nicht einmal der Ehemann, der ſogar der erſte Vertraute des Briefwechſels war. Man konnte dieſe Neigung eigentlich nicht definiren, ſie war zärtlicher, leidenſchaftlicher als Freundſchaft, ſie war eigentlich Liebe, die nur Anſpruch auf Freundſchaft machte, oder eigentlich die Galanterie der Ritterzeit in die geiſtige Sphäre verſetzt. Man ſchrieb ein Tagebuch für einander, man theilte ſich tauſend Kleinigkeiten mit, über die man heute lächeln würde, die aber damals entzückten. Uebrigens wurde man dadurch nicht verhindert, außerdem noch eine wirkliche Liebe zu haben, denn nur der Geiſt war durch die briefliche Neigung beſchäftigt, das Herz nur halb und die Sinne gar nicht. Zudem wurde der Brief-Roman durch die Wechſelfälle einer andern Leidenſchaft nur noch mehr verſchönt. Aus einer ſolchen Neigung, die viel Aehnliches mit Petrarkas Gefühlen für Laura hatte, den Myſtizismus des fünfzehnten Jahrhunders abgerechnet, entſtand der Briefwechſel Göthes mit der Gräfin Stollberg. Göthe war verliebt und bedurfte einer zarten Seele voll Sympathie, die immer bereit war, die Geheimniſſe ſeiner Freuden und Leiden in ſich aufzunehmen und das Geſtändniß ſeines ewigen Schwankens zwiſchen Vertrauen und Zweifel zu verſtehen. Ohne eine dritte Perſon, die unbetheiligt bei der Handlung die Rolle eines Vertrauten übernahm, wäre der Roman nicht vollſtändig geweſen. Denn die Liebe eines Göthe konnte niemals etwas anderes ſein, als ein Roman mit vollkommener Expoſition, verwickelter oder einfacher Intrigue, glücklichem oder unglücklichem Ende, Alles war gleichſam vorher wohl überlegt. Die arme Kleine, die ſchwach genug war, in dieſe Falle zu gehen, ſtarb vor Kummer wie Friederike, oder ſuchte ſich anderweitig durch eine Heirath zu tröſten wie Lilli, während Göthe ſelbſt friſch und geſund aus ſeiner Liebestrauer hervorging und nichts von ihr übrig behielt als ein neues Thema für ein Gedicht oder ein Drama. Göthe hütete ſich wohl, eine ſo ſchöne Gelegenheit zur Analyſirung

ſeines Selbſt ungenutzt vorübergehen zu laſſen, vom erſten Augenblick an richtete er Alles ſo ein, daß die Kritik gleichzeitig mit dem Gefühl erwachte. Der Verſtand mußte die Bewegungen des Herzens beobachten und die Beobachtungen ſorgfältig ſammeln, um ſie am gehörigen Orte zu benutzen. Das nennt man die Leidenſchaft als Philoſoph behandeln und nach der Methode poetiſch ſchaffen. Die Schweſter der beiden Stollberge, die junge Gräfin Auguſte, paßte vortrefflich für die Rolle, die Göthe ihr in ſeinem Herzensromane beſtimmte. Da es ſich nicht darum handelte, ſie zu lieben oder von ihr geliebt zu werden, ſo konnte die völlige Unbekanntſchaft beider Betheiligten mit einander kein Hinderniß ſein und wenn ein perſönliches Kennenlernen hätte ſtattfinden ſollen, ſo mußte das Ueberraſchende, das Seltſame einer ſolchen Begebenheit nothwendig auch zu Göthes Vortheil ſich wenden. Man denke ſich nur dieſe huldigenden, ritterlichen Freundſchaftsbetheurungen, von einem ſchon berühmten Namen unterzeichnet, dieſe Briefe, vom Hauche des Genies durchglüht, die unter der Adreſſe zweier vielgeliebter Brüder ankommen und ein junges Mädchen inmitten der friedlichen und einförmigen Lebensweiſe der Provinz überraſchen. und man wird einſehen, daß dies hinreichender Stoff war, um die ſchlummernde Phantaſie zu wecken, beſonders wenn man annimmt, daß das junge Mädchen lebhaften und romantiſchen Geiſtes geweſen iſt. Es pflegt mit ſolchen geiſtigen Spielereien immer ſo zu gehen.

Nachdem Göthe in glühenden Briefen, wie Werther oder St. Preux ſie hätten ſchreiben können, die Gräfin Auguſte zur Vertrauten ſeiner Leidenſchaft für Lilli gemacht und zur Vertrauten ſeines Schmerzes um den Verluſt derſelben in Ausdrücken, die eine entflammende Liebe zu Auguſten ſelbſt andeuteten, verlor ſich nach und nach der Strom der überfließenden Empfindung und es finden ſich kaum hier und da in Friſten von zwei oder drei Jahren noch Spuren davon. Es iſt ein merkwürdiges Ende dieſer rein geiſtigen Freundſchaft, die zu

Frühlingsmorgen einer poetiſchen, glühenden Jugend erwachte, in der Mittagshitze des Lebens verſiegte und an den Pforten der Ewigkeit ruhig, treu und innig ſich wieder einſtellte.

Einige Tage vor meiner Abreiſe von Berlin hatte ich noch ein ſeltſames Rencontre mit einem jungen Menſchen, der mich auf Schritt und Tritt verfolgte und endlich Gott weiß auf welche Weiſe ſich in meine Wohnung eingeſchlichen hatte.

Ich wollte mich eben ein wenig aufs Kanapee werfen und einen neuen franzöſiſchen Roman leſen, als ich Geräuſch in meinem Kabinette hörte. — Ich wollte aufſchreien, denn im erſten Augenblick glaubte ich nichts anderes, als daß ſich ein Dieb bei mir eingeſchlichen hätte. In dieſem Augenblick trat ein junger, höchſt nobel angekleideter Mann aus meinem Kabinet. Er hatte etwas in ſeinem Weſen, was mich nicht glauben ließ, daß ich einen Dieb oder Verbrecher vor mir hätte. Ich trat ihm alſo ruhig entgegen und ſagte ihm:

Mein Herr, Sie ſcheinen fehlgegangen zu ſein.

Nein, mein Fräulein, verſetzte er, ich bin nicht fehlgegangen, ich wollte bei Fräulein Sennora Pepita ſein, und bin bei Sennora Pepita.

Wer ſind Sie denn, mein Herr? fragte ich.

O, Sie fragen! rief er in Extaſe. — Sagt Ihnen denn keine innere Stimme, daß ich der unglückliche Glückſelige bin, deſſen Herz Sie mit dem Feuerſtrahl Ihrer Augen verſengt haben?

Mein Herr — ich bitte — ſagte ich, indem ich nach der Thür wies.

Nein, nicht ungenutzt, rief der unſinnige Menſch, werde ich dieſen Augenblick verſtreichen laſſen, den ich ſo lange vergebens erlauſcht, und den mir das Glück jetzt gewähren will. — Ja, Sennora, unbelauſcht von dem Argusauge Ihrer Tyrannen, in dieſem Augenblicke wage ich es auszuſprechen, daß ich Sie liebe. O, wenden Sie ſich nicht ab; hören Sie mich. Wenn ich Ihnen

auch noch ein Fremdling bin, Sie ſollen mich raſch genug kennen lernen. Ich mache Ihnen aus meinen Tugenden und Fehlern kein Hehl — wie ich bin, ſo will ich mich Ihnen geben. Ich bin gut, brav, edel, kein Verſchwender, aber nobel, kein Spieler aber Jäger, kein Säufer aber Gourmand, kein Männchen aber Mann; — voll nobler Paſſionen, praktiſch bis zum Exceß und doch ſo hochpoetiſch, daß meine Worte Lieder ſind, mein Zorn ein Epos, meine Liebe eine Elegie, mein Leben ein Drama. Erhören Sie mich, Sennora, und treu wie Gottes Wort werden Sie das Herz finden, von dem jeder Pulsſchlag ruft: hier iſt Liebe.

Mit dieſen Worten kniete der närriſche Menſch nieder, ich wurde wirklich ſehr verlegen. Das hieß doch Sturm laufen.

Stehen Sie auf, ſagte ich. Sie ſind poetiſch in der That, aber ich möchte doch einige Worte mit Ihnen proſaiſch reden.

Erheben Sie mich, fuhr der junge Menſch wie wahnſinnig fort. Zwingen Sie mich nicht, noch mehr von mir zu ſprechen. Ich bin ein wahrer Vater der Armuth und ihr Sohn zugleich — denn ich habe immer offene Hand zum Geben wie zum Nehmen. O, mein Genius iſt unnennbar groß. Alles Edle, Schöne, Erhabene findet in mir ſeinen Wiederhall. Ich bin Stoiker, Peripatetiker, Epikuräer, Manichäer und die transcendentale Philoſophie hat bei mir an Stelle der totalen Zweifelſucht Platz gegriffen. Ich glaube Alles — namentlich einer Frau; ich zweifle niemals — namentlich an Weibertugend. Doch ein Mann kennt ſeinen Werth und ſchweigt.

Die letzten Worte des Menſchen konnten keinen Zweifel mehr in mir aufkommen laſſen, daß ich es mit einem Verrückten oder wenigſtens Halbverrückten zu thun hatte. Ich wollte zur Thüre ſchreiten, aber er vertrat mir den Weg, indem er meine Arme umfaßte und rief:

So erhören Sie mich! Schon ſeit Wochen weilen meine Gedanken nur bei Ihnen. Wie oft habe ich es verſucht, den Augenblick zu faſſen, wo ich Ihnen mein Herz entdecken könnte, doch jedesmal hinderte mich der Elende daran, welcher mit Ihnen

unter einem Dache zu wohnen das unverdiente Glück hat und Sie als sein Eigenthum, seine Gefangene, seine sichere Beute zu betrachten scheint. Aber nimmer, Sennora, nimmer werde ich diesem Seelenwucherer weichen, ich kämpfe mit ihm, sei es auf Tod und Leben.

Aber, wen meinen Sie denn? fragte ich lachend, da ich nicht im Entferntesten errathen konnte, von wem er sprach.

Statt aller Antwort holte er mein Bild aus seiner Tasche hervor, und sah es mit einem Auge an, daß ich in der That etwas besorgt zu werden anfing. Wer weiß, in welche Situation ich diesem Verrückten gegenüber noch gerathen wäre, wenn ich nicht glücklicher Weise Besuch bekommen hätte. Es war ein renommirter Schauspieler der Friedrichsstädtischen Bühne, und dieser befreite mich von der Gegenwart des Unglücklichen. — Später erfuhr ich, daß es der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes sei, und daß er schon lange an momentanen Wahnsinn litt. — Er soll übrigens demungeachtet ganz gute Geschäfte machen.

Achtes Kapitel.

In Wien.

Die Wiener. — Ein Rendezvous im Luftballon. — Der Ball. — Die falſche Pepita. — Das Attentat.

Von Berlin nach Wien! Es ſind nur ein paar Worte, aber welcher Contraſt liegt darin! Und welche Gefühle wurden bei mir angeregt, als ich ihnen nachdachte. Es giebt nur eine Kaiſerſtadt, es giebt nur ein Wien! dieſes alte Volkslied war ſelbſt meinen ſpaniſchen Ohren nicht fremd. Ich muß geſtehen, daß ich mit großen Erwartungen dieſe merkwürdigſte aller deutſchen Städte betrat, und daß dieſe in keiner Weiſe getäuſcht worden ſind. Wie ehrwürdig ſehen dieſe alten thurmhohen Häuſer aus — jedes Gebäude ein Stück verſteinerter Geſchichte. Aber mehr als Alles intereſſirte mich die Phyſiognomie der Wiener ſelbſt. Welch' eine Fülle von Gutmüthigkeit liegt auf ihren Geſichtern und zugleich welch' ein Bewußtſein von Wichtigkeit. Doch wir wollen die Politik bei Seite laſſen, und uns lieber fröhlichen Muthes in den Strudel des Lebens werfen. Wo könnte man beſſer alle Sorgen und Kleinlichkeiten des Daſeins vergeſſen, als in Wien, in dieſer immer heitern, lebensluſtigen Stadt, wo der Kummer und das Elend keine Stätte zu haben ſcheinen? Mit welcher Herzlichkeit wurde ich begrüßt, mit welcher Hingebung wetteiferte man, mir tauſend Gefälligkeiten zu erweiſen, wie viele Blumen ſtreute man auf meinen Pfad, um mir dieſe herrliche Kaiſerſtadt unvergeßlich zu machen.

Bei ſolchem gemüthlichen Treiben konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß ich in eine Menge von ſeltſamen Abentheuern verwickelt wurde, die mich ſo beſchäftigten und in Anſpruch nahmen, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Verpflichtungen gegen das große Publikum nachzukommen, denn hatten nicht die Wiener alleſammt auf mich gerechnet? War es nicht die ganze Stadt, die mich mit freundlichem Geſichte empfing und mich begrüßte, wie eine längſt Bekannte, längſt Erſehnte? War ich alſo den guten Wienern nicht ſchuldig, ihnen ungetheilt meine Zeit zu widmen? — Und obſchon ich oft genug dieſes wiederholte, gab es dennoch Egoiſten genug unter ihnen, welche mich beſchworen, ihnen ganz, ihnen allein anzugehören.

Unter ihnen befanden ſich namentlich zwei ſehr reiche Männer, welche ihr Leben daran ſetzen zu wollen ſchienen, mich in Verzweiflung zu bringen. Sie hatten es ſich, wie es ſchien, vorgenommen, was es auch koſten möge, mich zu entführen und dieſes Attentat gegen meine Perſon ſeltſam genug ausgedacht.

Ein großer Ball ſollte nämlich die Veranlaſſung dazu geben und viel hätte nicht gefehlt, ſo würde ich in Wien das Ende meiner künſtleriſchen Laufbahn gefunden haben.

Die Sache war nämlich alſo.

Nachdem ich das erſte Mal mit unermeßlichem Beifall aufgetreten war, beſtürmten die Leute die Bühne und brachten mir auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe ihre Huldigung dar.

Sennora Pepita, ſagte der Eine, indem er mich mit einer Zärtlichkeit anblickte, die mich faſt lachen machte; ich bin unglücklich, ſeitdem ich Sie geſehen — Sie müſſen mir das verlorene Glück wiedergeben.

Ich habe dieſen traurigen Fund nicht gemacht, verſetzte ich, Sie müſſen alſo Ihr verlorenes Glück irgend wo anders ſuchen.

Sennore, rief er mit leidenſchaftlicher Stimme, um Gottes willen lachen Sie nicht, die Sache iſt ſehr ernſt.

Nichts iſt ſo ernſthaft, daß man nicht darüber lachen könnte, entgegnete ich, die Thorheit ſteckt in jeder Sache.

O, ich hoffe nicht, fuhr er fort, daß Sie ein lachender De-

mokritos bleiben werden, wo es ſich um Sein und Nichtſein eines Unglücklichen handelt.

Mein Herr, rief ich endlich ungeduldig, als er meine Hand fortwährend eiſern feſt in der ſeinen hielt, hier iſt der Ort zu ſo tragi-komiſchen Scenen ungemein ſchlecht gewählt.

Und welchen andern Ort befehlen Sie? fragte er.

Am andern Tage ſollte gerade ein Luftballon aufſteigen und ich weiß nicht, wie ich auf dieſe ſeltſame Idee kam, zu antworten:

Im Luftballon.

Der arme Menſch ſah mich mit einer Miene an, die ſo kläglich war, daß ich faſt Mitleid mit ihm fühlte:

O, verſetzte er mit ächt romantiſcher Melancholie, Sie wollen mich durchaus zur Verzweiflung treiben.

Nein, gewiß nicht, verſetzte ich mit ungeheurem Ernſt, finden Sie es nicht reizend, ſich ein Rendez-vous im Luftballon zu geben?

Wie, es iſt Ihr Ernſt?

Ganz gewiß. Sorgen Sie dafür, daß wir Plätze erhalten. Sie haben Einfluß, es wird Ihnen gewiß nicht ſchwer werden, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie an dieſer Stelle aufmerkſam anhören und wo möglich — erhören werde.

Ich habe Ihr Wort, rief der närriſche Menſch und verließ mich ſtürmiſch. Sie erhalten morgen früh von mir Beſcheid.

Ich hatte dieſes Recontre ſchon vergeſſen und ſaß eben mit einem Wiener Schauſpieler beim Frühſtücke, als ein ganz junges Mädchen, faſt noch ein Kind, zu mir in's Zimmer trat und mir ein Briefchen brachte.

Neugierig entſiegelte ich es, und las folgendes:

Meine theure Sennora!

Die Sache iſt in Ordnung. Dieſen Nachmittag um fünf Uhr ſteigt der Ballon. Um vier Uhr müſſen wir uns einfinden. Ich habe für Sie und mich zwei Plätze erhalten. Ich rechne darauf, daß Sie Ihr verpfändetes Ehrenwort einlöſen und mich um vier Uhr erwarten werden.

Ich las den Brief wohl drei bis viermal durch, ehe ich das Kind entließ, und zu meinem Schauspieler zurückkehrte. Ich mochte wohl ein sehr ernstes Gesichte machen, denn er fragte mich, ob mir irgend etwas begegnet sei.

Hier lesen Sie, sagte ich zu ihm.

Mein Freund las und lachte laut auf.

Die Geschichte ist göttlich! Das giebt was zu reden, das macht Skandal, ein Rendez-vous im Luftballon. Wahrhaftig, die Idee ist neu und seltsam, und Sie müssen sie um jeden Preis ausführen.

Ganz gewiß, versetzte ich, werde ich sie ausführen, aber Sie versprechen mir, über diese Geschichte zu schweigen.

Glauben Sie, daß die Sache geheim bleiben kann? Jedermann wird Sie in dem Luftballon einsteigen sehen und Sie erkennen.

Nein, das wird man nicht. Ich kleide mich vom Kopf bis zum Fuß schwarz an, und werfe einen Schleier über meinen Hut, kurz, ich verhülle mich so viel als nur irgend möglich. Wer also sollte mich erkennen? —

Und ich allein soll nur darum wissen?

Vorläufig, mein Freund, wenn ich mit meinem verliebten Freunde wieder auf ebene Erde angelangt bin, dann mögen Sie Ihre Zunge lösen. —

Er versprach mir das tiefste Schweigen zu beachten und ich sah voller Spannung der vierten Nachmittagsstunde entgegen. Ich muß gestehen, daß ich mich sehr auf das pikante Abenteuer freute.

Fast in demselben Augenblick, als mein Freund eintrat, um mich in die Lüfte mit sich zu entführen, erhielt ich ein sehr eindringliches Einladungsschreiben zu einem Balle. Die Abfassung war in einer Art und kam von einem Manne, daß ich nicht gut ausschlagen konnte. Zudem war auch kein Grund vorhanden, die Bitte nicht zu gewähren, da der Ballon mit Einbruch des Abends, niedersteigen sollte, mithin mir Zeit genug blieb, der Einladung Folge zu leisten.

Mein Herr vom Luftballon machte ein so tragisches Gesicht, als ginge es zum Richtplatz.

Haben Sie Furcht, fragte ich lächelnd.

Vor Ihnen? entgegnete er, indem er sich ebenfalls zum Lächeln zwang.

Hätte ich damals gewußt, was in dem Innern des tollen Menschen vorging, ich würde vielleicht noch ernster als er gewesen sein.

Ich machte rasch meine Toilette, kleidete mich ganz in Schwarz, verhüllte mein Antlitz bis zur Unerkenntlichkeit und trat den verhängnißvollen Gang zu den höheren Regionen an.

Wir kamen an dem Prater vorüber. Hier schien der Herzschlag Wiens zu sein, hier schäumte und wogte das Leben der bewegten Stadt in hohen Wellen. Hier findet man etwas von dem, was man im Prado von Madrid, im Palais Royal von Paris, im Hyde-Park von London sieht, und doch ist es wieder ein ganz anderes Bild, ein ganz anderes Treiben. Welch ein seltsames Gemisch von allen möglichen Nationalitäten, die dennoch hier gleichsam so zu Hause scheinen, daß die Wiener, nach der Behauptung eines geistreichen Bekannten, sich selbst wie Fremde dabei vorkommen. Was aber besonders auffiel, waren die vielen Türken. Sie mögen den Weg von Constantinopel nach Wien wohl dem von dort nach Petersburg vorziehen, und so saßen sie gravitätisch vor den Kaffeehäusern und blickten melancholisch in das bunte Gewühl, wahrscheinlich ihre daheim ihnen so unentbehrliche und von ihnen unzertrennliche Gefährtin, die Pfeife, mit Bedauern vermissend.

Dagegen stechen die immer jovialen Gesichter der guten Wiener sehr ab. Man sieht es ihnen an, daß sie zu leben wissen, denn die meisten zeigen jenes Embonpoint, jene Fülle im Gesichte und jene leibliche Abrundung, welche die Kennzeichen einer behäbigen Existenz und eines Bonvivant sind. Ja, in der That ganz Wien ist ein einziger Bonvivant und trotz allem Ernst der Zeit vergißt diese gemüthliche Stadt dennoch nicht, daß die Misanthropie die schlechteste Gefährtin sowohl in Leiden wie in

Freuden ist, und daß eine gewisse geistige Ruhe und Elasticität über alle Wirrnisse des Lebens und der Zeit glücklich hinweghilft.

Ich schwatzte über diese und andere Dinge mit meinem Begleiter und vergaß fast meinen Luftballon. Zufällig kamen wir an dem Hause vorüber, wo der Verehrer meiner Kunst wohnte, von welchem ich zum heutigen Abend eine Einladung erhalten.

Nach unserer Rückkehr vom Himmel, sagte ich, werde ich in diesem Hause sein.

Bei v. R.?

Bei demselben.

Nun, ich werde auch dort sein.

Sie sind also in diesem Hause bekannt?

Ich habe ebenfalls eine Einladung erhalten. Man hat mir gesagt, daß Sie dort tanzen werden.

Ich tanzen? — Vor einer Privatgesellschaft? — Das ist mir nicht eingefallen, mein Herr.

Es schien mir auch kaum glaublich. Aber der Ball wird stark besucht sein, da man es dennoch allgemein glauben wird, daß sie tanzen werden.

So? —

Ich bezweifle aber, daß Sie dem allgemeinen Andringen werden widerstehen können.

Ich hoffe, daß mein Wille Geltung behalten wird. Ich tanze niemals in einem Privathause.

Man war allerdings, wie es scheint, auf Ihre Weigerung gefaßt, und hat für diesen Fall schon seine Anstalten getroffen.

Wie? man wird die Dreistigkeit haben, mich etwa gegen meinen Willen gefällig machen zu wollen?

Nicht das — so ungalant ist man in Wien nicht, aber man hat für eine — falsche Pepita im Voraus gesorgt.

Eine falsche Pepita? —

Sobald Sie nämlich erklären werden, daß Sie nicht tanzen wollen, werden sich zwei Flügelthüren öffnen, und eine falsche Pepita wird eintreten und Sie, wie man sagt, auf das Täuschendste copiren. —

Und wer iſt dieſer Copiſt, mein Herr?

Ich kenne ihn zwar, aber ich weiß nicht, ob ich ihn nennen darf.

Und wer hindert Sie denn? —

Die Diſcretion gegen Bekannte. Jedoch ich mag vor Ihnen kein Geheimniß haben, es iſt der Schauſpieler X.

Das iſt nicht wahr, unmöglich; der Schauſpieler X. hat dieſen Morgen mit mir gefrühſtückt, er hat mir kein Wort davon erwähnt.

Er hat dann ſeinem gegebenem Ehrenworte gemäß gehandelt.

Der Schauſpieler X. iſt übrigens nicht im Stande mich zu copiren, er könnte mich höchſtens traveſtiren.

Sie werden ſehen und ſtaunen.

Wir waren jetzt auf die Stelle angelangt, wo der Luftballon ſich erheben ſollte. Eine große Menſchenmenge war daſelbſt verſammelt, ich verhüllte mich dichter und X. ſchien in der That diſcret geweſen zu ſein. Wenn das Publikum davon eine Ahnung gehabt hätte, daß ich mit aufſteigen wollte, ich würde das wohl bemerkt haben. Es wurde mir keine größere Neugierde zu Theil, als den Uebrigen, welche mit aufſteigen wollten. Im Allgemeinen fand man es von einer Frau ſehr keck, es war übrigens für Wien kein ungewöhnlicher Anblick, denn es hatten ſich ſchon öfters Damen dem luftigen Fahrzeuge anvertraut; man erzählte ſogar, daß die Fürſtin O... zweimal in einem Luftballon die Reiſe, und einmal eine ſehr gefährliche, mitgemacht habe.

Nachdem die Vorbereitungen vorüber waren, machte man ſich dabei, einzuſteigen. Mein Freund fragte mich, ob ich noch immer entſchloſſen ſei, die gefährliche Reiſe mitzumachen. Ich bejahte natürlich, und wir ſtiegen mitſammen ein.

Wahrlich, ich konnte keinen beſſern Ort zu einem Rendezvous mit einem ſo närriſchen Verliebten wählen, denn obgleich wir die Einzigen waren, die außer dem Luftſchiffer die Reiſe mitmachten, ſo hatten wir doch ganz andere Dinge zu thun, als die, welche wir uns vorgeſetzt hatten.

Ich vergaß es, meinen verliebten Freund auszulachen, und er mußte wohl vergessen — mir seine Erklärungen zu machen.

Wir hatten keine Augen mehr für persönliche Reize, wo die Natur in ihrer imposanten Erhabenheit uns erschien, und in der ungeheuren Nähe der Gottesliebe hätte die Menschenliebe auch eine gar zu klägliche Rolle gespielt, dies mochte mein Freund fühlen, denn er wurde bald schweigsam wie das Grab und war gleich mir in Betrachtungen der Dinge um uns herum versunken.

Von dem Zeitpunkt an, wo man sich im Luftballon von der Erde erhebt, bis zum Moment, wo man sich auf der höchsten, dem Menschen erreichbaren Höhe befindet, bringt jeder Augenblick neue Empfindungen und überraschende Anschauungen mit sich. Der Moment des Auffahrens selbst und die nächst darauf folgende Zeit, bis man etwa dreihundert Klafter hoch gestiegen ist, gewährt die größte Lust und eine überaus angenehme Empfindung. Man hat sehr häufig im Traume das wohlthuende Gefühl, als fahre und wiege man sich sänftiglich in der Luft, von leichtem Windeshauch getragen; hier kommt die Wirklichkeit der Traumvorstellung nahe. Wenn die ersten Augenblicke mit dieser angenehmen neuen Wahrnehmung hingegangen sind, so tritt das große Schauspiel der Natur hinzu, die unsere Bewunderung in Anspruch nimmt. Der Horizont erweitert sich zusehends, man überschaut die Flüsse in allen ihren Krümmungen, man sieht die Landschaft von Städten, Dörfern und Wohnhäusern übersät und man verfolgt mit neugierigem Interesse alle Straßen und Pfade, die dazwischen hin und herlaufen. Die verschiedenen Pflanzenbedeckungen des Bodens stechen durch mancherlei Farben und vielfache Nüancen gegen einander ab, so daß man einen Getreideacker von einem mit Klee besäetem Felde und einen Wald von einem Weinberge auf den ersten Blick durch die Färbung unterscheidet.

Ist man höher als dreihundert Toisen gestiegen, so verkleinern sich alle Gegenstände der Erdoberfläche auffallend und die Menschen erscheinen wie Insekten. Auch die Atmosphäre wird

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

ſchon bedeutend kalt. Sind mehrere Perſonen in der Gondel zuſammen, ſo hört das Stillſchweigen, in welches anfänglich ein Jeder mit ſeinen Empfindungen verſunken war, jetzt auf; man fragt nach dem und jenem und theilt ſich gegenſeitig neue Wahrnehmungen und Empfindungen mit. Binnen kurzer Zeit hebt ſich der Ballon durch ſeine Steigekraft auf fünf bis ſechshundert Klafter; hier wird die Kälte noch empfindlicher und man beginnt Ohrenſauſen zu ſpüren. In einer Höhe von tauſend Klaftern iſt die Luft ſchon ſo dünn, daß ſie den Schall nicht mehr gehörig trägt, ſo daß man ſich nur durch lautes Schreien ſeinen Nachbarn verſtändlich machen kann. Das Waſſerſtoffgas, welches den Ballon füllt und ſich, je höher man aufſteigt, deſto ſtärker ausbreitet, dehnt jetzt den Ballon ſo ſehr aus, daß man eine Klappe oder ein Ventil öffnen muß, um ihm freien Ausgang zu verſtatten.

Bei zweitauſend Klaftern Höhe herrſcht in der Regel ſchon eine ſtrenge Kälte, man kann auf der Erde nichts mehr deutlich erkennen, die breiteſten Straßen ſehen wie ſchmale Fäden und die Flüſſe wie ganz ſchmale helle Streifen aus, der Himmel iſt meiſtens heiter und ſehr tief blau. Bei dreitauſend Toiſen Höhe unterſcheidet man auf der Erde nichts Einzelnes mehr, ſondern nur große Maſſen; wenn dann die Luft von einem großen Geräuſch, von Kanonenſchüſſen zum Beiſpiel, erſchüttert wird, ſo iſt es, als wenn die Himmelsräume bebten und man fühlt den Ballon vibriren. Hat man Vögel mitgenommen und läßt ſie in dieſer Höhe los, ſo ſtürzen ſie oder fliegen nur mit großer Mühe, weil die verdünnte Luft ihren Flügeln keinen Widerhalt mehr gewährt. Befindet man ſich viertauſend Klafter hoch — eine Höhe, über welche hinaus nur ſehr wenige Menſchen es aushalten mögen — ſo ſchwebt man in völliger Einöde und ſieht von der Erde nichts mehr; dabei iſt die Kälte ſo ſcharf und man befindet ſich am ganzen Leibe ſo übel, daß man eilen muß herunterzukommen. Der lauteſte Ruf verklingt kaum hörbar, kleine Vögel und andere Thiere ſterben. Will man in dieſer Höhe Beobachtungen anſtellen, ſo muß man eilen,

denn der Ballon, der einzige körperliche Gegenstand, den man im unermeßlichen Raume vor Augen hat, läßt das Waſſerſtoffgas mit ſolcher Gewalt und Geſchwindigkeit entweichen, daß es ausſieht, als müſſe er ganz zu nichts werden. Die noch höheren Räume der Atmoſphäre verlieren ſich in undurchdringliche Finſterniß, man befindet ſich wirklich an der Grenze der phyſiſchen Natur.

Das ſchnelle Entweichen des Gaſes, welches ſich überdies noch durch die Kälte verdichtet, bewirkt, daß der Ballon ſehr ſchnell niederfährt. Allmälig wird die Kälte gelinder und der Erdboden, welcher nur noch als eine graue, farbloſe Maſſe ſichtbar war, entfaltet nach und nach ſeine Farbe und ſeine mannichfaltige Bedeckung. Es iſt, als wenn alles auf ihrer Oberfläche lebendig würde und hervorſproßte. Die Bäume erſcheinen anfangs als niedere Pflänzchen und wachſen vor unſern Augen. Allmälig tauchen die Wieſen, die Wälder, die Dörfer und Städte aus dem ſich entwirrenden Chaos hervor. Bald kann man auch einzelne Thiere und Menſchen unterſcheiden und endlich kommt der Augenblick, wo der Ballon auf dem Boden anlangt.

Der geübte Aeronaut kann dieſen Augenblick durch geſchickte Benutzung des eingenommenen Ballaſtes nach Belieben verzögern, noch bedeutende Strecken in ziemlicher Höhe zurücklegen und über den Baumgipfeln umherflattern. Einen ſpaßhaften Anblick gewährt der Schreck und die Furcht, in die das Vieh auf dem Felde über die Erſcheinung geräth. Es ſchreit und ergreift vor dem unbekannten Weſen, deſſen Geſtalt ihm Angſt einjagt, ſchleunig die Flucht.

Durch daſſelbe Hülfsmittel kann der Luftſchiffer ſich von neuem zu bedeutender Höhe emporheben. Wenn das Glück ihn begünſtigt und ihm während ſeiner Fahrt den Anblick eines Gewitters gewährt, ſo ſieht er zu ſeinen Füßen das großartigſte und wunderbarſte Schauſpiel ſich entwickeln, von dem kein Sterblicher ſonſt eine Vorſtellung hat. Der Bau, die Figur und die Maſſenthürmung der Wolken und die ungeheuren Bewegungen,

welche in dieſer Maſſe vorgehen, ſind wohl geeignet, den Menſchen, der ſich dieſem Allen zum erſten Mal entgegenwagt, in Staunen und Ehrfurcht und ſogar in einige Angſt zu verſetzen.

Seitdem im Jahre 1783 der Luftballon durch die Gebrüder Montgolfier erfunden worden, hat man wohl tauſend Verſuche mit ihm unter den mannigfaltigſten Verhältniſſen und Umſtänden angeſtellt. Mancher Aeronaut hat mehr als hundert Luftfahrten unternommen; ſehr Viele haben ſich in Fallſchirme heruntergelaſſen. Im Ganzen iſt die Kunſt des Arronauten, wenn ſie nur mit Geſchick und mit der nöthigen Kenntniß betrieben wird, ſo wenig mit Gefahr verbunden, daß in einer Zeit von mehr als 50 Jahren nur neun Perſonen bei dergleichen Unternehmungen ein unglückliches Ende genommen haben; und es läßt ſich überdies nachweiſen, daß jedes Mal Unvorſichtigkeit, Mangel an Sorgfalt oder Zufälle und unglücklich zuſammentreffende Umſtände, die außer menſchlichem Wollen und Berechnen lagen, an dergleichen Unfällen Schuld geweſen ſind. Wir wollen hier die Namen der neun unglücklichen Opfer aufzählen. Gleich der Erſte iſt Pilatre de Rozier, hinlänglich bekannt und berühmt. Nach ihm fand der Graf Zambeccari, den Kotzebue liebte und bewunderte, bei einem äußerſt gefährlichen Experimente der Art den Tod, ohne Frucht für die Wiſſenſchaft. Am 25. November 1802 kam Olivari zu Orleans um. Mosneat's letzte Fahrt geſchah zu Lille am 7. April 1803. Dieſer Aeronaut befeſtigte an ſeinem Ballon keine Gondel, ſondern ein bloßes Brett, auf welchem er aufrecht ſtand; er hatte dies bereits mehrere Male gethan. Zehn Minuten nach der Abfahrt ließ er ein Thier, welches er mitgenommen, im Fallſchirm herab. Man vermuthet, daß der Ballon dadurch an Schwere verlor, zu ſchwanken anfing, und daß Mosment dadurch außer Gleichgewicht kam und ſtürzte. Man fand ihn im Stadtgraben um Lille wieder, halb in Sand und Schlamm vergraben. Bitorff, ein Deutſcher, hatte zahlreiche und glückliche Luftfahrten angeſtellt, als ſein Ballon zu Mannheim am 17. Juli 1812 in der

Luft in Brand gerieth; er ſtürzte auf die äußerſten Häuſer der Stadt hinaus und blieb todt.

Auf ähnliche Weiſe, durch das Feuer nämlich, kam Madame Blanchard um, und wir haben an ihrem Unglück, das in der neueſten Zeit vorfiel, ein warnendes Beiſpiel, wie gefährlich es iſt, das Waſſerſtoffgas, dem allerbrennbarſten Stoff in der Natur, in allzu naher Berührung mit dem Elemente zu bringen, in welchem es ſich augenblicklich verzehrt. Madame Blanchard hatte den Fallſchirm erfunden nnd im Vertrauen auf dieſe Vorrichtung ſtellte ſie ihre gefährlichen Fahrten ganz allein an. Schon zwanzig Mal hatte ſie mit ungeſtrafter Kühnheit in ihrem Ballon, mit daranhängendem Feuerkranz, die Luft durchſegelt. Am 7. Juli 1819 fuhr ſie Abends um halb elf Uhr vom Tivoli ab. Das Gas fing an einer Lunte Feuer, der Ballon verbrannte faſt ganz und die Aeronautin fiel zerſchmettert auf ein Haus im Fauxbourg Montmartre herab.

Herr Harrys, ein verabſchiedeter engliſcher Marine-Offizier, hatte in Geſellſchaft des engliſchen Aeronauten Graham mehrere Luftfahrten gemacht und baute endlich einen Ballon nach eigenem Plan mit manchen angeblichen Verbeſſerungen, die aber wohl nicht viel getaugt haben mögen. Der Verſuch, den er im Mai 1824 zu London anſtellte, ließ ſich ſehr glücklich an, nahm aber ein trauriges Ende. Es ſcheint, der Arronaut öffnete in der höchſten Luftregion das Ventil, um ſich niederzulaſſen; es war aber zu groß und überdies fehlerhaft gearbeitet, ſo daß es nicht genau wieder ſchloß. Daher entwich das Gas zu ſchnell, und der Ballon ſtürzte mit ſolcher Geſchwindigkeit und Gewalt zur Erde, daß Harrys bei dem heftigen Fall ums Leben kam. Eine junge Dame, die ihn begleitet hatte, kam mit einer leichten Verwundung davon.

Zuletzt hat der berühmte engliſche Aeronaut Sedler, der ſchon viele Reiſen im Ballon gemacht und einmal den iriſchen Kanal zwiſchen Dublin und Helgoland in einer Breite von 36 bis 40 Stunden überflogen hatte, bei Bolton in England am 29. September 1824 ein klägliches Ende gefunden. Er hatte

zu lange in den höheren Luftregionen verweilt, sein Ballast ging aus, und als er zu sehr später Stunde sich eiligst, in der Nähe hoher Gebäude herabzulassen genöthigt war, trieb ihn der Wind mit Gewalt gegen einen Schornstein. Sedler stürzte aus der Gondel zur Erde und blieb todt. An Vorsicht und Geschick hatte es ihm gewiß nicht gefehlt. Er hatte Beides in mehr als sechzig Versuchen bewährt. An seinem Tode sind unglückliche Umstände schuld, die sich kaum vorhersehen ließen. Er scheiterte ganz eigenthümlich im Luft-Ocean, gerade wie ein Schiffer auf dem Meere in dunkler Nacht ganz nahe am Hafen auf einen Felsen stößt und untergeht.

Dergleichen Unfälle sind freilich beklagenswerth, aber sie dürfen uns nicht stutzig machen. Es ist so wenig etwas außerordentliches daran, als an den Unglücksfällen, die sich bei der Seefahrt ereignen. Nach tausendjährigen Erfahrungen und Verbesserungen verschlingt das Meer ja doch noch täglich Opfer. Es ist ja allen Künsten und Erfindungen eigen, daß die ersten Versuche unglücklich ausfallen und den Erfindern das Leben kosten. Die Kunst der Aeronautik ist verhältnißmäßig noch so überaus jung, daß man vernünftigerweise nicht verlangen kann, sie sollen ganz gefahrlos sein.

Wir langten ohne alle Gefahren in die Region wieder an, wo das Pygmäengeschlecht, das sich Mensch nennt, wieder in seiner natürlichen Größe erschien und wo der große St. Stephan wieder sich als ein Riese unter den Thürmen zeigte.

Doch waren wir fast drei Stunden von Wien entfernt, und mir ahnete wohl, daß mein Freund diese günstige Gelegenheit benutzen und das Versäumte nachholen würde.

Der Wagen, der uns nach der Stadt bringen sollte, rollte bald dahin. Ich war aber noch voll von den Ideen und Empfindungen, welche die Luftfahrt in mir erweckt hatte, und lehnte mich sehr ernst gestimmt zurück, um ihnen noch weiter nachzudenken.

Aber mein Gefährte weckte mich bald genug aus meinen

Betrachtungen, indem er leidenſchaftlich meine Hand ergriff und mit erregter Stimme rief:

Jetzt oder nie, ſagen Sie mir, ob Sie die Meinige werden wollen? —

Mein Herr, verſetzte ich, die Zeit iſt vorüber, die ich Ihnen zu ſolchen Erklärungen geſtellt habe. Wiſſen Sie, was ich an Ihrer Stelle gethan hätte? —

Nun?

Ich würde gefragt haben: Sennora, Ihre Liebe oder den Tod — für uns Beide. Denken Sie ſich, mein Lieber, wenn Sie dies ſagend, mich angegriffen hätten, wenn Sie ſich das Anſehen gegeben hätten, als würden Sie Ihre Drohung wirklich ausführen und Sie und mich hinabſtürzen, würde ich wohl den Muth gehabt haben, zu Ihnen zu ſagen:

Mein Herr, wir wollen es überlegen?

Er ſah mich ſehr nachdenklich an, ſeine Mienen ſchienen mir zu ſagen, ich habe mir in der That eine ſehr günſtige Gelegenheit, zum Ziele zu kommen, entgehen laſſen — aber ich werde das Verſäumte nachholen. Wer weiß, was er ohne die Gegenwart des Kutſchers, unſer Luftſchiffer war am Orte, wo der Luftballon zur Erde gekommen, zurückgeblieben, unternommen hätte. Er ſtarrte unaufhörlich in die Donau, an welcher wir vorüber fuhren, er mochte bei ſich denken.

Ihre Liebe, oder dieſe Wellen, Sennora, würden Sie auch wohl bei dieſer Alternative ſagen:

Mein Herr, ich will's mir überlegen?

Aber, wie geſagt, die höchſt proſaiſche Gegenwart unſeres Kutſchers hielt ſeine Wuth in Zügel und ſtatt zu einem ſo verzweifelten Entſchluß zu faſſen, verſuchte er es, durch Darſtellung ſeiner Qualen und Leiden mein Herz zu erweichen.

Indeſſen wurde mir dieſe Situation doch ſehr peinlich, und ich bin überzeugt, hätte ich an dieſen Anhang meiner Luftſchifffahrt im Voraus gedacht, ich würde ſie ſchwerlich unternommen haben.

Denn nichts iſt langweiliger als in einem Wagen mit einem

Verliebten zu ſehen, der uns in einem Athemzuge ſeine Liebe und Verzweiflung tauſendmal betheuert, während wir nicht in der Stimmung und Lage ſind, dergleichen Betheuerungen mit ähnlichen zu entgelten.

Ich athmete auf, als wir endlich die Stadt erreichten und ich wieder durch die belebten Straßen fuhr.

Mein Luftgefährte war ſchweigſam und grübelnd. Offenbar dachte er darüber nach, daß der Luftballon der allerſchlechteſte Ort iſt, den man zu einem Rendezvous wählen kann.

Vor meiner Wohnung verabſchiedete er ſich, nachdem er mich gefragt, ob ich den Ball noch beſuchen würde. Ich bejahte dieſes, denn wir waren ſehr raſch gefahren und es war noch Zeit.

In weniger als einer halben Stunde hatte ich Toilette gemacht und mich in Ballcoſtüm geworfen, und ſo fuhr ich zu dem Herrn v. R.

Der Schauſpieler X. war der Erſte, der mir zur überſtandenen Luftfahrt gratulirte und mir mittheilte, daß das Gerücht bereits umginge, daß der Ballon verunglückt ſei.

Er ſprach übrigens ſeine Verwunderung darüber aus, daß meine Theilnahme an der Luftfahrt unbekannt geblieben. Man ſpreche allerdings von einer ſchönen, ſchwarzen Dame, die ſo kühn war, mit dem Ballon aufzuſteigen, aber man ahne nicht, daß es die Tänzerin Sennora Pepita geweſen.

Aber nun, ſetzte er hinzu, würde er es bekannt machen.

Ich hatte nichts dagegen, und alſobald wußte man es von einem Ende bis zum andern Ende des Saales, man umgab mich wie ein ſeltenes Thier und wurde nicht ſatt mich anzuſehen.

Die Geſellſchaft war überaus heiter, erregt, fröhlich und glänzend und es währte nicht lange, da wurden mir enthuſiaſtiſche Hochs ausgebracht.

Ich glaubte nun, ich würde eine Aufforderung zum Tanze erhalten, aber es geſchah nicht. Ich weiß nicht, welch ſonderbarer Argwohn in meiner Seele aufſtieg, aber es lag etwas auf dem Geſichte des Schauſpielers X., das mir auffiel, und es

war mir, als spräche er öfters sehr geheimnißvoll mit meinem Reisegefährten im Luftballon.

Endlich verschwanden sie ganz und gar aus dem Salon und kamen nach einer Viertelstunde wieder. Der Schauspieler K. trat an mich heran und sagte:

Es ist doch ein excentrischer Mensch, der Herr v. M., ich muß Sie vor ihm warnen, er ist wirklich verliebt in Sie und ich halte ihn sehr toller Streiche fähig.

Er hat etwas im Schilde, nicht wahr? fragte ich.

Ich glaube.

Es scheint mir nicht, daß Sie nur glauben, — Sie haben sein Vertrauen, Sie sind in seine Pläne eingeweiht.

Nur ein wenig.

Ist es wahr, daß Sie mich copiren sollten, wenn ich mich weigern würde, diesen Abend hier zu tanzen?

Ich Sie copiren? — Während Sie hier sind? — Denken Sie wirklich, daß ich mich so lächerlich machen könnte? —

Nun, dann möchte ich wissen, was er mit dieser Unwahrheit bezwecken wollte.

O, das ist leicht zu errathen; er wollte Sie abhalten, diesen Ball zu besuchen.

Und wissen Sie, warum?

Weil sein Plan darauf berechnet ist, daß Sie zu Hause bleiben.

Aber was will denn der Herr von mir?

Er will Sie entführen.

Aus meiner Wohnung?

Nichts ist einfacher. Sie sind zu Hause, er besucht Sie, er bittet Sie, mit ihm ein wenig durch die Stadt zu fahren oder dieses und jenes Lokal zu besuchen, und da Sie mit den Straßen völlig unbekannt sind, läßt er Sie fahren, wohin er will.

Aber, mein Freund, wir sind ja hier nicht in London. In Wien ist eine zu gute, zu wachsame Polizei, als daß Jemand ein so verwegenes Attentat, einen so abentheuerlichen Entführungsversuch unternehmen könnte.

Aber bedenken Sie nicht, daß die Leidenschaft blind ist? — Genug, er wollte Sie entführen und ich muß hinzufügen, er will es noch.

Er will es noch? — Nun, wahrhaftig, der gute Mann fängt an, sich mir interessant zu machen.

Er wird Ihnen seinen Wagen zur Verfügung stellen, wenn der Ball zu Ende ist. Sein Kutscher ist ihm treu ergeben. Er fährt Sie aus der Stadt und da er einen Landsitz in der Nähe hat, so braucht er Sie nicht weit zu entführen.

Sehr hübsch ausgedacht. Und er rechnet darauf, daß dieses alles so ruhig ablaufen wird, wie ein gut einstudirtes Possenstück, in welchem die Parteien schon im Voraus auf alle Eventualitäten sich einrichten?

Er rechnet darauf, daß Sie kein Herz von Marmor haben werden.

Nun, ich danke Ihnen für diese Mittheilung. Würden Sie so gütig sein, mir am Schlusse des Balles einen Fiakre zu besorgen und mich nach meiner Wohnung zu begleiten?

Der liebenswürdige X. sagte mir dieses zu und wir trennten uns. Jetzt nahm der Ball erst seinen Anfang. Unser Wirth, Herr v. R., war der erste, der mich aufforderte, mit ihm die Polonaise zu eröffnen.

Natürlich zog ich mich vom Tanze nicht zurück, obwohl ich glaube, daß das ganze Fest angeordnet war, um mich einmal privatim tanzen zu sehen. Indessen konnte ich in dieser Form mich nicht zurückziehen, eine Aufforderung, allein zu tanzen, erging nicht an mich und ich war um so mehr überzeugt, daß X. Recht haben mußte.

Ich amüsirte mich sehr gut und fand volle Gelegenheit, das gesellige Talent der Wiener zu bewundern. Man tanzte gut, sprach geistreich und gemüthlich, wenn auch ohne Raisonnement, und aß vortrefflich.

Es war längst nach Mitternacht, als sich die Gesellschaft trennte. Ich hatte im Laufe des Abends sehr wenig mit meinem Lustreisegefährten gesprochen. Er war überhaupt wenig

ſichtbar und ich mußte annehmen, daß er die Säle verlaſſen hatte, um Anordnungen zu machen. Er kam auch wirklich an mich heran und bot mir ſeine Equipage an.

Es thut mir leid, verſetzte ich, Ihr gütiges Anerbieten ablehnen zu müſſen, der Herr X. wird mich nach Hauſe begleiten.

Sein Geſicht verfärbte ſich, als ich dieſe Worte ſprach.

Aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, fügte ich hinzu, werde ich morgen von Ihrer Equipage Gebrauch machen, um mit Ihnen zu fahren, wohin Sie wollen.

Er ſah mich betroffen an, da ich aber ſehr ernſt und unbefangen blieb, ſo ſchien ſich ſein Argwohn zu legen, und obwohl er noch dringend genug darauf beſtand, daß ich ſeine Begleitung annehmen möchte, ſo ſtand er doch endlich davon ab und tröſtete ſich mit dem andern Tage.

So ſtieg ich denn in den Wagen, den X. herbeiholte und gelangte glücklich nach Hauſe.

Man kann ſich denken, wie müde ich war. Eine Fahrt im Luftballon und ein Ball, das war wirklich viel an einem Tage; es hätte nur noch gefehlt, daß ich auf der Bühne hätte tanzen müſſen. Es iſt übrigens merkwürdig, wie unendlich viel der Menſch leiſten kann, wenn ihn noch friſche, ſchwellende Lebenskraft unterſtützt.

So abentheuerlich mir nun die ganze Entführungsgeſchichte vorkam, konnte ich doch nicht unterlaſſen, ſie für ernſt zu nehmen, und ich beſchloß, mich darauf einzurichten. In einem benachbarten Hauſe wohnte eine ſechzigjährige Perſon im jungfräulichen Stande. Sie war dürftig und halb närriſch. Man konnte ſie alſo gebrauchen. Am andern Morgen früh ließ ich ſie mir kommen, und machte meinen Akkord mit ihr.

Am Abende nach der Vorſtellung ſtand meines guten Freundes Equipage vor dem Theater. Ich hatte getanzt, der Abend war dunkel und regnicht, und das war mir ſehr willkommen. Der tolle Menſch erfaßte meinen Arm und führte mich durch die Gänge des Theaters bis wir an eine dunkle Stelle kamen. Hier hatte ich mit dem Schauſpieler X. die nöthigen Vorkeh-

rungen getroffen und einige Minuten später rollte die Equipage davon.

Ich konnte mich vor Lachen kaum halten, während ich in den Fiacre stieg und mit X. ruhig nach Hause fuhr.

Mein Gefährte vom Luftballon hatte nämlich statt meiner jene alte verrückte Jungfrau neben sich im Wagen. Dieses Qui pro quo war so gut vorbereitet, und es war Alles so erwünscht gegangen, der leidenschaftliche Mensch war so blind und wahrscheinlich auch so aufgeregt, daß er um so leichter zu betrügen war.

Ich war sehr neugierig, auf den Ausgang dieser seltsamen Entführung und erwartete mit Ungeduld den andern Morgen. Das alte Fräulein mußte mir doch bis dahin Bescheid bringen, denn es war nicht anzunehmen, daß der Moment der Enttäuschung ausbleiben würde.

Am andern Morgen schon sehr früh ließ sich richtig das alte Fräulein bei mir melden. Sie hatte ein flammendrothes Gesicht und erzählte mir nicht ohne heftige Zornausbrüche, wie es ihr ergangen sei, und welcher großen Gefahr ihre Unschuld und Tugend ausgesetzt gewesen, und das hätte man ihr sagen müssen, fügte sie hinzu, bevor man sie engagirte zu einem alten Herrn zu fahren, um ihn durch Sympathie von seinem Rheumatismus zu befreien. — — Der junge Herr wäre ja wie ein Besessener gewesen. Erst habe er sie unmenschlich geküßt und sich wie ein Besessener benommen, und ihr ewige Liebe und Gott weiß was noch Alles zugeschworen und dann endlich, als der Wagen still gehalten und sie ausgestiegen, und als ihr der Herr ins Gesicht geschaut, da wäre er zuerst wie eine Leiche geworden und dann habe er sie plötzlich wie ein Wüthender ausgezankt und sie so weit weg geschleudert, daß sie gewißlich noch verschiedene Flecke an verschiedenen Gegenden ihres Körpers haben müsse. —

Ich mußte recht herzlich über ihre so sehr gerechtfertigte Jeremiade lachen, gab ihr ein gutes Douceur und schenkte ihr obendrein die Kleidung, welche ich ihr gegeben hatte, um die

Täuschung und die Verwechslung möglich zu machen. Dies stimmte sie einigermaßen wieder milder, doch konnte sie es nicht unterlassen, beim Fortgehen zu bemerken, daß sie in ihrem ganzen Leben an diesen Abend denken würde.

Mein Freund vom Luftballon aber ließ sich seit der Zeit nicht wieder bei mir sehen. Seine Leidenschaft schien also durch die empfangene Lection gedämpft zu sein, doch forderte er den Schauspieler X., dessen Verrätherei ihm nur allzu offenbar war. X. schlug sich auch mit ihm, doch hatte das Duell weiter keine Folgen; X. trug eine leichte Wunde davon, die bald wieder geheilt war.

Neuntes Kapitel.

Herr Potte.

Der Zwerg. — Das Strumpfband. — Eine Liebeserklärung. — Ring und Armband.

Der zweite Liebhaber, welcher mich unaufhörlich verfolgte, war einer der eifrigsten Theaterbesucher, einer jener stereotypen Persönlichkeiten, die in jeder großen Stadt, wo bedeutende Theater sind, wenigstens in einem Exemplar vorhanden sind.

Diese Persönlichkeit ist eine zu interessante, als daß ich es unterlassen könnte, sie zu beschreiben und sie ist gewiß allen mit dem Theaterleben vertrauten Wienern eine nur zu oft gesehene Erscheinung. Man denke sich ein kleines Kerlchen, welches zwar nicht bucklig, aber so überaus klein ist, daß man es fast nicht

ſieht, wenn es vor uns ſteht, dabei iſt ſein Kopf vielleicht halb ſo groß wie ſein Körper, eben ſo ſind ſeine Beine und Arme von immenſer Größe. Man konnte glauben, der ganze Menſch beſtehe nur aus einem Kopfe und ſeinen Extremitäten.

Trotz dem war dieſer Zwerg, welchen ſeine Freunde Herr Potte nannten, nicht wenig eingebildet, und eine ſeiner Paſſionen war es, ſich eines vertrauten Verhältniſſes mit jeder bedeutenden Künſtlerin zu rühmen.

Man glaube nur nicht, daß es nur Worte waren. Mein Herr Potte hatte wirklich ſo viel Courage, mit einer unverwüſtlichen Unverſchämtheit ſich jeder Künſtlerin vorzuſtellen, von ſeinem edlen Herzen zu ſprechen und ſie kurz und gut um eine Haarlocke oder ſonſt ſo etwas zu bitten; dabei reckte er den Kopf ſo viel als möglich in die Höhe und ſprach mit einer Salbung, welche einem Cicero Ehre gemacht haben würde.

Namentlich aber hatte er es ſeit einer Reihe von Jahren als ſein Privilegium betrachtet, ſo oft und wann er wollte, hinter die Couliſſen zu kommen, und mit den Schauſpielern über die Kunſt einen großen Sermon zu halten. Dieſe drückten über ſeine Arroganz ſtets ein Auge zu, weil der kleine Mann ſehr reich war, ſie oft aus Verlegenheiten riß und überhaupt als ihr Banquier galt. Dies war in der That auch eine liebenswürdige Seite, die mit manchen ſeiner ſchlechten Eigenſchaften und ſeinem Dünkel einigermaßen auszuſöhnen vermochte.

Dieſer Herr Potte war es alſo, in deſſen Augen auch ich Gnade fand. Er kam ſehr oft auf die Bühne und brachte mir verſchiedene kleine, doch ſehr geſchmackvolle Geſchenke. — Zuerſt nahm er eine ſehr vornehme Miene an und erklärte mir geradezu, daß er mich unter ſeine Fittige nehmen, mich beſchützen wolle und daß ich jederzeit auf ihn rechnen könne.

Natürlich ſah ich den Zwerg, der mir noch ganz unbekannt war, mit einer ſehr ungläubigen Miene an. Er merkte es ſehr bald, wie wenig Zutrauen ich ihm ſchenkte, und da ich nicht umhin konnte, über ihn zu lachen, ſo nahm er eine um ſo ernſt-

haftere Miene an, und erzählte mir, wie unendlich viel mir seine Protection nützen könne.

Sennora, sagte er, indem er eine höchst theatralische Stellung annahm, seien Sie versichert, unter allen Ihren Freunden finden Sie keinen so treuen und zuverlässigen Freund, als mich. Hier schlägt ein Herz, auf das Sie stets rechnen können. Halten Sie es mit mir und die Feindschaft der ganzen Welt kann Ihnen nicht schaden. —

Mein Herr, sagte ich, indem ich mich sehr gravitätisch gegen ihn verbeugte, es ist mir sehr angenehm, einen so schätzenswerthen Freund gefunden zu haben. Ich fühle mich Ihnen sehr verpflichtet.

Sennora, sagte er, durch diese Antwort sehr geschmeichelt, Sie werden hoffentlich mit mir zufrieden sein; es lebt in Wien nicht noch ein Individuum, welches für die Kunst so begeistert ist, wie ich, und Ihre Kunst! Seien Sie versichert, Niemand als ich vermag sie besser zu würdigen. Würde Er mich fragen, welchen Wunsch ich von ihm erhöte, ich würde ihm unbedenklich antworten:

Beine, welche tanzen können, wie Sennora Pepita.

Und mit diesen Worten überreichte er mir ein köstlich gearbeitetes Strumpfband, während er unverwandt mich anblickte, um die Wirkung zu beobachten, welche dieses Geschenk auf mich hervorbrachte.

Ich bewunderte die kunstvolle Arbeit und nahm das Geschenk dann, ohne sehr bewegt zu sein, an. Aber der kleine Mann bestand darauf, mir sein Geschenk anpassen zu dürfen, und ehe ich mich dessen versah, lag er an der Erde und hatte meinen Fuß in seiner Hand.

Wäre die Situation des kleinen Mannes minder komisch gewesen, ich hätte Ursache genug gehabt, um zornig zu werden; aber ich konnte es gegen ihn nicht sein, denn ich mußte laut auflachen, als er vor mir auf den Knieen lag und mit dem ritterlichen Anstande eines Don Quixote zu mir aufblickte.

Er benutzte meine gute Stimmung, mich um die Erlaubniß

zu bitten, jederzeit bei mir erscheinen zu dürfen. Da ich mir von seinen Besuchen vielen Spaß versprach, bewilligte ich ihm das, warum er bat, und er erhob sich ganz glücklich und hüpfte fort. —

Schon am andern Tage hatte ich das Vergnügen, ihn bei mir zu sehen. Er kam abermals nicht leer. Diesmal war es ein köstlicher Ring, den er mir brachte. Er bat sich meine Hand aus und als ich sie ihm reichte, steckte er mir den Ring auf den Finger.

Sennora, sagte er, es giebt etwas, was ich Ihnen nicht schenken kann und dennoch ist es ganz Ihr Eigenthum. Betrachten Sie es als solches, verfügen Sie darüber als solches.

Was wäre das? fragte ich.

Das ist es, entgegnete er pathetisch, indem er die Hand auf seine Brust legte; hier dieses Herz gehört Ihnen ganz.

Hätte sich der kleine Mann damit begnügt, seine Empfindungen für mich in Worten auszudrücken, ich würde ihn angehört haben, denn er war gar zu spaßhaft; aber er wollte es auch durch andere Dinge beweisen, daß mir sein Herz gehörte. Als er mir bald darauf ein Armband brachte, nahm ich es nicht an, denn ich sagte ihm, daß ich mich zu schwach fühlte, so viel Anhänglichkeit und Ergebenheit würdig zu belohnen.

Diese Erklärung stellte ihn aber durchaus nicht zufrieden. Er meinte, daß ich ihn mehr als königlich belohne, wenn ich seine Huldigungen ohne Widerstreben entgegen nähme. Ohne Widerstreben! Gott weiß, wie weit seine Huldigungen ohne dieses gegangen wären.

Eines Tages kam er zu mir und bat mich auf das Dringendste, ich möchte seine Tanzmeisterin sein und ihn in die Mysterien der spanischen Tanzkunst einweihen. Ich bestellte ihn wieder und er kam als sich gerade einige Freunde bei mir befanden. Diese redeten ihm ein, daß sie auch bei mir Tanzunterricht hätten und sie begannen mit ihm zu tanzen. Er nahm es sehr ernsthaft und wir mußten uns die größte Gewalt anthun, um unser Lachen zu verbergen. Sie sagten ihm, er tanze

wie ein Gott und Potte war weit entfernt, dies nicht zu glauben. Es war wirklich eine Komödie, die damit schloß, daß alle Anwesenden ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken das Zeugniß gaben, daß er nichts mehr von mir lernen könne.

Einige Tage nach dieser Lehrstunde wurde er krank; ich erhielt von ihm einige Briefe, worin er mich bat, ihn zu besuchen und ihn durch mein Erscheinen genesen zu machen. Ein Blick aus Ihren Augen, schöne Sennora, schrieb er, würde besser auf mich wirken, als alle Medizin. Meine Seele ist leidender als mein Körper. Ihre Liebe würde Beides wieder neu machen.

Ich fand mich jedoch nicht bewogen, seine Bitte zu erfüllen. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht, ich verließ schon am andern Tage nach diesem Briefe die Kaiserstadt.

Zehntes Kapitel.

Wiener Merkwürdigkeiten.

Wiener Wahrzeichen. — Der König und der Fischer. — Der St. Stephansthurm. — Berühmte Menschen und Dinge.

Es war eigentlich erst in den beiden letzten Tagen meines Aufenthaltes in Wien, als ich diese herrliche Stadt etwas genauer ansehen und ihre Merkwürdigkeiten, deren sie so viele besitzt, kennen lernen konnte. Bis jetzt hatte ich den Menschen mehr Aufmerksamkeit als den Dingen geschenkt, aber ich erkannte, wie viel Interessantes den Wiener Oertlichkeiten anhaftete

So machte es mir viel Vergnügen, von dem alten Wahrzeichen Wiens zu hören. Das war nämlich eine hölzerne Keule am rothen Thurm mit folgendem Spruch, den jeder Reisende, welcher in Wien gewesen war, nothwendig wissen mußte:

Befind't sich irgend hier ein Mann,
Der recht mit Wahrheit sprechen kann:
Daß ihm sein' Heirath nicht gerauen (gereue),
Und fürcht' sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Backen herunterhauen.

Auch ein sehr altes, verwittertes Gebäude an der Donau sah ich, welches unter dem Namen Praga bekannt ist. Dieses Haus hütete dereinst einen sehr hohen Gefangenen, einen König nämlich. Nur sehr Wenige wußten etwas davon, denn seine Gefangenschaft wurde sehr geheim gehalten. Es lebte aber, so erzählt man sich, in der Wiener Vorstadt ein alter frommer Fischer, Namens Grundel. Dieser hatte die Gewohnheit, täglich, wenn er aus der Kirche heimkam, die kleinen Fische, die Niemand kaufte, zu kochen und an die armen Gefangenen auszutheilen. Sein Weg führte ihn täglich durch den Thurm, auf welchem der König saß. Dieser hatte ihn stets kommen sehen und sich oft aus dem Fenster hinab mit ihm unterhalten. Endlich, nachdem der König den Fischer hinlänglich zu kennen glaubte, sagte er eines Tages zu ihm: Lieber Grundel, ich merke, daß Du ein gerechter und frommer Mann bist, darum will ich Dir mein Geheimniß anvertrauen. Ich hoffe, weil Du anderen Gefangenen so viel Barmherzigkeit erweisest, werdest Du gegen mich nicht härter sein. Ich bin ein vornehmer Herr aus Böhmen und ohne mein Verschulden durch meine Feinde in diesen Thurm gekommen. Wenn Du mir aus demselben wieder heraushelfen wolltest, könnte ich Dich sammt Weib und Kind reich und glücklich machen, was ich Dir aufs Feierlichste versprechen will und Du sollst zuletzt wohl mehr Dank finden, als Du Dir vorstellen magst. Der Fischer hörte diese Versprechungen mit großem Staunen und versprach dem Könige, ihm ge-

treulich zu helfen, so ihm die Mittel dazu geboten würden und es ohne Gefahr geschehen könne. Der König beauftragt ihn nun, so viel Seide zu kaufen, daß er eine Schnur davon machen könne, sechszig Klafter lang und so dick wie ein kleiner Finger. Solche, sprach der König, wickle Dir um den bloßen Leib, damit die Wächter am Thore nichts bei Dir merken und dann bringe mir Fische. — Der Fischer that, wie ihm der König angewiesen und steckte ihm die Schnur zu. — Nun warte um Mitternacht unten am Thore mit einem Nachen, sagte der König, dann will ich mich herablassen und Du fahrst mich über die Donau. — Es gelang alles ganz glücklich, der König entkam über den Fluß, da er aber vermuthen konnte, daß man sogleich sehr eifrig nach ihm suchen würde, ließ er sich jenseits der Donau von dem Fischer in ein Versteck bringen und bestellte ihn zur Nacht wieder. Morgens früh wurde der König vermißt und schnell ließ der Herzog Albrecht rings um Wien zu Fuß und zu Roß alle Wege und Stege genau durchsuchen und dem Flüchtigen zu Wasser und zu Lande den ganzen Tag nachsetzen. — Zur Nacht kam der Fischer wieder und brachte Brod und Wasser mit. Auf großen Umwegen, meistens immer durch Wälder, gelangten sie endlich nach Böhmen, und am St. Martinstage gerade kamen sie vor das Schloß Wischerad in Prag an. Der König wurde eingelassen und gab sich zu erkennen. Darauf sprach er, diejenigen, welche es mit ihm halten wollten, sollten zu ihm treten, worauf sofort etwa zwanzig Personen zu ihm übergingen, genug, um sich als Herren des Schlosses zu betrachten. Da er erfuhr, daß der Hauptmann des Schlosses vom Rath zu Prag dahin gesetzt sei, so ließ er ihn verhaften. Dieser mußte ein Schreiben an den Rath erlassen, worin er ihn ersuchte, sich schleunigst nach dem Wischerad zu begeben, weil seine Anwesenheit dringend nöthig sei. Als sie kamen, ließ der König einen nach dem andern als Gefangene fortführen. So stellte er sein Ansehen in Prag wieder her. Den Fischer aber belohnte er sehr ansehnlich und die Böhmen nahmen ihn mit Freuden wieder auf.

So lautete die Geſchichte von Praga.

Ich beſtieg auch den merkwürdigen Stephansthurm. Die Kirche iſt eine der prächtigſten Europas. Bekanntlich wurde ein ganzes Jahrhundert daran gebaut. Die Welt hatte damals noch Geduld und Ruhe genug, ſo prächtige Gotteshäuſer allmählig aufzuführen. Schon das Schiff der Kirche erhebt ſich weit über alle Gebäude der Stadt.

Wir machten uns daran, den Thurm zu beſteigen, eine nicht ganz kleine Arbeit, er ſteigt an der Mittagsſeite hoch in die Wolken empor. Ueber der Uhr läuft um den Thurm ein Gang mit zwölf Pyramiden, deren jede mit einem vergoldeten Knopfe prangt. Gleich unterhalb der Spitze ſind an den vier Ecken Hirſchgeweihe angebracht, und nicht weit davon zeigt ſich eine in Stein eingehauene Viehweide, vermuthlich wegen der einſt auf dieſer Stelle befindlichen Waldungen. Der Thurm hat nur eine Treppe von ſteinernen und hölzernen Stiegen. Unter den hölzernen Stiegen iſt die Schneckenſtiege beſonders merkwürdig.

Zu der oberſten Spitze gelangten wir nur auf Leitern. Die Zeiger der Uhr ſind klafterlang. Unter den fünf Glocken des Thurmes iſt die große ſogenannte Türkenglocke wegen ihr ſchönen Wappen und Bilder und wegen ihres Gewichts von 354 Centner beſonders merkwürdig.

Wir entſchloſſen uns bis in die oberſte Koppe die Leiter hinaufzuſteigen, gefährlich und halsbrechend für Alle, welche dem Schwindel unterworfen ſind. Denn bricht eine Sproſſe der Leiter, ſo iſt man verloren, und will man wieder hinabſteigen, ſo iſt es noch beſchwerlicher als hinauf. Die Ausſicht durch die oberſten Oeffnungen des Thurmes iſt mit nichts Aehnlichem zu vergleichen. Das geſchäftige Gewühl in den nahen und entfernten Straßen ſtellt ſich wie ein bewegliches Miniatur-Gemälde dar. Man überſieht die ganze Donau mit ihren Brücken und Schiffen, die fruchtbaren Ebenen und Hügel, die benachbarten Dörfer, welche mit den Vorſtädten nur ein Ganzes zu bilden ſcheinen, und auf allen Feldern, Wieſen und Straßen volle Ge-

schäftigkeit und Leben thätiger Menschen, zahllose Lustwandler zu Fuß, Pferd und Wagen.

Ich bereuete es nicht, dieses Wagestück unternommen zu haben, denn ein solches ist es, und schon mancher Neugierige ist von der unermeßlichen Höhe herab in die Tiefe gestürzt. Der Genuß, den uns die Aussicht in dieser lustigen Höhe bereitet, ist aber wirklich ein noch größeres Wagestück werth.

Sehenswerth sind auch die Grüfte im unterirdischen Theil der Kirche, welche aus 34 großen Gewölben und der Fürstengruft bestehen. Die erstern sind bis an die Wölbung mit Särgen und Menschengerippen angefüllt.

Diese Katakomben dehnen sich fast um die ganze Kirche herum und haben keine sonderliche Tiefe; denn das Geräusch der auf der Straße hinrollenden Wagen dringt zu ihnen hinab. Man hat unlängst zwar tiefere Gänge, unter den obern angelegt, entdeckt, aber ihre Spur nicht verfolgt.

Nirgends glaube ich sind so viele historische Seltenheiten vereinigt und gesammelt wie in Wien. In der Ambrosan-Sammlung z. B. sind eine solche Masse merkwürdiger Dinge, denen die historische Erinnerung einen besonderen Werth verleiht, daß man bei ihnen nur kurze Zeit verweilen kann. Es ist eine prächtige Reliquiensammlung der Geschichte.

Meine Begleiter boten Alles auf, mir diesen Schatz durch Erklärungen zugänglich zu machen. Besonders interessirten mich die vielen Rüstungen berühmter Männer mit ihren Waffen und Conterfeien. So sah ich einen Helm des Königs Franz I. von Frankreich, das Panzerhemd Albrecht des Bären, welcher Berlin gegründet haben soll, die Rüstung des Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Prinzen Moritz von Oranien, die Roßschweif-Standarte und den Köcher des Großveziers Kara Mustapha, die Rüstung Scandenberg's, die Streitart oder das Tomahawk Montazumas, des Kaisers von Mexiko, die überaus prächtigen Waffen des Herzogs Alexander Farnese von Parma, die Waffen von den Visconti's, Doria's, Sporza's und viele andere Merkwürdigkeiten. Ueberaus sehenswerth ist das Naturalien-Cabinet,

so z. B. das Geweih eines Hirsches, welches in einem Baumstamme eingeschlossen und so völlig überwachsen ist, daß nur die Enden herausstehen. Im großen Zeughause sieht man die Rüstung Gottfrieds von Bouillon, das Kollet von Elendshaut, welches Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen getragen hat. Im Hofraum liegt eine ungeheure Kette, die 100000 Pfund wiegt, mit welchen die Türken dereinst in Ofen die Donau sperren wollten. Im bürgerlichen Zeughaus sah ich unter Anderm die große türkische Blutfahne, welche bei Ofen erbeutet worden ist; das Todtenhemd und der Schädel Kara Mustapha's, welcher Wien belagert hatte, der stark vergoldete Halbmond von Messing, der einst auf dem Stephansthurme stand, und viele andere Dinge, deren ich mich nicht mehr entsinne.

Es waren höchst eigenthümliche Gefühle, welche mich beim Anblick dieser Dinge bewegten, die berühmten Menschen sinken in Staub und Moder dahin, selbst ihre Thaten, in das große und starke Buch der Geschichte eingetragen, werden durch die nachfolgenden verdunkelt und vergessen, und die Pietät der Menschen klammert sich dann an diese leblosen, so höchst zufälligen todten Dinge, denen der Moder nichts anhaben kann. Warum sind wir Menschen von Fleisch und Blut und so ephemerisch? — Die Antwort können wir nur dort oben finden und ich fand sie, als ich Wien verlassend noch einmal den scheidenden Blick zur erhabenen St. Stephanskirche hinaufgleiten ließ.

Lebe wohl, du schönes Wien, möge dir die ganze Fülle des Glückes zu Theil werden, das ich dir wünsche.

Elftes Kapitel.

Prag.

Der Hradſchin. — Die Geſchichte von der ſchönen Marka. — Ich bekomme einen Bettgenoſſen.

Wieder eine alte Stadt voll alter wunderlicher Geſchichten. Welche Frau hatte nicht einmal im Leben in dieſer Stadt einen Augenblick, wenn auch nur in Gedanken, verweilt? War hier nicht der Sitz der Frau, welche die Herrſchaft über die wahrhaft emancipirten Frauen führte? Stand hier nicht Wlaska's Burg, jenes Heldenmädchens, das mit den Männern auf Tod und Leben kämpfte? — Kampf, Kampf mit dieſem arroganten Männergeſchlecht, das uns durchaus zu ſeinen Sklavinnen machen will und keine Liebe, das war ihr Wahlſpruch.

Dieſe hiſtoriſchen Stellen nahmen vor Allem meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ich wollte dort weilen, wo das Schloß Divin, die Burg der Wlaska ſtand, denn die Zeit hat wenigſtens den Boden nicht zu vertilgen vermocht, auf welchem die Amazone gelebt und gehauſt.

Ich ſah auch den Palaſt Wallenſteins und vor Allem den Hradſchin. Wahrlich, ſelbſt das Morgenland, das myſteriöſe Conſtantinopel mit ſeinem Serail und ſeinem Mädchenthurm hat nicht ein ſolches ſagenreiches altes Gemäuer aufzuweiſen.

Welch ein ſeltſames Stück Geſchichte iſt hier geſpielt worden; die Haare ſträubten ſich mir zu Berge, als unſer Führer uns mit einigen Bruchſtücken bekannt machte.

Die Prager haben einen eigenen poetiſchen Sinn, oder ich

möchte lieber ſagen, einen beſonders romantiſchen Hang. Da ihre Stadt ihnen ſo viel Stoff zu Träumereien bietet, da aus jedem Steine in der Stadt eine Sage ertönt, oft ſchaurig und düſter, oft luſtig und heiter, ſo machen ſie ſich aus jedem geringſten Vorgange eine Geſchichte, und ſo kommt es, daß es faſt in jedem Hauſe ſpukt. Selbſt das Hotel, in dem ich wohnte, und das noch gar nicht ſo alt iſt, hatte eine ſolche Spukgeſchichte, ein ſolches Spukzimmer, in welches ich übrigens ganz gemüthlich einzog, ohne irgend eine Angſt oder Beläſtigung zu empfinden. Es fiel mir auch nicht ein, Piſtolen mit ins Bett zu nehmen, wie die Männer zu thun pflegen, wenn ſie an ſolchen geiſterhaften, unheimlichen Stellen Nachtquartier nehmen.

Die Geſchichte, welche mir das Mädchen, das mir aufwartete, mit einem ſehr ernſten Geſichte erzählte, war folgende:

Vor Jahren — ſehr lange kann's nicht her ſein — hatte Zernikoff dieſen Gaſthof inne. Er war ein kugelrunder Mann, der ſehr locker lebte, und man erzählte ſich entſetzliche Dinge von ihm, denn er ſoll ſelbſt einmal mit dem Teufel zu Abend geſpeiſt haben und jeder Schürze lief er nach; ſo iſt es denn kein Wunder geweſen, daß ſein einziges Töchterchen in die Fußtapfen des Vaters trat. Sie war ſchön wie eine Fee und jeder Mann, der ſie ſah, wurde gleichſam wie durch einen geheimen Zauber von ihr umſtrickt, und dann ließ ſie ihn zappeln in ihrem Garne nach Herzensluſt und ſonder Erbarmen, bis ſich ſein Herz verblutete. Die armen unglücklichen Männer.

Einſt klangen gar luſtig die Becher bei Zernikoff. Es hatten ſich daſelbſt eine Anzahl angeſehener Männer zu einem Schmauſe vereinigt und man ſchonte den goldenen Rebenſaft nicht, welchen Freund Zernikoff in ſeinen Kellern lagern hatte.

Er ſelbſt machte mit blinzelnden Augen und wohlbehäbigem Lächeln im Saale die Runde, war bald hier, bald dort und ergötzte ſeine Gäſte durch allerlei Schwänke, auf welche er ſich als alter Praktiker, der die halbe Welt durchreiſt war, ſehr gut verſtand. Nur Einen zu erheitern wollte ihm nicht gelingen. Es war noch ein junger Mann, aber mit ernſtem und geſetztem

Aeußern, der Sohn eines ſehr reichen Mannes, und er ſelbſt war Baccalaurus. Er trank zwar auch und wohl ſo fleißig wie die Andern, aber ſein Geſicht war ein Schalk oder der Wein, welchen er trank, war vermöge einer geheimen Uebereinkunft mit Wirth Zernikoff ſchwächer oder die Sache war nicht richtig. Nein, ſie war nicht richtig, glaube ich, denn Zernikoff watſchelte ja ſo oft zu ihm hin und ſagte halb verweiſend, halb ermunternd: Aber Herr Baccalaurus, Sie ſehen ja ſo düſter aus, Ihnen geht etwas durch den Kopf, das ſich nicht verſtecken laſſen will, oder ich will nicht Zernikoff heißen.

Ihr habt Recht, Wirth, ſagte der Nachbar des jungen Mannes, ein dickbäuchiger Altmeiſter; ſolch ein Grillenfänger verdirbt uns die Mahlzeit und ſäuert uns Euren ganz köſtlichen Wein. Ihr ſeht ja aus wie ein armer Sünder.

Arme Sünder ſind wir Alle, verſetzte der junge Mann mit melancholiſcher Miene.

Ei was, verſetzte der Altmeiſter, wer grübelt, findet am Ende an jedem Dinge etwas, was hinkt und bäkelt. Friſch munter, junger Freund!

Und mit dieſen Worten zwang der Altmeiſter den jungen Mann, ihm auf einen vollen Humpen Beſcheid zu thun.

War es der Wein oder hatte es einen andern Grund, daß der junge Mann wirklich in dieſem Augenblicke ſehr freundlich über den Tiſch blickte? Ei gewiß! That ſich da eben die Thür nicht auf und trat die verführeriſche Fee nicht ein, Zernikoffs zauberiſches Töchterchen? — Und zwar kommt ſie gerade in dem Augenblick, als alle Welt nach ihr verlangte und der Altmeiſter ausrief: Wo iſt denn Euer Töchterlein? — Ihr ſeid auch gar zu knauſerig mit Eurem goldenen Schatze, Freund Zernikoff.

Ihre Erſcheinung verſetzte die ganze Geſellſchaft in Aufregung. Jeder war wie elektriſirt von ihrem glänzenden, feurigen Blick, zumal als ſie am Tiſche die Runde machte und bald mit dieſem, bald mit jenem ſchäkerte und ſcherzte.

Aber wie ſie Alle mit ihr und ſie mit Allen ſo freundlich that, da verdüſterte ſich wieder der Blick des jungen Mannes wie ein Himmel voll Regen, bis ſie auch zu ihm kam und neckend ſagte: Nun, Herr Miſanthrop, Ihr ſcheint das Weinen mehr zu lieben als den Wein.

Und Eine Rede mehr als alle Reden, fiel ihr der Angeredete ins Wort und dann ſetzte er flüſternd hinzu: Um eine Viertelſtunde, ein Wort, ſchöne Marta.

Kommt nach oben, verſetzte ſie mit ihrem einnehmendſten Lächeln.

Nachdem ſie ſich eine Zeit lang mit der luſtigen Geſellſchaft auf eine Weiſe unterhalten, welche es darthat, wie ſehr ſie gewohnt war, mit großen Herren umzugehen, ſchlüpfte ſie aus dem Zimmer; der Baccalaurus folgte ihr bald darauf.

Es dunkelte bereits, als ſich der junge Mann und die Schöne gegenüber ſtanden.

Nun, ſagte ſie ſpöttiſch, habt Ihr wieder eine wohlgeſpitzte Rede für mich auf dem Herzen und auf der Zunge?

Keine Rede, Marta, nur zwei Worte: Erhört mich!

Das iſt das Einmaleins jeder närriſchen Liebe, ſagte das Mädchen lachend; ſchickt es ſich aber für einen ſo ernſten Mann, verliebt zu ſein? Steht davon ab, ich bringe denen kein Glück, die mich lieben.

Gleichviel, wenn ich nur Eure Gleichgültigkeit überwinden kann.

Ihr wollt alſo Euer Unglück?

Jedes Schickſal iſt mir gleich, wenn ich nur Eure Liebe beſitze.

Meine Liebe? — Ach, wenn ich nur eigentlich wüßte, was das iſt. So viele Männer ſprechen davon und mir iſt es doch gänzlich unbekannt. Kann ich geben, was ich nicht habe und nicht einmal kenne?

Ohne Liebe iſt kein Herz, ſagte der junge Mann dumpf.

Ja, das ſagten ſchon viele, und ſie haben es mir erklärt, was das heißt, und ich habe es auch Allen verſprochen. Nun, warum nicht? Ich verſpreche es auch Euch.

Nur mir! rief der junge Mann leidenſchaftlich. Laßt mich der Einzige ſein, der Euch lieben darf.

Das iſt mir zu langweilig, Herr Baccalaurus, rief Marta laut auflachend.

Ihr ſpottet meiner Neigung, die ernſt und rein iſt. Ich frage Euch als Ehrenmann, wollt Ihr mein werden als redliches Eheweib?

Hört, ſagte Marta nach einigem Nachdenken, Ihr plagt mich nun ſchon ſeit einem Jahre mit Eurer Neigung, dieſe Geſchichte wird mir lächerlich und läſtig, denn Ihr ſeid der Langweiligſte von allen denen, die mich zu lieben vorgeben. Das Ding muß ein Ende nehmen. Wollt Ihr mein letztes Wort hören?

Ja, ſagte der Baccalaurus mit feſter Stimme.

Nun, ich liebe Euch! —

Dieſe Worte mit einem ihrer zauberiſchſten Blicke ausgeſprochen, ſchienen den jungen Mann zu erſchüttern. Er griff nach ihrer Hand, ſie an ſein Herz zu preſſen. Dieſe aber machte eine raſche Bewegung und verſchwand, einen höchſt ceremoniellen Knix machend, aus dem Zimmer.

Sie iſt ein Teufel, rief er ſeufzend, und ich bin ihr auf Tod und Leben überliefert.

Mit dieſen Worten verließ er geſenkten Hauptes den Gaſthof.

Die muntere Geſellſchaft, welche jetzt die ausgelaſſene Marta wieder erheiterte, vermißte ihn nicht.

Wenige Wochen nach dieſem Vorfall war wieder eine zahlreiche Geſellſchaft im Gaſthofe von Zernikoff verſammelt. Die ſchöne Marta feierte ihre Hochzeit. Wer war der Glückliche?

Nicht der Baccalaurus, Keiner von den vielen Liebhabern des gefährlichen Weibes. Es war ein fremder, reicher Herr, das war Alles, was man wußte, die Hochzeit wurde aber glänzend gefeiert, und es waren die vornehmſten Herren der Stadt dazu eingeladen. Auch der junge Baccalaurus fehlte nicht.

Er war ſo ſäuberlich ſchwarz gekleidet, als wäre er der Bräutigam geweſen, und ſeine Mienen hatten einen ſo zufriede-

nen Ausdruck, daß man faſt in Verſuchung kam zu glauben, er halte ſich für den eigentlichen Bräutigam; ob wohl auch die übrigen Liebhaber der ſchönen Marta dieſen Glauben hatten? — Denn ſie hatten alle juſt daſſelbe Geſicht, auf welchem es unzweideutig geſchrieben ſtand: Ich bin der Glückliche.

Und doch war nur ein Mann in der Geſellſchaft, den ſie heute freite.

Die Braut war an dieſem Tage ungemeſſen ausgelaſſen. Bald flüſterte ſie dem, bald jenem ein ſchalkhaftes Wort zu. Und die Herren lächelten ſo zufrieden, als ſie mit ihnen ſo geflüſtert hatte. Welche Worte ſie eigentlich geſprochen, davon iſt nichts verlautbar geworden, aber das weiß man, daß der Baccalaurus der Braut ein Zettelchen verſtohlen in die Hand gedrückt, auf welchem die Worte ſtanden:

Ich muß Sie dieſen Abend um 11 Uhr ſprechen und um jeden Preis.

Marta ſchrieb mit Bleiſtift darunter:

Es iſt Euch vergönnt, Ihr werdet mich in meinem Zimmer finden.

Dieſen Zettel ließ Marta wieder zur Erde fallen, wahrſcheinlich aus Muthwillen, denn es mußten mehrere bemerken, und die Knieen der alten Herren beugten ſich, als wären ſie von Wachs, und die Köpfe ſtießen ſauſend aneinander, denn jeder wollte den Wiſch erhaſchen. Proſit, der Baccalaurus war ſchneller als alle Andern, und erfaßte richtig den Zettel, verließ den Saal, las ihn zuerſt ganz raſch und die hundert andern Mal ganz bedächtig über, lächelte erſt zufrieden, dann ſehr wehmüthig, ſteckte den Zettel in die Taſche und ging in den Hochzeitsſaal zurück.

So ausgelaſſen war man lange nicht auf einer Hochzeit geweſen als auf der heutigen. Marta's gute Freunde ſchienen an dieſem Tage alle ihnen zugefügte Unbill vergeſſen zu haben. Marta war ſchöner als je.

Die eilfte Stunde brach heran, der Baccalaurus, welcher dieſe Zeit mit Spannung erwartet hatte, hoffte vergebens, Marta

würde nun den Saal verlaſſen, eine halbe Stunde war wiederum vergangen, da trat er zu ihr hin und flüſterte ihr zu:

Ich erwarte Sie draußen!

Läſtiger Mahner! rief ihn Marta neckend zu, geht, ich folge.

Gleich darauf gaben ſich alſo Beide ein Rendezvous.

Was wollt Ihr nun, fragte ſie lächelnd, habt Ihr etwa irgend einen geheimen Kummer, welchen Ihr vor mir ausſchütten wollt?

Sie haben mich betrogen, ſagte der junge Mann mit zitternder Stimme.

Wer ſagt Euch das? fragte Marta keck.

Das ſagt mir Ihr Hochzeitstag.

Was kümmert Euch meine Hochzeit?

Der junge Mann ſah ſie mit einem Blicke an, der die muthwillige Braut erſt jetzt auf ihre Situation aufmerkſam machte. So hatte ſie den jungen Verliebten nie geſehen. Er ſtand ihr nicht gegenüber wie ein Bittender, ſondern wie ein Gläubiger, der mit unerbittlicher Strenge eine Schuld einfordert.

Marta, ſagte er, Sie haben keine Zeit zu wählen — Sie müſſen mir folgen.

Wohin? fragte ſie, indem ſie die Thür zu erreichen ſtrebte, und jede Bewegung des Baccalaurus argwöhniſch bewachte.

Fragen Sie nichts mehr und kommen Sie.

Marta wurde von dieſem ſtrengen und gebieteriſchen Ton auf das Heftigſte verletzt und ſie verſetzte:

Ihr ſeid ein Narr, ich nehme in meinem Hauſe niemals Befehle an, ich werde Euch nicht folgen. Ihr müßt nach dem Tollhauſe, Freund, verlangt Ihr etwa, daß ich Euch dahin folgen ſoll?

Statt aller Antwort holte der Baccalaurus einen Dolch hervor, der halb in einer Scheide ſteckte.

Marta, ſagte er, die Spitze dieſes Dolches iſt vergiftet, der leiſeſte Riß überliefert Dich unfehlbar dem Tode. Nur wenn Du eine Leiche biſt, verlaſſe ich allein dieſes Haus. Willſt Du kommen? —

Marta prüfte noch einmal des jungen Mannes Züge, die noch immer den Ausdruck finsterer Entschlossenheit hatten. Sie besann sich kurz, dann sagte sie:

In diesem Kleide kann ich Euch unmöglich willfahren. So kann ich nicht über die Straße gehen.

Wir gehen nicht über die Straße.

O, Ihr seid völlig wahnsinnig, sagte Marta, wohin soll ich Euch denn folgen?

Werfe dieses Regenkleid über und nochmals der geringste Hilferuf überliefert Dich unfehlbar dem Tode.

Mit diesen Worten entfaltete der junge Mann ein Päckchen, das er unter dem Arme hielt und welches sie bisher nicht bemerkt hatte. Es enthielt ein zusammengerolltes Regenkleid.

Als Marta es erblickte, warf sie einen triumphirenden Blick auf den Baccalaurus, das den Männern so gefährlich gewesene Lächeln umspielte ihre Lippen.

Also Ihr wollt durchaus, daß ich mich Eurer tollen Laune fügen soll? sagte sie. Nun gebt her, das wird eine ergötzliche Komödie, die Sache beginnt mir interessant zu werden.

Mit diesen Worten entrollte sie das Regenkleid. Plötzlich aber machte sie eine geschickte Schwenkung, warf es dem Baccalaurus über den Kopf und ehe sich dieser wieder befreien konnte, hatte Marta längst die Thür erreicht und war hinunter in den Hochzeitssaal geflohen.

Hier sagte sie kein Wort von dem Vorgefallenen, sie war so heiter, so muthwillig wie noch nie. Nur ihrem Vater flüsterte sie heimlich etwas zu, worüber dieser sich entfärbte. Er verließ den Saal, und ging in Marta's Zimmer hinauf.

Es war leer.

Aber am andern Morgen fand man, daß die Neuvermählten über die Gebühr schliefen. Man öffnete das Schlafgemach und näherte sich dem Bette. Man fand nur ein Wesen darin — Marta. Und diese Marta war eine Leiche.

Aber von dem Baccalaurus und Martas Manne hat man niemals eine Spur entdeckt.

* * *

Das iſt ein ſehr grauſiger Schluß, ſagte ich, nachdem das Mädchen dieſe Geſchichte beendet, und das iſt hier in dieſem Zimmer geſchehen?

In dieſem Zimmer, dort auf demſelben Fleck, wo ſie dieſe Nacht ſchlafen werden, hat man ihre Leiche gefunden.

Das Mädchen blickte mich mit einer Art Scheu an, als ich lächelnd ſagte, ich würde mich dadurch nicht im Geringſten beunruhigen laſſen. Sie bat mich noch, gegen ihrem Herrn nichts darüber zu äußern, daß ſie von der Geſchichte erzählte, er würde ſie ſonſt unfehlbar aus ſeinem Hauſe entfernen. Damit hätte er allerdings nicht ſo Unrecht gethan, denn es ſind nicht alle Damen ſo wenig furchtſam wie ich, um in einem Zimmer zu bleiben, wo ſolche Dinge vorgefallen.

Auch bei mir ſollte es ſich zeigen, welchen Einfluß die Phantaſie auf die menſchliche Natur und ſelbſt die heroiſchſte ausüben, denn kaum lag ich in meinem Bette, als ich durch ein eigenthümliches Zittern meines Bettes beunruhigt wurde. Es war mir als hebe ſich daſſelbe und zu gleicher Zeit knarrte die Thüre, die ich doch geſchloſſen zu haben glaubte.

Wie, dachte ich, geht hier der Geiſt des Baccalaurus um, den hier vielleicht die muthwillige Marta beſuchen will? Wahrhaftig die Sache war gar nicht ſo ſpaßhaft. Es näherte ſich etwas meinem Bette; ob es kroch oder ging, konnte ich nicht unterſcheiden, das Geräuſch war ganz eigenthümlicher Art, und ſo ſehr ich auch ſtrebte, mir einzureden, daß es eine Täuſchung ſei, ſo mußte ich doch zugeben, daß die Sache einen ſehr ernſten Anſtrich habe.

Was war zu thun? Sollte ich ſchreien? Ich ſchämte mich und doch blieb mir nichts übrig, denn ich hatte ja durchaus keine Waffe und — o Himmel! meine Decke hebt ſich, es legt ſich Jemand neben mich! — Nun war es hohe Zeit. — Ich ſprang aus dem Bette und klingelte; Feuerzeug konnte ich nicht finden, denn ich war wirklich ganz verpler. Zu meinem Glück kam bald das Mädchen, welches mir die Geſchichte erzählt hatte. Wahrſcheinlich mußte ſie kommen, denn ſie ſah ſehr verdrießlich

aus und hatte offenbar große Scheu, zu dieſer Zeit in das verfängliche Zimmer zu treten.

Mein Gott, was iſt Ihnen? rief ſie, ſind Sie unwohl?

Es iſt hier Jemand in meinem Zimmer! rief ich wie außer mir. —

Gott erbarme ſich! rief das Mädchen, ließ faſt das Licht aus den Händen fallen und ſchickte ſich an zu fliehen.

Bleiben Sie, rief ich, wir müſſen die Sache unterſuchen, es iſt Jemand in meinem Bette.

In Ihrem Bette? Gott ſtehe uns bei! rief das Mädchen. Das iſt der Baccalaurus!

Mit dieſen Worten lief ſie davon und ich hätte wahrhaftig bald denſelben Weg eingeſchlagen, ſo anſteckend iſt die Furcht. Aber zum Glück kam in dieſem Augenblick der Wirth mit einem Kellner und — ſo zauberiſch wirkt doch auf uns die Gegenwart der Männer — mit der größten Keckheit trat ich an das Bett.

Ja wahrlich, da lag der entſetzliche Baccalaurus, ganz ſchwarz gekleidet wie an Martas Hochzeitstage, in der Geſtalt eines — ungeheuren ſchwarzen Pudels.

Man kann ſich mein und der andern Leute Gelächter bei dieſer Entdeckung denken. Der Wirth hatte den Hund nämlich am ſelben Tage von einem Bekannten erſtanden, der die Gewohnheit hatte, das Thier mit ins Bett zu nehmen. Am Nachmittage war der Hund plötzlich verſchwunden und wahrſcheinlich in das Zimmer gerathen, in welchem ich logirte. Er mochte wohl unter der Bettſtelle geſchlafen haben und wollte dann ſpäter, ſeiner alten Gewohnheit treu, behäbig ins Bett kriechen.

Ich würde vielleicht, ich muß der Wahrheit die Ehre laſſen, ohne die Erzählung von dem Baccalaurus weniger Angſt ausgeſtanden haben und es möge ſich hier Jedermann geſagt ſein laſſen: auch der Stärkſte hat Momente, wo er um nichts ſtärker und muthiger iſt, als der Feigſte und Schwächſte.

Zwölftes Kapitel.

Im Gasthofe.

Ein weiches Bette. — Augen und Füße. — Ein türkisch organisirtes Herz. — Der Schauspieler. — An der Tafel.

Ich muß noch einmal auf den Hradschin zurückkommen. Er ist gewiß eines der merkwürdigsten Gebäude der Welt. Er ist eine Palaststadt, an welcher Jahrhunderte gebaut worden ist. Wahrscheinlich war er zuerst der Sitz eines Raubritters. Hier oben konnte er so sicher wie der Adler in seinem Horste hausen. — Haben sich doch sogar die Hussiten, die Alles vor sich niederwarfen, vierzehn Tage lang vergebens die Stirnen daran blutig gestoßen. Der letzte Monarch, welcher auf dem Hradschin residirte, war Mathias. Dieser verlegte noch während seiner Regierung seine Residenz nach Wien, und so hatte Prag aufgehört, der Mittelpunkt von Oestreich zu sein — und Wiens weltstädtische Erhebung begann.

Auch das Fenster sah ich, durch welches die Räthe Martinez und Slafata mit ihrem Sekretair Fabricius hinabgestürzt wurden. Eine kleine Pyramide im Schloßgarten hat dieses Ereigniß verewigt. Es muß keine interessante Luftreise gewesen sein, aber um so vergnügter die Niederkunft dieser Herren — zur Erde. Sich so ganz heil und lebendig zu fühlen und zwar nach einer solchen Reise, auf der man weder Wagen noch Pferde noch sonst einen Stock, auf den man sich stützen konnte, mitnehmen konnte — das muß ein Gefühl gewesen sein, um welches man sie beneiden könnte. So viel ist gewiß, daß diese Herren das Mistbette, auf welches sie fielen, dem weichsten Daunenbette

vorgezogen haben. Welchen Werth oft die niedrigsten Dinge durch die Umstände erlangen können! Ich denke oft daran und habe zuweilen ordentlichen Respekt vor den Dingen. Könnten wir den Schleier vor den Mysterien der Zukunft wegziehen, welche Menschen und Gegenstände würden wir so sehr achten und lieben, welche uns jetzt verächtlich scheinen und umgekehrt.

Trotz ihrer, ich möchte fast sagen, finstern Geschichte, die sich theils im Hradschin, theils in andern Gebäuden und Palästen abspiegelt, sind die Prager, wie die Böhmen überhaupt, ein stilles, friedfertiges und arbeitsames Völkchen. Sie singen gern und die Musikliebhaberei ist eine jener klassischen Tugenden, von der sie sicher selbst dann nicht gelassen haben, als die Bomben des Philosophen von Sanssouci über ihre Köpfe dahin schwirrten. Nicht wenige Gebäude haben noch solche Bomben aufzuweisen.

Es leben in Prag übrigens nicht wenige Edelleute von ächt slavischem Zuschnitt. Mit Einem kam ich in eine sehr unangenehme Collision. Er drängte sich nämlich, als ich das Theater verließ, an mich heran, und sah mir mit seinen blitzenden Augen eine Weile so unverschämt in die meinen, daß ich darüber erzürnt wurde. Er sagte aber sehr naiv: Wärst Du weniger schön, ich würde nicht so dreist gewesen sein. Wenn Du darüber erzürnt bist, so rechte mit dem Himmel, der Dich erschaffen zu haben scheint, damit Du beweisest, was weibliche Reize aus Narren und Klugen machen können.

Das Compliment war allerdings sehr artig.

Von der mir zu Theil gewordenen Gunst und Liebe auf's Höchste befriedigt, verließ ich Prag und ließ mich auf Windsbrautflügeln der Eisenbahn nach Pesth bringen.

Unterwegs machte ich mit einem Ungarn Bekanntschaft, einem Edelmanne in den mittleren Jahren und, wie es schien, sehr reich. Seine ganze Erscheinung war höchst originell. Er kannte mich nicht, aber er verwandte kein Auge von mir, und da er nicht unmittelbar neben mir saß, so bat er eine Dame, die uns trennte, ohne Umstände, ihm ihren Platz an meiner

Seite einzuräumen. Die Dame sah mich befremdet an, der Ungar aber bat so galant um diese Gefälligkeit, daß wir Beide nicht umhin konnten, ihm seinen Willen zu thun.

Ich glaubte nun, er würde ein sehr geistreiches Gespräch mit mit mir anknüpfen — aber nichts weniger; er saß gebückt da und wie er bisher nur meine Augen angesehen hatte, so war sein Blick jetzt unverwandt auf meine Füße gerichtet.

Der Mensch muß wahnsinnig sein, so dachte ich bei mir, oder er macht Studien, die ich nicht verstehe.

Endlich richtete er sich empor und sagte mit leiser Stimme: Von Ihren Augen bis zu Ihren Füßen, welch ein interessanter Weg.

Wahrhaftig, er ist verrückt, dachte ich.

Ich bin nicht mit mir einig, was Ihre Augen sind, fuhr er fort, aber ich weiß, was Ihre Füße sind.

Mein Herr, sagte ich laut auflachend, meine Augen und Füße sind spanisch.

Spanisch? — O, ich verstehe mich auf Füße und Augen, entgegnete er. Brauche nichts weiter am Menschen zu sehen, nicht einmal am Mann. Aber wenn ich bei einer Dame diese beiden Dinge gesehen, mag sie alles Uebrige verhüllen — ich weiß wie es um ihre Schönheit steht, um ihren Geist, um ihren Charakter, ihre Herkunft, ihren Stand.

Und für was, zum Beispiel, halten Sie mich?

Für die Sennora Pevita.

Nun wurde ich betroffen. Hatte er es errathen oder kannte er mich?

Sie haben mich wahrscheinlich in Prag oder in Wien gesehen, sagte ich.

Nein, versetzte er, das nicht, aber ich bin dorthin gereist, um Sie zu sehen.

Und Sie sahen mich nicht.

Ich wollte nicht. —

Sie wollten nicht? —

Man erzählte mir so viel von Ihrer Schönheit, daß ich be-

fürchten mußte, mich in Sie zu verlieben — und ich habe eine Braut.

Die Sie also nicht lieben? —

Die ich gerade ſehr liebe.

Nun, ich denke, dann müßten Sie geſchützt ſein.

Warum? — Mein Herz iſt türkiſch organiſirt.

Dieſe Antwort machte mich ſo betroffen, daß ich wirklich vielleicht zum erſten Male in meinem Leben nicht wußte etwas zu erwidern. Sein Herz war türkiſch organiſirt? Piquant jedenfalls mußte dieſer Mann in ſeiner Liebe ſein.

Wenn Sie alſo nur türkiſch lieben, ſagte ich endlich, warum hatten Sie denn Furcht, ſich zu verlieben, was hinderte Sie Ihre Braut? —

Ich hatte Mitleid mit ihr, denn ſie liebt mich keineswegs türkiſch.

Mein Herr, entgegnete ich, Ihre Braut wird ſich ganz gewiß zu tröſten wiſſen, wenn Sie ihr untreu werden, vorausgeſetzt, Sie ſagten ihr das offenherzig, ehe Sie ſolche unauflöslich an ſich feſſeln. Ich glaube nicht, daß der Kummer, Sie zu verlieren, ſie tödten wird. Ich meinerſeits würde mich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn Sie ſich in mich verliebten, mögen nun meine Augen oder meine Füße, die Sie ſo gut kennen, die Veranlaſſung dazu geben. Ich bin allerdings die Tänzerin Pepita, ſie freut ſich, ihre Kenntniß von der Unzartheit der Männer abermals bereichert zu ſehen. Lieben Sie mit Ihrem türkiſch organiſirten Herzen, welche Sie wollen, nur mich nicht, und ich glaube, Ihre Braut würde ſehr gut daran ſein, wenn Sie ſie mit dieſer türkiſchen Organiſation, bevor Sie mit ihr an den Traualtar treten, vertraut machen.

Mit dieſen Worten wandte ich mich von ihm ab und ſprach während der ganzen Fahrt kein Wort mit ihm. Trotz dem war er unverſchämt genug, mich oftmals anzureden und das Geſpräch an mich zu richten. Ich ſah ihn dann verächtlich an. Ich glaube wohl, er hat meine Augen vollkommen gut kennen gelernt; möchte er doch auch die Fäuſte und die Füße einer

Frau kennen lernen, welche kräftig und energiſch genug wären, durch ſeine türkiſche Haut zu dringen.

Am Bahnhof zu Peſth traf ich einen ſehr liebenswürdigen Bekannten, den Grafen M., welcher mich erwartete. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich ein junger Ruſſe, der Fürſt Ch. Dieſe beiden Herren nahmen mich ſofort als gute Priſe in Beſchlag und brachten mich in ihrer Equipage nach dem Hotel.

Meine Ankunft wurde durch die geſchwätzige Fama ſehr bald in der Stadt bekannt und noch hatte ich mich von der Reiſe kaum erholt, als eine Deputation bei mir erſchien, die mich im Namen ſämmtlicher Theatermitglieder bewillkommnete.

Ueber dieſe Störung war der junge Ruſſe, welcher ein prächtiges Mahl beſtellt hatte, ſehr ungehalten und er bat mich um die Erlaubniß, die Thüre meines Zimmers zu ſchließen oder ohne Weiteres jeden hinauswerfen zu dürfen, der mich während der nächſten zwei Stunden beläſtigen würde.

Ich lachte über den Eifer und den Zorn des jungen Mannes und ſagte ihm, daß er wohl keine Gelegenheit finden würde, ſeine Drohung auszuführen, denn ich wußte nicht, wer nach dieſer Deputation vom Theater mich beſuchen könne.

Deſto beſſer, verſetzte der junge Fürſt, ich möchte es auch keinem rathen, denn in dieſen nächſten beiden Stunden gehören Sie mir und meinem Freunde.

Sie ſchelten ſehr diktatoriſch über mich, verſetzte ich lächelnd, ich bin es gewohnt, bei Tafel Jeden zu empfangen, der mich beſucht, der mit mir ſprechen oder mich ſelbſt ſprechen hören will, und ich werde hier in Peſth keine Ausnahme machen.

Sie werden es thun, Pepita, mir zu Gefallen, verſetzte der Fürſt, ich bitte Sie darum.

Es iſt nicht galant, von einer Dame etwas zu erbitten, ſtatt ihr zu gewähren. Oeffnen Sie die Thüre, und laſſen Sie jeden, der Belieben hat, eintreten, es macht mir Vergnügen, bei Tiſche Audienzen zu geben, da ich ſonſt wenig Zeit dazu habe.

Nun, ich bin es, der eine Audienz begehrt, rief der junge Fürſt.

Und ich bin es, rief der Graf, der Sie unterhalten wird' denn ich habe Stoff.

Und wenn Sie sich mit uns Beiden amüsiren,' was wollen Sie mehr?

Kaum hatte der junge Russe dieses ausgerufen, als gepocht wurde.

Klopfen Sie nur, rief der Fürst lachend, wir haben jetzt keine Zeit, uns mit Journalisten herumzuzanken.

Diese Journalisten, sagte ich, sind meine besten Freunde, die Herolde meines Ruhms; ohne sie würde ich nicht eine einzige Theaterdirektion erobern.

Was wäre das für ein Unglück? — Sie machen noch ganz andere Eroberungen.

Meine schönste Triumphe, meine kostbarsten Eroberungen mache ich aber auf der Bühne. Auf diese Eroberungen allein bin ich stolz. Einen einzelnen Menschen zu exaltiren, zu inflammiren, das ist nicht schwer, dazu bedarf es ganz gewöhnlicher Reize, und vielleicht noch mehr als diese — ein wenig Koketterie. Aber das vielköpfige, vielbeaugte und vielbeherzte Publikum in Extase zu versetzen, es zu allgemeinen Beifallsäußerungen hinzureißen, als hätte es nur Ein Auge und Ein Ohr, es so selbstverleugnend und selbstvergessend zu machen, daß es für ein Wesen zu schwärmen beginnt, das so wenig thut für seine Liebe und das ihm fremd ist und fremd bleibt, das ist ein Triumph, an welchen tausende von einzelnen Eroberungen nicht heranreichen.

Ach, Sie schwärmen wahrlich, rief der Fürst. Sie vergessen, wie wenig Kritik die Masse übt und wie leicht empfänglich sie ist.

Es ist wahr, die Kritik der Massen liegt nicht in ihrem Gehirn oder in ihren Fingern; das Volk urtheilt mit dem Herzen, und giebt es für ein Weib eine schönere Eroberung, als so viele Herzen, die nicht Gegenliebe, keinen Minnedienst beanspruchen, sondern nichts, als daß ihre Künstlerin da bleibe und noch einmal wiederholen möge, was ihnen so gut gefallen? Aber

öffnen Sie doch, meine Herren, die Leute draußen hören sehr gut, daß wir hier sprechen. Lassen Sie sie ein, ich bitte. —

Der Graf erhob sich und schloß auf. Es war ein schöner junger Mann, der mit chevalereskem Anstande ins Zimmer trat, den beiden Herren einen stolzen und kalten Blick zuwarf, indem er sich leicht gegen sie verbeugte, und sich dann gegen mich wandte, um mich anzureden.

Ich hielt den jungen Mann mindestens für einen Herzog, aber diesmal täuschte ich mich, so scharf ich auch sonst zu sehen pflegte, der junge Mann war nichts mehr und nichts weniger als — ein Schauspieler.

Als er sich nannte, sahen meine beiden vornehmen Gäste sich gegenseitig lächelnd an, und warfen dann verächtliche, sarkastische Blicke auf den Künstler, dieser gab sie mit anständiger Keckheit zurück und fuhr dann, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, zu mir gewendet, fort.

Sein Besuch geschah im Interesse meines ersten Auftretens in Pesth, er gab mir einige sehr nützliche Winke, und empfahl sich dann mit demselben Anstande, mit dem er gekommen war.

Meine Freunde konnten nicht unterlassen, ihm einige Sticheln nachzusenden, gegen welche ich den Aermsten in Schutz nahm, denn es hat mir von jeher nichts besser gefallen, als der Stolz solcher Leute, die nichts besitzen, als ihr Talent.

Indessen fuhren wir fort zu essen und zu plaudern, am meisten Unterhaltung gewährte mir aber der Kellner, welcher sich die aufopferndste Mühe gab, uns Neuigkeiten mitzutheilen. Er sagte uns, daß er die halbe Welt gesehen habe, und er könne Bücher schreiben über die Dinge, welche er gesehen. Auch besitze er ein ganzes Kabinet von solchen Kuriositäten, die er auf seinen Reisen gesammelt. Selbst in Amerika war er gewesen und zum Beweise brachte er mir einen Theaterzettel vom New-Yorker Theater, der mich sehr amüsirte. Unter anderem lautete er wörtlich wie folgt:

Der Director freut sich sehr, ankündigen zu können, daß er auf sechs Wochen den eminenten Tragöden N. N. und die glück-

machende tragiſche Schauſpielerin N. N. engagirt hat. Die Vorſtellungen .... entlockten ſtets dem gedrängtvollen Hauſe und der Preſſe den durchdachteſten Beifall. Ferner heißt es auf demſelben 2 Fuß langen und ¾ Fuß breiten Zettel, wo jede auf Effekt berechnete Stelle von zwei großen demonſtrativen Händen eingeſchloſſen iſt: Einſtudirt wird und nächſten Montag aufgeführt mit einem Grade von Pracht und Glanz, der Alles und Jedes überſteigt, was bisher dem Publikum in irgend einem Theater der Welt geboten worden, das große Weltdrama, von ungeheurem Intereſſe, genannt ꝛc. — Dieſer Zettel war aus der Hauptſtadt Amerika's und aus einem der größten Theater der Welt; in Europa iſt man kaum bei Seiltänzern dieſe Sprache gewohnt.

Wir mußten noch recht viel über den gelehrten Kellner lachen, der voll Freuden über unſere Anerkennung jeden Augenblick mit einer andern Seltenheit kam und uns oft darüber zu bedienen vergaß.

Nachdem wir unſere Tafel aufgehoben, machte ich mich daran, dem Direktor des Theaters meine Aufwartung zu machen und am Abende tanzte ich mit einem Applaus, der dem Berliner Enthuſiasmus nichts nachgab.

Spät am Abende hielt ein Peſther, ein ſehr reicher Particulier, in meinem Hotel große Tafel, zu der er mich und alle, die ich mitbringen wollte, einlud. Wir waren ſehr vergnügt. Ich erinnere mich nicht, je ein bunteres Gemiſch von Fremden an einer Tafel geſehen zu haben. Da waren Franzoſen, Engländer, Irländer, Türken, ein Holländer, Ruſſen und ein Grieche. Viel fehlte nicht, alle europäiſchen Nationalitäten wären vertreten geweſen. Es waren auch viele Damen anweſend. Das Geſpräch war höchſt lebendig und ſeltſam mannigfaltig.

So ſprach man unter Anderem von Polygamie. Ein Engländer holte eine Zeitung von Kalkutta hervor, in welcher die Eingebornen dieſen orientaliſchen Gebrauch in Schutz nehmen. Unter Anderem heißt es darin:

Ein engliſcher Gentlemen ſkandaliſirt ſo gern darüber, daß

unſere Landsleute viele Weiber nehmen. Wenn Eure Religion und die Sitten Eures Landes Euch nicht erlauben, mehr als Eine Frau zu heirathen, warum ſollten wir dieſem Beiſpiel folgen, da wir doch von anderem Stamme und von anderem Glauben ſind? Jedermann, der Aſien genauer kennt, muß auch wiſſen, daß es bei uns mehr Frauen als Männer giebt, ſei es nun, weil mehr Mädchen als Knaben geboren werden, oder weil die Engländer die Männer in Schlachten tödten. Das Wahre an der Sache kann nur ein Zauberer wiſſen. Wollt Ihr nun jedem Manne nur Eine Frau verſtatten, was ſoll dann aus den vielen übrigen Frauen werden. Sie müſſen doch Jemand haben, der ihnen gut iſt und ſie verſorgt. Gewiß hat uns ſchon die Natur dazu beſtimmt, daß wir viele Frauen und viel Glück haben ſollen, es gehört dies zu unſerer Wohlfahrt und iſt von Anbeginn ſo geweſen. Ich bitte alſo, in die Verordnungen der Vorſehung nicht einzugreifen.

Wir mußten über dieſe naive Vertheidigung einer barbariſchen Sitte ſehr lachen. So gemüthlich es ſich auch anhörte, daß die Männer in Kalkutta glauben, alle Frauen müßten nothwendig unter die Haube und zwar ihret- und der Männer wegen, ſo ſcheint doch die Vorſehung das Gefühl, welches man in Europa „Liebe" nennt, nur deshalb dem menſchlichen Geſchlecht gegeben zu haben, um ihm die Polygamie als eine Einrichtung, die nur auf den niedrigſten Stufen der geſellſchaftlichen Ausbildung möglich iſt, und ſo viel Thieriſches hat, verhaßt zu machen. —

Derſelbe Engländer theilte uns auch einige intereſſante Geſchichten aus der Türkei mit, wohin uns das Geſpräch über die Polygamie führte. Unter Anderem dieſe:

Vor mehreren Jahrhunderten lebte ein Sultan, dem ein Aſtrolog prophezeite, er werde durch eine Schlange ums Leben kommen. Um dieſem Schickſal zu entgehen, ließ er auf einem Felſen im Bosporus einen Thurm bauen und im Innern mit fürſtlicher Pracht ausſchmücken. Hier lebte der Sultan lange von den Freuden des Harems berauſcht und hoffte die Weiſſa-

gung zu Schanden zu machen. Da brachte man ihm eines Tages eine ſchöne georgiſche Sklavin, die ihrem Gebieter als Einführungsgeſchenk ein Körbchen mit Blumen überreichte. Der Sultan nahm das Körbchen ſehr gnädig an, wurde aber gleich nachher von einer kleinen giftigen Natter, die ſich unter den Blättern verſteckt hatte, in den Finger gebiſſen, und ſo ſtarb der Fürſt der Gläubigen eines elenden Todes. Zum Andenken an dieſe Begebenheit hat der erwähnte Thurm ſeinen Namen von dem georgiſchen Mädchen erhalten, das dem unwiderruflichen Beſchluſſe des Fatums als Werkzeug dienen mußte, und heißt noch bis heutigen Tages der Mädchenthurm.

So lautet die Sage.

Die Sache könnte wohl eine andere Bewandtniß haben, ſagte jetzt eine Dame, die neben mir ſaß. Ich möchte faſt glauben, daß die ſchöne Georgierin ſelbſt die Schlange geweſen, welche den Sultan getödtet hat. Vielleicht waren die hübſchen Mädchen im Thurme insgeſammt die Schlange, die den Spruch des Schickſals in Erfüllung brachten.

Man lachte über dieſe Auslegung, welche, von einer Dame ausgehend, gewiß ſelbſtverleugnend genannt werden konnte.

Am Ende, nachdem die Tafel aufgehoben, amüſirten wir uns damit, Paradoxa zu ſagen. Manchen gelang es ſehr gut, diejenigen aber, denen ein Paradoxon nicht gelingen wollte, erſetzten es durch einen Weisheits- oder Erfahrungsſpruch aus ihrem Leben, wobei ſehr viel Geiſtreiches zu Tage gefördert wurde. Die Welt, die heute ſo klug iſt und doch niemals klug genug wird, würde gewiß ſehr gut thun, ſich manches davon auf einer ihrer Tafel zu ſchreiben. Ich werde das Beſte davon hier folgen laſſen:

Es iſt ſchlimm, wenn man nicht Geiſt genug hat, um gut zu ſprechen, und nicht ſo viel Beurtheilungskraft um zu ſchweigen.

Nur ein Dummkopf wird läſtig; ein kluger Mann fühlt, ob er anſpricht oder langweilt; er weiß den Augenblick vorher zu verſchwinden, wo er überflüſſig wird.

Der Eigendünkel und die Einbildung, viel Verſtand zu be-

ſitzen, iſt gewöhnlich die Eigenſchaft derer, die keinen oder nur ſehr wenig haben. Wehe dem, der die Unterhaltung eines ſolchen Subjektes aushalten muß.

Die Kunſt der Unterhaltung beſteht weniger darin, ſelbſt geiſtreich zu ſein, als vielmehr Andere geiſtreich erſcheinen zu laſſen. Wer nach einem Geſpräch mit Dir zufrieden mit ſeinem Geiſte iſt, wird es auch vollkommen mit Dir ſein. Die Menſchen wollen Dich nicht bewundern, ſie wollen gefallen; ſie ſuchen mehr nach Beifall und Zuneigung, als nach einer nützlichen oder ſelbſt angenehmen Unterhaltung.

Es iſt nur rathſam, mit höflichen oder geiſtreichen Leuten auf einen Scherz einzugehen, alle anderen nehmen ihn übel oder mißbrauchen ihn.

Es giebt kleine Schwächen und Fehler, die wir gern der Kritik preisgeben und über die wir uns nicht ungern aufziehen laſſen; dieſelben kleinen Schwächen ſollte man auch nur zum Gegenſtand der Neckereien bei Andern machen.

Der Spott iſt oft nur Geiſtesarmuth.

Wenn Du mit Aufmerkſamkeit die Leute betrachteſt, die nichts loben, die immer tadeln und mit Niemandem zufrieden ſind, ſo wirſt Du finden, daß es ſtets ſolche ſind, mit denen kein Menſch zufrieden iſt.

Die Höflichkeit wird nicht immer von der Güte, der Billigkeit, der Gefälligkeit und der Dankbarkeit eingeflößt, aber ſie trägt wenigſtens den Anſchein davon und läßt die Menſchen nach außen ſo erſcheinen, wie ſie innen ſein ſollten.

Die Selbſtüberhebung und die Aufgeblaſenheit bewirken in der Geſellſchaft gerade das Gegentheil von dem, was ſie bezwecken, nämlich ſich Achtung zu erzwingen.

Jedes Vertrauen iſt gefährlich, wenn es nicht vollſtändig ſein darf; es giebt wenig Verhältniſſe, worin man nicht entweder Alles ſagen oder Alles verſchweigen müßte. Man hat von ſeinem Geheimniß demjenigen ſchon zu viel verrathen, dem man irgend einen Umſtand verſchweigen zu müſſen glaubt.

Der Weiſe vermeidet oft die Welt aus Furcht, gelangweilt zu werden.

Die Zeit ſtärkt die Freundſchaft und ſchwächt die Liebe.

So lange die Liebe dauert, nährt ſie ſich von ſelbſt und von Dingen, die ſie ſcheinbar vertilgen müßten, zum Beiſpiel von Launen, Sprödigkeit, Entfernung, Eiferſucht und ſo weiter. Die Freundſchaft dagegen bedarf der Unterſtützung, ſie verſchwindet aus Mangel an Sorgfalt, an Vertrauen und Nachgiebigkeit. Man findet häufiger eine mächtige Liebe als eine vollkommene Freundſchaft.

Man liebt nur einmal wirklich — bei der erſten Liebe, jede ſpätere iſt weniger unwillkürlich.

Zuſammenſein mit den Leuten, die man liebt, befriedigt hinreichend; mit ihnen ſprechen und ſelbſt an die gleichgültigſten Dinge denken — Alles iſt einerlei, wenn man nur mit ihnen zuſammen iſt.

Anfang und Ende der Liebe machen ſich gleicherweiſe bemerkbar durch die Verlegenheit, die man fühlt, wenn man mit einander allein iſt.

Das Aufhören der Liebe beweiſt deutlich, daß der Menſch beſchränkt iſt und das Herz ſeine Grenzen hat.

Für manche Verluſte müßten ſich unverſiegbare Schmerzensquellen im Herzen finden und es iſt faſt eine Tugend oder eine Geiſtesſtärke, womit man einen großen Kummer überwindet; man weint bitterlich und iſt aufs Tiefſte bewegt, aber in der Folge iſt man leichtſinnig oder ſchwach genug, ſich zu tröſten.

Alle Leidenſchaften heucheln, ſie verſtellen ſich ſo viel als möglich vor fremden Blicken, es giebt faſt kein Laſter, das nicht irgend eine trügeriſche Aehnlichkeit mit einer Tugend nachahmte und benutzte.

Man muß ſehr einfältig ſein, wenn die Liebe, die Bosheit, die Nothwendigkeit nicht klug machen.

Manche Leute wehren ſich gegen die Liebe und das Dichten als ſeien es Schwächen, die ſie nicht einzugeſtehen wagten: die

Liebe eine Schwäche des Herzens und das Dichten eine Schwäche des Verſtandes.

Man iſt angenehmer im geſelligen Umgange durch das Herz, als durch den Geiſt.

Es giebt im Leben oft ſo theure Freuden, ſo ſüße Verhältniſſe, die zu den verbotenen Genüſſen gehören, daß es ſehr natürlich iſt, zu wünſchen, ſie möchten uns erlaubt werden; nur darin kann ein höherer Reiz liegen, durch die Tugend ihnen entſagen zu lernen.

Die Dinge, die man am heißeſten erſehnt, erlangt man nicht, oder wenigſtens nicht zu der Zeit und unter den Umſtänden, wo ſie uns das größte Vergnügen gemacht haben würden.

Eine Frau, die gefühllos gegen die Liebe iſt, hat denjenigen noch nicht geſehen, den ſie lieben würde.

Wenn eine Häßliche geliebt wird, ſo iſt es immer über alle Maßen; denn die Liebe zu ihr iſt entweder eine Thorheit, oder die Folge von geheimen Reizen und Vorzügen, die unwiderſtehlicher und hinreißender ſind, als die Schönheit.

Wenige Frauen ſind ſo vollkommen, um verhindern zu können, daß ihr Mann es nicht wenigſtens einmal täglich bereut, eine Frau zu haben, oder denjenigen glücklich preiſt, der keine hat.

Den Verluſt einer Liebe zu betrauern, iſt ein Glück im Vergleiche mit einem Leben an der Seite eines ungeliebten Gegenſtandes.

* * *

Einer der anweſenden Schauſpieler brachte ein ſehr intereſſantes Aktenſtück zur Sprache, welches auf die ältere Geſchichte des Theaters ein merkwürdiges Schlaglicht wirft. Im Jahre 1583 befahl nämlich die Königin Eliſabeth, eine beſondere Truppe königlicher Schauſpieler zu engagiren, und zwar wurden zwei Männer an die Spitze des Unternehmens geſtellt. Um nun die beſten Schauſpieler zu bekommen, die es damals in England gab, ließ ſie ihrem Haus-Intendanten eine unter dem großen Siegel ausgefertigte Vollmacht ertheilen, durch welche

er autoriſirt wurde, zu der Königin Kurzweil und Unterhaltung alle guten Schauſpieler zu preſſen, die hier oder dort bei verſchiedenen Geſellſchaften oder im Dienſte von Edelleuten ſich befanden. Falls etwa der Eine oder der Andere der an ihn ergangenen Aufforderungen nicht Folge leiſten oder in ſeiner bisherigen Stellung verbleiben wollte, ſo hatte der Haus-Intendant die Befugniß, ihn ins Gefängniß zu werfen, ohne Zulaſſung von Bürgen oder Sicherheit, und ihn ſo lange feſtzuhalten, bis er gehorchte.

Ja, durch eine andere Klauſel, welche daſſelbe Aktenſtück enthält, bekommt der Intendant jene Gewalt nicht blos über Schauſpieler, ſondern auch über dramatiſche Dichter. Jedem der Letztern, den er dazu aufforderte, hatte ſofort mit ſeinen Stücken vor ihm zu erſcheinen, ſie vorzuleſen und zu deklamiren, ſo daß eine Wahl unter denſelben für das Theater der Königin getroffen werden konnte. Auch die Dichter waren, wenn ſie nicht unbedingt gehorchten, mit ſofortiger Gefängnißſtrafe bedroht und zwar ohne Rückſicht auf irgend eine Parlaments-Akte.

Höchſt ergötzlich aber war, was uns der Engländer von einer Dame, der Frau eines Freundes, erzählte. Er wußte das Hiſtörchen ſo decent und anmuthig vorzutragen, daß es mir ſicherlich ſchwer werden würde, andere, als ſeine Worte für die Erzählung zu gebrauchen.

Die junge und ſchöne Gattin eines in Conſtantinopel anſäßigen Engländers verließ einſt, von mehreren Dienerinnen begleitet, früh Morgens ihr Haus in Skutari, um ſich durch ein Bad im Bosporus zu erfriſchen. Während des Badens näherten ſich einige junge türkiſche Offiziere und blieben wie eingewurzelt auf dem Platze ſtehen. Die Dienerinnen erſuchten ſie, ſich zurückzuziehen; doch ſtatt dieſer Aufforderung Genüge zu leiſten, ſagten die Herren ſo viele ſchöne Sachen, daß die darüber höchſt entrüſtete Dame eiligſt das Waſſer verließ, ihren Badeanzug ſchnell mit einer Morgen-Toilette vertauſchte, ſich in ihren Wagen warf und geradeswegs nach der Kaſerne fuhr, wo ſie ſich bei dem Oberſt über die ihr zugefügte Schmach be-

klagte und von ihm die Bestrafung der Schuldigen in ihrer Gegenwart verlangte. Der Oberst ließ dieselben sogleich durch einige Soldaten bei einem Freunde, wo sie frühstückten, verhaften, machte ihnen lebhafte Vorwürfe über die Verletzungen der Gesetze des Harems, überließ sie dann der Verfügung der Dame und befahl ihnen, sich der Strafe zu unterwerfen, die sie ihnen auferlegen würde. Nun gut, sagte sie, zählen Sie darauf, daß ich sie selbst züchtigen werde! Sie ergriff darauf einen Stock, der ihr gerade zur Hand war, und sich desselben eine Viertelstunde lang bald stärker, bald schwächer bedienend, bekräftigte sie auf den Schultern ihrer galanten Bewunderer die Wahrheit des Sprüchworts: Keine Rose ohne Dornen. Dann stieg sie wieder in den Wagen, grüßte den Obersten mit der Hand und kehrte, bezaubert von ihrem Morgen-Abentheuer, in ihre Wohnung zurück.

Den Beschluß dieses für mich ewig unvergeßlichen und erregenden Abends machte die Erzählung eines englischen Capitains, welche unsere muntere Stimmung ein wenig dämpfte. Indessen spannte uns die Geschichte allgemein und wurde auf eine so kunstvolle Weise vorgetragen, daß wir wie festgenagelt dasaßen und sie bis zum Ende mit dem größten Interesse verfolgten:

Eines Morgens gerieth die königlich englische Brigg X. in der engen Straße, welche die schöne Insel Scio vom festen Lande Asiens trennt, in eine Windstille. Da es sehr nahe an der Küste war, so stieg ich auf die große Stange, von wo aus die Insel sich als ein ununterbrochener Strich grünen Landes zeigte, von dem mit Schieferstücken bedecktem Strande bis zum Gipfel der weinbekränzten Hügel, die sich von einem Ende zum andern erstrecken. Verwüstung und Verheerung hatten jedoch im vorigen Jahre hier gewüthet. Von meinem Standpunkte auf dem Mast hatte ich die Stadt in der Vogelperspective vor mir liegen. Ein solches Bild der Verödung hatte ich noch nie gesehen. Die Batterien, die einst sehr stark gewesen waren, lagen fast ganz in Trümmern. Die Neigung der Türken zum

Zögern hatte sie verhindert, gegen die damals noch schlecht ausgerüsteten und schlecht bemannten Geschwader Griechenlands irgend eine Vertheidigungs-Maßregel zu ergreifen. Die rothe Flagge, mit dem glänzenden Halbmonde in der Mitte, wehte über den Ruinen und auf der Spitze von zwei oder drei kleinen bewaffneten türkischen Fahrzeugen, die in der Bucht vor Anker lagen. Kein menschliches Wesen war sichtbar, und die Stadt schien größtentheils unbewohnt, wenn man nach den zerfallenen Häusern und grasbewachsenen Straßen schließen durfte, denen das Auge in jeder Richtung begegnete. Die Hügel stiegen hinter den Schutthaufen der Stadt allmälig empor und diese bildete einen traurigen Kontrast zu dem üppigen Grün jener Anhöhen. —

Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne war eben aufgegangen und strahlte mit aller Pracht des östlichen Klima's hernieder; der azurne Himmel spiegelte sich in dem klaren und ruhigen Wasser, das auch nicht von dem leisesten Wellenschlag bewegt war. Während ich so das liebliche Schauspiel vor meinen Augen bewunderte, versank ich nach und nach in ein Meer von Betrachtungen und achtete nicht auf das Murren meines hungrigen Magens, der von Zeit zu Zeit an das Frühstück mahnte. Wir kreuzten auf klassischem Grunde. Jeder Hafen, den wir auf dieser reizenden Station berührten, bot eine Fülle von Erinnerungen dar; wir hatten Malta besucht und die Inseln der Kalypso, „die schwesterlichen Bewohner des Mittelmeeres", hatten uns in der Bucht des heiligen Paulus gebadet, an der Stelle, wo dieser große Apostel Schiffbruch litt, wie die Legende erzählt. Wir hatten Patmos unter dem Winde gehabt, welcher einsame Fels noch immer vor allen anderen den meisten Reiz behält; denn hier schrieb der Liebling unseres Heilandes das prophetische Buch der Offenbarungen. Die Stadt, welche jetzt in Trümmern vor mir lag, war eine von denen, die sich um die Ehre streiten, der Geburtsort des Fürsten der Dichter zu sein. Indem ich meinen Gedanken über alle diese Ereignisse nachhing, wurde plötzlich, durch das Erscheinen eines

Segels von eigenthümlicher und seltsamer Art am Eingange der Meerenge meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es hatte so eben eine kleine Landspitze umschifft und schien ein Schooner von geringer Größe zu sein, aber ohne Kommando; sein Mast schwankte bei jedem Ruck, den es von dem sanften Luftzuge erhielt; sein Takelwerk war in der größten Unordnung und das Fahrzeug segelte offenbar aufs Gerathewohl dahin. — Volk! rief ich unserm Matrosen im Mastkorbe zu, seht Ihr da draußen den Schooner? Er scheint ohne Herrn dahin zu treiben!

Wo? Ach ja, ich sehe ihn nun, das Ding sieht wunderlich aus; und im nächsten Augenblick wurde das Fahrzeug schon von unserm Verdeck aus signalisirt.

Die Aufmerksamkeit des ganzen Verdecks war jetzt auf das seltsame Schiff gerichtet; die Offiziere betrachteten es durch ihre Ferngläser; die Matrosen mußten sich zwar mit ihren bloßen Augen begnügen, doch das hinderte sie nicht, ihre verschiedenen Meinungen darüber abzugeben, was es wohl für ein Ding sein möchte. Ich stieg hinab, mischte mich unter die Mannschaft und hörte diese rohen Söhne des Meeres folgendes Gespräch unter einander führen.

Ich will Euch sagen, Kinder, was es ist, sagte ein alter Bursche vom Vorder-Kastell, Namens Benton, ich glaube, das Fahrzeug ist von den Piraten ausgeplündert, und ich will verdammt sein, wenn wir sie nicht so rein ausrotten wie Lauch. Ich wett' meinen Grog für die nächste Woche gegen einen Satz, daß seine ganze Mannschaft über die Planke spaziert ist.

Ich für mein Theil, sagte ein Bursche von der Fockstange, ich mag nichts mit ihnen zu thun haben, das ist 'ne Arbeit, die 'nen armen Kerl müde machen kann, das weiß der Teufel. Wir hatten auch mal so 'ne Polake auf'm Strich, wie ich in Sevingapatan war; und als wir 'nen ganzen Tag auf sie Jagd gemacht und endlich mit dem schuftigen Kehlabschneider zusammenstießen, da verloren wir acht Kerle, so brav, wie je welche ein Schiffsdeck betreten haben; hängt mich, wenn ich nicht lieber 'ne ganze Nachtwache mit 'ner Fregatte Haar gegen Haar kämpfen

will, als so'ne wilde Hatzjagd 'nen Tag oder zwei auf 'nem offnen Boot, um, wenn's gut abgeht, 'ne Rudel Diebe zu packen. Und dann, welche Ehre hat Einer davon, wenn er sie nun auch kriegt, das verfluchte Diebsgesindel? Das vermochte wohl einen Burschen, der unter Nelson und Collingwood gedient hat, den Dienst ganz zu verlassen, was meint Ihr, alter Joe!

Ganz dasselbe, Junge, sagte Joe Benton; wer die alte Victory am 21. October längs der Sanlúcar Trinidada gesehen, der mochte wohl von Ehre und dergleichen reden; aber, fügte Joe mit bedeutendem Kopfschütteln hinzu, unsere Marine ist nicht mehr das, Sie damals, als wir, Ihr und ich, noch junge Burschen waren; jetzt haben wir patentirte Nägel, patentirte Winden, patentirte Gewehrschlösser, und knurrt mich auf, wenn wir nicht bald auch patentirte Kapitaine bekommen werden!

Das fremde Schiff war ungefähr zwei Meilen entfernt, und schwamm noch immer wie ohne Kommando dahin; es wurde daher ein Boot abgeschickt, welches ich begleitete, um es einzuholen. Der schöne Morgen und die ruhige See, vom Ruderschlag belebt, machten einen erheiternden Eindruck, aber aller Augen waren argwöhnisch auf den Schooner gerichtet. Jon Benton schien sich nichts weniger als behaglich zu fühlen; das Steuer mit seiner Hand regierend, saß er da und brummte etwas von Geisterjagden vor sich hin, und nachdem er eine Zeit lang unruhig auf seinem Sitz hin und her gerückt war, sagte er zu dem Schiffs-Fähndrich: Ich will Ihnen sagen, was es ist, Mstr. Murphy; mag es kommen, woher es will, genug, ich habe ganz und gar keine Lust, an Bord des Dinges da zu gehen, nein, gar keine

Warum nicht, Benton, welchen Grund habt Ihr dazu?

Ach, hören Sie, Sir, ich habe manche wunderliche Dinge von solchen Seglern gehört, die ohne Mann und Maus umherkreuzen; sie spuken nur herum, Sir, um arme Hänse anzulocken. Haben Sie nie vom fliegenden Holländer gehört, oder von Daniel Dow's Doppelsegler? Denn diese Geschichten sind so wahr, Sir, wie die Sonne auf's Wasser scheint

Ja, von dem fliegenden Holländer habe ich gehört, sagte der Saints-Fahrtrich, und ich habe auch auf der Station am Kap einige rauhe Lüfte verspürt, aber nie das Vergnügen gehabt, ihn selbst zu sehen, und was den Daniel Dow anbetrifft, von dem habe ich noch niemals in meinem Leben gehört.

Ach, bei meiner Seele, das müssen Sie hören, Mister Murphy, es war das wunderbarste Ding, von dem Sie je vernommen haben. Sie sahen doch gewiß den alten Rumpf des „Diadem" im Hamraze-Hafen bei Plymouth liegen, gerade in der Schußweite vom Nordwinkel. Nun, Daniel Dow war lange Bootsmann darauf gewesen und er mußte nun mit Samuel Block, dem Kanonier, und mit dem alten Rosenholz, dem Zimmermann, immer noch an Bord bleiben, wo sie auf allen Verdecken des Rumpfs sich herumtreiben konnten, wenn sie nämlich konnten, denn zwei waren lahm. Samuel aber, der Kanonier, war ein flinkerer und kräftigerer alter Kerl, als die andern Beiden, und verrichtete alle Dienste, wie z. B., daß er mit dem Jungen im Boote ans Land fuhr, um Lebensmittel zu holen, und es, wenn sie an Bord zurück waren, wieder hinten befestigte. Aber sehen Sie, Sir Daniel Dow war auf einem Auge blind und hatte an seinem Steuerbordbein ein Riß bekommen, weil ihm nämlich auf der Rhede von Kopenhagen ein Splitter herausgeschossen wurde, und im Nacken hatte er was Aehnliches, und im Gesicht eine Handhabe wie ein Salamander; da humpelte er nun auf den weiten Verdecken des alten „Diadem" und in jeder verödeten Kajüte und Vorrathskammer herum, und wenn er sich in Grog übernommen hatte, plumpte er hin aufs Verdeck und rührte keinen Fuß mehr, bis er wieder nüchtern war. Eines Abends lag Daniel wie gewöhnlich am Boden und es war keine Seele an Bord außer Rosenholz, der Zimmermann, weil Samuel Block und der Junge am Lande waren, und der war nun etwas durstig; er geht also und will trinken, da sieht er, wen glauben Sie wohl, mit der Laterne über sich stehen? den — o Jesus Maria! heiliger Paul! wer ist der da da drü-

ben, der über Bollwerk lukt? Schauen Sie nur, Sir, ich will verdammt sein, wenn das nicht der Teufel ist.

Wir wendeten uns um und wollten den Teufel sehen, der des alten Jems Geschichte unterbrochen hatte. Ich schaute hin, sah aber nichts, bis ich nach ein paar Minuten bemerkte, daß ein großer schwarzer Neufoundländer seinen Kopf und seine Vorderpfoten über die Gallerie des Schiffsganges herüberstreckte. Der Aberglaube der Matrosen ist zum Sprüchwort geworden und ein schwarzer Hund spielt bekanntlich als Famulus des Beelzebub eine bedeutende Rolle in ihren Mährchen; jener Anblick machte daher in Verbindung mit dem öden Aussehen des Schiffes einen solchen Eindruck auf die Gemüther des größten Theils unserer Bootsmannschaft, daß sie sich geradezu weigerten, noch einen Ruderschlag zu thun; erst als Herr Murphy ihnen ernstlich drohte, daß er dem Capitain Anzeige davon machen werde, fingen sie mit Widerstreben und mit manchem argwöhnischen Seitenblick wieder an, auf den Schooner loszurudern.

Wir waren jetzt dem fremden Schiff schon ziemlich nahe, als Joe, der sich unruhig auf dem Rahm des Bootes hin und her bewegte, noch einmal ausrief: Ich will verdammt sein, Mister Murphy, wenn ich mit dem Ding von Fahrzeug da was zu thun haben mag; es ist nicht geheuer damit, der Segler ist vom Teufel gebaut. —

Ich will Ihnen sagen, wie es sich damit verhält, Sir Mister Murphy, sagte Bill Tennis, ein Irländer; sind Sie ein Mann aus der Grafschaft York und wissen nicht, welches die natürliche Folge davon ist, wenn ein Mann an den Bord eines Schiffes geht, welches von dem Teufel kommandirt wird? O, Muschab Grab! ich habe immer geglaubt, ein Irländer sei bedacht auf seine Ehre, und bei meiner Seele, Sir, welche Ehre ist dabei, sich mit solch einer alten Kienrußbutte einzulassen, da es sich doch treffen kann, daß man kein gutes Abenteuer hat und braun und blau geschlagen wird und alle sieben Regen-

bogenfarben auf den Rücken bekommt und die Faust nimmer sieht, die es thut. —

Haltet Euer Maul, Dennis, oder ich versetze Euch eins mit dem Ruder, sagte der Fähnrich in einem Ton, der alle weitere Erörterungen abbrach. So ging es denn vorwärts, freilich etwas unlustig; da fing der Matrose am Bugruder eine Krabbe, dann indem er sich mit scheuem Blick umsah, ward er heftig zurückgeworfen und brüllte wie ein Stier; er ward jedoch bald wieder frei und das Boot lag nach einer Wendung auf einmal dem fremden Fahrzeuge dicht zur Seite.

Folgt mir, sagte Herr Murphy zu Benton und einigen Anderen, und laßt uns sehen, was darinnen ist. —

Wäre dem Joe ein Pistol unter der Nase abgebrannt worden, so hätte er nicht so zusammenfahren können, wie über jene Aufforderung, denn wenn er auch in jeder andern Hinsicht ein beherzter alter Bursche war, so war er doch furchtsam wie ein Küchlein, wenn er es seiner Meinung nach mit übernatürlichen Wesen aufnehmen sollte.

Nun, könnt Ihr nicht von der Stelle? sagte Herr Murphy lachend, wofür fürchtet Ihr Euch, Mann? — Dies brachte unsern Joe auf die Beine; er zog ein Pistol aus seinem Gürtel und folgte, indem er sich wieder nach seinem alten „Macedonier" zurück und weit fort von dieser höllischen Gespensterjagd wünschte.

Ein feierliches Schweigen wurde die wenigen Minuten hindurch beobachtet, die wir zum Hinaufsteigen brauchten, und als wir uns nun auf der Gallerie befanden, sahen wir staunend einander an, denn ein Schauder durchrieselte uns bei der Todtenstille, die auf dem ganzen Schiffe herrschte, selbst der schwarze Hund war verschwunden. Dem armen Benton wurde noch zehnmal schlimmer zu Muthe als vorher; das Verdeck war über und über mit Stroh und Segeltuch bedeckt, als ob eine Anzahl von Ballen ausgepackt wäre, und hier und da waren schwärzliche Spuren von bloßen Füßen zu sehen.

Das ist ja Blut, schrie Joe, als er die Fußtapfen untersucht hatte, vor Schreck zurückfahrend und nach unserm eigenen Schiff

blickend, das jetzt in langen Furchen rasch herankam; auf dem Schiff sind Seeräuber gewesen, haben es geplündert und die ganze Mannschaft ermordet!

Als wir hinunterstiegen, um die Kajüte zu durchforschen, wurden wir am Fuß der Leiter von einem durchgewühlten Ballen Seide aufgehalten. Wir schleppten ihn von der Thür weg, Herr Murphy klopfte an, und wir horchten in gespannter Erwartung, ob Jemand sich regen würde, aber kein Ton ließ sich hören; nur die Wände knarrten und die Taue seufzten über unsern Häuptern. Wir beschlossen endlich, die Thür gewaltsam zu öffnen. Welch ein Anblick aber, als wir eindrangen! Ich werde die schaudervolle Scene nie vergessen und sie steht noch so lebhaft vor meinen Augen wie damals. Rings um den Tisch in der Kajüte saßen, ein Jeder an einen Stuhl gebunden, die Leichname von neun Männern und zwei Frauen in einem so verstümmelten Zustande, daß ich schwindelnd umkehrte und auf das Verdeck hinaufrannte, um Luft zu schöpfen. Mein Kopf drehte sich mit mir herum, eine schreckliche Uebelkeit befiel mich, meine schwachen Glieder versagten mir ihren Dienst und ich sank fast ohnmächtig auf der obersten Stufe der Leiter zusammen. Herr Murphy war weiter vorgedrungen, aber sein Fuß glitt aus in dem Blut, welches den Boden ganz bedeckte; er fiel, und seine Hände klebten an der dick gewordenen Masse fest. Als er auf der Leiter an mir vorüberstürzte, hatte er mit seinen von der purpurnen Flüssigkeit gefärbten Händen, weißen Beinkleidern und bleichem Gesicht ein gespensterhaftes Ansehen. — Guter Gott, sagte er schaudernd, als er wieder zu sprechen vermochte, was ist das für ein Anblick! Ich bin im Gefecht gewesen, wo die Leichen zu Dutzenden um mich herumlagen, aber nie sah ich ein so ergreifendes Bild wie hier in diesem Todtenhause! — Ein anderer Theil von der Mannschaft unseres Bootes war mit Benton durch das Loch des Verdecks hinabgestiegen; ein lauter Schrei ertönte jetzt von dort her, ihm folgte ein Pistolenschuß und Wobb und Dennis sprangen, nach Luft schnappend, aus dem Loche hervor.

O Herr! iſt Ihnen auch die Kehle abgeſchnitten? rief Webb, als er Herrn Murphy in dem eben geſchilderten Zuſtande fand; da unten ſind zwei oder drei arme Kerle, denen ſind ihre Kehlen durch und durch geſchnitten!

Ja, und bei Hoſiers Geiſt, da iſt ein Mann, wie ſie wohl nie mit einem Thee getrunken haben, ſagte Tennis; der alte Joe hat ſich niedergelegt, um ihm Geſellſchaft zu leiſten; er liegt da und zappelt wie eine Kilkennyſche Katze in Krämpfen.

Sagt, iſt er todt, Tennis?

Nein, nein, Sir, das nicht, wenn er nicht ſich ſelbſt mit des Meſſers erſchoſſen hat; aber er iſt verteufelt in Aengſten, Sir, denn ſehen Sie, Sir, es war ſo finſter, daß wir nun ſchon gar nichts ſehen konnten, außer nur Finſterniß, da wir ja gerade erſt aus dem hellen Sonnenlicht kamen; da ſagt Joe: Heilige Mutter Gottes, wenn hier nicht ein Bein liegt! und in demſelben Augenblick kam ein lautes Geheul aus 'nem Winkel, ach, ſo lang und ſo melancholiſch, und Joe ſtieß ein noch zehnmal lauteres aus, feuerte ſein Piſtol ab und plauzte hin wie ein Hahn; ich machte mich ſchnell wieder an das Loch, aber meine Augen ſahen jetzt drei arme Kerle daliegen, in „ſcharlachrothem Blut ſich wälzend", wie es in dem alten Liede heißt.

Als wir uns wieder etwas geſammelt hatten, kehrten Herr Murphy und ich zurück, um die Kajüte dieſes verwünſchten Schiffes genauer zu unterſuchen. Mit pochendem Herzen ſtieg ich die Leiter hinab und betrat das ſchwimmende Golgatha. Die Männer waren, wie geſagt, an einen Stuhl gebunden, drei oder vier derſelben rücklings mit ihren Köpfen, aus deren klaffenden Wunden der Strom ihres Lebens hervorgeſprudelt war und ihre Kleider karmoiſinroth gefärbt hatte. Die beiden Frauen, die Mutter und Tochter zu ſein ſcheinen, die letztere außerordentlich ſchön, wie wir noch aus dem entſtellten Leichnam erſehen konnten, waren, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an zwei zuſammengeknüpfte Stühle gebunden, und mit einem Strick erwürgt, der ihren Hals noch umſchloß. Dies war der jammervollſte Anblick von allen; das Geſicht der älteren Dame hatte

mehrere Wunden, und die hervortretenden Augapfel und geschwollenen Zungen von beiden sahen fast noch fürchterlicher aus, als die bleichen Leichname rund um den Tisch. Das Schiff schien ein französischer Kauffahrer gewesen zu sein, wie wir aus mehreren Büchern in dieser Sprache folgerten, die zerstreut umherlagen; es mußte bei Nacht von dem Piraten-Gesindel überfallen worden sein, denn die Leichname waren alle nur halb gekleidet, die der beiden Frauen ausgenommen; die Mörder mußten sie nach beendigtem Blutbade mit kalter Gefühllosigkeit an die Stühle gebunden und wie zum Hohn um den Tisch gesetzt haben. Ohne Zweifel war diese Gräuelthat von griechischen Seeräubern begangen worden, denn in einem Winkel lag eine reichgestickte Mütze von der Form, wie diese Nation sie zu tragen pflegt und auf dem blutbefleckten Verdeck fanden wir einen Jatagan von künstlicher Arbeit.

Unterdessen war unsere Brigg herangekommen, hatte das Zeichen der Zurückrufung aufgehißt und in wenigen Minuten langten wir an Bord derselben an.

Wir berichteten über den Zustand des unglücklichen Schiffes; der Capitain begleitete uns zurück, um für die Bestattung der Leichname zu sorgen; sie wurden in Stücke der Packleinwand, die wir auf dem Verdecke fanden, eingewickelt und über Bord geworfen. Nach dem Zustande der Leichname zu urtheilen, konnten nicht mehr als zwei Tage seit jener mörderischen Tragödie verflossen sein. Ich löste das Tau von den Nacken der Frauen und band sie von den Stühlen los, sie blieben aber immer noch sitzen. Ich sah nun, daß die Jüngere die Hand der Aeltern fest umklammert hatte, und zwar so fest, daß es einiger Kraft bedurfte, um sie zu trennen. Das Seil hatte tiefe Spuren in den schneeigen Nacken der jungen Dame zurückgelassen und ihr langes schwarzes Haar hing aufgelöst über ihr geschwollenes geisterbleiches Antlitz herab; sie schien nicht mehr als achtzehn Jahr alt zu sein, und die andere, die ich für ihre Mutter hielt, hatte auch noch kaum die Jahre erreicht, wo die weibliche Schönheit im Verschwinden ist. Wir breiteten ihr

langes Haar über ihre Geſichter, banden ſie in der Lage, in welcher ſie geſtorben waren, mit dem Strick, der ihnen den Tod gegeben hatte, aneinander und thaten daſſelbe dann mit den Uebrigen.

Einer der Männer hatte eine edle gebieteriſche Geſtalt, er ſchien etwa dreißig Jahre zu zählen, hatte ſchönes Haar und eine römiſche Naſe. Sein Hemdkragen war offen und nur mit einem ſchwarzen Band umſchlungen, aber eben ſo blutig gefärbt, wie die Kleidung der Andern. Nichts war mehr vorhanden, woran wir hätten ſehen können, wer die Leute waren. Die Räuber hatten ihre Taſchen umgekehrt, jeden Schrank und Schubkaſten, ſo wie den Güterraum erbrochen und alles Werthvolle mit hinfort genommen. Ich ſah in die Bücher, konnte aber weder einen Namen noch etwas Geſchriebenes entdecken, woraus man etwas Näheres über das Schiff oder über den Hafen, aus welchem es gekommen, hätte entnehmen können.

Endlich war die widrige Arbeit beendigt. Nachdem wir ſie alle paarweiſe zuſammengebunden und in die Leinwand eingehüllt hatten, brachten wir ſie auf's Verdeck und verſenkten ſie über die Gallerie ins Meer. Als Alles vorüber war, begab ſich der Capitain mit ſeinem Proviantmeiſter in das Boot, befahl Herrn Murphy, das Fahrzeug nach Malta zu bringen und die Mannſchaft unſeres Bootes am Bord zu behalten, und verſprach, ihm Lebensmittel zuzuſenden. Dann ſtach er in Begleitung von zwei Mann mit dem Boot in die See.

Wir kehrten nun zurück, um die Verdecke zu reinigen und die Ordnung auf dem Schiff herzuſtellen. In zwei Stunden war dies geſchehen, und nachdem wir eine Tonne Rind- und eine Tonne Schweinefleiſch, ein kleines Fäßchen Rum, zwei Sack Brod und ein Fäßchen Weineſſig an Bord bekommen hatten, wuſchen wir die Kajüte mit letzterm aus, um den üblen Geruch zu vertilgen.

Der Schooner war ſchon unter Segel und hatte die Brigg bereits weit hinter ſich gelaſſen, da erinnerten wir uns erſt, daß der alte Jon noch in Geſellſchaft einiger todten Körper auf dem

Vorderkastell liegen müsse, und richtig fanden wir ihn auch dort noch mit dem Gesicht gegen den Boden gekehrt in krampfhaften Zuckungen. Nachdem wir ihn einige Male tüchtig geschüttelt, erholte er sich endlich und kroch auf's Verdeck herauf; als er aber die Brigg in der Ferne sah und merkte, daß das Schiff mit gutem Winde davonsegelte, rannte er wie wahnsinnig umher, bei dem Gedanken, daß er an Bord dieses Fahrzeuges nach Malta sollte.

Ach du mein Herr und Gott' schrie er, was soll das werden, was sollen wir thun?

Grog trinken, was sonst! sagte Dennis, indem er seinem Freunde eine Kanne Branntwein reichte, denn wir hatten im Vorderkastell ein Fäßchen solchen Getränkes gefunden. Jon that einen langen tiefen Zug und fing schon an, sich etwas in sein Schicksal zu finden, wiewohl er schwer, der Teufel stecke doch in dem Seyler, und warte nur die Gelegenheit ab, um hervorzukommen und uns Allen die Kehlen abzuschneiden, wie er es den Andern gethan, und er wollte verdammt sein, wenn er ein Auge schlösse, ehe er sicher aus dem Schiff davon wäre. Aber auch dies gab sich, als er den schwarzen Hund erblickte, den der Hunger aus seinem Schlupfwinkel hervortrieb, und der nun hinkend und mit dem Schwanze wedelnd auf uns zukam. Jetzt war Jon überzeugt, daß es nicht der Teufel sei; denn er hatte ihn mit seinem Pistol verwundet, und die Kugel steckte dem armen Thier noch im Fleisch. Herr Murphy zog sie heraus, wofür der Hund dankbar unsere Hände leckte und uns auf alle mögliche Weise seine Erkenntlichkeit zu beweisen suchte.

Der einzige Aufschluß, den wir über den Schooner fanden, war eine Inschrift an dem ledernen Halsbande des Hundes. Auf einer daran befestigten Messingplatte stand: Herr d'Alembert aus Cherbourg! In vier Tagen waren wir in Malta und nach kurzer Zeit trafen wir auch wieder mit unserm eigenen Schiff zusammen; ich habe aber nichts Näheres weiter über den Schooner gehört. Der schwarze Hund blieb bei uns und wurde

ein großer Liebling der Schiffs-Mannschaft auf der Brigg X. —; wir nannten ihn Cherbourg, nach seinem muthmaßlichen Geburtsort, und die Brigg segelte durch die Straße von Gibraltar auf eine neue Kreuzfahrt.

Dreizehntes Kapitel.

In Dresden.

Das Stammbuch. — Ein russischer Ball. — Prüfungen der Liebe.

Es war als wenn mich eherne Bande in Pesth zurückhielten, es wurde mir wirklich schwer, mich von dieser Stadt wieder zu trennen, wo ich eine so glänzende und herzliche Aufnahme gefunden Selbst der Kellner aus meinem Hotel zeigte mir seine große Theilnahme, indem er am Abend vor meiner Abreise zu mir in mein Zimmer kam, mit einem Buche, wie es schien, in der Hand und mit einer sehr verlegenen Miene.

Ich habe Sie nicht gerufen, sagte ich.

Ach nein, deshalb komme ich auch nicht, versetzte er.

Nun, Sie bringen mir die Rechnung?

Auch das nicht, Sennora.

Was haben Sie denn?

Ich wollte Sie nur bescheiden bitten, mir zu vergönnen, daß ich es wagen darf, Ihnen mein Stammbuch vorzulegen und Sie um ein Plätzchen darin zu bitten.

In Ihrem Stammbuche?

Meine Bitte könnte allerdings ſehr arrogant erſcheinen, aber wenn Sie gefälligſt erwägen wollten, wo ich überall geweſen, was ich überall geſehen und daß es meine einzige Leidenſchaft iſt, berühmte und berüchtigte Perſonen in meinem Stammbuch vereinigt zu ſehen, dann werden Sie meine Bitte gewiß nicht mißachten.

Ich ſoll mich alſo neben Ihre berühmten und berüchtigten Perſonen eintragen? — Wahrhaftig, Sie ſind originell. Laſſen Sie mich doch Ihr Stammbuch ſehen; ich bin neugierig, was es enthält.

Der Kellner gab mir mit einer ſehr wichtigen und feierlich ernſten Miene, als übergäbe er mir die Schlüſſel einer eroberten Stadt, ſein Stammbuch. Ich durchblätterte es und ſah in der That alle möglichen Handſchriften in allen Sprachen darin, aber ich las keinen Namen, den ich kannte. Endlich ſah ich auch eine ſpaniſche Handſchrift.

Ei ſieh da, ſagte ich, da hat ſich ja ſchon ein Spanier in Ihrem Buche verewigt.

Und ein ſehr berühmter Spanier, verſetzte der Kellner und warf den Kopf ſtolz in die Höhe; der Dichter Velatzka.

In der That ein bedeutender Name, mir ſehr wohl bekannt. Ein ſehr liebenswürdiger Mann.

O, ſehr liebenswürdig; ich darf mich, ohne mir zu ſchmeicheln, ſeiner intimſten Freundſchaft rühmen.

Laſſen Sie mal ſchauen, was hat er Ihnen geſchrieben?

Ich ſah mir den Vers genauer an und mußte die größte Anſtrengung machen, ernſt zu bleiben.

Sie kennen kein Spaniſch?

O, verſteht ſich, ich habe es lernen wollen; ich verſtehe ſchon Alles, nur antworten kann ich nicht.

Sie wiſſen auch, wie dieſer Vers heißt?

Ob ichs weiß! Ich kenne ihn auswendig:

Mein guter Freund, ſo nah wie fern
Gedenk ich Dein in Liebe gern.

Dieſe Worte ſprach der ſeltene Kellner mit einem Pathos aus, als deklamire er einen Bibelſpruch.

Freund, ſagte ich hierauf lächelnd, ich werde Ihnen einen ähnlichen Vers ſchreiben wie dieſer. — Mein Landsmann hatte ſich nämlich offenbar einen Spaß gemacht, denn der Vers, den er geſchrieben hatte, ſtimmte mit dem, den der Kellner herdeklamirte, ſehr wenig überein, denn er lautete buchſtäblich:

'nen größern Pinſel ſah ich nie,
Als Sie, mein lieber Freund Genie.

Ich ſchrieb:

Von allen Narren, die ich traf,
War keiner ein ſo großes Schaaf
Als Sie, Freund Kellner, mögen Sie
Drum dieſen Vers vergeſſen nie.

Er war entzückt, als ich dieſes geſchrieben hatte und ihm das Stammbuch zurückgab, dann gab er ſich die Miene, als leſe und verſtehe er es und küßte mir mit Grazie die Hand, indem er mir ſeinen tiefſten Dank ausſprach. Natürlich wagte er es nicht, mich um die Ueberſetzung zu bitten und jubelnd verließ er mich und ich bald darauf Peſth und den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, beglückt durch die ſchönen Eindrücke und Erinnerungen, die ich mit fortnahm.

Die Fahrt nach Dresden war ein Traum für mich, in der That ein Eiſenbahngalopp. Ich hatte intereſſante Reiſegeſellſchaft, welche die ſchnelle Fahrt noch ſchneller machte. Die Gedanken fliegen raſcher als der Dampf.

Einer meiner Reiſegefährten war der ruſſiſche Fürſt G. Er fuhr nach Dresden zu Freunden, ſämmtlich Ruſſen, die ihn zu einem großen Feſte, das ganz in ruſſiſchem Styl gefeiert werden ſollte, eingeladen hatten. Es war der reiche Graf S., der dieſes Feſt veranſtaltete zur Feier der Vermählung ſeiner einzigen Tochter. Der Fürſt G. verſprach mir, daß er mich als Vertraute des Hauſes auf dem Feſte einführen werde.

Er hielt ſein Verſprechen und am dritten Tage nach meiner Ankunft in Dresden befand ich mich inmitten einer faſt ganz

aus Ruſſen und Ruſſinnen beſtehenden Geſellſchaft. Der Ball war hinreißend und luſtig. Man berauſchte ſich im Tanz und trank in vollen Zügen die Luſt, die er gewährte.

Ich ſah zum erſten Mal, wie die Ruſſen tanzen. Es gewährt mir immer viel Vergnügen, Leute tanzen zu ſehen. Wie der Phyſiognom mit ganz beſonderem Vergnügen in den menſchlichen Zügen ſtudirt, ſo ſtudire ich die Bewegungen der Tanzenden und ſchließe aus der Art ihres Tanzes auf ihre Empfänglichkeit und ihre Begabung.

Dem Walzer folgte in mehreren Wiederholungen der Contretanz, ſpringend, bewegend, kokett und manierirt wie die franzöſiſche Griſette, der Contretanz, der, indem er ſich naturaliſirte, in Rußland für immer einheimiſch, finnländiſch in Abo, ruſſiſch in St. Petersburg und Moskau, ſibiriſch in Irkutzk, georgiſch in Tiflis und cirkaſſiſch im Kaukaſus geworden iſt.

Auch der flüchtige tolle Galopp durchbrach einige Male die jubelnde Menge, bis zuletzt die Maſurka begann, dieſe Königin der Tänze, von den Ruſſen in Polen erobert und zum ruſſiſchen Nationaltanz gemacht. Beinahe hat er bei ihnen den ewigen Cotillon erſetzt, anfangs wurde er nur als Quadrille getanzt; jetzt ſtellen ſich dreißig bis vierzig Paare auf und machen Touren, wie die Phantaſie ſie täglich im Cotillon erfindet; die Maſurka aber hat ihren elektriſirenden Rhythmus beibehalten, ihre charakteriſtiſchen Pas und ihre originellen Wendungen, die alle den ſlaviſchen Völkern eigene Grazie und kräftige Behendigkeit entwickeln.

Ungefähr dreißig Paare hatten auf den Stühlen Platz genommen, die gleichſam die Schranken der Tanz-Arena bildeten, in deren Mitte die Paare, an denen die Reihe zum Tanzen war, ſich bunt durch einander ſchlagen. Auf dieſe Weiſe wird die Maſurka zugleich ein aktiver und ein paſſiver Tanz. Vielleicht ziehen die meiſten Tänzer die Zwiſchen-Akte der Vorſtellung ſelbſt vor und tanzen um nicht zu tanzen.

Wie reizend es iſt, ſich in der Mitte von hundert Perſonen, einander nahe, für einige Augenblicke gewiſſermaßen verheirathet

zu finden, und zwar in Folge eines Geſetzes der Luſt, das Vereinigungen autoriſirt und legitimirt, die am häufigſten nur durch Zufall veranlaßt wurden. In ſolchen Augenblicken entſchlüpft der aufgeregten Einbildungskraft ein zärtliches übereiltes Geſtändniß, daß ſich in Blutſtrömen zum Herze hindrängte; ein Blumenſtrauß entfällt zufällig einem hochathmenden Buſen; Worte, wie in einem Fieber-Anfalle geſprochen, werden angehört wie ein Traum-Orakel, oder weil die Ermüdung zu augenblicklichem Stillſchweigen nöthigt. Plötzlich macht der Tanz dieſer bewegten Ruhe ein Ende und verſchlingt in ſeinen betäubenden Schwingungen eine Einflüſterung der Klugheit, vielleicht eine Mahnung des Gewiſſens; — dann wiederholt ſich die frühere Scene.

Es folgte nun der ruſſiſche Tanz. . . . . Der ruſſiſche Tanz gleicht keinem National-Tanz anderer Länder. Er iſt zu gleicher Zeit ein Tanz, ein Drama und ein Roman; er iſt, ſo zu ſagen, das Reſultat des National-Charakters, abwechſelnd heiter und ernſt, verſchloſſen und ſich gern mittheilend durch Mimik, eine Eigenſchaft, welche die ſlaviſchen Völker im höchſten Grade beſitzen. Dieſer Tanz hat ſich alle Schambaftigkeit, alle Keuſchheit erhalten, die den ſlavo-ruſſiſchen Frauen der Vorzeit eigen waren; keine wollüſtigen Anreizungen, keine verführeriſchen Bewegungen beſtechen die Augen der Zuſchauer. Der ruſſiſche Tanz iſt gleichſam eine Volks-Menuet voll Anmuth und Würde, aber lebhafter, natürlicher und weniger arm an Ideen, als die alte franzöſiſche, die ſich auf gezierte, nach der damaligen Sitte gemodelte Stellungen und Verbeugungen beſchränkte.

Das Paar beginnt damit, langſam und mit kleinen Schritten dahingleitend, einen Kreis zu beſchreiben, indem die Dame ihre Hand leicht auf die Schulter des Trägers ſtützt, der ſeinen Hut in der Hand hält; Beide begrüßen die Zuſchauer. Noch reichte die Dame ihre Hand nicht, da es noch ungewiß iſt, daß ihr Kavalier das Glück hat, ihr zu gefallen. Auf ihrem erſten Standpunkt zurückgekehrt, tanzen Beide mit demſelben gemäßigten Pas einander gegenüber; es iſt ein erſtes Beiſammenſein,

eine verhüllte Unterhaltung. Vielleicht verſtand man ſich ſchon; die ſlavo-ruſſiſche Frau, wie alle Frauen der Welt, will nicht ſo leicht errathen ſein; ſie entfernt ſich, wahrſcheinlich um gefolgt zu werden, was übrigens auch nicht ausbleibt. Alle Anſtrengungen aber ſind vergebens! Je dringender der Kavalier zu werden ſcheint, deſto gleichgültiger, ja ſogar grauſam iſt die Dame. Hartnäckig weigert ſie ſich, die Hand zu reichen, bis endlich der junge Mann dem Gefühl entſagt und ſeine Zuflucht zur Ueberlegung nimmt. In einem Solo, das alle Gewandtheit des Koſaken-Tanzes erfordert, macht er ſeine perſönlichen Vortheile geltend. Die Dame ſcheint durch die Mühe, die er ſich giebt, ihr zu gefallen, einigermaßen gerührt; dieſer hält ſein Glück ſchon für ausgemacht und ſchwebt ihr entgegen. — Der eingebildete Thor! Der Rekrut! Zu früh kommen iſt eben ſo albern, als zu ſpät. Die Dame wird böſe, ſie ſchmollt und zeigt ihr Schmollen durch tauſend kleine anmuthige Bewegungen und Koketterien; denn kokett iſt ſie: man vergeſſe nicht, daß der ſlavo-ruſſiſche Tanz den National-Charakter darſtellt.

Der arme Kavalier will ſeine Ungeſchicklichkeit durch einige Achtungsbezeigungen wieder gut machen. Er macht ſeiner Dame rechts einen Pas entgegen; ſie wendet ſich von ihm ab, und ſcheint ſich mit ihrem Mouſſelin-Aermel zu beſchäftigen. Er wendet ſich links und berührt die Spitzen ihrer Finger; die Dame zieht ſtolz ihre Hand zurück, aber ſie entflieht, ſie entflieht; das iſt ein gutes Zeichen, und der junge Mann fängt an, ſich zu bilden: er verläßt ſie nicht mehr, und ſeinen Aufmerkſamkeiten, ſeiner Ausdauer wird endlich der verdiente Lohn.

Sieg! Triumph! Der glückliche Liebende tanzt einige Augenblicke mit ſeiner Eroberung. Durch ein toll-luſtiges Solo drückt er ſein Glück aus und entführt zuletzt mit ſtolzem majeſtätiſchen Anſtand ſeine liebenswürdige Gefangene, die, das Haupt geſenkt und die Blicke zu Boden geſchlagen, ihm nicht mehr Trotz bietet.

* * *

Am andern Tage machte ich mich daran, Dresdens Merkwürdigkeiten zu beſichtigen. Sie ſind zu oft beſchrieben worden, als daß ich noch etwas Unbekanntes hier niederzuſchreiben oder mitzutheilen glauben könnte. Mich hat Dresdens Reichthum an Kunſtſchätzen ungemein überraſcht. Das grüne Gewölbe iſt eine wahre Schatzkammer von Merkwürdigkeiten und man weiß nicht, wohin man zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit lenken ſoll.

Kurz vor meiner Abreiſe von Dresden wurde ich in eine Geſchichte verwickelt, welche den Schauſpieldichtern einen ganz guten Stoff zu irgend einem Luſtſpiel bieten könnte. Unter meinen Verehrern befand ſich nämlich auch ein junger Mann von ſehr gutem Hauſe, welcher in Balde ſeine Hochzeit feiern ſollte; als er mich aber tanzen geſehen, ſchien es ihm, ſo behauptete er wenigſtens, als könne er mit keiner Frau mehr glücklich ſein, als höchſtens mit mir. Ohne alſo ſeine Eltern davon zu unterrichten, ging er zu ſeiner Braut und erklärte ihr freundſchaftlichſt aber ganz beſtimmt, daß er ſie nicht heirathen könne und wolle, daß er ſie ganz gewiß unglücklich machen würde, und bat ſie, ihrerſeits ebenfalls dahin zu wirken, daß die Sache rückgängig würde. Die Braut hörte dieſe Erklärung allerdings mit Befremden an, war aber ſtolz genug, ſofort zu erklären, es wäre gut. Sie erklärte hierauf ihren Eltern, daß ſie ihren Verlobten nicht heirathen könne und daß eine gegenſeitige Abneigung ſie für ewig trenne. So wurde dieſes Band zerriſſen. Man ſprach in Dresden viel von dieſer Geſchichte, da auch die Braut von gutem Herkommen war, das Brautpaar nach der Meinung Aller ſich ſehr geliebt haben und die Hochzeit in acht Tagen ſtattfinden ſollte. Aber nicht wenig überraſcht war ich, als eines Morgens ein junger Mann bei mir einſtellte und mir frank und frei erklärte, daß es für ihn nur noch zwei Dinge in der Welt gäbe, zwiſchen denen er wählen könne — meine Liebe oder der Tod.

Der närriſche Menſch ſprach mit einer ſolchen verzweifelten Beſtimmtheit und in einer Weiſe, die mir nicht den geringſten Zweifel ließ, daß er halten würde, was er ſprach. Nach einer

kurzen Unterhaltung mit ihm wußte ich, wen ich vor mir hatte, und ich erkannte, daß ich ein gutes Werk stiften würde, wenn ich den jungen Menschen seiner Braut oder doch wenigstens seinen Eltern erhielte. Daß eine einfache Abweisung nichts helfen würde, das war nur zu gewiß, eben so wenig hatte ich aber Lust, ihm die geringste Hoffnung zu machen. So weit wollte ich mit meiner Aufopferung für mir ganz fremde Leute nicht gehen. Ich sagte ihm also, ich würde mir erst bis vierzehn Tage Bedenkzeit ausbitten, um ihm auf seine verzweifelte Anfrage eine Antwort zu geben, bitte ihn aber, mich täglich zu besuchen, damit ich seine Eigenschaften einigermaßen kennen zu lernen Gelegenheit hätte. — Zuerst wollte er nichts von Aufschub wissen, sondern den Tod der peinlichen Ungewißheit vorziehen. Ich entgegnete ihm, daß der Tod die einzige und höchst uninteressante Gewißheit sei, die jedem Menschen bevorstehe und daß er diese uninteressante Gewißheit zu Gunsten einer doch jedenfalls spannenden Ungewißheit noch verschieben könne. Er ging auf meinen Vorschlag ein unter der Bedingung, daß ich den Termin der Entscheidung auf acht Tage festsetzte.

Am andern Tage schon besuchte er mich wieder. Sein Auge, seine Lippe schien zu fragen, was ich beschlossen habe. Ich that jedoch so gleichmüthig und so gleichgültig, als wenn zwischen uns von nichts anderem als von schönem Wetter die Rede gewesen. Ich sprach mit ihm von tausend Dingen, anscheinend vollkommen absichtslos, dennoch nicht ohne Zweck. Ich erzählte ihm von alten Leuten, welche die Liebe zu Kindern, und von jungen Leuten, welche die Liebe zu Greisen gemacht. Ich rechnete ihm die Leute auf, die mich alle bis zum Entsetzen zu lieben vorgaben, und schilderte ihm ihre Lächerlichkeiten. Ich ließ ihn dann einigermaßen ahnen, daß er wohl möglicherweise dieses Buch der Männernarrheit um ein Kapitel vermehren könne. Er machte ein sehr deprimirtes Gesicht, als ich so sprach, aber er wagte, als er fortging, nicht die Frage, was er zu hoffen habe und ob seine Aussichten sich günstig gestellt. Er verließ mich mit einem sehr nachdenklichen Gesichte und da ich

ſah, daß die Reflexion kam und die Herrſchaft über ſeine Liebe zu gewinnen begann, war ich ſchon nach dieſer erſten Wiederholung ſeines Beſuches außer Sorge um ihn.

Am folgenden Tage kam er jedoch wieder ganz leidenſchaftlich zu mir und er ſchien ſich vorgenommen zu haben, mein Geſpräch dazu zu benutzen, um mir irgend eine beſtimmtere Erklärung zu entlocken. Ich merkte alsbald ſeine Abſicht und begann nun das Kapitel der Liebe mit allen möglichen Variationen zu beleuchten. Ich ſprach mich darüber aus, wie glücklich die Männer ſeien, die von einem Weibe wahrhaft geliebt würden, und wie unſinnig diejenigen handelten, welche Liebe erzwingen wollten, indem ſie an das Mitleid eines weiblichen Herzens appellirten. Ich demonſtrirte ihm genau die Ingredienzen der Liebe, und bewies, wie nicht jede Frau geeignet ſei, vermöge eines moraliſchen oder eines individuellen Zwangs, der von außen komme, dieſe Mixtur hervorzubringen. Man könne Liebe heucheln, Liebe verſprechen, in Selbſttäuſchung und Unerfahrenheit etwas für Liebe nehmen, was nur das Symptom des Bedürfniſſes der Liebe ſei, aber wahre Liebe könne nur das Weib gewähren, welches liebt, ohne es zu wollen, welches die Liebe überfällt, wie der Wolf das Schaf. Das Weib, fügte ich hinzu, iſt in der Liebe immer eine Beute des Mannes, und ſeine Liebe beſtehe in der großartigen Reſignation, die aus einem beſondern Weſen nur ein Theil, ein Schatten, ein Echo des geliebten Gegenſtandes mache.

So reflektirte ich und zog den jungen Mann in dieſe Gedankenkreiſe hinein. Obwohl er meinen Gedanken nur mit Widerſtreben folgte, ſo hatte er ſeine Scheu doch bald genug überwunden, er vermochte es nicht, ſich vor der Reflexion zu bewahren, die ihn heute wie geſtern zur Beſonnenheit führte.

Nach vier Tagen hatte ich ſchon ſo viel Terrain gewonnen, daß ich mit dem jungen Manne von ſeiner Braut ſprechen konnte, die er ſo tief gekränkt. Es that ihm leid, aber er blieb dabei, er könne ſie nicht lieben.

Und warum glaubten Sie früher das Gegentheil? fragte ich.

Ich kannte die Liebe nicht.

Und jetzt also glauben Sie solche zu kennen? — Sie fürchten nicht eine Phase durchzumachen, an deren Ende Sie einsehen werden, daß Sie Ihre Braut allerdings liebten, und daß die Empfindung, welche Sie für mich hegen, nichts als eine flüchtige Regung ist, ein Schaum, der zergeht? —

Nimmer! Niemals! rief er leidenschaftlich.

Wollen wir wetten? fragte ich.

So hoch Sie wollen.

Nun gut, hören Sie meinen Vorschlag, Sie kennen die Griseldis? —

Allerdings.

Wohlan, ich will mit Ihnen das Stück in umgekehrter Art spielen. Ich werde Ihre Liebe einer Probe unterwerfen, bestehen Sie solche — mein Wort dann, ich bin die Ihre.

Diese Probe soll also noch länger dauern, als die acht Tage, nach deren Verlauf, Sie über mein Schicksal die Entscheidung fällen wollten?

Ueber die Entscheidung, welche ungewiß war, welche sogar wahrscheinlich nicht nach Ihren Wünschen ausgefallen wäre. Es liegt aber in Ihrer Macht, sie allerdings in solcher Weise für sich herbeizuführen. Bestehen Sie die Probe.

Wenn Sie aber Unmögliches von mir verlangen?

Das ist allerdings schon ein schlimmes Zeichen, daß Sie das glauben.

Es muß Ihnen nichts unmöglich sein, und es ist natürlich, eine stillschweigende Bedingung bei unserm Vertrage, daß ich Ihnen nicht aufgebe, mir den Mond vom Himmel herunter zu holen. Alles was ich von Ihnen verlangen werde, wird mir von Ihrem Herzen abhängen.

Nach einigem Nachdenken ging der junge Mann diese Bedingung ein, und er bat mich, seine Prüfung sofort beginnen zu lassen.

Sofort, sagte ich, diesem Wunsche komme ich gerne nach.

Acht Tage lang werde ich mir überlegen, worin Ihre zweite Prüfung bestehen soll.

Und die erste? —

Besteht, wie Sie sehen, darin, daß sie diese Tage mir Zeit zur Ueberlegung lassen.

Der junge Mann machte ein sehr saures Gesicht, endlich sagte er:

Sie werden aber nicht einmal acht Tage lang hier bleiben.

Nun, was thut das zur Sache? Im Gegentheil, es ist mir gerade sehr willkommen. Wir werden das Weitere brieflich verhandeln.

Brieflich? rief der junge Mann, auf keinen Fall.

Ich begleite Sie, wohin Sie reisen.

Wenn ich es aber von Ihnen verlange, daß Sie hier bleiben, so werden Sie es thun, so schwer es Ihnen auch sein mag. Seien Sie ganz ruhig, Sie haben sich mit freudigem Muth der Prüfung Ihrer Liebe zu mir unterworfen, nun, sie soll vollständig werden, verlassen Sie sich darauf. Wenn Sie aber bei jeder meiner Forderungen mir Widerstand entgegensetzen, dann freilich werden wir nicht weit kommen. Sie bleiben also hier, nicht wahr?

Ich muß wohl, entgegnete er seufzend.

Aber mein Herr Ritter, mit einem so saurem Gesicht übernimmt man keinen Minnedienst.

Sie beginnen auch gleich so entsetzlich, sagte er. Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir thun, indem Sie mich hier zurücklassen.

Das mag sein, aber Sie dürfen auch nicht hoffen, daß ich's Ihnen leicht machen werde. Denn ich gestehe Ihnen offenherzig, ich argwöhne, Sie haben noch immer ein gutes Stück Liebe für Ihre Braut, und ehe ich mich nicht überzeugt habe, daß Sie ganz aufgehört haben, für Sie zu fühlen, eher wird Ihre Prüfung nicht zu Ende sein.

Ich betheure es Ihnen, rief er, daß nur Sie, und Sie einzig allein der Gegenstand meiner Liebe sind.

Gut, es wird meinerseits Zeit sein, dies zu glauben, wenn Sie die Feuerprobe bestanden haben.

Er fand sich endlich auch darin, bat jedoch, mich bis zu meiner Abreise so oft er wolle, besuchen zu dürfen. Ich reducirte dieses ad libitum auf einmal täglich.

Nach einigen Tagen reiste ich ab. Der junge Mann bat mich noch einmal himmelhoch, ich möchte ihm erlauben, daß er mich, als mein Kavalier, begleiten dürfe. Sie können mich begleiten, sagte ich ihm, bis aus Dresden.

Und wann wird der Tag der Prüfung für mich zu Ende sein? fragte er mich mit einem höchst trübseligen Gesichte. Vielleicht sehr bald, versetzte ich. — Und wann werden Sie mir schreiben? — Wann mich mein Herz dazu drängt, gab ich ihm zur Antwort. — Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben? fragte er, als ich meinen Platz eingenommen hatte.

Besuchen Sie noch heut Ihre Braut, versetzte ich, oder schreiben Sie wenigstens an sie, daß sie noch heute wie ehedem Ihre vollkommene Hochachtung besitzt, und daß Sie ihrer stets mit Hochschätzung gedenken werden.

Der junge Mann sah mich wie ein Verwirrter an, doch der gellende Ton, der uns jetzt durch die Ohren sauste, machte ihn zurücktreten; der Zug setzte sich in Bewegung und — wir waren geschieden.

Ich hätte fast lächeln können über diesen Menschen, der mir jetzt mit einem Blicke nachsah, als gehörte ich ihm und beginge ein Unrecht, mit ihm also zu verfahren. Ich hätte fast lächeln können über ihn, und doch sollte die Geschichte nicht ganz so lustig enden.

Doch davon später. Ich tanzte wieder unwillkürlich Eisenbahngallopp. Das Schienenroß raste vorwärts und die Reisegesellschaft begann sich gegenseitig etwas näher zu mustern, was immer das Vorspiel zu einer Unterhaltung ist, die zur Tödtung der Langweile gesucht wird. Was mich betraf, ich hatte einen recht angenehmen und interessanten Nachbarn, einen nicht mehr jungen Amerikaner, der in seinem Leben mehrere Romane ge-

ſpielt hatte, ſo ſagte er wenigſtens, als die fruchtbarſten Romanſchriftſteller der Neuzeit zuſammen verfaßt.

Seine Geſchichte, die er mir in Kürze erzählte, war allerdings ſeltſam genug; das Seltſamſte aber war es, wie er zu einer Frau gelangte. Ich laſſe dieſe höchſt intereſſante Epiſode aus ſeinem Leben hier möglichſt treu nach ſeinen eigenen Worten folgen:

Tom Fane's vier kanadiſche Klepper flogen mit ſeinem leichten Phaeton ſo blitzſchnell über den Sand hin, daß Jeder davon elektriſirt worden wäre, ausgenommen ein Liebhaber, der ſeine Geliebte in der Ferne weiß. Die himmelan ſtrebenden Pinien zu beiden Seiten des Weges ſtanden da wie die tauſend Säulen der Ciſterne der Palaſtloge zu Konſtantinopel. Ein amerikaniſcher Fichtenwald gleicht wirklich dem majeſtätiſchen Tempel, der jemals von der menſchlichen Phantaſie konſtruirt worden iſt, und die Yankee-Methodiſten folgen nur einem unbeſiegbaren Inſtinkte, wenn ſie in den heiligen Schatten dieſer unendlichen Tempelhallen der Wildniß ihren Gottesdienſt abhalten.

Tom Fane und ich hatten im Palaſte des Krösus zu Sardes mit Steinen nach den Störchen geworfen. Wir hatten auf dem Grabe eines Mufti's in der Nekropolis von Skutari im Anaſtaſius geleſen. Wir hatten Beide in demſelben Karwanſerai zu Smyrna das Fieber gehabt, in Agamemnons düſterm Grabe zu Argos unſere glühende Stirn gekühlt und die Griechen verwünſcht. Wir waren in Paris ernſthaft, in Rom luſtig geweſen und hatten mit den Schönheiten des Fanars im Thale des „ſüßen Waſſers", im reizenden Rumelien getändelt, und als wir endlich heimgekehrt waren, er zu ſeinem Regimente, ich aber nach Neu-England zu meinem Gerichtshof — wer begegnete mir da einſt auf einer Sommer-Partie nach dem St. Lorenz-Strom? Kein Anderer als mein alter Freund, Capitain Tom Fane, dermalen bei der Garniſon von Quebeck, und noch immer zu jedem drolligen Streiche aufgelegt, der in das langweilige Epos des Militairdienſtes eine heitere Epiſode brachte.

Nachdem ich siebenmal an fremden Tafeln gespeist, die Wasserfälle von Montmorenci besucht und Lord Dalhusie, dem gastfreien Statthalter von Kanada, meine Aufwartung gemacht hatte, war mir Quebeck nicht mehr interessant, und einer gewissen magnetischen Kraft nachgebend, kündigte ich Fane an, daß mein Bündel geschnürt sei, und daß ich bereits mein Herz nach Saratoga vorangeschickt hätte.

Ist sie hübsch? fragte Tom. — Wie die sternenäugige Tscherkessin, die wir auf dem Sklavenmarkte zu Konstantinopel hinter ihrem Gitter erblickten! (Der Himmel und meine Geliebte mögen mir dieses Gleichniß vergeben! — allein es war für Tom Fane anschaulicher, als eine Legion sittsamer Vergleichungen.) — Hättest Du was dagegen, wenn ich Dich mit vier Gäulen, die eine arme Seele retten könnten, zu Deiner Herzliebsten spedirte? — Etwas dagegen?! rief ich aus.

Schon am nächsten Morgen kauten vier prächtige, blank gestriegelte Klepper ihren Hafer im Bug eines Dampfbootes auf dem Lorenzo-Strom, und staunten gewiß nicht wenig über die ungeheure Schnelligkeit, mit der die Hügel und Kirchen stromabwärts eilten. Als wir Montreal gegenüber waren, wurden die Klepper ausgeschifft und auf einer Strecke von zwanzig Meilen ihrer Rennlust überlassen, worauf sie, in ein zweites Dampfboot einquartirt, an dem Forteilen der Berge, welche die Gestade des Sees Champlain bekränzen, ein neues Wunder erleben sollten. Als wir bei Ticonderoga gelandet waren, brachte uns ein Trott von wenigen Meilen zum See George und einem dritten Dampfboote, welches den Krümmungen des Sees folgend, zwischen grünen Eilanden und überhängenden, mit üppiger Vegetation bedeckten Felsen hindurch glitt. Unser letzter Landungsplatz war eben am Rande des Fichtenwaldes, wo unsere Geschichte anfängt.

Ja, mein Theurer, sagte Tom, ich muß gegen Deine republikanische Gravität protestiren. Ich würde sie für Melancholie erklären, wüßte ich nicht, daß Du diese Miene mit allen Deinen Landesleuten gemein hast, die man überhaupt nie lächeln sieht.

Ach! ſchone meiner, Tom! Ich ſehe eine Hand, die Du nicht ſehen kannſt. Plaudere mit Deinen Kleppern und laß mich elend ſein, wenn Du mich liebſt.

Warum denn, im Namen des geſunden Menſchenverſtandes? Du biſt ja nur noch fünf Stunden von Deiner Schönen entfernt! Iſt dieſer verwünſchte Sand nicht Dein heimathlicher Boden? Und biſt Du jemals ein ſolcher Tuckmäuſer geweſen, als wir noch in der Welt herumſchweiften? Willſt Du gerade jetzt, in dieſer verdammten Einöde, mit Deiner Hypochondrie mich anſtecken? Noch eine halbe Stunde mehr in dieſem Walde, und es wird kein Horn des Aſtolfo nöthig ſein, um mich verrückt zu machen!"

Wenn ein gutes Werk Deinen Verſtand retten kann, ſo erſinne ein Mittel, wie Du den Sohn eines unbemittelten Gentleman mit der Mündel eines reichen Reis- und Syrup-Händlers zuſammenbringſt. — Das Programm zu unſerm Feldzug? — Iſt ganz einfach! — Hat die Lady nichts dawider? So viel, als nur irgend ein romantiſcher Liebhaber ſich wünſchen kann. — Und die Stellung des Feindes? — Nun denn, Herr George Waſhington Jefferſon Frumy, den Du reſpektwidriger Weiſe Herrn Popkins genannt haſt, iſt der einzige Wächter und Beſchützer der Tochter eines verſtorbenen weſtindiſchen Pflanzers, deſſen Agent er ehemals geweſen.

Ich verliebte mich in Katty Lorinner von Hörenſagen, als ſie noch mit meiner Schweſter in die Schule ging, bekam ſie zu Geſicht, indem ich eine Gartenmauer erſtieg, und nach den gewöhnlichen Gelübden — Etwas zu romantiſch für einen Yankee! — Wies er mich ſchnöde zurück. — Weil? — In primis, weil ich nicht auch auf der Zuckerliſte ſtand, und in secundis, weil mein Vater Handſchuhe trug und kein Gewerbe trieb — zwei Flecken in den Augen des Herrn Frumy, die alle Waſſer des Niagara nicht von mir abwaſchen könnten. — Und was, zum Henker, hinderte Dich denn daran, mit ihr Reißaus zu nehmen? — Funfzig Antheile bei der Verſicherungs-Geſellſchaft von Manhattan, eine Goldmine in Florida, der Himmel weiß, wie

viele Orhoft Syrup und eine Million Morgen Landes an den Ufern des Miſſouri. — Tauſend Sapperment, das iſt ein leibhaftes Elvorado! — Alles das verwirkt ſie, wenn ſie gegen die Einwilligung des alten Frump heirathet. — Und dieſe Jo ſammt ihrem Argus trinken jetzt den Brunnen zu Saratoga? — Verſteht ſich. — Ich verwette meine fünf Finger gegen eine Nußſchaale, daß Du ſie haben ſollſt, noch ehe der Sommer herum iſt. — Gold und Alles? — Minen, Syrup und Acker von Miſſouri. — Thuſt Du das, Tom, ſo gebe ich Dir ein Geſpann von Virginiſcher Raçe, worüber Ascot ſtaunen würde, und noch als Zugabe die Verſicherung, Dir nicht ferner deshalb zu grollen, daß Du mich an den Ufern des Hermus mit Deinem Kameel überritten haſt.

Wir fuhren immer zu, durch dicke Waldung und gelichtete Strecken, durch Thäler, mit verſchlungenen Cedern und wilden Reben bewachſen, über Brücken aus Baumſtämmen, Moorland und Sandhügel, bis um die Abendzeit einige ferne Glockentöne oder die Klänge der Axt eines Holzfällers uns die Nachbarſchaft von Saratoga verkündigten. Nachdem wir eine Gruppe hoher Fichten umfahren hatten, kamen wir gleich in die breite Hauptſtraße des Dorfes. Prangende Kaufläden, ungeheure ausgedehnte Gaſthöfe, mit Fenſtern gleich Honigſcheiben, modiſche Müßiggänger auf ihrem Schlendergang zum Brunnen, behagliche Schmaucher auf den Kolonnaden, und ſtaubige, wohlbepackte Kutſchen, die von Thür zu Thür jagen, um Logis zu ſuchen; dies ſind die vornehmſten Partien des Abend-Gemäldes eines amerikaniſchen Badeorts.

Da es zum Gelingen des Planes, den mein Freund geſchmiedet hatte, nicht nothwendig war, daß meine Ankunft in Saratoga ein Geheimniß blieb, ſo hielt Jane an einem kleinen Wirthshaus am Eingang der Straße, lud mich und meine Bagage ab, und fuhr weiter nach dem Hotel Congreß-Hall, mit meinem beſten Segen und einen Empfehlungsbrief an meine Schweſter, die bei meiner Abreiſe von Montreal eben im Begriff war, in Geſellſchaft nach dem Brunnen zu reiſen. Da ich

in ſo tentaliſcher Nachbarſchaft nicht gern bleiben wollte, ſo miethete ich am nächſten Morgen eine Kutſche, ſchickte ein Billet an Tom und ſuchte ein Aſyl in Barhydt's Kolonie.

Herr Barhydt iſt ein alter holländiſcher Pflanzer, der, ehe man die Mineralquellen zu Saratoga (das etwa fünf Meilen von ſeiner Wohnung liegt) entdeckt hatte, im dichteſten Walde vergraben ſaß, und von Niemanden gekannt war, als von dem räuberiſchen Indianer. Der Himmel über ihm ſcheint von den rieſigen Tannen, die um ſeine Pflanzung ſtehen, getragen zu werden. Ein großer Teich von ovaler Geſtalt, der ſo tief in die Erde dringt, als die Tannen über dieſelbe emporſtreben, und im Schatten dieſer koloſſalen Bäume ſo ſchwarz wie der Cerberus erſcheint, liegt unter dem Fenſter des Wald-Koloniſten. Hier führte Herr Barchydt das beſchauliche Leben eines Holländers, ſprach mit ſeinen Gänſen und Küchlein holländiſch, ſang holländiſche Pſalmen, in die nur das Echo des mächtigen Waldes einſtimmte, und ſah niemals ein weißes Menſchen-Antlitz, ausgenommen, wenn er ſich die Mühe gab, in den Spiegel zu ſchauen.

Da kommt plötzlich ein wandernder Mineralog auf den Gedanken, das Waſſer von Saratoga zu koſten, und wie durch einen Zauberſchlag ſieht man um die Quelle herum einen Ort voll regen Lebens entſtehen, ein Dorf mit Gaſtwirthen, Apothekern, Brunnen-Aerzten, Zeitungen, Leihbibliotheken. Bald ergeht an jede Perſon von Bildung, von Welt- und Mode-Geſundheit die Aufforderung, wenigſtens den Juli und Auguſt jedes Jahres in Saratoga zuzubringen. Der Ort zählte ſchon 7000 Einwohner, ehe noch Herr Barhydt, der nur ein paar Stunden entfernt wohnt, ſein Daſein ahnte! Da wollt' es einmal ſein Unſtern, daß ein liebendes Paar, welches zu Pferde den Wald durchirrte, die mühſame Pflanzung auswitterte, und ſeitdem hatte der arme Holländer keinen ruhigen Tag mehr. Jeder Badegaſt in Saratoga ſprach bei ihm ein, ließ ſich ſeine Forellen ſchmecken, und ergötzte ſich in den düſtern Schatten am Teiche. Zu ſeiner Selbſtvertheidigung mußte der gute Mann

ein paar Zimmer mehr bauen lassen, seinen Kohlgarten einzufriedigen und auf seine Forellen einen Preis setzen. Ein Reisender in Nord-Amerika, der bei dem alten Barhydt nicht eingekehrt ist, macht sich derselben Unterlassungs-Sünde schuldig, als hätte er den Niagara nicht gesehen.

In einem der obengenannten neuen Gemächer einquartirt, mit einem grob gearbeiteten Stuhl und einem harten aber reinlichen Bette als einzigen Hausrath, erwartete ich voll verliebter Ungeduld den Erfolg von Tom Jane's Manövers. Barhydt's Gäste kamen selten vor zwei oder drei Uhr Nachmittags und die langen lieblichen Morgenstunden waren so ruhig, als ein Verliebter nur wünschen kann.

Lange konnte ich es aber nicht ertragen. Schon am zweiten Abend meines einsamen Aufenthaltes borgte ich Herrn Barhydt's versteiften alten Gaul und trabte auf demselben mit unsäglicher Mühe nach Saratoga.

Es war gerade zehn Uhr, als ich am Stalle der Congreß-Hall abstieg. Ich überließ den „Duivel" (Teufel), wie der alte Mann seinen verwitterten Hengst mit Stolz betitelte, einem Stallknecht, und schlich mich durch den Garten nach der östlichen Kolonade.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, wenn ich dem Zuhörer von unserem Congreß-Hall einen kleinen Begriff beibringe. Wohl vierzehn oder funfzehn Millionen Herren und Damen von weißer Farbe betrachten dieses hölzerne Babel als den wahren Palast der Freude, als einen Ort, nach dem man bangen und verlangen soll, als die Wiege der Liebe, als die Arena der Mode und Gott weiß was Alles mehr! Congreß-Hall ist, wie schon angedeutet, ein hölzernes Gebäude, dessen Flächenraum kein Mensch berechnen kann. Es liegt auf einer sanften Anhöhe und hat wenig architektonischen Schmuck, eine lange, mit Reben bekleidete Kolonnade ausgenommen. Eine melancholische Fichtengruppe regt über die Schornsteine empor und etwa fünf Minuten Weges vom Eingange schaut die düstere alte Wildniß in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät auf das Dorf hernieder.

In den heißen Sommermonaten ſpeiſen hier täglich fünfhundert bis tauſend Perſonen, trinken eben ſo viele Flaſchen der beſten Weine auf Erden, machen eine abendliche Promenade und gehen dann aus einander, um ihre Ballkleider anzuziehen. Es giebt noch mehrere Hotels im Dorfe, die eben ſo geräumig und mit Menſchen angefüllt ſind; Congreß-Hall iſt jedoch der einzige klaſſiche Ort.

Die Speiſetiſche wurden weggetragen. Den mit grünen Blumengewinden geſchmackvoll drapirten Boden des unermeßlichen Saales zierten außerdem noch amerikaniſche Flaggen und die Anfangsbuchſtaben alter Helden der Revolution. Die Muſiker ſpielten einen Walzer und zwar mit ſolcher Energie, daß die Kerzen wackelten. Der Ballſaal befindet ſich im unteren Flur, und die Kolonnade an der Seite des Gartens war mit Zuſchauern angefüllt; ein ganzes Chor dickmäuliger ſchwarzer Kerle, die zu allen Fenſtern hereinlugten, ſchlug mit Händen und Füßen den Takt zur Muſik. Meinen Hut etwas tief in die Augen drückend, ſtellte ich mich an das am wenigſten beſetzte Fenſter und harrte mit Ungeduld den Tänzern entgegen.

Als das Geſellſchaftszimmer ſich gefüllt hatte, kam eine Schönheit um die andere, ihren ſtattlichen Kavalier an der Hand, hereingeſchwebt. Und welche Schönen! Feine und zarte Geſchöpfe, wie Rotzſch's Engelgeſtalten, mit flammenden Augen gleich Muhammeds paradieſiſchen Jungfrauen, doch ſchüchtern wie die Antilope und von einem Wuchſe, wie ihn kein irdiſches Weib aufweiſen kann, die Amerikanerin allein ausgenommen. Wenn ich von der Schönheit meiner Landsmänninnen ſpreche, ſo ſchwillt mir das Herz. Es iſt mir, als hätte die neue Welt auch eine andere Gießform für ihre Mütter und Töchter. Ich habe in Frankreich geſeufzt, in Italien geliebt, habe auf den Sklavenmärkten des Orients an dem Anblick ſchöner Tſcherkeſſinnen mich geweidet und bin in London den britiſchen Grazien nachgelaufen — aber noch immer bin ich der Ueberzeugung, daß unter dem blauen Himmelsbogen kein ſo reizendes Geſchöpf Gottes exiſtirt, wie ein amerikaniſches Mädchen.

Jetzt trat mein Freund Tom in den Saal. An seinem Arm erblickte ich meine Angebetete. Noch nie war sie mir so reizend erschienen. Ihre durchscheinende Wange röthete sich eben durch den Einfluß der Beleuchtung und der Musik. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, ihre feinen Augenbrauen von mädchenhaftem Erstaunen etwas gespannt und ihr bloßer Arm lag sorglos und vertrauensvoll in dem seinigen, so weiß, rund und zart, als hätte ihn Canova aus cararischem Marmor gemeißelt. Habt ihr niemals eine Schönheit aus nordischem Blute gesehen, die in einem südlichen Klima gereift ist — ein dunkelblaues, nordisches Auge in die Gluthen der tropischen Sonne getaucht, den reflektirenden Verstand und die beharrliche Treue des Nordens mit dem Enthusiasmus, der Leidenschaft und Hingebung einer glühenderen Zone im herrlichen Gemisch — nun, so könnt ihr euch keine Vorstellung von Katharina Lorimer machen und jede Beschreibung ist unnütz.

Freund Tom walzte erst mit Katharinen, dann mit meiner Schwester, dann wieder mit Katharinen, worauf sie den Saal verließen, um in der Kolonnade frische Luft zu schöpfen. Ich war nicht eben eifersüchtig, aber es mißfiel mir doch, daß er sie so bald wieder engagirte. Er war der schönste Mann in der ganzen Gesellschaft und hatte auf unseren Wanderungen durch Europa und Asien meinen Stern nur zu oft verdunkelt. Es konnte mir also wenigstens der Gedanke durch den Kopf fahren, eine ähnliche Eklipse wäre auch an unserem amerikanischen Himmel nichts Unmögliches. Ich begab mich durch die Kolonnade in den Garten.

Jene „Kinder der Ewigkeit", wie Miß Lander sie poetisch betitelt, „die Abendwinde", wirkten so wohlthätig auf meine erhitzten Schläfe, daß ich Tom Fane mit heroischer Anstrengung wieder volles Vertrauen schenkte und den Garten verließ. Eine Schaukel hing zwischen zwei gigantischen Fichten, gerade unter der Balustrade. Ich warf mich in den gepolsterten Sitz und ließ hier meinen Betrachtungen volles Spiel.

Die sentimentalen Spaziergänger wandelten über mir hin

und her, und da ich Toms Stimme nicht hörte, so glaubte ich, er sei im Saale. Eine Dame und ein Herr, die schweigend auf- und niedergingen, blieben einen Augenblick stehen und lehnten sich der Schaukel gegenüber auf ein Geländer. So blickten sie eine Weile in die düstren Schatten des Fichtenhains, bis eine Stimme, die ich besser kannte als meine eigene, mit leisen und doch silberhellen Worten über die Schönheit der Nacht sich äußerte.

Sie erhielt keine Antwort. Nach einer Pause sprach sie, als wollte sie eine angefangene Unterhaltung wieder fortsetzen: Sind Sie auch sicher, daß Sie es wagen können, ohne Vermögen zu heirathen?

Ganz sicher, theure Miß Lorimer. —

Ich sprang von der Schaukel auf, allein ehe ich noch meine Lippen zu Verwünschungen öffnen konnte, hatten sich Beide im Gedränge verloren.

Halb wahnsinnig vor Eifersucht schritt ich den Garten entlang. — Sollte ich ihn augenblicklich zur Rechenschaft fordern? Sollte ich in den Ballsaal stürzen und den Verräther in ihrer Gegenwart entlarven? War es besser, in dem Teiche des alten Barhydt mein Dasein zu enden oder einem Indianerstamme mich anschließen und allen Weißen den Krieg ankündigen? — Oder sollte ich, konnte ich großmüthig sein, ihm ein Billet schreiben und ihn bitten, er möge mich wenigstens unter seine Hochzeitsgäste aufnehmen? — Ich trat ins Punschzimmer, verlangte Tinte, Feder und Papier und schrieb folgende Zeilen:

Theuerster Tom! Wenn Deine bevorstehende Hochzeit schon so offiziell sein sollte, daß Du einen Trauungszeugen gebrauchen kannst, so wirst Du mich zum glücklichsten Freunde machen, wenn Du mir dieses Amt überträgst. Dein ewig treuer N. N.

Nach Absendung des Billets eilte ich in den Stall, rüttelte den „Teufel" aus seinem Schlaf, schwang mich auf seinen eckigen Rücken und peitschte ihn wüthend zum Dorfe hinaus. Als wir in den Wald eintraten, erschien mir die nächtliche Landschaft wie dem alten wahnsinnigen Hyronimo in der spanischen Tra-

gödie, „ein verdüſterter Mond, erloſchene Sterne, heulende Winde, kreiſchende Eulen, krächzende Unken und eine Uhr, die Zwölf ſchlug".

Früh am nächſten Morgen ſtieg Toms Burſche vor Barhydts Thür vom Pferde und brachte mir folgende Antwort:

Theurer Junge! Der Teufel ſelbſt muß Dir mein Geheimniß offenbart haben. Sei überzeugt, daß ich keinen Andern als Dich bei der Feierlichkeit zu meinem Begleiter gewählt haben würde, und auf welche Weiſe Du auch meinen Plan entdeckt haben magſt, tauſend Dank für Deine großmüthige Einwilligung. Ich erwartete nichts Geringeres von Deiner edlen Sinnesart.

Ganz der Deinige. Tom.

N. S. Wenn es möglich iſt, ſo komme ich morgen früh zu Dir und bringe Material zum fünften Akt unſerer Komödie. — Komödie nennt Ihr das, Monſieur Jane?! — Es wurde mir dunkel vor den Augen, als ich den Wiſch zu Boden warf. Nach tauſend Racheplänen, die ich abwechſelnd ſchmiedete und wieder aufgab, erſuchte ich endlich den alten Barhydt, mir ſeine Jagdflinte zu leihen. Ich lud ſie, feuerte — in die Luft, warf mich erſchöpft aufs Bette und philoſophirte wieder über großmüthiges Entſagen.

„Die Morgenſonne ſtieg mir furchtbar empor." Es war mir, als könnte ich den Vöglein ihr ſpottendes Gezwitſcher nimmer vergeben. Der Reiher ſchwang ſich aus dem Rohrgebüſch in die Lüfte, die Lotusblumen ſchüttelten ihren Staub in den Teich, als der Morgenwind ſie weckte, und der fühlloſe alte Holländer ſaß fiſchend in ſeinem Kanoe und ſang einen ſeiner kauderwälſchen Pſalmen in einer Weiſe, die mich beinahe verrückt gemacht hätte. Ich ſtreckte mich am Ufer des Teiches meiner Länge nach aus und ſuchte den Sturm meiner Gefühle mit der erbärmlichen Schulweisheit: „Si gravis est, brevis est" zu beſchwören.

Ein Wagen raſſelte über die kleine Brücke, fuhr flink die Anhöhe hinauf und hielt vor Barhydt's Thür.

Wo biſt Du, alter Junge? rief Tom.

Ich würgte meinen Ingrimm nieder und eilte ihm entgegen. Tom hatte noch einen Fremden bei ſich, der eben vom Pferde ſtieg.

Tummle Dich! ſprach Tom, indem er meine Hand ſchüttelte; die Augenblicke ſind koſtbar. Heraus mit Ihrem Dintenſtecher, Herr Poppeltron; laſſen Sie den Herrn da unterſchreiben, dieweil ich meinen Klepper anbinde.

Was ſoll das, Herr? ſprach ich, als der Fremde mir ein Papier überreichte, auf dem mein eigener Name ſehr leſerlich geſchrieben ſtand.

Die Magiſtrats-Perſon ſah mich verblüfft an. Ein Heirathe-Kontrakt, wenn Sie erlauben, zwiſchen Herrn Friedrich — und der tugendſamen Jungfrau Miß Katharina Lorimer. Sind Sie nicht der in dieſem Inſtrumente genannte Herr?

In dieſem Augenblick erſchien meine Schweſter, das erröthende Mädchen an der Hand führend, legte ihre Arme um meinen Nacken und ließ uns allein. Es giebt Augenblicke eines ſeligen Gefühls, das jede zergliedernde Beſchreibung nur entweihen würde.

Der Dorf-Geiſtliche kopulirte uns in dem hehren Heiligthum des Waldes.

Der alte Barhydt und die Lotus-Blätter auf ſeinem Teiche waren die einzigen gleichgültigen Zeugen der Begeiſterung, mit der wir unſere Gelübde ausſprachen. Kaum hatte ich Katharina an mein Herz gedrückt, als Fane, der während der Ceremonie meine Schweſter häufiger angeblickt hatte, als meine Braut mit einem Male auf mich zuſchritt, eine Pergament-Rolle in meine Taſche ſteckte und nach dem Stall eilte. Die Klepper wurden vorgeſpannt, und noch, ehe ich mich von meinem Traum erholen konnte, ſaß ich als junger Ehemann zur Seite meiner Neuvermählten im Wagen.

Nun aber bitte ich Dich, ſprach Tom, wenn Du anders wieder ruhig athmen kannſt, mir zu ſagen, auf welche Weiſe Du ausfindig gemacht haſt, daß Deine Schweſter mir die Ehre erzeigt hat, meine Hand anzunehmen?"

Auf meine Erklärung hierüber gab es ein so unmäßiges Gelächter, daß die Tiefen des Waldes davon wiederhallten.

Wenn nun, sprach ich zu Tom, auch von meiner Seite eine Bitte erlaubt ist, so sage mir in des Himmels Namen, durch welche magische Kraft Du den alten Frump herumgekriegt hast?

Daran hängt eine lange Geschichte, lieber Freund, die Du haarklein erfahren sollst, wenn Du mir den Kuppelpelz nicht schuldig bleibst. Für's Erste sage ich Dir in gedrängter Kürze, daß Herr Frump nicht Dich, sondern Herrn Tom Fane (alias Jakob Phipps, stillen Compagnon eines Banquiers zu Liverpool) für den begünstigten Freier seiner schönen Mündel hält.

Vor lauter Entzücken über die Aussicht, die Miß in der Bank von Liverpool unterbringen zu können, hat er ihr großmüthiger Weise ihr ganzes Vermögen abgetreten, und seines Rechts auf die Controle desselben in einer Urkunde, die jetzt Deine Tasche beherbergt, sich begeben. In weniger als fünf Minuten wird er so angenehm überrascht werden, wie der größte Liebhaber von Ueberraschungen es nur wünschen kann.

Die Klepper machten Halt. Wir erstiegen die sandige Anhöhe am Brunnen und waren in wenigen Augenblicken am Thor der Congreß-Hall.

Die letzten Nachzügler vom Frühstück-Tische schlenderten in der Kolonnade herum, und der alte Frump las seine Zeitung unter dem Portikus.

Aha! Herr Phipps, sprach er, als Tom ihm seine Reverenz machte, schon so früh zurück, ja, ja?! Ich bildete mir ein, Sie und Käthchen würden bis zum Diner mit einander kosen!

Mein Herr! versetzte Tom sehr feierlich, Sie haben die Ehre, den Capitain Thomas Fane vom — ten Füsilier-Regiment Sr. Majestät zu sprechen, und sobald Ihnen etwas Muße zu Gebote steht, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen diesen Gentleman da als eben angetrauten Gemahl der Miß Katharina Lorimer vorzustellen. Herr Frump, Herr —!

Bei Erwähnung meines Namens wurde Herr Frump mit einem Mal kreideweiß. Aber nur ein geschickter Maler aus der

Niederländiſchen Schule könnte die Geberden wiedergeben, die er in dieſem Moment ſchnitt. Das Romantiſche meiner Geſchichte iſt nun vorüber. Herr George Waſhington Jefferſon Frump verließ Congreß-Hall noch denſelben Abend und hat ſeitdem eine Einladung zu Capitain Jane's Hochzeit unhöflich abgelehnt — vielleicht, weil Letzterer es verſäumte, ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit nach Saratoga zu bitten.

Dieſe Geſchichte, in einem liebenswürdigen friſchen und einem höchſt angenehmen Tone erzählt, verkürzte mir und Allen, die den Erzähler hörten, auf eine höchſt angenehme Weiſe die Zeit. Aber es war nicht die einzige Epiſode aus dem Leben des launigen Amerikaners, welche wir erfuhren. Er wurde nicht müde, während der ganzen Strecke zu erzählen, ſo daß wir die Gegenſtände faſt gänzlich vergaßen, an denen wir vorüber fuhren. Aber wer konnte das bedauern? Iſt nicht ein Menſch, der viel erlebt und dies zu erzählen weiß, wie unſer Amerikaner, der intereſſanteſte Gegenſtand, der mehr Beachtung verdient, als eine vor unſern Augen erzitternde Wieſenfläche und Baumgruppe, die um uns herumtanzen, oder Eiſenbahngebäude, welche mir vorkommen, wie vor Verwunderung über die rieſige Erfindung der Neuzeit verſteinerte Ungeheuer? — Ich wenigſtens ſchenkte dem Amerikaner meine ganze ungetheilte Aufmerkſamkeit, bis der Zug hielt und die Reiſenden, mit denen wir eine Strecke ſo nahe zuſammengelebt, nach allen Richtungen, vielleicht zum Nimmerwiederſehen, davon eilten. Aber manchen herzlichen Händedruck bekam unſer Amerikaner als Lohn ſeiner angenehmen, liebenswürdigen Unterhaltung, den er eben ſo liebenswürdig und artig hinnahm. Möge er, wenn er vielleicht dieſe Zeilen leſen ſollte, ſich meiner wieder freundlich erinnern.

Vierzehntes Kapitel.

In Hamburg.

Hamburger Physiognomie. — Gängen-Labyrinth. — Die Hamburger Männerwelt. — Das vergnügte Leben. — Lokale.

Es hat Alles seinen Uebergang. Das Gute wie das Böse schwindet. Die Zeit ist mächtiger als Alles, und das Leben ist nur ein Traum. Auch die schönen Tage von Arranjuez, oder vielmehr von Leipzig, verschwanden. Ich verließ diese Stadt, in der es mir so wohl erging, nicht ohne schmerzliches Bedauern; niemals werde ich die Theilnahme vergessen, die mir von allen Seiten zu Theil wurde. Es war mehr als ein verrauchender Enthusiasmus des Augenblicks; ich habe das bei meiner Wiederkehr empfunden.

Ich will mich nicht bei jeder Stadt aufhalten, die ich gesehen oder in der ich getanzt habe. Mein Verweilen an einem Orte war oft so kurz, daß ich nichts sah als die Bühne, auf welcher ich tanzte, mit Niemandem sprach als mit dem Direktor und nichts kennen lernte als ein dichtgedrängtes Publikum.

Ganz eigene Gefühle aber erwachten in meiner Brust, als ich in Hamburg einzog, in dieses London des Festlandes, welches weit und breit berühmt ist und von dem ich schon gehört hatte, als ich noch ein Kind war.

Die Stadt machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Jung und Alt ist hier so nachbarlich bei einander, wie in keiner

andern Stadt. Der Anblick ist höchst pittoresk, ein ewiger Wechsel, ein wunderliches Durcheinander der seltsamsten Contraste.

Die Stadt machte in der That einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich bei mir beschloß, sie unter allen Umständen genau kennen zu lernen. Ich sprach mich gegen einen meiner Reisegefährten, einen Hamburger, darüber aus und dieser sagte mir, es wäre für eine Dame unmöglich, Hamburg genau kennen zu lernen, denn es gäbe viele Straßen, wohin eine anständige Dame nie ihren Fuß setze und die gerade zu den charakteristischsten Hamburgs gehörten. Ebenso wäre es mit den Lokalen, die ebenfalls nur mit sehr wenigen Ausnahmen von anständigen Damen nicht besucht werden könnten.

Unter solchen Umständen bleibe mir nur Eines übrig, fuhr er fort; Sie müssen mit den Augen eines Andern sehen. Ein guter Freund mag den Schleier von den Mysterien fortziehen, den Sie selbst nicht lüften dürfen, und Ihnen dann getreulich Bericht erstatten.

Wohlan, sagte ich, wer könnte dieses besser machen als Sie. So leihen Sie mir also Ihre Augen.

Und Sie leihen mir gelegentlich Ihre Füße dafür, versetzte er scherzend.

Ich ging den Vorschlag ein und mein guter Freund versprach mir, sehr bald sein Versprechen zu erfüllen.

Drei Abende nun durchstrich mein Freund die Stadt nach allen Richtungen und ertheilte mir dann seinen Bericht. Man möge also nicht vergessen, daß die nun folgenden Beschreibungen von einem Manne aufgefaßt sind.

Ergeht man sich in dem schönen und noblen Stadttheile Hamburgs, in dem Theile, wo die großartigsten Gebäude und Anlagen sich vereint finden, wo man den frischen Hauch der Alster einathmet und in ihrer majestätischen Wasserfläche sich spiegelt, wandelt man durch die Alsterarkaden, wo der Kleinhandel sich in dem Glanze und Abstrahl der neuen Börse sonnt, durchschreitet dann den Bazar, dieses verwaiste Kind eines geschmackvollen Vaulurus, und der, da die Läden leer stehen, die

Börſe der Philoſophen zu werden verdiente, macht da die Runde, wo die Hamburger Bürger wie Könige wohnen und ihre Stadt wie ein großer feenartiger Palaſt erſcheint, mit einem Wort, hat man ſich ganz dem großartigen Eindruck des Jungfernſtiegs hingegeben und ſieht ſich dann plötzlich verſetzt in Hamburgs dumpfe und wenig beſonnte Gänge, ſo iſt das ein Wechſel, ein Contraſt, der ſo ſeltſam iſt, daß man glaubt zu träumen. Es ſchien mir dieſes Gängengewinde das chriſtliche Ghetto der Armuth zu ſein, entſtanden zu einer Zeit, wo Licht und Luft noch nicht für unbedingt nothwendige Erforderniſſe jedes Menſchendaſeins betrachtet wurden, zu einer Zeit, wo Hamburg, wie an vielen Stellen noch heut, dumpfig, finſter und ſchmutzig war, aber immer fertig zu dem Beweiſe, daß es ſich nirgends beſſer, freier, luſtiger als hier leben laſſe. Und in der That, ſo traurig auch die Empfindungen ſein mögen, die Eure Bruſt beengen, wenn Ihr dieſe zuſammengedrängten Häuschen, welche oft Käfigen ähnlicher als menſchliche Wohnungen ſehen, näher betrachtet, es werden euch aus dieſer Welt anſcheinend ſo gedrückten Menſchenlebens Klänge entgegentönen, die euch ſagen, es iſt die Armuth und das Laſter nicht allein, die ſich hier zuſammen finden, welche hier ihr Neſt aufgeſchlagen. Und ſo oft auch hohle Menſchenaugen aus den ſchwarz beräucherten kleinen und trüben Scheiben blicken mögen, oft ſehen wir auch Männer, ihr Pfeifchen paffend, in den Thüren dieſer Häuschen ſtehen, deren körperlicher Umfang es euch zum Räthſel macht, wie ſie hier ein- und auskommen können.

Dieſes Gängenlabyrinth iſt ſeltſamer Weiſe vom Brande ganz verſchont geblieben. Es wäre gewiß ein Glück für die Stadt geweſen, wenn dieſer Theil gänzlich mit abgebrannt wäre, denn in Verbindung mit der ſo berüchtigten und verrufenen Gegend in der Nähe des — Theaters iſt dieſer Stadttheil ein allzu häßlicher Fleck in Hamburgs origineller Topographie.

Merkwürdig iſt es, wie lange man in Hamburg wach iſt. Hier, wo der ganze Tag dem Geſchäfte gewidmet, beginnt die junge Welt erſt mit Einbruch der Nacht zu leben, und da der

Verdienſt für alle Klaſſen nicht unbedeutend iſt, ſo ſind für ſolche nächtliche Vergnügungen immer die Mittel da, und namentlich in den gewiſſen Gegenden iſt es bis lange über Mitternacht hinaus ein reges Treiben und Leben.

Eine höchſt eigenthümliche Phyſiognomie hat auch die Gegend des Brookes; hier eigentlich lebt das Urvolk von Hamburg, hier iſt Sprache und Art der niederen Volksſchichten mit allen ihren Tugenden und Fehlern traditionell geblieben. Daſſelbe gilt auch von der Gegend neben der Peterskirche und dem Pferdemarkt. Hier iſt beſonders ein ſeltſames Lokal, welches das Volk den Pferdeſtall nennt.

Es iſt heute der blaue Montag, Handwerksburſche und Hausdiener, Schiffer und Matroſe, Boerfuhrer und Quartiersmann ſtehen an der Kaſſe zum Pferdeſtall. Zwei Schillinge der Wirth, eine Marke der Gaſt, — dafür wird er ein Gläschen Wein mit wenigem Geiſt, aber gutem und gediegenem Waſſer an der Schenke erhalten.

Aber zuvörderſt iſt es nothwendig, ſich von der plötzlichen Blindheit zu erholen, welche den Gaſt beim Eintritt in den Salon befällt. Undurchdringlich iſt der Nebel, den der Dampf der Cigarren und der Lampen rings herum verbreitet.

Man muß mit dieſer Atmoſphäre erſt vertraut werden, ehe man die Gegenſtände im Salon einer genauern Prüfung unterwerfen kann.

Allons! allons! luſtig meine Herren! Der Tanz koſtet nur einen Schilling. Und die Muſik wahrlich macht ſich hören. Fehlt es etwa an Damen? Schauen Sie ſich um, blicken Sie hinein in das romantiſche Dunkel der Seitengallerie, und Sie finden die ſchönſten Geſichter, die der Aufforderung zum Tanze harren.

Dieſer Einladung wird im Augenblicke nachgekommen.

Man ſpringt an die Gallerie, macht den Damen eine kurze Verbeugung, bittet um einen oder mehrere Tänze, was ſelten abgeſchlagen wird, und befindet ſich im Augenblicke mit ſeiner Dame in beſter und herzlichſter Unterhaltung.

Dort fordert eine Blaujacke, ein kräftiger, vierschrötiger Hamburger, ein Mädchen zum Tanze auf, welches, demselben freundlich zunickend, aus seiner Loge heraustritt. An der Hand ihres zärtlichen Freundes schwenkt sie sich lustig im Kreise herum.

Noch geht Alles ruhig und gelassen zu, noch ruhen die Leidenschaften.

Die Uhr ist eilf. — Man tanzt, raucht und lacht, es ist ein allerliebstes Vergnügen. Wohl sechs Paare drehen sich im Saale herum, dazwischen ein paar pausbäckige Handwerksgesellen, wahrscheinlich weil Ebbe in ihrer Tasche ist und sie den Tanzschilling scheuen. In der Mitte steht ein philosophischer Knäuel ächt hamburgischer Kinder, die ihre Bemerkungen über Hannchen und Julchen machen, über Hans und Klaus ihre Tänzer, wohl auch öfters dieser oder jener Tänzerin einen verstohlenen Blick zuwerfen. Einige von ihnen haben Merkurssohlen an, solide Holzpantoffel, mit welchen sie dann und wann der kurzathmigen Musik, wenn diese zu schnell verrauscht, zu Hülfe kommen. Denn jeder Athemzug ein Schilling! — Und wer ist jener Mann im schwarzen Frack und Pantalons, mit entblößtem Haupte und einem Ernste, der einem römischen Senator zur Ehre gereicht haben würde? — Das ist der Herr Tanzmeister. Wie, ein Tanzmeister im Pferdestall? Nun, hier ist ein Salon, warum sollte der Tanzmeister fehlen? — Oder glauben Sie, daß sich nur die Beine der gebildeten Leute dressiren lassen? — Oder, daß der Pferdestall nicht auch einigen Anspruch auf Aesthetik macht? — Genug, hier ist ein Tanzmeister, also keine Glossen.

Die Uhr schlägt zwölf! Das ist die Geisterstunde. In früheren Jahrhunderten entstiegen um diese Zeit die Geister ihren Gräbern. Das ist vorbei. Die Todten spuken nicht mehr, und andere Geister entsteigen ihren nächtigen Herbergen und spuken in der Stadt umher. Die erste Stunde um Mitternacht ist der Höhepunkt der vergnügten Welt Hamburgs. Nun

erst bevölkern sich die Lokale, und auch im Pferdestalle wird es um diese Zeit erst recht lebendig.

Sehr, jetzt erst wird man hier warm, jetzt erst beginnt die Freude, jetzt hört man, daß sich hier Menschen befinden, die durchaus lustig sein wollen. — Herren und Damen sind in großer Zahl erschienen und einige derselben gehen sogar in seidenen Kleidern mit goldenen Ketten und Uhren umher. Man kann kaum seinen Augen trauen, und es scheint, als sei der Pferdestall plötzlich zu einem Hochzeitsschmause eingerichtet worden. Es kommen die Löwen, Vierländerinnen mit ihren langen Zöpfen, die am Tage Blumen verkaufen und des Nachts im Pferdestall städtischem Vergnügen fröhnen. Rührriger, regsamer werden die Gäste und an der Schenke stehen die Trinker dicht gedrängt. Auch den Damen wird präsentirt, man tanzt, man liebt, man lacht, man trinkt. Hier ist ein freundschaftlicher Zirkel.

Dann und wann öffnen sich die Flügelthüren ein wenig und ein Aufseher lugt in den Saal, denn der Pferdestall bekömmt seine Krisis.

Halt — da geht's schon los!

Da hat ein Hausdiener beim Tanze einen Schiffer auf den Fuß getreten, und der versteht keinen Spaß, zumal jener eine Dame, die ihm gerade am besten gefällt, am Arme führt.

Hast Du keine Augen, Tölpel?

Ne, nicht auf den Füßen.

Warte, ich werde Dir ein halbes Dutzend mehr am Kopfe machen, wenn Du noch nicht genug hast. Und dieser Drohung folgt die That. Wenn auch keine Augen, so werden es doch Löcher.

Christian hat Recht! Wilhelm hat Recht! so heißt es nun in der Runde. Augenblicklich bilden sich die Parteien. Die Damen entweichen in ihre Logen. In der Mitte des Saales setzt sich der Tumult fest, ein Knäuel von Armen ragt über die Köpfe empor. Die Musik paukt lustig drauf los und hofft mit den Beinen auch die Fäuste der Gäste zu entwirren. Doch

leider, bei allem musikalischen Sinn bleibt der Zauber wirkungslos. Weiter wird die Schlacht geschlagen, bis die Thüre des Saales geöffnet wird — und die Diener der Gesetze, Ruhe gebietend, eintreten. Aber die Gäste des Pferdestalles sind nun einmal dabei, der Kraft ihres einzigen Kapitals, ihrer Fäuste, sich bewußt zu sein. Mannsgefühl durchdringt sie. Selbst der Aufseher wird nicht respectirt und ohne Ceremonien aus dem Saale hinausgeworfen.

Wahrlich, bessere Eindrücke können vergnügte Menschen nicht auf einander machen, als hier geschieht. Das Blut fließt in Strömen. Die Damen schauen von ihren Logen aus, wie die Spanierinnen bei einem Stiergefechte, dem tollen Schauspiele zu. Die Musikanten haben sich ebenfalls längst in dieses Intermezzo gefunden und halten dieses musikalische Quodlibet, in welchem so wacker gepaukt wird, für ganz ergötzlich. Wie die Götter der Griechen, blicken sie von den Zinnen des Orchesters der Balgerei zu. Diese erreicht ihren Höhepunkt, die Damen beginnen ängstlich zu werden, sie schleichen auf Katzenpfoten nach der Thür, diese und jene kapert sich aus des verworrenen Haufens äußerster Linie einen Begleiter weg. Endlich vernimmt man Waffengeklirr, die Thür des Saales wird heftig aufgestoßen, und diesmal giebt es keinen Spaß. Es dringt Militair in den Salon. Jetzt erst hat das Volk Respekt. In einem Nu ist der Saal rein ausgefegt, die Rädelsführer werden beim Schopf genommen und unter nicht allzu freundlichen Liebkosungen, die jedoch keineswegs so blutig sind wie die bereits von den guten Freunden empfangenen, nach der Kaserne gebracht oder der Polizei zur Verfügung überlassen. Die Lampen strömen ihr letztes Licht aus, stille, öde, trostlos ist es in dem noch eben so belebten Lokale. Der Wirth berechnet seinen Schaden, läßt die Scherben der zerbrochenen Flaschen und Gläser aufsuchen, und das Vergnügen im Pferdestall ist aus.

Wenn man der so eben beschriebenen Scene im Pferdestall mit beigewohnt, so glauben wir, verspürt man keine allzu große Lust, den Fuß sogleich darauf in ein ähnliches Lokal zu setzen.

Wir müſſen erſt wieder ein bischen freie Luft ſchöpfen, ehe wir unſere Beſuche fortſetzen. Es iſt Mitternacht und der Himmel klar und freundlich ausgeſtirnt.

Wie, iſt das eine vergnügte Welt, die ſchläft?

Die ſchläft? Um Mitternacht ſchläft in Hamburg, wie geſagt, höchſtens der ſolide Bürger, und der gehört nicht zur vergnügten Welt, die wir jetzt beſchreiben. Wenn das Theater geſchloſſen, wenn ein Concert in der Walhalla oder in der Tonhalle beendet, ſo geht der Bürger am Arme ſeiner ehelichen Hälfte ſtill vergnügt heim, rückt die Nachtmütze über die Ohren, beſinnt ſich einen Augenblick, welche Geſchäfte er am andern Tage am erſten abzumachen habe, betet zu Gott um Verleihung eines gnädigen Courſes, eines gewinnreichen Geſchäfts, und läßt die vergnügte Welt ſich nach Herzensluſt herumtummeln und bummeln.

Der Wanderer aber, welcher ſich ein Bild von dem mächtigen Leben und Treiben des volk- und gewerbereichen Hamburgs zu machen gedenkt, kann an keinen Schlaf denken, denn das vergnügte Hamburg wacht bis zum neuen Morgen, und nur wenige Straßen wird man finden, in welchen nicht wenigſtens ein Lokal bis in die ſpäte Mitternacht hinein den Beſuchern geöffnet bliebe.

Ein zweites Lokal in der Nähe des Pferdeſtalles führt den poetiſchen Namen „das Blümchen.“ Das Innere iſt natürlich weit entfernt davon, dieſen Namen zu rechtfertigen. Wir wollen zunächſt nur die Vorhalle betrachten.

An beiden Seiten derſelben ſtehen vier große Tiſche mit Bänken; man ſollte faſt glauben in einer Schule zu ſein, aber die Leute, welche hier ſitzen, ſcheinen ihre Schule ſchon durchgemacht zu haben. Es ſind ganz anſtändige, ſolide ausſehende Männer und vielen derſelben merkt man Eheſtandsleiden und Freuden an. Alleſammt ſind ſie Handwerker. Was treiben dieſe Leute hier? Sie ſpielen Silentium. Am Eingange des Zimmers iſt eine kleine Bude, gerade groß genug für eine Perſon; darin ſitzt der mächtige Mann, der die Nummern aus dem

Beutel zieht und parteilos wie der Himmel den Zufall walten läßt. Neben ihm, außerhalb der Butike, ſteht ein Männlein mit einem ganz ehrwürdigen Höcker und dito Geſicht. Er ſteckt in ſeiner hellen baumwollenen Jacke ſo gemüthlich wie ein Kaninchen in ſeiner Pelzjacke. Dieſes Männlein, deſſen ſehr ehrenwerthen Charakter wir übrigens hier unangetaſtet laſſen wollen, iſt keine geringere Perſon, als der Wirth des Lokales ſelbſt. Er nimmt höchſt eigenhändig den Einſatz ein und ſtellt dem Gewinner ſeinen Antheil zu, ſtreicht das Entreegeld, wenn es an der Kaſſe, die ſich in demſelben Zimmer befindet, zu einem kleinen Häufchen herangewachſen iſt, ebenfalls ein und verlebt ſo den Abend, unbekümmert um die Außenwelt und das, was drinnen im Salon vorgeht, gemüthlich und harmlos. In der That hat das Männchen auch nicht die geringſte Veranlaſſung, unruhig zu ſein, denn er hat gute Fürſorge für die Erhaltung der Ordnung getroffen.

Treten wir nun in den Salon.

Iſt hier ein Muſentempel? Welch ein ſchöner großer Saal, und weſſen ſind die edlen Geſichter, welche über kleinen ſchwarzen Schildern mit goldenen Buchſtaben an den Wänden prangen? Es ſind die Büſten der größten Männer, welche Literatur und Kunſt je aufzuweiſen hatte, Schiller, Göthe, Herder, Shakeſpeare, Mozart und viele ähnliche Männer! Hat dies das Genie des Wirthes erdacht, um uns durch den hier dargebotenen tollen Contraſt die Lehre zu geben: alle großen Geiſter, ſo viele deren die Welt ſchon hatte und noch haben wird, werden die Materie nicht verbeſſern — das iſt das Volk! —

Welch eine tolle Welt! — Hier, wo die Bewohner der nächſten Umgegend ihren Tummelplatz haben, hier in Einem tollen Reigen ſeht ihr Knaben und Mädchen, die noch der Schule kaum entwachſen ſind. Es iſt ein wahrer Hexenſpuk, wie in der Sylveſternacht des Blocksberges. Hier tanzen ein paar alte Damen mit einander, verheirathete Frauen, denen nur der Beſen fehlt, um den Blocksbergritt mitmachen zu können. Seht ihre liebenswürdigen Mienen, über welche der

auf ſie herabblickende Schiller zu Stein werden müßte, wäre er es nicht ſchon.

Erhabener Dichter, haſt Du dieſes Volk Aeſthetik gelehrt? Iſt das das Volk, welches auf den Brettern, die die Welt bedeuten, Deine Jungfrau von Orleans, Deine Maria Stuart, Deinen Don Carlos ſieht? —

Eine tolle Welt! Ein buntes Gemiſch jeglichen Alters, vom Jünglings- bis zum Mannesalter. Das Auffallende aber liegt in dem Gemiſch alter Mädchen mit Kindern. So bewegt ſich das Volk auch in dieſem Lokale — nun, wie ſich das Volk eben bewegt. Doch laſſen wir die Betrachtungen und ſehen noch einmal mit ganzem Auge der Scene zu.

Der Tanz hat eben begonnen, der Herr Tanzmeiſter tritt raſch in den Kreis und hält den vordringenden Herren ein „bis hierher und nicht weiter" vor. Die Reihe hält ſtill, die Herren greifen in die Taſchen und in ihren Händen blitzt der Schilling, mit dem ſie ſich die Freuden ihres Paradieſes wieder erkaufen. Der Tanzmeiſter nimmt ein wenig Taback in den Mund und geht mit ſeinen Schillingen ab.

Iſt gerade ein ſehr luſtiger Bruder unter den Tänzern, wie eben der junge Geſelle mit dem Hut auf einer Seite und Waſſerſtiefeln, ſo macht er wohl allerlei Jokus, ehe er mit ſeinem Schilling herausrückt und der Tanz hat oft ſein Ende erreicht, ehe er begonnen. Eine Stunde verrinnt nach der andern, die Gäſte kommen und gehen, die Kaſſen des Wirthes füllen ſich in dem Maße, als ſich die ſeiner Gäſte leeren. Es wird immer flotter getrunken, immer flotter getanzt.

Die Damenwelt vermehrt ſich, die Geſichter beleben ſich, Arme und Beine der Gäſte beginnen den Rythmus des Tanzes mehr und mehr zu vergeſſen, und der Tanzmeiſter kaut raſcher ſeinen Taback. Der Menſch mit dem Hute auf der Seite und den Waſſerſtiefeln beleidigt eine Vierländerin. Allgemeiner Aufſtand, der Verbrecher fährt fort, tolle Streiche zu machen, und der Aufſeher faßt ihn beim Arme und führt ihn nach dem freundſchaftlichen Verkehr

So geht es fort, bis Müdigkeit und Ebbe der Tasche das Vergnügen unterbrechen, die Musik beginnt ebenfalls müde zu werden, der Saal wird leer, draußen ertönt es zum letzten Male: hier gewonnen! und des Blümchens vergnügte Welt ist heimgekehrt in ihre Wohnungen und in ihre Herbergen. Aber der Herr Wirth zählt behäbig seine Kasse nach, zieht seine helle Jacke aus, streift seine dito Nachtmütze über die Ohren, läßt die weiche Decke, wie die Wellen des Oceans über seine edlen Glieder zusammenschlagen, und schläft mit dem freudigen Bewußtsein ein:

Mein Blümchen blüht!

Und was denken die Männer hierüber, welche die Lokale besuchen? —

Sie denken nichts. Sie wollen sich amüsiren. — — —

Funfzehntes Kapitel.

Ein Maskenball.

Harlequin. — Der Doktor. — Masken. — Der Alster-Pavillon. — Die Bardewikerinnen.

Ein bei dem Volke ebenfalls sehr beliebter Salon befindet sich in der Neuen Straße.

Im Eingange ist eine Laterne, deren eine Seite ein Transparent hat, worauf die Worte stehen:

„Hier ist der Durchgang zum Tanzsaal."

Werfen wir also einen Blick hinein.

Wir winden uns durch eine enge Diele, treten über den Hof, zahlen an den Kassirer sechs Schillinge, wofür wir eine Anweisung auf Getränke erhalten, und hoffen nun eine Maskerade zu sehen. Ja, wahrhaftig, eine Maskerade ohne Masken.

Aber wie dem auch sei, wenn wir nur erst im Saale wären. Unsere Person kann sich keines allzu großen Umfangs rühmen, aber wir müßten uns schattendünne machen können, wollten wir eine Stellung, von der sich das Ganze einigermaßen überschauen ließe, erobern. — Der Saal hat ungefähr die Einrichtung und Größe des Pferdestalls, nur brennt hier Gas und die Seiten sind durch Säulen, nicht durch Gitter, vom Saale geschieden. Es herrscht darin auch nicht das romantische Dunkel des Pferdestalls. Wohl an dreihundert Menschen

ſind hier verſammelt, und da der Saal durchaus keine Nebenzimmer hat, ſo iſt dieſe Geſellſchaft ſo dicht zuſammengeſchichtet, daß man unmöglich frei umhergehen kann.

Was thun aber dieſe Leute hier, wenn ſie nicht tanzen, nicht ſpringen, ſich, mit Einem Wort, nicht rühren können?

Nun, ſie lachen, dazu gebraucht man ja weder Arme noch Beine.

Aber worüber lachen ſie denn?

Der Herr Hausnarr beginnt in einem Winkel des Saales mit einer andern Maske, deſſen Larve alles Maaß von Häßlichkeit übertrifft, eine Balgerei. Die Maske bedient ſich wacker ihrer Waffen und ſchlägt den Harlequin glücklich aus dem Felde. — Außer dieſen Masken ſind da noch zwei Matroſen mit Pfeifen im Munde und Hemden, die ſich von denen der anderen weiblichen wie männlichen Masken vortheilhaft auszeichnen.

Ein Ungar, deſſen Federbuſch an die Decke ſtößt und deſſen ganze Erſcheinung an die bleiernen Soldaten erinnert, mit welchen gute Väter ihre Bübchen erfreuen, tritt zu einigen Damen, macht eine ſteife graziöſe Verbeugung und reicht dem einen Fräulein den Arm, während die andere Dame ſich von einem altfränkiſchen Schulmeiſter umherführen läßt.

Dort ſtolzirt eine Tyrolerin in einem rothen Rocke, welcher gewiß ſchon dieſem Leben entſagt und ſich auf die Alterskarriere geworfen hatte, um dann als gutes Löſchpapier ein neues Leben zu beginnen. Von dieſer kleinen Donna hier ſeinen Studien entzogen und gewaltſam wieder in das Leben einer Maskerade geſchleudert, bemüht ſich der arme rothe Rock vergebens, ſeiner augenblicklichen Herrin wieder neuen Glanz und Anſehen zu verleihen.

Ein Mohr liegt geſtützten Hauptes in einem Winkel des Saales, er iſt krank geworden und ſeine Schweſter oder Freundin ſteht bei ihm. Mit dem einen Auge blickt ſie beſorgt nach ihm hin, mit dem andern lacht ſie die tolle Scene an, welche jetzt unter ihren Augen beginnt.

Freund Harlequin hat abermals mit der alten Maske angebunden und dafür Rutenſchläge erhalten. — Dieſmal aber gedenkt er, nicht ſogleich das Feld zu räumen. Er packt die Maske beim Rock und läßt ſie etwas unſanft zur Erde gleiten. Sie packt den Harlequin grimmig bei den Beinen, zieht ihn zu ſich herab und beide Leutchen wälzen ſich auf dem Fußboden herum. Die Zuſchauer lachen.

Die Hintenſtehenden ſind eben ſo wohl zu dieſem Zwecke hier und glauben für ihre ſechs Schillinge ebenfalls das Recht erkauft zu haben, Alles zu ſehen, was ſich nur irgend ſichtbar macht. Es entſteht ein entſetzliches Gedränge, die Hintern ſtoßen die Vordern und das Ende dieſer Scene iſt, daß ſich im Tanzſaale urplötzlich eine Pyramide befindet, deren Baſis Harlequin und die Maske und deren Spitze ein junger Menſch in gewöhnlicher Kleidung, aber mit einer Maske und einer langen Nachtmütze bildet. Und zwiſchen dieſen Extremen befindet ſich faſt die halbe Geſellſchaft von G.'s luſtigen Gäſten.

Allmälig entwirrt ſich der Knäul wieder, die beſtäubten Kleider werden mit der Hand gereinigt, die Muſik rauſcht von neuem, die große Trommel befeſtigt wieder das etwas locker gewordene Freundſchaftsband zwiſchen der Maske und dem Harlequin. Es beginnt ein Tanz.

Aber was iſt zu machen, da es in der That keinen Platz mehr giebt, auf welchem ein neues Pärchen ſich herumſchwenken könnte? Das Genie der luſtigen Geſellſchaft weiß ſich zu helfen. Man ſieht ein, daß die ganze Geſellſchaft ſich wie die Erde um ihre eigene Achſe drehen muß, ſoll nicht das Tanzvergnügen unmöglich werden. Die Geſellſchaft theilt ſich in verſchiedene Haufen, und ſtatt eines Paares tanzen jetzt ſechs, ſieben, acht Paare in- und aufeinander geſchichtet, und ſo ſtürzt die ganze Geſellſchaft im wilden Ritt, Häuflein hinter Häuflein, im Saale herum.

Welch eine Luſt! Wie beleben ſich die Geſichter aller der guten Mütter, die an der Seite des Saales mit ihren Töchtern herumſitzen. Wie erfreut iſt die eine, daß ſich ihr Hein-

rich in der weißen Mütze ſo drollig macht, und die andere, daß ihre Wilhelmine ſich in ihrem goldbeſtickten Oberkleide ſo gut nimmt.

Man ſieht glückliche Geſichter, ſelbſt Harlequins Maske lacht, obſchon er den letzten Schilling für ſein buntes Kleid ausgegeben und keinen Pfennig in der Taſche haben mag. Dafür legt er ſich das Privilegium bei, die beſcheidenen Taſſen Thee auszuſchlürfen, welche die guten Frauen ſich haben vorſetzen laſſen. Er braucht dazu keine Hände, ſondern legt, wie Gideons Schaar, gleich den Mund an die Taſſe, und ſo, friſch begeiſtert, ſtürzt er ſich wieder in den Strudel der über ihn zuſammenſchlagenden Menſchenwoge.

Und was geſchieht, da die Muſik ſchweigt und der Tanz aufgehört hat? — Welche Komödien beginnen nun? — Welche Intriguen werden jetzt geſponnen? —

Komödien? Intriguen? — Hierzu iſt in dieſem Saale weder Platz, noch Geld, noch Geiſt genug. Ein guter Theil dieſer maskirten Damen und Herren hat ſich vom Mittagsbrode das Geld zu ihren Flittern abgedarbt, ſo kommen die Meiſten mit leerem Magen hierher, und gehen hungrig zu Bette.

Bei Seite, bei Seite, meine Herren! ruft Harlequin; ein neuer Tanz. —

Wahrhaftig, jetzt bewegen ſich Frauenzimmer in dem Reigen, die mit Recht der Maske entbehren zu können glaubten. Ein Weib vom Umfange einer hundertjährigen Linde, mit einer Naſe, die an einem Feldwege als Wegweiſer ſtehen könnte, über die Jahre der Blüthe zehn Meilen weit hinweg, tanzt mit einem ſchmächtigen, zärtlichen Jünglinge, der wenigſtens ihr Urenkel ſein könnte. Vielleicht eine Meiſterin, dachte ich, die ihren fraumeiſterlichen Stolz in dieſem Eden der Gleichheit abgelegt und dem Jüngling einen glücklichen Augenblick bereiten will. Aber ich hatte mich geirrt, es obwaltete ein zarteres Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Antipoden. Der muthwillige Schalk Amor hatte den Jüngling verletzend getroffen und ſiehe, er liebte die Linde, welche ihn mit ihren langen Zweigen umfaßte und

ihn beſchattete mit den langen Spitzen ihrer großen ſchwarz-weißen Haube. Wie zärtlich ſie blickt, die edle Dame, und wie ſeelenfroh lächelt der Jüngling.

So geht das Vergnügen fort und währt bis ſpät in die Nacht hinein. So viele Menſchen der Saal nur irgend faſſen kann, läßt man hinein. Das Pantomimenſpiel der Masken bleibt immer daſſelbe. Es ſpricht keine ein Wort, bis ſie ſich demaskirt und man zum großen Theil — eine neue Maske erblickt.

Im Uebrigen bleibt die Ordnung. Muthwillige Leute werden hinausgeworfen und die ungeheure Heiterkeit hat ihren ungeſtörten Fortgang.

Endlich, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, entweder erdrückt zu werden oder durch den fürchterlichen Dunſt, welchen die hier zuſammengeſchichtete, kichernde, trinkende, tanzende und ſchreiende Menſchenmaſſe ausſtrömt, zu erſticken, verläßt man den Maskenball und freut ſich, dem wilden, wüſten Treiben entronnen, des friſchen Athmens einer reinern Gottesnatur.

* * *

Dieſem Lokal gegenüber befindet ſich ein zweiter, weithin bekannter, Tanzſaal.

Wer, der jemals auch noch ſo kurze Zeit in Hamburg war, kennt dieſen Salon nicht? Vielleicht habt ihr ſelbſt ſchon einen Blick in deſſen Myſterien geworfen, wo nicht, ſo folgt uns jetzt in dieſe laterna magica mit der Gewißheit, daß ihr vollkommene Befriedigung eurer Neugierde finden werdet.

In der That, es bietet ſich uns ein überraſchendes Schauſpiel dar. Der erſte Einblick in den Saal ſagt es uns, wir ſind jetzt an einem Orte, wo, wenn auch keine edlere, doch eine reichere Welt, in ihrer größeren Derbheit wenigſtens, verkehrt, als in den bisher geſchilderten Lokalen. Die immenſe Größe des Saales imponirt. Die Dekorationen ſind einfach aber geſchmackvoll, die Wände ſind mit Wappen in allen Variationen

geziert. Drei Kronenleuchter erhellen den Saal. Es iſt auch hier ein beſonderes Speiſezimmer, mit einem Wort, Alles ſagt uns, hier lebt eine ſogenannte beſſere Geſellſchaft.

So das Aeußere.

Betrachten wir jetzt dieſe beſſere Geſellſchaft.

Es iſt nach zwölf in der Nacht, das Vergnügen alſo auf ſeinen Höhepunkt. Aber noch hat man ſich nicht demaskirt. Das Publikum ſcheint indeß nicht auf die unter den Masken befindlichen Geſichter ſehr geſpannt zu ſein. Denn dieſe Masken ſind, bis auf eine einzige Ausnahme, eben ſo dürftig, durchaus eben ſo geſchmacklos wie die bei C. und zum großen Theil dieſelben. Eben derſelbe hölzerne oder ſteife Ungar ſtolzirt auch hier mit ſeinem langen Federbuſch umher; Matroſen, welche die Wirklichkeit zu treu copirt haben, oder überhaupt in zu naher Wahlverwandtſchaft zu ihren Masken ſtehen; ein Harlequin, wie der geſtrige, der nur die gute Eigenſchaft hat, den herumſitzenden Damen nicht die Taſſen zu leeren; Tyrolerinnen und dergleichen Masken mit denſelben reich gezierten Bruchſtücken einer ehemaligen wandernden Komödiantentruppe. Die einzige Maske, welche mit einigem Witz und charaktergemäßer Haltung die Aufmerkſamkeit eine Weile zu feſſeln weiß, iſt ein Quackſalber. Alle andern Masken ſind trocken, ledern, gewöhnlich in Bewegung, Haltung und Kleidung.

So die Masken.

Und wie ſieht die Geſellſchaft aus?

Sie giebt mehr zu denken.

Iſt denn kein Hogarth hier? Dieſe ſtumme Frage richtete ich mehr als einmal an mich, mit dem innigen Bedauern, daß eine Feder nur matt, nur flach die Phyſiognomie dieſer hier ſich bewegenden Geſellſchaft wieder geben kann. Nur durch Pinſel ließe ſich hier ſchreiben.

Doch wir wollen den Verſuch machen.

Es ſind hier alle Stände, welche Hamburg hat, vertreten. Man ſieht hier Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Künſtler, Soldaten, Bauern, junge und verheirathete Männer, Kinder von

vier Jahren bis zum Greise oder Greisin hinauf. Also auch jedes Alter hat hierher seine Repräsentanten gesandt.

Während des Tanzes steht der nicht tanzende Theil des Publikums, welcher aus denjenigen Gästen besteht, die sich entweder für zu alt oder zu gut halten, um mit diesen Damen hier zu tanzen, in der Mitte des Saales und macht seine Bemerkungen und Glossen stumm und flüsternd, aber nicht selten werfen die tanzenden Damen gerade nach diesem müßigen Publikum ihre Blicke.

Seht hier diesen jungen, rosigen Jüngling, welcher erst seit einigen Tagen vielleicht seine Lehrzeit überstanden hat, wie ernsthaft tanzt er mit einem alten Fräulein, dessen eingefallene, geschminkte Wangen und glanzlose Blicke zu auffallend ihren Bankerott an geistiger und körperlicher Frische erklären. Aber was schadet das? Extreme berühren sich, dieser Jüngling ist ein Liebhaber von Antiken. Und in der That hat er etwas sehr Klassisches in seinem ganzen Wesen. Die stolz aufwärts stehenden Vatermörder, welche seinem Kinn und dessen jungen Sprößlingen ein so solides, männliches Aussehen geben, der aus der Seitentasche seines Paletots herausguckende Taschentuchzipfel, welcher ebenfalls beweist, daß Monsieur ein Freund der hellen Farben ist, der blanke, glänzende Pariser Seidenhut, die enganschließenden, chokoladenfarbigen Handschuhe, das dünne, elegante Stöckchen mit dem weißen Elfenbeingriffe, welches er selbst beim Tanzen nicht abgelegt hat — alle diese Attribute eines angehenden oder vielmehr eines frühgereiften Stutzers besagen uns, daß der junge Mann heute hier vielleicht die ersten, doch sicher nicht die letzten Rosen der Liebe pflückt.

Was aber giebt es denn nun? — Alles stürzt nach einer Ecke des Saales. Ist ein Unglück geschehen? — Man ruft: Herr Doktor! Herr Doktor!

Es ist nur ein Witz. Der Quacksalber ist eben dabei, an einer Dame eine Operation zu machen. Er arbeitet mit einer großen Kneifzange an ihrem Munde und zieht ihr einen — Ochsenzahn heraus. Alles lacht, die kurirte Dame lacht eben-

falls und der Herr Doktor iſt ſo frei, ſich für ſeine Gefälligkeit, mit der er die ſchöne Dame amüſirt, verſchiedene Kleinigkeiten auszubitten, die ſie ihm gleich überreicht.

Jetzt beginnt wieder ein Tanz. Der Tanzmeiſter oder Tanzaufſeher, ein ehemaliger Lohnbediente, ſetzte ſich in Poſitur. Man ſieht es dem Manne an, daß er ein ſtrenger Zuchtmeiſter und feſt entſchloſſen iſt, die Befolgung der Geſetze zu erzwingen, welche der Wirth mit gedruckten Buchſtaben an die Thür geheftet hat.

Sie lauten ungefähr:

Es ſoll mit keiner Cigarre im Munde getanzt werden.

Die Herren ſollen hübſch die Hüte abnehmen.

Sporen ſind unterſagt.

Es ſoll Niemand eine Dame zum Tanze zwingen.

Auf den erſten Punkt hält der Tanzmeiſter ſtrenge, mit dem zweiten Punkt nimmt er es jedoch, wahrſcheinlich auf Befehl des Wirths, nicht ſo genau. Sporenritter ſind nicht da und Alles tanzt durchaus ohne Zwang.

Der Tanzmeiſter verfährt gegen jede Unregelmäßigkeit wenn ſie auch nicht in jene vier Punkte einſchlägt, mit nachſichtsloſer Strenge und einem Tone, der gerade keinen großen Reſpekt vor dem hier tanzenden Publikum beweiſt. Tänzer und Tänzerinnen werden nicht ſelten mit Härte traktirt, mit einem Wort, der Herr Tanzmeiſter führt, mit einem übrigens ſehr ehrenwerthen Eifer für die Befehle ſeines Herrn ſtrenges Regiment.

Aber die Herren amüſiren ſich göttlich. Allons, allons, angetreten zu einem Galopp! Und wieder getanzt und wieder die Damen gemuſtert, und wieder ſeichte Späße und Witze gemacht und eine neue Cigarre angezündet. Und wieder bohrt ſich die Wetternaſe durch den Haufen, und wieder zieht der Herr Doktor einem Mädchen einen Ochſenzahn heraus, und zum Schluß zankt ſich der Tanzaufſeher mit einem Menſchen, der durchaus von Beſchränkung auf einem Maskenballe nichts wiſſen, und mit ſeiner Cigarre im Munde tanzen will.

Wenn nun eine Dame auf Sie fällt und Sie ihr das Auge verbrennen? fragt der Tanzaufseher. Der Mann aber versetzt mit Stolz:

Alle Damen werfen ihre Augen auf mich, wenn ich auch nicht tanze, und es verbrennt sich doch keine ein Wimperchen. Der Herr Tanzaufseher lacht, die Gesellschaft lacht, die Damen lachen, der ganze Tanzsalon lacht — und doch werden und wurden so böse Romane hier gespielt!

Aber wenn der Teufel den Weiberrock trägt, so regiert Thorheit die Welt, sagt ein spanisches Sprichwort.

Die lieben, guten Mütter aber mit dem guten Papa und dem Söhnlein und Töchterchen, die hier in den Seitenlogen sitzen, um die Masken zu bewundern, — die studiren, wie die junge Welt erzogen werden muß, um keine alte zu werden, dabei sind sie herzensfroh und seelenvergnügt, trinken ihren Thee und schauen gemüthlich in das lustige Treiben hinein.

Außer diesen Volks-Salons, die wir ihrer ganz charakteristischen Beschaffenheit wegen hier aufgezeichnet haben, giebt es natürlich noch eine Menge Salons höherer Gattung, in welcher sich eben das Leben gleichwie in den niedern, nur mehr blasirt, wiederholt. Es giebt hier nicht einmal Stoff für einen unschuldigen Humor und deshalb wollen wir es unterlassen, sie zu schildern. Nun wollen wir noch im Vorbeigehen an die Töchter der modernen Civilisation in Deutschland erinnern, an die zahllosen Etablissements, Kaukasus-Hallen, Hallen zum deutschen Michel, alte Weinhallen, und wie diese Hallen in den Souterrains der neuerbauten Häuser, diese sonst schlechtweg Keller genannten Wohnungslokale alle heißen mögen, die sich in Lockpfeifen und Annonciren ihrer täglichen musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen in dem lokalen Anzeigeblatt, Spalten und Seiten lang hintereinander überbieten. Hier besorgt eine junge Schottin im National-Kostüm, dort eine reizende Circassierin, ebenfalls im phantastischen National-Kostüm, die Aufwartung, hier sollen die Gäste entscheiden, welches Mädchen am würdigsten ist, die Aufwartung zu übernehmen, dort hat eine

junge Mecklenburgerin den Sieg über ihre Concurrentinnen davon getragen, und die Gäste werden nun aufgefordert, die Siegerin in Augenschein zu nehmen.

Von diesen Volkskellern und ähnlichen Etablissements wußte man früher nichts, sie sind erst nach dem Brande, und besonders erst nach der Vollendung der Eisenbahn zwischen Hamburg und Berlin entstanden. Die großen, geräumigen Souterrains schienen gleichsam dazu entworfen und eingerichtet zu sein, und es ist eine Eigenthümlichkeit bei dem lebenslustigen Hamburger, daß er lieber im Keller als im Zimmer dem Vergnügen und der Weinlaune nachgeht. Er glaubt sich hier unter der Erde einsamer, abgeschlossener und ungesehener; seine Zechfreuden bekommen dadurch mehr den Anstrich ausgelassener Orgien.

Wie eben auf die Sitte, so wirken diese Etablissements mit ihren Unterhaltungs-Elementen auch auf den Kunstgeschmack und besonders auf den Theaterbesuch sehr nachtheilig ein, was schon oft zu öffentlichen Klagen und Beschwerden mit Recht Veranlassung gegeben hat. Man amüsirt sich hier beim Glase Wein oder Grog, der sehr billig, und hier eben so gut oder besser als im Theater oder Concert ist.

Die Natur des gewöhnlichen Hamburgers ist im Allgemeinen derb, macht keinen Unterschied zwischen den Kunstgenüssen, die er hier oder in den Theatern haben kann; hört er doch auch hier Arien und Duette aus den neuesten Opern, und dieses für nichts, ja, um die Rivalität mit den Theatern dem Anscheine nach noch mehr zu verwirklichen, sieht er hier und da in diesen Etablissements sogar noch dramatische Scenen. Eine einfache Gardine, ein großes Tuch bildet den Vorhang, dieser wird bei Seite gezogen und die Comödie beginnt.

* * *

Eine besondere Erwähnung verdienen wohl die in der Vorstadt St. Pauli befindlichen, den Londoner Pfennig-Theatern nachgebildeten Schillings-Theater, deren es hier zwei, drei neben

einander giebt, und die in großen, schwarzen Buchstaben die stolzen Inschriften: „Hamburger National-Theater," „Harmonika-Theater" oder „Kasperle-Theater" zur Schau tragen. — Wären nicht die regelmäßig gebauten weißen Häuser, freilich nur von einem Stock, man würde glauben, daß der berühmte Tespis hier noch seinen Umzug halte. Aber diese Theater und Gesellschaften sind stehend und fest, alles ist auf längeres Bleiben eingerichtet. Große mit gelben Buchstaben auf schwarzem Grunde und auf Leinwand gemalte Anschlagzettel von wenigstens vier bis fünf Fuß Höhe melden, daß man heute „Norma", „das Nachtlager von Granada", „Faust's Höllenfahrt", „die Räuber von Schiller" oder dergleichen aufführt. Einige der Schauspieler oder Schauspielerinnen, in altdeutscher oder ritterlicher Tracht, stehen in den Pausen beständig vor oder richtiger in der Thüre und führen eine Art Stegereif-Komödie auf, die ihrer gewöhnlichen Witze halber stets von dem gaffenden Haufen angehört und belacht werden. Ist dieser Entree-Akt vorbei, so wird noch einmal die Anzeige und Aufforderung an das Publikum gerichtet, daß man das heutige Stück zu sehen doch nicht versäumen solle und so weiter. Manche, ja Viele eilen auch wirklich hinein, zahlen ihren Schilling und placiren sich auf den niedrigen Bänken, so gut es gehen will. Jetzt wird die Thür geschlossen, weil die Vorstellung beginnen soll, wird jedoch nach einer Viertelstunde schon wieder geöffnet, weil die Oper „das Nachtlager von Granada" bereits beendigt ist. Ein Akt dauert hier kaum fünf Minuten und besteht in der Regel aus einer Arie und einem kurzen, gewöhnlich auch sinnlosen Dialog. Die Zuschauer strömen hinaus und die Scene in der Thür beginnt von neuem. In der Regel wird so eine Vorstellung an Sommerabenden, von Nachmittags vier Uhr an, drei bis fünf Mal wiederholt. Die Bühne ist schmal, klein und flach und scheint für alle Stücke nur eine einzige Dekoration zu haben. Das niedrige Haus ist nur durch zwei bis drei schlecht brennende Lampen erhellt — kurz, es geht hier ganz so her, wie in den Pfennig-Theatern in London. Sonderbar, daß auch diese Zu-

stände auf einen tieferen Zusammenhang mit London hinzudeuten scheinen.

Wenn ich die bisherigen, das gesellige Hamburger Leben betreffende Schilderungen, ausführlicher behandelte, so muß ich zu meiner Entschuldigung doch als Grund anführen, daß ich dies allein nur deshalb that, um meinem möglichst vollständigen Gemälde eine historische Basis unterzubreiten. In dem rohen und lockeren Boden wurzelten die bunten gemischten Lebensfreuden und Lebensgenüsse des alten Hamburg. Ich muß allerdings sagen, daß die Civilisation auch hier bereits zu lichten und zu sichten beginnt. —

Es giebt übrigens auch in Hamburg Plätze, wo man mit Vergnügen weilen kann, wo man von der Derbheit, die sich hier überall noch ziemlich breit macht, nicht berührt wird. Es sind ihrer eben wenige. Charakteristisch sind in dieser Beziehung die Wasser-Pavillone.

Während in der alten „Alsterhalle" die junge kaufmännische Comptoir- und Ellenpflanze ihre Zweige in einer gewissen Verwilderung ausbreitet, ist der älteste und eigentliche „Alster-Pavillon", in welchem immer „mit hoher bürgerlicher Erlaubniß" geraucht wurde, auch noch jetzt derjenige Einigungspunkt, der eine Rolle in der hamburgischen Societät und Entwicklung spielt. Der „Alster-Pavillon" weiß ein eigenes Lied, ein zur Wehmuth stimmendes Epos von dem hamburgischen persönlichen Lebensverkehr zu singen. Hier mischten sich von jeher manche intelligente Charaktere unter einander, von hier ging der Professor und Dramaturg Z. in seine Klasse, um mit Geist und Geschmack den Terenz und den Juvenal zu erklären, oder in das alte Stadttheater, um Dichter und Schauspieler zu recensiren; hierher kamen die literarischen Notabilitäten, die fremden und einheimischen Künstler, hier sammeln sich noch jetzt um ihre bestimmten Tische junge Gelehrte und Künstler, hier sind Viele mit dem von Kühne und Anderen charakterisirten schmarrenreichen Gesicht und dem natürlichen Unterhaltungstalent, der

Zeichner S. und Andere sind Stammgäste und bringen Reisegäste, wie Heinrich Heine, mit.

Ja, der „Alster-Pavillon" niedrig und traulich an, oder richtiger auf der Alster gelegen, weiß ein interessantes Lied, eine pikante, alt-englische Romanze über das Hamburger Leben zu singen und wenn der Mond sich in der klaren Alsterfluth spiegelt und die weißen Schwäne der geselligen Freudenwinkel, wo manches gute, tüchtige Wort gesprochen und gewechselt wurde, mit stillen, sanften Kreisen umziehen, spät noch in der Nacht oder vielmehr Morgens um zwei Uhr, dann scheinen alte italienische Märchengestalten aus Eichendorff's Erzählungen hier wach zu werden und in den Lüften über dem Alster-Pavillon einen Reigen aufzuführen, wie man es von den Schlachtfeldern erzählt hat.

Ich lebe der Ueberzeugung, „der letzte Alster-Pavillon-Gast" wird nicht zur Ruhe gehen, er wird den Geisterreigen auf dieser Stelle aufführen, wenn auch dieser — letzte — Pavillon verschwunden ist, alle Gläser und Worte verklungen sind, die hier um Mitternacht von jeher durcheinander rauschten.

* * *

Keine deutsche Stadt hat indeß eine so originelle Außenseite als gerade Hamburg. Man nehme nur z. B. den Dovenfleet Dieser sogenannte Dovenfleet ist mit keiner andern Straße irgend einer deutschen Stadt zu vergleichen. Sie ist so eigenthümlich wie eine Straße überhaupt nur sein kann. An beiden Seiten ist sie durch engaespaltene Gänge geklüftet, sogenannte Treppenstühle winden sich über Kellerhalsen hinan und dazwischen giebt es so kleine Häuschen, daß man nicht anders glauben kann, als ein Viertel zu sehen, in welchem die Armuth ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. So ist es aber nicht. Es wohnen hier ganz anständige und solide Bürger, die emsig ihre Geschäfte treiben. Hauptsächlich aber ist sie von Schiffer und Bardowikerinnen bewohnt und die Letztern geben der sonst so

originellen Straße ſogar einen romantiſchen Anſtrich, der uns mit ihren übrigen Eigenſchaften in etwas ausſöhnt.

Die Bardowikerinnen nämlich, deren Tracht höchſt originell iſt, haben hier ihre Niederlage, welche hauptſächlich in Zippeln (Zwiebeln) beſteht, wovon ſogar ein Theil der Straße den Namen führt, da, wo ſie nämlich beim Zippelhauſe heißt. Das Zippelhaus ſelbſt iſt ein breites, ſcheunenartiges, finſteres Gebäude, und ſieht von außen bei Weitem nicht ſo freundlich aus wie von innen, wenn nicht gerade die Bardowikerinnen, die immer ſchäkern, immer freundlich ſind, ihre Zwiebeln feilbietend, vor dem Hauſe ſitzen.

Die Geſchichte der Entſtehung des Zippelhauſes wurde mir in Kürze, wie folgt, erzählt.

Bardowik war ehedem eine ſehr anſehnliche Stadt, ward aber gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von Heinrich dem Löwen zerſtört. Der Sage nach ſpielte ein Stier den unſchuldigen Verräther, indem er den Belagerungstruppen des Herzogs eine ſeichte Stelle zeigte, durch welche Entdeckung die Einnahme Bardowiks gelang.

Sechszehntes Kapitel.

Letzter Eindruck in Hamburg und Altona.

Böſe Träume. — Ein heiterer Morgen. — Improviſirte Bekanntſchaft. — Blankeneſe. — Vollſtändige Kur und glückliches Ende.

Die Erzählung meines Hamburger Freundes hatte mich in eine ſeltſame Aufregung verſetzt. Als er ſich von mir verabſchiedete und ich einſam auf meinem Zimmer ſaß, das von einer Aſtrallampe nur matt erleuchtet war, ſchuf ſich meine rege Phantaſie wunderlich groteske Scenen. Ich hatte einen Blick auf die Schauplätze gethan, auf denen die Luſt- und Trauerſpiele zur Aufführung kommen, die wir mit den Namen Myſterien belegen. Das Wetter war gegen Abend noch unfreundlicher, noch ungaſtlicher geworden. Mich beherrſchte ein gewiſſes Gefühl der Furcht, ſo daß ich nicht gewagt haben würde, irgend eine Geſellſchaft, einen Vergnügungsort, ein Theater zu beſuchen. Sollte in dem eben Gehörten wirklich das geſchildert worden ſein, was Hamburg charakteriſirt? Ich konnte es nicht glauben. Es waren mir ja doch auch lachende, unſchuldsvolle Geſichter begegnet, auf denen ſich die Schlaglichter unlängſt gefeierter nächtlicher Orgien nicht wiederſpiegelten, ſondern die heitere Ruhe

eines ſich ſelbſt genügenden arbeitsvollen Lebens, die ſittliche Zuverſicht und der Geiſt, der über den materiellen Genuß hinaus nach etwas Edlerem und Höheren ſtrebt.

Selbſt im Schlaf konnte ich die Bilder und Scenen nicht los werden, welche jene Erzählung heraufbeſchworen hatte. Die Nacht wurde mir entſetzlich lang und ich dankte Gott, als der erſte Schimmer des jungen Tages meine Gardinen erhellte. Ich ſtand auf, warf mich raſch in meine Morgenkleider und trat an's Fenſter. Der Himmel hatte ſich erheitert, die letzten Sterne verblichen eben im Weſten, während von Oſten her der erfriſchende Morgenwind meine heißen Wangen kühlte. Ich athmete wieder freier auf. Die Nachtgeſtalten waren von dem erſten Hahnenruf in Nebel und Dunſt zerfloſſen und konnten mich nicht mehr necken und ängſtigen.

Ich beſchloß mit eigenen Augen mir Hamburg anzuſehen und mir ein eigenes Urtheil zu bilden. Die ſchönen, ſtattlichen Häuſer rechts und links am Alſterbaſſin tauchten nach und nach aus dem Morgennebel hervor; die von der Morgenſonne angehauchten Fenſter blitzten mir ſo freundlich entgegen, als wollten ſie mir zurufen: fürchte dich nicht! hinter den Vorhängen, die uns größtentheils noch verhüllen, wird bald ein friſches heiteres Leben erwachen und dich überzeugen, daß unſer Hamburger Landsmann wahrſcheinlich ein zu großer Freund des Pikanten, ein Verehrer Sues und der übrigen Myſterienſchreiber iſt.

Mir wurde von Minute zu Minute leichter um's Herz. Sobald ich gewahrte, daß ſich im Hotel Leute zu rühren begannen, klingelte ich nach meinem Frühſtück und ließ mir's trefflich munden. Meinen Stuhl und Tiſch hatte ich mir an's Fenſter gerückt, ſo daß ich die Straße entlang nach den Alſterarkaden hinüberſchauen konnte, die ſich vom Anfang des Jungfernſtiegs bis zur Schleuſenbrücke hinerſtrecken. Die Kaufläden waren noch geſchloſſen und überhaupt nur wenig zu ſehen oder zu beobachten, aber gerade dieſe Stille that mir wohl, ich konnte meine Gedanken ordnen, ohne durch das Geräuſch des geſchäftigen Tages verwirrt und betäubt zu werden.

Ich machte mir meinen Reiseplan fertig und beschloß, so zeitig als es nur irgend paßlich sei, meinen Ausflug anzutreten.

Wohin? das war freilich eine Frage, über die ich, ohne einen Cicerone an der Seite zu haben, nicht entscheiden konnte, ich überließ mich also dem Zufall und vertraute meinem guten Stern, der mich wie die Weisen aus dem Morgenlande schon dahin führen werde, wo sich etwas Genießbares finden lassen werde.

Gedacht, gethan. Ich ging auf's Gerathewohl durch mehrere Straßen und Gassen, bald rechts, bald links, bald gerade aus. Ich mag in meiner eleganten Morgentoilette in so früher Stunde eine auffallende Erscheinung gewesen sein, denn Viele der an mir geschäftig Vorübereilenden blieben erstaunt stehen und sahen mir mit seltsamen Hm's und Na's kopfschüttelnd nach. Das kümmerte mich wenig, da ich ja das Angestaunt-werden gleichsam als eine Kunst treibe. Ich hatte nicht eben etwas sonderlich Bemerkenswerthes getroffen, bis ich auf einmal einen herrlichen Platz vor mir sah, geschmückt mit einem großartigen prachtvollen Gebäude. Unwillkührlich blieb ich davor stehen. Allen Respekt vor dem Kunstsinn der Hamburger, sagte ich halblaut vor mich hin. Ein Herr, der eben von der entgegengesetzten Seite kam, hatte mich wahrscheinlich schon in's Auge gefaßt, und seine Glossen über die fremde Spaziergängerin gemacht. Er hörte mein Compliment auf seine Landsleute, lüftete artig den Hut und sagte lächelnd: Sie bewundern, meine schöne Dame, unsere Börse. Nicht wahr, wir können stolz auf ihren Erbauer sein. Es ist oder es war leider einer meiner Verwandten, der Baudirektor Wimmel.

Ich dankte ihm für seine freundliche Zuvorkommenheit, sagte ihm kurz, daß ich fremd in Hamburg sei und gestern eine so wunderliche Schilderung der Stadt habe anhören müssen, daß ich mir vorgenommen habe, mit eigenen Augen mir ein anderes freundlicheres Bild zu gewinnen.

Das heiß' ich entschlossen gehandelt, sagte der Herr. Selbst-

ſehen, Selbſturtheilen das iſt die Hauptſache; durch das Oh
ſchmeichelt ſich ſehr oft etwas bei uns ein, was gar nicht de
Anſehens werth iſt und umgekehrt, wir ſchaudern oft vor etwa
Gehörtem zurück, was in der Nähe angeſehen, gar ſo abſchrecken
oder gefährlich nicht iſt.

Sehr wahr, mein Herr, ich hoffe an Hamburg das Zweit
ſelbſt zu erleben. Da wir nun aber einmal ins Geſpräch ge
kommen ſind, ſo erlauben Sie mir wohl die Frage, iſt dieſe
Gebäude nicht älter, als die übrigen rund umher? — der Brand —

Ach, ich verſtehe, Sie meinen, ob die Börſe erſt nach der
Brande erbaut iſt? Nein, wunderbarer Weiſe iſt ſie mitten i
dem ungeheuren Flammenmeere, das ſie auf allen Seiten um
loderte, allein unverſehrt geblieben: Selbſt das Element ſchein
Reſpekt vor der Hamburger Börſe gehabt zu haben. Schöne
konnte ſie wohl auch ſchwerlich aus dem Schutt wieder erſtehen
Dieſe prächtige drittehalb hundert Fuß lange Front — di
Breite beträgt 178 Fuß — wie freundlich und doch wie ſolide
einer Welthandelsſtadt gewiß würdig. Sie giebt der Pariſe
ſchwerlich etwas nach. Sie ſollten nur das Innere ſehen; abe
es iſt jetzt viel zu frühe. Noch ſchlafen die Börſenkönige un
träumen nur von Hauſſe und Baiſſe; ſo lange aber zu warten
bis dieſe Träume Wahrheit werden, dazu haben Sie vielleich
keine Zeit. Der innere Raum von 28,000 Quadratfuß mi
ſeiner Erleuchtung von oben und ſeinem offenen Corridor un
den anſchließenden Sälen würde Ihnen gewiß imponiren
Mittags Schlag 1 Uhr ruft die Börſenglocke zu dieſem Merkur
tempel und ladet die Prieſter des Gottes zum feierlichen Dienſ
Lächeln Sie nicht, mein Fräulein, hier wird in der That o
über das Wohl und Wehe der armen Sterblichen Gericht ge
halten und nicht immer ſind die Richter mild, menſchenfreund
lich und gemüthlich. Sie wiſſen ja, wer die Gemüthlichkeit i
Geldſachen geradezu ableugnete. Er war ein Mann von Fac
und mußte das wohl verſtehen. —

Während dieſer Plauderei waren wir bis zu dem Arkaden
Gebäude gekommen, das an der einen Seite der Börſe lieg

Mein neuer Bekannter, übrigens ein ganz hübscher Mann und vielleicht auch ein guter Gesellschafter, machte Miene, sich zu empfehlen, fragte aber doch in einer Anwandlung von Neugier, wohin ich nun mich zu wenden gedenke.

Ja, wenn ich das wüßte, erwiederte ich lachend, ich suche die guten Seiten Hamburgs auf, das ist Alles.

Und dürfte ich nicht vielleicht das Glück haben, Ihr Führer zu werden? fragte er zögernd. Nach zwei Stunden würde ich über meine Zeit verfügen, und auch meine Schwester einladen können, uns zu begleiten.

Sie sind überaus gütig; ich bin fremd und auf Reisen macht man eben nicht viel Umstände. Gut, ich nehme es an. Ich werde Sie in meinem Hotel erwarten, und die Zeit bis dahin möglichst gut zu verwenden suchen.

Der junge Mann, offenbar ein wenig überrascht, daß er so mühelos reussirt habe, beurlaubte sich und versprach, pünktlich Wort zu halten, nachdem er mir noch den Weg bis nach dem Hopfenmarkt beschrieben hatte, dessen Besuch gerade in der Morgenstunde ich ja nicht versäumen solle, da ich dort ein wahrhaft anziehendes buntes und für Hamburg charakteristisches Lebensbild vor mir aufgerollt finden werde.

Er hatte wahr gesprochen. Eine solche hin- und herwogende chaotisch durcheinander sich schiebende Menge geschäftiger Menschen aller Stände, aller Nationalitäten hatte ich kaum jemals auf einem verhältnißmäßig doch nur beschränktem Raume gesehen.

In den größten Theatern der civilisirten Welt habe ich kunstreiche, sogar geniale Scenirungen gesehen. Ich möchte aber wohl wissen, ob irgend ein Regisseur zu finden ist, der das Stückchen Leben, welches sich hier auf dem Hopfenmarkt durch einen Zufall in Scene setzt, auf der Bühne durch ein noch so geschicktes Arrangement zu copiren vermöchte. So liefert der Zufall und die Natur das Unerreichbare, das unwiderstehlich Fesselnde. Ein Miniaturbild des Weltmarkts, aber die Figuren sind alle lebendig aus der Leinwand herausgetreten, sie verschieben sich zu tau-

ſend und aber tauſend Gruppirungen, eine immer intereſſanter und bunter als die andre.

Ich blieb wie angefeſſelt ſtehen, allein unter den tauſend hin und wieder ſich drängenden Menſchen, regungslos an meinen Platz gebannt. Niemand kümmerte ſich um mich, hatte doch jeder genug mit ſich ſelbſt, mit ſeinem Geſchäft, mit ſeinem Gewinn zu thun, und es ahnte wohl kaum einer von allen, daß er einer flanirenden Künſtlerin Stoff zu ernſten Betrachtungen mitliefern helfe.

Mein Verſprechen, den Fremden in meinem Hôtel zu erwarten, machte es mir endlich zur Pflicht, dem Genuß einer ſolchen Scene zu entſagen und mir den nächſten Weg nach dem Jungfernſtieg zurückzeigen zu laſſen. Die Kellner und der Portier mochten wohl aus mir und meiner Morgenpromenade nicht recht klug werden können. So sans façon, ohne Begleitung, nicht einmal mit Hülfe einer Droſchke — dahinter mußte etwas ſtecken. — Ich wunderte mich daher auch gar nicht, daß der Oberkellner faſt unmittelbar hinter mir in mein Zimmer trat und mir die Fremdenliſte zur Einzeichnung präſentirte. — Auf den Zehen hinter meinen Rücken ſtehend, buchſtabirte er meinen Namen wie er friſch aus der Feder herauskam nach — und ſein Geſicht verzog ſich zu einem wunderlichen Miſchmaſch von Ueberraſchung, Pfiffigkeit und Verlegenheit, da ich mich ſchnell umwendend, ihm das Papier zurückreichte.

Sennora .... ſtotterte er und wollte wahrſcheinlich irgend eine höfliche Dummheit begehen; ich aber ſchnitt ihm das Wort ab, indem ich mich kurz umwendete und Anſtalten traf, meine Toilette zu verändern.

Zur feſtgeſetzten Zeit ließ ſich ein Herr Doctor M. und ſeine Schweſter bei mir melden. Es war der Erwartete, er hatte alſo Wort gehalten. Wir ſtellten uns nun gegenſeitig hergebrachter Maßen vor, wechſelten einige Complimente und geriethen dann in ein ziemlich lebhaftes Geſpräch über Hamburgs Sehenswürdigkeiten über ſeine Vorzüge und Schattenſeiten.

Der Doctor ſchien bei ſehr guter Laune zu ſein und ſich

darin zu gefallen, seine Landsleute, die wackren wohlbehäbigen norddeutschen Republikaner, mit der feinen Leibwäsche, dem besten Magen von der Welt und mit der natürlichen Anlage bei guter Zeit corpulent und ehrwürdig auszusehen, im heitersten Lichte bei mir einzuführen. So ein richtiger Hamburger, sagte er, sieht immer ernsthaft und vornehm aus. Die Ruhe ist das Charakteristische an seiner Erscheinung, aber in dieser Ruhe liegt zugleich etwas Gutmüthiges und das unterscheidet ihn von John Bull; er ist ein Deutscher — damit ist alles eigentlich schon gesagt.

Kennen Sie, fragte seine Schwester, die ebenfalls den Typus einer echten Hamburgerin an sich trug, ein hübsches rundes Gesicht, beinahe schon etwas zu voll für ihr Alter, denn sie konnte kaum 22 Jahre zählen — kennen Sie die Leidenschaft eines Hamburger's? er hat eigentlich nur eine: es ist die Leidenschaft im Sommer auf's Land zu gehen und wenn wir doch zusammen einen Ausflug machen wollen, so können Sie sich mit eigenen Augen überzeugen, welche Berechtigung er zu dieser Leidenschaft hat.

Ich stimmte mit Vergnügen ein, ließ den schon bestellten Wagen vorfahren und in wenigen Minuten befanden wir uns auf dem Wege nach Blankenese. Es ging rasch hinaus nach der Schwesterstadt Altona, die Palmaille hinunter am Schauspielhause, dessen Berühmtheit darin besteht, daß selten ein Direktor seine Rechnung darin findet, vorüber nach dem Eisenbahnquai. Der Doktor ließ hier halten; denn er wollte mich die reizende Aussicht von dieser ziemlich bedeutenden Höhe über den majestätischen Elbstrom mit seinem jenseitigen lachenden, waldbewachsenen, hügelförmig sich hebenden und senkenden Ufer und auf den zu unsern Füßen sich ausbreitenden Hafen, genießen lassen. Ja, hier ist's schön! welch' ein reiches großartiges Entfalten millionenfacher Kräfte, die der Mensch alle in seinen Dienst gezwungen hat! Die Verlebendigung von tausend genialen Gedanken, kühnen Berechnungen, glücklichen Entdeckungen! Hier sind sie ausgebeutet, um dem Menschen die raffinirtesten Genüsse,

dort, um ihm den größten Gewinn und wieder am dritten Orte, um ihm nur die saure, kargen Lohn abwerfende Arbeit zu gewähren!

Wer das Alles schildern, im Detail ausmalen wollte, der würde doch nur Stümperarbeit liefern und doch dem, der einen solchen Anblick noch nicht genossen hat, keinen Begriff von dem Eindruck beibringen können, den diese Rundsicht auf den Beschauer macht. So will denn auch ich auf einen solchen Versuch verzichten und nur versichern, daß man den dreist Lügen strafen kann, der da behaupten wollte, Altona also die nächste Nachbarschaft Hamburgs sei von der Natur vernachlässigt, langweilig. Was das Leben in der Stadt selbst betrifft, das kann allerdings wohl so langweilig sein als das Leben in P . . . ., das will ich nicht bestreiten; aber die Umgebung entschädigt den Besucher tausendfach.

Wir fuhren weiter. Wollen Sie auf ein Paar Augenblicke das Grab eines deutschen Dichters besuchen? fragte der Doktor; so machen wir einen kleinen Umweg nach Ottensen. Dort schläft an prunkloser Stätte unter Blumen und Rasen gebettet unser Klopstock der Dichter der Messiade und der, einst das ganze Vaterland begeisternden Oden.

Ich sagte natürlich nicht nein, er hätte sonst denken können: die Tänzerin kümmert sich freilich nicht um einen armen deutschen Dichter. Und er hätte mir damit Unrecht gethan. Die Kunst, wo und wie sie auch zur Erscheinung kommt, in welcher Zone, in welcher Sprache, in welchem Kreise, sie schlägt das Band einer universalen Seelenverwandtschaft um alle, die ihr heute noch huldigen wie um die, welche vor Jahrtausenden sich ihre Priester und Priesterinnen nannten. Auf dem Wege nach seinem Kirchhof erzählte uns des Doktors Schwester in einem wirklich ehrfurchtsvollem Tone mancherlei Rührendes von dem verstorbenem Dichter. Jedes Wort gab einen schönen Beweis, wie lebendig die Erinnerung an ihn und die Verehrung seines Genius in der Seele dieses Mädchens lebte.

Ich besuche sonst nicht gern Gräber. An dem Klopstocks

könnte ich aber ohne Grauen verweilen; es athmet hier Alles milde Ruhe, die zum ernſten Nachdenken wohl, aber nicht zur Trauer ſtimmen kann. Der Schmerz des Todes iſt hier überwunden und verklärt.

Dem Kirchhof gegenüber liegt Rainville's Hotel. Wir ließen dort auch dem Verlangen nach materiellem Genuß ſein Recht geſchehen, promenirten nach dem beſcheidenen Dejeuner in dem teraſſenförmig bis zur Elbe ſich erſtreckenden Garten und fuhren dann durch die meilenlang ſich hinziehende ununterbrochene Reihe von Landhäuſern, Gärten und Parkanlagen nach Flottbeck, dann weiter über Deckenhuden nach Blankeneſe. Das iſt ein luſtiger, bunter Ort, man muß ſchon beim Anblick der über und unter einander bald auf Bergen, bald im Thale liegenden rothen, gelben, grünen und orangen Häuſer lachen, man wird heiter, man weiß nicht wie. Es liegt eine unſterbliche Komik über dem Ganzen. Alles iſt angevinſelt, aber ſo freundlich und traulich, als könnte es nicht anders ſein. Der grüne, ſaftige Hintergrund der bewaldeten Hügel paßt ſo hübſch dazu, daß man ſich ordentlich beſinnen muß, ob die Landſchaft zu den Häuſern apart beſtellt iſt, oder die Häuſer zur Landſchaft. Es iſt, als ob irgend ein neckender Berggeiſt ſich den Spaß gemacht hätte, ein Stück Alpengebirge einmal über Nacht hierher mitten in das ebene Marſch- und Wieſenland zu verſetzen, den Hamburgern und Holſteinern zur Luſt und Freude. Wir verſagten es uns nicht, den Elbchimboraſſo, wie man den Süllberg nennt, zu erklettern und einen Blick hinaus auf die endlos ſich hinausſtreckende und in die Nordſee verlaufende Waſſerwüſte zu werfen. Damit waren wir am Endpunkte unſerer Parthie angelangt, und es war Zeit umzukehren, wenn wir noch flüchtig alle ſonſtigen Sehenswürdigkeiten Hamburgs in den Nachmittagsſtunden Revue paſſiren und Abends das Theater beſuchen wollten.

Nun, fragte meine Begleiterin, kennen Sie nun den Grund der leidenſchaftlichen Vorliebe der Hamburger für das Landleben? Ich denke ja und doch iſt das nur eine Seite, ein kleiner Kreis-

ausſchnitt. Blieben Sie länger bei uns und lernten Eimsbüttel, Langenfelde, Eidelſtedt, Eppendorf, Winterhude und wie die Orte alle heißen, kennen, ſie würden uns um die reiche Auswahl von ſchönen Parthien in unſrer nächſten Nähe beneiden.

Ich glaubte meiner jungen Freundin ohne weitere Betheuerungen. Ich war ausgeſöhnt und ſo recht innig erfriſcht durch dieſen Ausflug, erfriſcht auch durch die ſo zufällig gemachte Bekanntſchaft zweier liebenswürdigen Menſchen, die ohne alle Affectation und ohne Aufdringlichkeit ſich mir genähert hatten und von meinem Stand, meinem Ruf weiter keine ſonderliche Notiz nahmen. Das iſt weit wohlthuender, als wenn immer die zufälligen Aeußerlichkeiten des Berufs, der Schönheit, des Namens die Hauptrolle ſpielen und der Menſch an ſich nur wie ein überflüſſiger Apendix jener Nebenſachen behandelt wird.

Nach unſerer Rückkehr dinirten wir in der berühmten Alſterhalle, beſuchten die Elbhöhe, hamburgiſch-poetiſch der Stintfang genannt, den botaniſchen Garten, beſichtigten das großartige Poſtgebäude, das Denkmal Adolphs IV. und das Maria-Magdalenen-Kloſter, die Neubauten der Kirchen von St. Peter und St. Michaelis und das Hamburgiſche natur-hiſtoriſche Muſeum, zwar nicht in der Reihenfolge, wie ich ſie hier aufgezählt habe, ſondern wie ſie uns gerade im Wege lagen und ich kann verſichern, daß ich ganz anders von Hamburg denken lernte. Die Eindrücke des geſtrigen Abends waren gänzlich verwiſcht, alles Unheimliche, Myſterienhafte war verſchwunden und es blieb mir nur das Gefühl des Behaglichen, ernſthaft Geſunden, Deutſch-Kräftigem übrig.

Ich war alſo vollſtändig hergeſtellt und es drängte mich, meinen Begleitern zu wiederholten Malen meinen Dank für die glücklich gelungene Kur auszuſprechen.

Wir fuhren nach dem Stadttheater, um der Oper beizuwohnen und ſo den Tag zu beſchließen. Schon auf dem Wege hatte ich bemerkt, daß meine junge Freundin mich öfters forſchend angeblickt und dann gelächelt hatte. Sie ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben und ich geſtehe, daß ich neu-

gierig war, was es wohl sein könne. Ein Wunsch, eine Bitte oder ein Geheimniß? Aber wir hatten uns ja noch nie im Leben gesehen, hatten nie in einer Beziehung zu einander gestanden.

Als wir nach der Loge hinaufstiegen, brach sie endlich ihr Schweigen, und sagte, meinem Arm vertraulich fassend: Vielleicht sind wir einander doch nicht gar so unbekannt; ich wenigstens habe gerade in den letzten Tagen recht oft Ihren Namen von den schönen Lippen einer jungen Frau gehört und es ist jedesmal recht sehr dabei gelacht und geneckt worden, da ein gewisser neugebackener Ehemann immer etwas roth und verlegen dabei wurde. Nun rathen Sie!

Ich blieb verwundert stehen. Wer könnte das sein?

Nun vielleicht habe ich noch heute das Vergnügen, Ihnen sowohl die neckende junge Frau als den erröthenden Ehemann vorstellen zu können. Sie dankten uns vorhin so oft für die glückliche Kur, die uns bei Ihnen gelungen sei. Dieser junge Mann ist auch ein Geheilter, aber er war weit bedenklicher krank als Sie, er litt am Herzen, am Gehirn und an einem Anfall von Treulosigkeit. Nach einer sehr schweren Krisis ist endlich Besserung erfolgt ...

Bei diesen Worten flog das Mädchen, meinen Arm loslassend, plötzlich an den Hals einer Dame, die von der andern Seite uns entgegenkam, küßte sie herzlich und führte sie zu mir. Meine liebe Jugendfreundin Emilie, jetzige Madame P., und dort ihr Herr Gemahl, fügte sie hinzu, indem sie einem Herrn zuwinkte, der in einiger Entfernung mit dem Rücken uns zugewendet gestanden, bei dem Ton ihrer Stimme sich aber umgedreht hatte, Herr P. aus Dresden.

Ich fuhr erstaunt zurück, brach aber schon im nächsten Augenblick in ein herzliches Lachen aus. Wer es war? nun kein Anderer als mein glühender Anbeter aus Dresden.

Wieder überflog flammende Röthe sein Gesicht und das junge Weibchen machte eine Miene, aus welcher sich der Schluß eines ganzen Romans hätte abschreiben lassen; ich aber rasch

entſchloſſen, trat auf beide zu, faßte ihre Hände und legte ſie mit einem herzlichen Druck zuſammen.

Was fehlt nun noch? fragte ich.

O nichts, nichts, rief mein Ehemaliger. Es iſt Alles erfüllt, was ich gewünſcht, Alles vergeſſen, was ich geträumt, aber ich werde Ihr freundliches Bild doch immer im Herzen bewahren, wenn's meine liebe Frau erlaubt.

So endet dieſer Roman und mit ihm vorläufig auch meine Memoiren.

Berlin, Druck von W. Büxenſtein.